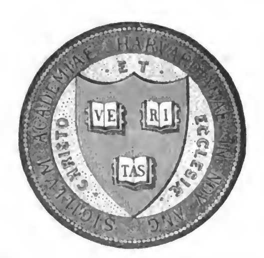
Berichte über die Verhandlungen der Königlich Sächsischen ...

Königlich Sächsische Gesellschaft der ...


VE
RI
TAS



BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

FÜNFZIGSTER BAND.

1898.

LEIPZIG

BEI B. G. TEUBNER.

Lowell fund.

INHALT.

BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

FÜNFZIGSTER BAND.

1898.

I.

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER.
1898.

SITZUNG VOM 5. FEBRUAR 1898.

Herr Ratzel legte vor eine Arbeit über Sebastian Münster von **V. Hantzsch.**

Herr **Hultsch** hielt einen Vortrag „über die Gewichte des Alterthums, nach ihrem Zusammenhange dargestellt“ (erscheint in den „Abhandlungen“).

Herr **Sievers** gab einen vorläufigen Bericht über seine Entdeckung der Principien der hebräischen Metrik.

Herr **Böhtlingk** schickte eine Fortsetzung seiner „Kritischen Miscellen“ ein (Fortsetzung zu Bd. L, S. 138).

Herr **Ratzel** reichte den ersten Theil seines am 10. Juli 1897 gehaltenen Vortrags über das Problem des Ursprungs der Völker ein.

Friedrich Ratzel: *Der Ursprung und das Wandern der Völker geographisch betrachtet. Erste Mittheilung: Zur Einleitung und Methodisches.*

I.

Die Geographie und das Ursprungsproblem.

Meine Absicht ist nicht, die Gesammtheit der möglichen Zeugnisse für den Ursprung eines Volkes zu prüfen, und noch weniger, den Ursprung der Menschheit oder ihrer Rassen zu erforschen. Ich stelle mir die viel bescheidenere Aufgabe, Lücken in den Methoden auszufüllen, die bei den Studien über den Ursprung eines Volkes oder einer Völkergruppe angewendet werden. In der unübersehbaren Literatur über die Ursprünge der Völker werden die körperlichen und geistigen Merkmale, der ganze Culturbesitz und besonders die Sprache, die Ueberlieferungen, die vorgeschichtlichen Reste und die geschichtlichen Aufzeichnungen ausführlich behandelt. Auch der Boden wird nach allen seinen natürlichen Merkmalen manchmal genau beschrieben, sowohl der Boden des Ursprungslandes, als der eines durchwanderten Landes, jener in der Regel besser als dieser. Am wenigsten Beachtung findet aber merkwürdigerweise gerade die Thatsache der Wanderung selbst, die doch in jedem Ursprungsproblem eine Hauptsache ist. Fast Niemand, der über Völkerursprung schrieb, schenkte bisher

dem Mechanismus der Völkerbewegungen Beachtung; und doch hängt von der Erkenntniss des Wie? der Wanderung die Einsicht in das Woher? und Wohin? ab.

Der Ursprung eines Volkes kann immer nur geographisch vorgestellt werden. Von einem Theil der Erde geht ein Volk aus, nach einem anderen zielt es hin und zwischen diesen beiden Gebieten liegt ein Weg, d. h. ein verbindendes Gebiet, das selbst wieder ein grosses Stück Erde umschliessen kann. Soweit man sie kennt, kann man diese Gebiete wie andere geographische Grössen nach Längen- und Breitengraden, nach ihrer Lage zu den Himmelsrichtungen und nach der Höhenlage bestimmen, ihren Flächenraum ausmessen. Es kann nicht anders sein, als dass in jeder Forschung und Betrachtung über den Ursprung eines Volkes rein geographische Verhältnisse zu berücksichtigen sind, die immer um so deutlicher hervortreten müssen, je näher die Aufgabe ihrer Lösung gebracht ist. Kann doch diese Lösung nur darin bestehen, die Bewegungen der Völker an bestimmte Oertlichkeiten zu knüpfen. Thatsächlich fehlen diese auch in keiner Betrachtung oder Arbeit über Probleme dieser Art, sind sogar häufig der einzige feste Kern, der durch die Schwankungen angeblich wissenschaftlicher Hypothesen, die aber oft nichts als Träume waren, sich erhält. Gelingt die Lösung eines solchen Problemes, so tritt sie als eine Thatsache der mechanischen Biogeographie in geographischem Gewande vor uns hin, denn sie besteht in der Bestimmung dreier geographischer Räume, von denen einer das Ursprungs-, der andere das Wander- und der dritte das Wohngebiet ist. Alle drei werden womöglich auf einer Landkarte eingetragen, wenn auch selten in scharfer Begrenzung; auch die Wege des Wandergebietes sind durchaus nicht als Linien, sondern immer nur wieder als Räume zu denken und zu zeichnen. Man sieht, dass es hauptsächlich auf die Bestimmung der *geographischen Lage* ankommt. Mit dieser ist für jedes der Gebiete eine Summe von geographischen Eigenschaften gegeben, die die Völkerbewegungen beeinflussen und zwar besonders in den Wandergebieten. An der Erreichung eines solchen Zieles hat aber die Geographie selten mitgearbeitet. Sie liefert sozusagen nur die Unterlage, die Karte, die zu Grunde gelegt wird, und überlässt die Bestimmung der Gebiete der Geschichts- und Sprachwissenschaft. Sie frägt überhaupt nach der Herkunft der Völker gewöhnlich nur, wenn es im Interesse einer Classification sich

darum handelt, die Linie zu ziehen, die verwandte Völker und Völkergruppen umschliesst. Im Uebrigen beschränkt sie sich auf die Lage und Grenzen der Völker von heute.

Und doch bietet der Vorgang der Wanderung aus einem Lande in ein anderes eine ganze Reihe von Erscheinungen, denen die Geographie näher kommen kann als jede andere Wissenschaft, weil sie eben geographischer Natur sind. Diese *geographischen Elemente* treten aus jeder geschichtlichen oder sprachwissenschaftlichen Behandlung und sogar aus den mythologischen Ursprungs- und Wandersagen hervor. Die Betrachtungen in LASSEN's Indischer Alterthumskunde über den Ursprung der Arier bilden einen rein anthropogeographischen Abschnitt. Es handelt sich dabei um Länder, Wege, Unterschiede der geographischen Verbreitung, Entfernungen u. dgl. So geht auch jede Betrachtung des Ursprunges der Polynesier von einer Insel oder Inselgruppe als Anfangspunkt aus, sucht von ihr den Weg oder die Wege nach anderen zu verfolgen, wobei oft speciellere geographische Fragen zu beantworten sind, wie z. B. nach den Inseln die unterwegs berührt werden konnten, und auch die vorwaltenden Winde und Meeresströme, selbst die Dünungswellen in Betracht gezogen werden müssen. Hypothetische Ursitze werden sogar mit topographischen Eigenschaften ausgestattet, nachdem sie ohne deutlich erkennbaren Grund mit einer instinctiven Vorliebe nach ganz bestimmten Oertlichkeiten verlegt worden sind. Das wird uns zwingen, überhaupt die Frage nach dem Wesen der Begriffe Ursitz und Stammland aufzuwerfen.

Die Aufgabe der Geographie in dieser Frage ist aber durchaus nicht darauf beschränkt, den Boden zu zeichnen und zu beschreiben, auf dem die Bewegungen stattfinden. Die ganze *Beziehung des Beweglichen zu seinem Boden* ist Gegenstand der Geographie. Auf dem Boden zeichnet sich die Bewegung gleichsam ab, daher messen wir am Boden ihre Geschwindigkeit und bestimmen nach der Art, wie sie den Boden in Anspruch nimmt, ihre Art und Grösse. So wie die Voraussetzung des Verständnisses der Thier- und Pflanzengeographie die Einsicht in die Wanderungen der Pflanzen und Thiere ist, so gehört zur Anthropogeographie die *Lehre von den Völkerbewegungen.* In jeder pflanzen- und thiergeographischen Abhandlung finden wir die Wanderungen und die passiven Bewegungen, die verschiedenen Bewegungs- und Transportmittel berührt oder eingehend dar-

gestellt; ausführliche Abhandlungen sind über einzelne Bewegungsvorgänge und Wanderungen geschrieben worden. Für den Menschen ist in dieser Beziehung viel weniger geleistet worden. Man hat noch nicht die verschiedenen Arten seiner Wanderungen und seiner passiven Bewegungen genau studirt und unterschieden. Wie die Völkerbewegungen sich mit der Volksvermehrung und mit den durch die Cultur immer inniger gemachten Beziehungen zum Boden ändern müssen, bleibt zu untersuchen. Auch welche Mittel uns die Verbreitung der Gedanken und Werke der Völker an die Hand giebt, um daraus auf die Verbreitung der Völker zu schliessen, hat die Ethnographie noch nicht hinreichend untersucht.

In der Behandlung der Ursprungs- und Wanderfragen ist es sehr wesentlich, *Gebiet und Volk* zu sondern. Jenes ist bleibend, dieses vorübergehend. Ein Land bleibt viele Tausende und vielleicht Hunderttausende von Jahren dasselbe, nachdem ein Volk es verlassen hat. Seine Bewohner dagegen ändern sich. Völkerverschiebungen können bewirken, dass es ganz andere Bewohner erhält, als früher darin sassen. Demgemäss ist es eine ganz verschiedene Fragestellung: Ursprungsland oder Ursprungsvolk? Der Ausdruck: die Polynesier stammen von den Malayen, hat viel Widerspruch erweckt, der geschwiegen hätte gegenüber dem Ausdruck: die Polynesier stammen aus dem malayischen Archipel. In sehr vielen Fällen ist die geographische Fragestellung die einzig mögliche. Wenn die Germanen aus den Ostseeländern verschwinden, aus denen sie nach Westen und Süden hin die gothischen und deutschen Stämme abgegeben haben, so kann man kein Stammvolk bestimmen. Die Slawen haben seine Stelle eingenommen. Man kann nur noch von einem Stammland sprechen. Um Boden und Volk auseinanderhalten zu können, ist es also auch nicht gut, einen geographischen Begriff rein ethnographisch zu fassen, wie Dumont d'Urville that, wenn er als Polynesien die Inseln zusammenfasste, deren Bewohner dieselbe Sprache sprechen und — das Tabúgesetz anerkennen! Das Völkergebiet ist etwas ununterbrochen Fliessendes, sich Veränderndes. Und zwar kann man nicht annehmen, dass es sich nur ausbreite und wachse, wie Viele stillschweigend anzunehmen scheinen, sondern es geht auch zurück, wird zusammengedrängt, durchbrochen, verschwindet. Heute sind in Europa alle Völkergebiete das zwiefache Ergebniss einer starken Ausbreitung und

darauf folgenden Zusammendrängung, denn bei zunehmenden Volkszahlen hat die Völkergeschichte Europas den Charakter eines Gedränges mit beständigen Verdrängungen angenommen. Das Wachsen als innere Bewegung ruft äussere Bewegungen hervor.

Von diesem inneren Wachsen und Bewegen darf keine Betrachtung der Ursprungsfrage absehen. Es klingt ja so selbstverständlich: jedes Volk ist ein beständig veränderlicher Körper, dass diese Erinnerung überflüssig scheinen könnte. Vielleicht zeigt aber folgendes Beispiel, dass dem nicht ganz so ist. FRIEDRICH SPIEGEL lehnt die willkürliche Annahme von LENORMANT, M. WILLIAMS u. A. ab, dass die Pamirhochländer die Heimath der Arier gewesen seien. So sehr wir mit seiner Ablehnung einverstanden sind, so eigenthümlich berührt uns der dafür angeführte Grund: „Wie hätte jene Gegend es vermocht, die unzählbare Menge Volkes zu fassen, welche wir voraussetzen müssen, wenn wir annehmen, dass diese indogermanischen Völkermassen nicht nur Eran, sowie einen grossen Theil von Indien und Europa den Urbewohnern entrissen, sondern auch diese ungeheueren Länderstrecken besetzt und die unterworfenen Urbewohner in der Art mit sich verschmolzen haben, dass kaum eine Spur ihres Volksthums zurückblieb?“[1]) Hier wird also das Stammvolk von vornherein in der Zahl gedacht, die wir uns nur als eine mit der Ausbreitung langsam gewachsene vorstellen können.

Ausserdem sind endlich nicht zu übersehen die mächtigen unmittelbaren Einflüsse der Wanderungen auf die Völker, die sie aufrütteln, auslesen, deren Kräfte sie an neuen Aufgaben üben. Nicht bloss die Völker, die in Bewegung sind, sondern auch die, auf die jene stossen, in die sie sich eindrängen, werden tief beeinflusst. Die wissenschaftliche Untersuchung sollte deshalb nicht dort aufhören, wo Ausgangspunkte, Weg und Ziel einer Völkerbewegung festgestellt sind. Wohl ist das ein Problem für sich. Aber das Problem der Wirkungen der Völkerbewegungen schliesst sich unmittelbar an. Das Problem liegt nicht bloss in der Zersprengung und Zersplitterung der Völker unter dem Vorstoss eines Wandervolkes. Die Geschichte der Eroberervölker zeigt uns die Zersetzung ihres eigenen inneren Baues durch die raschen Bewegungen; sie ist ausgezeichnet durch Spaltungen und inneren Krieg. Was im Besitz der Völker diese Erschütterungen und

1) Das Urland der Germanen. Ausland. 1869.

Durchrüttelungen belegt, ist für die geographische Auffassung der Völker von Bedeutung. Unter den Ergebnissen der Sprachforschung ist für uns daher gerade so werthvoll wie der Nachweis der Stammverwandtschaften der Sprache und der Lage und Grösse der Sprachgebiete der Nachweis der *Sprachmischungen*, womit die vermuthete oder erhoffte Einfachheit der Völkerbewegungen vollständig hinfällig wird. Keine Sprache ist frei von fremden Beimischungen. Im Aegyptischen giebt es eine Menge von semitischen Wörtern. Babylonische Schriften aus dem vierten vorchristlichen Jahrtausend enthalten dasselbe Wort sindhu für ein Gewebe aus Pflanzenfasern, das wir auch bei Homer finden.[1]) Sprachen arischen und finnisch-uralischen Stammes haben Wörter getauscht. Und um ein amerikanisches Beispiel zu geben, sind die Sprachen der Schwarzfuss-Indianer schwer als ein Zweig des Algonkin erkannt worden, weil sie so viele Elemente aus anderen Indianersprachen aufgenommen haben, dass nur die Grammatik noch die alte Verwandtschaft zeigt. Wenn entlehnte Wörter entlehnte Gegenstände bezeichnen, dann kann die Prüfung der ethnologischen Verwandtschaft sich an die der Sprachverwandtschaft anschliessen, wobei sich aber in der Regel die ethnologischen Entlehnungen viel dauerhafter erweisen werden als die sprachlichen.

II.

Die Beweglichkeit und die Bewegungen der Völker.

Das Leben der Völker äussert sich durch Bewegung wie jedes Leben. Die Ausbreitung der Völker ist ein Symptom dieser Bewegung. Es ist darum doppelt merkwürdig, dass, während wir die Vorgänge und Folgen solcher Ausbreitungen ununterbrochen vor uns sehen, wir doch immer, wo es sich um Verbreitungen in der Vergangenheit handelt, nur an grosse einzige Wanderungen denken wollen. Würde Einer diese bequeme Denkgewohnheit, die sich die Mühe der Auflösung einer Wirkung in eine Menge von Theilwirkungen ersparen will, auf die Gegenwart anwenden und etwa den Schluss ziehen, die englisch sprechenden Mulatten von Liberia seien ein quer durch Afrika verschlagener Rest dunkler Arier, oder die Juden in Europa ein Rest eines

1) Weitere Beispiele in Max Mueller's Address to the Anthropological Section British Association. 1891. (Cardiff.)

alten semitischen Urvolkes, dessen Zusammenhang zerrissen sei, so würde sein Schluss als absurd verlacht werden. Und doch, wie viele ähnliche Gedankengänge begegnen uns in den Ansichten über Völkerursprünge, die der Vergangenheit angehören! Gegenüber der nie ruhenden Bewegung des Wachsens und Rückgangs, des Zu- und Wegwanderns, des Entstehens und Vergehens von Völkern, steht unsere Wissenschaft wie vor 100 Jahren die Geologie gegenüber den täglichen Veränderungen an der Erde, die erst durch ihre Summen gross werden. Sie sieht sie, kann sie nicht leugnen und schwankt doch immer zur Annahme grosser Massenwanderungen zurück, die den Katastrophen der alten Geologie entsprechen. Daher der Grundfehler der Ursprungshypothesen der Völker, das Festhalten an einzelnen weniger grossen, oft ganz regelmässig gedachten, durch absoluten Stillstand getrennten Bewegungen, wodurch die *wirksamen kleinen und oft mehr zufälligen Bewegungen* übersehen werden. Dass wir überhaupt aus beständigen und allseitigen Bewegungen eine zeitlich und räumlich begrenzte Gruppe herausgreifen, ist zum grössten Theil nur eine Folge der Lücke unserer Einsicht. So hat sich mit fortschreitender Kenntniss der Oceanier das Problem der polynesischen Wanderungen räumlich erweitert. Forster, Ellis und andere ältere Forscher wussten nur von den Wanderungen in dem Gebiete östlich von Viti und der Ellice-Gruppe; wir haben aber nun Polynesier in jeder grösseren Inselgruppe Melanesiens und Spuren ihres Einflusses selbst auf Neuguinea gefunden. Ja, die linguistischen Forschungen machen es wahrscheinlich, dass Australien in ihr Wandergebiet einzubeziehen ist. Fassen wir aber die Anklänge an Malayo-Polynesisches in der Ethnographie Nordwest- und Südamerikas ins Auge, so wachsen hier vom Ostrand des Oceans neue Probleme mit dem alten zusammen und das Problem der polynesischen Wanderungen erscheint uns nicht bloss als ein Theil des pacifischen, sondern des ganzen grossen vielgestaltigen Problems der Wanderungen über die Erde hin.[1]) Wenn wir ein paar isolirte Splitter von Negervölkern in den Negritos Luzons

---

1) Zu der Ansicht Lang's, dass die Malayo-Polynesier, wenn sie einmal die Osterinsel erreicht hatten, von denselben Ursachen, die sie soweit getrieben hatten, auch noch weiter und bis nach Amerika geführt werden mussten (Journal R. S. of N. S. Wales. V. X. S. 43f.), bekennen wir uns also grundsätzlich, ohne seine willkürliche Folgerung zu theilen, dass dadurch ganz Amerika erst bevölkert worden sei.

und den Orang Benua Malakkas finden, ist das eine nach Raum und Zahlengrösse äusserst kleine Erscheinung. Aber kaum fragten wir nach dem Ursprung, so ist ein Problem von tellurischer Ausdehnung entstanden, denn die nothwendige Fragestellung ist: Wie hängen diese verlorenen Theilchen mit den Negern von Melanesien und des Weiteren von Afrika zusammen? Die Herkunft eines isolirten Negritovölkchens von ein paar hundert Köpfen auf einer Insel der Philippinen-Gruppe führt also auf die Geschichte der Negerrasse überhaupt, auf ihre alte Verbreitung, allerdings nicht auf ihren Ursprung, der so tief liegt, dass ihn nur glückliche Funde in älteren Erdschichten erhellen könnten.

So sehen wir *jedes Ursprungsproblem sich räumlich vergrössern, sobald wir tiefer eindringen.* Noch ein Beispiel aus der neuesten Zeit: Die scharfsinnigen Untersuchungen von den Steinen's über das „Grundvolk" der Karaiben, die zu dem Schlusse führen, dass die im Schingú-Quellgebiet wohnenden Bakaïri und Verwandten den alten Sitzen am nächsten geblieben seien, greifen eine Wanderung unter vielen und vielleicht eine wenig zurückliegende heraus. Die Bakaïri haben in ihrer höchstens 200 Jahre zurückreichenden Erinnerung die Loslösung der am oberen Schingú Wohnenden von westlicher sitzenden Gliedern des Stammes am Paranatinga, so dass also die Scheidung zwischen Ost- und West-Bakaïri noch in den Bereich ihrer „historischen Zeit" fällt. Derselbe Forscher fand den Gêsstamm der Suyá ebenfalls am oberen Schingú und erfuhr, dass dieser ebenfalls von Osten aus dem oberen Arinosgebiete dahin gekommen sei. Da aber die Masse ihrer Verwandten viel weiter östlich sitzt, mussten die Suyá zuerst nach Westen bis an den oberen Tapajóz gezogen und von da wieder nach Osten zurückgekehrt sein. Wenn nun auch die oberen Tapajóz- und Schingúzuflüsse nach dem Hochland von Matto Grosso zu sich stark nähern, so bleiben es doch immer Strecken von hundert und zweihundert Kilometern, die hier in Frage kommen. Auch die Guaná sollen früher an einem linken Nebenfluss des Paranatinga gewohnt haben. Eine Ausdehnung der Bakaïri südwestlich in das Quellgebiet des Cuyabá fällt noch nach diesen Verschiebungen. Eine viel grössere Wanderung und in anderer Richtung erkannte 1888 Ehrenreich, als er in den Apiaká des unteren Tokantins (etwa 3° s. Br.) einen neuen Karaibenstamm entdeckte, der nach seiner eigenen Ueberlieferung durch die Suyá aus alten Sitzen wahrscheinlich in die Nähe des

11.° südlicher Breite verdrängt worden ist. Von den Suyá hat VON DEN STEINEN nachgewiesen, dass sie selbst in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von dem Paranatingagebiet nach dem Schingú gedrängt worden sind. EHRENREICH meint angesichts dieser Bewegungen: wenn Wanderungen in solcher Ausdehnung bis in die Gegenwart stattgefunden haben, so lässt sich für frühere Zeiten wenigstens ihre Möglichkeit nicht in Abrede stellen.[1]) Warum nur die Möglichkeit? VON DEN STEINEN geht einen Schritt weiter und nähert sich der Nothwendigkeit der Völkerbewegungen, wenn er sagt: Es ist wohl, auch wenn keine Tradition davon berichtet, nicht anders denkbar, als dass sich von jedem Stamme während der Jahrhunderte, zumal bei einem Stamm, der, wie die Bakaïri, vom Fischfang lebt, kleinere oder grössere Gruppen den Lauf der Flüsse entlang entfernt haben, und dann auch durch Berührung mit neuen Stämmen körperlicher und sprachlicher Differenzirung entgegengegangen sind.[2]) Aus dieser Auffassung würde folgen, dass grössere Wanderungen, die auf den „Ursprung" führen sollen, sich aus solchen Einzelwanderungen zusammensetzen oder sie in sich aufnehmen mussten. Man sollte sie demnach aus einem ganzen Netz von Bewegungen eben so wenig herauslösen können, wie einen Strom aus dem Netz seiner Zuflüsse. Aber die Beweglichkeit wird leichter im Allgemeinen anerkannt als im Einzelnen verwerthet; entsprechend erkennt man sie in der Vergangenheit und übersieht ihre Bedeutung für die Gegenwart. NADAILLAC kontrastirt das träge einförmige Leben der heutigen Guatemalteken mit dem Drängen und Treiben der alten Bewohner ihres Bodens, das er durch „den Nebel dunkler, widerspruchsvoller Ueberlieferungen und grotesker Mythen" zu erkennen meint; er sieht in der Vergangenheit die Völker wie Wogen des Meeres einander folgen, unter rohen Urstämmen gesittete Nationen sich niederlassen, Völkerschicht auf Völkerschicht sich lagern. Dabei denkt er aber nicht an den Unterschied der Perspective eines Blickes in die tiefe Vergangenheit und auf die flache Gegenwart der Völker.

Fassen wir ein Volk als ein Ganzes, das einen bestimmten Flächenraum der Erde einnimmt, so darf seine Beweglichkeit nicht bloss an den Aenderungen gemessen werden, die dieser

1) PAUL EHRENREICH, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. (Veröff. a. d. Museum für Völkerkunde zu Berlin) 1891. S. 4.

2) Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. S. 403.

Raum erfährt. Sehr oft werden Vergrösserungen, Verkleinerungen oder auch bloss Form- oder Lageveränderungen dieses Raumes eintreten. Damit erschöpft sich aber nicht die Beweglichkeit. Diese äusseren Bewegungen sind um so häufiger, je jünger das Volk, je tiefer die Culturstufe ist. Wenn ein Volk heranwächst, wendet sich seine Beweglichkeit nach innen, seine Zahl verdichtet sich, seine Geschichte nimmt einen zunehmend intensiveren Charakter an, die Verbindung mit dem Boden wird immer inniger. Dann überwächst wohl das Volk die Ernährungsfähigkeit seines Bodens und es folgt nun jene merkwürdige Erscheinung des unaufhörlichen Abfliessens, ohne die wir z. B. keines von den grossen Völkern Europas von heute uns vorstellen können.

Die *innere Bewegung* bereitet hier also die äussere vor, oder die äussere Bewegung, die verschwunden, ausgestorben zu sein scheint, hat sich in das Innere eines Volkes zurückgezogen, wo sie weiter wirkt und neue äussere Bewegungen vorbereitet. In jedem Falle wird die äussere Bewegung erst verständlich durch die innere. Eine Betrachtung der Völkerbewegungen, die nur äussere Veränderungen verzeichnet, ist zu vergleichen einer Auffassung des organischen Wachsthums, die vergisst, dass sein Sitz im Innern ist und dass die äusseren Veränderungen nur Symptome sind. Will man anders den Wechsel innerlicher und expansiver Perioden in der Geschichte aller Völker verstehen? Ist Japan in den 2½ Jahrhunderten todt, in denen es sich nicht nach aussen bewegte? Nitzsch sagt einmal vom deutschen Mittelalter: Es giebt keinen anderen Zeitraum, in dem das unerschöpfliche Keimen, das unbewusste Wachsen individuellen Daseins so lang und stetig den Grundzug für die Entwickelung der einzelnen Völker und der Gesammtheit bildet.[1]) Das ist eine fruchtbare Auffassung, aus der nachfolgende äussere Leistungen erst verständlich werden. Und bei Dierauer sehe ich im Wachsthum der Eidgenossenschaft im 14. Jahrhundert[2]) den Zustand der Aeusserung gezeichnet: Die Dinge waren in der ununterbrochenen Bewegung eines lebendigen Organismus begriffen, der seine erprobten Kräfte immer entschiedener nach aussen entfaltete.

Was uns als *Wechsel von Ruhe und Unruhe, Beharren und Hinausstreben* im Leben eines Volkes erscheint, das sind in

1) Deutsche Studien S. 158.
2) Geschiche der schweizerischen Eidgenossenschaft I. 364.

Wirklichkeit die verschiedenen Grade und Arten von Bewegung, die in diesem Leben einander ablösen. Aber der geringste Grad von äusserer Bewegung ist noch lange keine Ruhe und bedeutet noch viel weniger geschichtlichen Tod. Unter den Völkern des Alterthums sind viele, die man als stabile, stillstehende auffasst. Eine Bemerkung von E. Curtius über die im Thal des Nil stockende mumienartig eingesargte Cultur der Aegypter ist oft wiederholt worden. Aber, wenn wir auch absehen von der Ausstreuung ägyptischer Spuren über einen Raum zwischen Constantine und Kleinasien, Cypern und Chartum, zu welchen mächtigen geistigen Fernwirkungen summirte sich das um den unteren Nil zusammengedrängte Leben! Nicht bloss geistige, sondern stoffliche Spuren von überraschend grossen Fernwirkungen zeigen uns die semitischen Culturen im Euphrat-Tigrisbecken, deren Werke wir zwischen Mykene und Indien, sei es als kunstvolle Metallbildnereien, sei es als Gewichte, Maasse, Zahlen, als Elemente der Buchstabenschrift in immer zahlreicheren und immer weitere Kreise ziehenden Beispielen begegnen. Und doch ist von grossen Wanderungen auch dieses Tieflandvolkes nichts bekannt!

Ein ganz naher Verwandter der Auffassung der Völkerwanderungen als seltener grosser Ereignisse von katastrophenhaftem Charakter ist das *ruhende Volk*, das „Standvolk", wie es, nicht eben geschmackvoll, von G. Fritsch genannt worden ist. Die Latinisirung dieser Bezeichnung in Homo primitivus sedentarius im Gegensatz zu H. pr. migratorius kann man nur als den Ausfluss einer sonderbaren Laune auffassen; natürlich haben diese Namen durchaus keine Beachtung gefunden. Die Begründung dieser neuen Gruppen ist kaum weniger verfehlt. Ein Volk soll wesentlich ruhen, d. h. sich auf demselben engen Raum undenkliche Zeiten halten; ein anderes soll die Beweglichkeit so in seine Lebensgewohnheiten aufnehmen, dass man es nicht anders als in Bewegung denken kann. Ein Theil der Urvölker bildete die Neigung zur Wanderung und damit zugleich zur steigenden Cultur aus, ein anderer entbehrte diese Anlage dauernd und blieb gerade deshalb, wie günstig auch seine sonstigen Anlagen waren, unorganisirt und uncivilisirt. Der leibliche Fortschritt schloss gleichsam den geistigen Fortschritt ein.[1]) Indem unter Wanderung will-

1) Die afrikanischen Buschmänner als Urrasse. Zeitschrift für Ethnologie 1880. S. 289—300.

kürlicherweise nur geschlossen auftretende, zweckbewusste Völkerzüge verstanden werden, erscheinen als „Standvölker" alle die am Ort verbleiben oder strichweise ohne Plan und Ziel umherziehen. Wenn man nun auch von den gewaltigen passiven Wanderungen absieht, zu denen das Volk der Buschmänner in Südafrika zwischen Europäern und Kaffern gezwungen worden ist, so sind doch die Zeugnisse seiner einst weiteren Verbreitung zu häufig, um vernachlässigt zu werden. Die den Buschmännern nächstverwandten Hottentotten sind ein Wandervolk und man hat an ihnen nichts von der Hebung und Kräftigung gespürt, die das Wandern mit sich bringen soll. Das „Standvolk" der Buschmänner hat Negern und Europäern gegenüber fester gehalten als das Wandervolk der Hottentotten.

Aber wo bleibt bei dieser originellen Auffassung der *Verkehr?* Gerade der „friedliche" Verkehr fehlt auf tieferen Stufen nicht; es ist für ihn gesorgt durch gebotene Wege und Plätze und durch neutrale Boten und Zwischenträger. Aber so wie die unbewohnten Räume und die besiedelten hart neben einander liegen und die nächsten Nachbarn sich durch Wildnisse von einander trennen, gehen auch Raub und Handel eng zusammen. Seehandel und Seeraub sind selbst bei den Phöniciern und Griechen nicht klar zu scheiden. Im Innerafrika trifft man die räuberischen Wa Tuta in allen Durchgangsländern des Verkehres und sie wetteifern mit ihren nächsten Landsleuten, den Wa Nyamwesi in Raub und Staatengründungen. Aus den Tagebüchern der canadischen Voyageurs und Hiverneurs wissen wir, wie der Handel im Innern von Nordamerika mit Gewaltthätigkeiten verbunden war und den Rückgang der Indianer, die damit zu thun hatten, mit verschuldet hat. So ist es aber durchaus nicht allenthalben. Weit getrennte Eskimovölkchen besuchen einander im Winter zum Handel und mehr noch zum Vergnügen in kleinen Gruppen. So stehen die Pt. Barrow Eskimo im Verkehr mit ihren Nachbarn bei Demarcation Point im O. und in den Dörfchen zwischen Pt. Belcher und Wainwright Inlet im W.[1]) Männer der einen Ansiedelung bringen in der anderen die Walfischfangzeit zu. Sogar zwischen Kotzebue-Sund und Colville-Sund besteht ein Verkehr, also über Land zwischen Eismeer und Ocean! Vergleicht man die Schilderungen

1) Vgl. John Murdoch, The Point Barrow Eskimos in Ninth Report of the Bureau of Ethnology 1892. S. 35. Ebd. S. 351.

Simpson's von 1843 und Murdoch's von 1892, so scheint sogar der Tauschverkehr zwischen den Indianern östlich vom Colville und den Eskimo von St. Barrow sich lebhalter gestaltet zu haben. Ein interessantes Beispiel des Fortschrittes auf dieser Stufe! Begreiflich wird nun der Werth, den die Eskimo auf Verkehrsmittel legen; haben sie doch die zweckmässigeren Schneeschuhe der Athapasken eingetauscht, ähnlich wie die Eskimo an der Küste des Tschuktschenlandes den Schlitten der ethnisch so weit verschiedenen Renthiertschuktschen übernommen haben.

Es ist erstaunlich, wie weite Wege zurückgelegt werden, um kleiner Zwecke willen. Centralaustralische Stämme laden Verwandte, die 170 km entfernt wohnen, zu Festen ein. Die Dieri an der Mündung des Barku in den Eyre-See senden Gruppen von Männern über 400 km in das sogenannte Pitscheri-Land am Herbertfluss in Queensland, um dort die als Narkoticum gebrauchten Zweige des Pitscheristrauches zu holen. Vom Barku fand früher dieses beliebte Kaumittel seinen Weg zu den Stämmen der Barrier-Ranges von Neusüdwales, die es für Waffen von den Dieri eintauschten. Es gab, mit anderen Worten, einen Handelsverkehr fast durch die ganze Breite des Continentes hindurch. Dieselben Dieri holten im Süden oder Südwesten rothen Ocker zur Bemalung und machten zu diesem Zwecke Wege von 500 km hin und zurück. 70 oder 80 der kräftigsten Leute wurden dazu ausgewählt und ihr Führer war einer der Hauptleute. Der Weg ging mitten durch die Gebiete feindlicher Stämme und musste oft erkämpft werden.[1]) Weiter holten in ähnlicher Weise diese Central-Australier Sandstein zum Mahlen von essbaren Körnern ebenfalls in einer ungefähr 500 km entfernten Gegend an der Westseite der Flinders-Kette. Endlich bildet einen Hauptanlass zu weiten Wanderungen die Pinya, d. i. die Aussendung von Männern zu Nachbarstämmen, um die zu finden, die in ihrem Stamm einen todtgezaubert haben.

Stellen wir also *Beweglichkeit als allgemeine Eigenschaft der Völker* auf, so verstehen wir darunter nicht bloss die Thatsache, dass der Mensch durch den Bau seiner Gliedmaassen die Fähigkeit der Ortsveränderung besitzt, sondern wir begreifen darunter den

---

1) A. W. Howitt, The Dieri and other kindred tribes of Central-Australia. Journal Anthrop. Institute. London 1890, XX, S. 75 f.

ganzen Complex der zum Theil wunderbar entwickelten körperlichen und geistigen Anlagen, durch die eben diese Fähigkeit zu einer Grundthatsache der Geschichte der Menschheit wird. DANIEL BRINTON hat diese Anlagen als eine besondere Gruppe von seelischen Neigungen und Aeusserungen unter dem Namen *Dispersive Elements* den Associative Elements gegenübergestellt. Während er unter den Associative Elements Gesellschaft, Staat, Sprache, Religion und die Künste und Fertigkeiten versteht, findet er in den Dispersive Elements einmal die Fähigkeit der Anpassung an die Umgebung, dann die Migratory Instincts: Wandern, Verkehr, und die Combative Instincts: Streit, Krieg und was damit zusammenhängt.[1]) Es liegt in dieser Entgegensetzung eine tiefe Wahrheit, aber doch nicht die ganze. Der Geograph geht auch hier über den Ethnographen hinaus, indem er die Beweglichkeit des Menschen, der Völker, der Staaten als eine Aeusserung ihrer organischen Natur auffasst. Diese Beweglichkeit wirkt ganz von selbst auf die Ausbreitung der Völker, ohne dass ein Wandertrieb dazu nöthig ist. Wo freier Raum ist, da ergiessen sich die Völker wie eine Flüssigkeit über breite Flächen und fliessen so weit, bis ein Hinderniss entgegentritt. Wer möchte glauben, dass die gewaltige Ausbreitung ural-altaischer Völker durch das Tiefland Nordasiens und Nordeuropas und über die angrenzende Hochebene Centralasiens etwa einer beabsichtigten Besetzung der weiten Räume entsprungen sei? Nur die Vollständigkeit und Gleichförmigkeit der Besetzung kann einen Augenblick dieser Ansicht Raum geben. Aber sobald wir erwägen, wie eng der geographische Gesichtskreis dieser Völker und Völkchen ist und wie langsam und ziellos sie mit ihren Heerden von einer Steppe oder Tundra zur anderen gezogen sind, werden wir ihrer Verbreitung kein anderes Motiv unterlegen, als der der Zirbelkiefer, die von den Alpen bis in die Wälder Ostsibiriens verbreitet ist, oder des Eichhörnchens, das durch die alte Welt vom atlantischen bis zum pacifischen Rande soweit verbreitet ist, als es Bäume giebt, auf denen es von Ast zu Ast wandert. Wo Hindernisse entgegenstehen, da theilt sich die Bewegung und dringt in der Richtung des geringsten Widerstandes vorwärts, sei es in Thälern oder Lücken des Waldes oder zwischen den Wohnstätten früher gekommener Menschen. Wird sie von Hindernissen ganz eingehemmt,

1) DANIEL G. BRINTON, Races and Peoples 1890, S. 73 f.

dann giebt sie zeitweilig das Streben nach aussen auf und wir sehen auf Inseln und Halbinseln, in Thalbecken oder in ganzen gebirgsumrandeten Ländern, kurz in natürlich umgrenzten und beschränkten Gebieten, die Zugewanderten sich niederlassen und rasch an Zahl zunehmen, bis das Land so dicht besetzt ist, dass neue Wanderungen nothwendig werden.

Denken wir uns nun um Jahrhunderte zurück in eine Zeit, der nicht bloss die Schienenwege und dampfgetriebenen Wagen und Schiffe fehlten, sondern auch die Strassensysteme, mit denen zuerst die sogenannten Weltreiche Vorderasiens ihre zusammeneroberten Gebiete durchzogen und zusammengehalten haben, so finden wir entsprechend der wesentlichen Uebereinstimmung der Organisation der Völker auch eine Uebereinstimmung der Beweglichkeit. Nichts gab es in der Organisation der Völker, was ihrer Beweglichkeit eine Grenze gesetzt hätte. Unbedingte Schranken gab es nur, wo die Erde aufhörte, bewohnbar zu sein, also hauptsächlich am Meere und an den Eiswüsten. Dagegen waren die Völker gezwungen, ihre Gebiete zu umgrenzen, um sie vor Ueberfluthung durch die Nachbarvölker zu schützen. Hier kamen die „Associative Elements" BRINTON's zur Geltung. Wir haben die Entwickelung der Gesellschaft zum Staate wesentlich auf die Abdämmung der beweglichen Nachbarn zurückzuführen.

Weniger noch als im Ursprung der Wanderungen können wir in ihren Wirkungen etwas Zufälliges sehen. Die ganze Stufenreihe der politischen Entwickelungen von dem einfachsten Sippenhaus oder -dorf, in dem die Gesellschaft zugleich der Staat ist, bis hinauf zu dem welttheilgrossen Riesenreich der Gegenwart führt auf die Wirkungen der Wanderungen zurück. Die Einzelheiten dieser Processe gehören der politischen Geographie an.[1]) Sie spielen aber ohne Zweifel auch eine grosse Rolle in der Entwickelung anderer Organismen und Gesellschaften und sind demgemäss auch in der Sociologie und überhaupt in der Biogeographie zu behandeln. Oder, um uns vorsichtiger auszudrücken, sie werden einst zu behandeln sein, wenn ihre Erkenntniss fortgeschritten sein wird. Einstweilen genügt es, an die Hebung ganzer Völker, wie der Kelto-Romanen, Brito-Romanen und Italo-Romanen durch

1) Der Gegenstand ist ziemlich eingehend behandelt in dem neunten Kapitel meiner politischen Geographie (1897), das den Titel führt: Das Wachsthum des Staates in Wechselwirkung mit seiner Umgebung.

die germanischen Völkerwanderungen des ersten Halbjahrtausends unserer Zeitrechnung zu erinnern. Wenn die Züchter für die Auffrischung ihrer Rassen Thiere und Pflanzen aus fernen Ländern beziehen, sehen wir die Wirkung der Wanderung als Verpflanzung in noch ganz anderen Lebensgebieten. Zunächst sehen wir aber am deutlichsten die Wirkung in der Entwickelung des Staates und der Völker. Denn hier schafft das in immer demselben Raum sich wiederholende Wachsthum nichts Neues aus sich heraus; es erneut und wiederholt nur immer denselben Körper. Um aus Wachsthum Entwickelung zu machen, braucht es Unterschiede, Gegensätze. In den menschlichen Gemeinschaften auf niederer Stufe sehen wir ein begreifliches, wenn auch grausames Bemühen an der Arbeit, diese Unterschiede fernzuhalten, indem die Sippe, oder der Kleinstaat sich ängstlich bemüht, eine Volksvermehrung zu hemmen, die zum Wachsthum über den alten, gewohnten Raum hinausführen könnte oder müsste; dann lieber Kindsmord und vielleicht gar Menschenfresserei. So mögen viele Generationen, auf demselben Raume fortwachsend, die Differenzirung ferngehalten haben, die nothwendig eintreten musste, wenn die Gesellschaft sich ausbreitete, neuen Boden betrat, mit neuen Nachbarn sich berührte. Sie mochte dabei auch den Schutz der Verborgenheit gewinnen. Vielleicht ist der Bericht der Expedition begründet, die um 1666 das Innere Virginiens erforschte, dass ein Volk des Inneren jeden Fremden tödte, der die Lage seiner Wohnplätze erfahren habe.[1]) Auf die Dauer kann das aber nicht so gehen. Fern oder nah entsteht endlich doch eine Ausbreitung, die Grenzwildniss wird durchbrochen, genau so wie die Germanen den Limes durchbrochen haben, und ein einwanderndes Volk befruchtet mit neuen Gedanken, naturgemäss vor allem mit einer grösseren Raumvorstellung, die veraltete sitzen gebliebene Gesellschaft. Im Kleinen wie im Grossen geht Eroberung, Städtegründung, Staatenvergrösserung mit Wanderung Hand in Hand. Ja, man kann fragen: Welcher von den heutigen Staaten ist ohne diesen Einfluss gewachsen? Keiner. Die meisten werden ja noch heute von Herrschergeschlechtern fremden Ursprungs regiert.

Als eine nothwendige Eigenschaft geht *die Bewegung* alle Entwickelungsphasen der Völker durch und muss dabei folgenreiche Veränderungen erfahren. Diese Veränderungen sind der

---

1) Fifth Report of the Bureau of Ethnology 1887, S 138.

Beweglichkeit nur zum Theil förderlich, zum Theil wirken sie ihr entgegen. Im Allgemeinen drängen sie die eben beschriebene organische Bewegung zurück, an deren Stelle immer mehr bewusste Bewegungen treten. Es sind darin vier Gründe hauptsächlich wirksam: die geographischen Gesichtskreise werden grösser, die Zahl der Menschen wächst, der Boden wird wegsamer und die Mittel der Bewegung werden wirksamer. Sind im Ganzen die Wanderungen häufiger, weiter und rascher geworden, so haben sie sich doch durch die Verdichtung der Bevölkerung zahlreiche Wege verstellt, die sonst offen waren. Jede Entwickelungsstufe der Völker hat ihre die Bewegung fördernden und hemmenden Kräfte, die eben darauf zurückführen, dass mit dem Fortschritt des Verkehres die Volksdichte zunimmt, wodurch die der Bewegung günstigen freien Räume sich vermindern. Dazu kommt aber, dass Aenderungen der Wohnsitze auch Aenderungen im Einfluss des Bodens auf die Beweglichkeit hervorrufen. Der Mandschure ist in dieser Beziehung ein anderer am Ussuri als in China, der Türke ein anderer am Altai als an der Lena, und noch viel verschiedener am Kaspisee oder in Kleinasien.

Die *Entwickelung der Gesichtskreise* ist nicht bloss die Enthüllung unbekannter Länder, sondern auch die bessere Erkenntniss der bekannten. Es liegt darin der ganze Fortschritt der Erdkunde.[1]) Daher bedeutet diese Entwickelung für die Völkerbewegungen nicht bloss weitere Ziele, sondern auch bessere Wege, kühneres Wagen, ungefährdetes Wandern. Die Beweglichkeit war gehemmt, wo Kleinstaaten von einigen Quadratkilometern in eine kaum zu durchdringende Grenzwildniss hineingebettet, nein, hineinversteckt waren. Die ganze Welt lag da in dem kleinen Umfang des Stätchens. Die anwachsenden Zahlen der Menschen, der Verkehr, der Krieg durchbrachen diese Grenzen und schufen der angeborenen Beweglichkeit freiere Wege. Nicht am wenigsten mag auch manchmal ein nicht zu versöhnender und nicht wegzubannender Ahnengeist antreibend gewirkt haben, dass eine Sippe ihre alte Heimstätte aufgab. Im Lichte dieser Entwickelung erscheint uns die Selbsterziehung des Menschen-

1) Vgl. Ruge, Ueber die historische Erweiterung des Horizontes im Globus XXXVI, das Capitel: Der geschichtliche Horizont, die Erde und die Menschheit in der Anthropogeographie II, S. 40—59 und das Capitel: Die Erweiterung des geographischen Horizontes und das Wachsthum des Staates in meiner Politischen Geographie (1897) S. 200—205.

geschlechtes wie das Verzweigen und Sprossentreiben eines Baumes, dessen Stamm sich langsam höher hebt, während zugleich seine Krone dichter wird. Auch am Baum der Menschheit sprossten mit jedem geschichtlichen Frühling mehr Blätter hervor und wurde sein ganzes Leben reicher und voller.

Jedes Wachsthum der Volkszahl bedeutet die *Veränderung des Bodens durch die Beziehung, die der Mensch zum Boden knüpft.* Nicht bloss, wo er siedelt, auch wo er steht und geht, weidet und ackert, verändert der Mensch den Boden einfach dadurch, dass er da ist. Die Völker haben nicht bloss von Urzeiten her auf der Erde ihre Sitze gewechselt, sie sind auch zahlreicher geworden und ihr Zusammenhang ist enger geworden, was gleichbedeutend ist mit einer immer tiefer gehenden Ausnützung aller Naturschätze und der innigeren Verbindung der Völker mit ihrem Boden. Wenn wir also dem Naturboden gegenüber unbedenklich von der Gegenwart ausgehen und Schlüsse auf Jahrtausende rückwärts ziehen können, sind wir dem von Völkern besetzten Boden gegenüber in einer ganz anderen Lage. Die Kulturentwickelung verändert den Boden viel mehr durch Besetzung mit Menschen als durch Wandlungen in seinen natürlichen Eigenschaften. Es ergiebt sich daraus der grosse Unterschied der Wanderungen auf unbesetztem, dünn bewohntem und dicht bevölkertem Boden.

Die Kleinheit der Horden und Stämme der Naturvölker ist so sicher nachgewiesen wie ihre lockere Verbreitung über weite freie Räume, die sie als Jagd- uud Grenzgebiete oder als unbeanspruchte und sogar abergläubisch gemiedene Gebiete zwischen sich liessen.[1]) Diese lückenhafte Verbreituug lässt die Völker weniger fest an ihrem Boden haften. Denn indem sie ihnen ringsum freie Räume zeigt, fordert sie sie auf, sich auszubreiten. Daher der nomadische Grundzug, der nicht bloss im Leben der Jäger und Hirten, sondern auch der Ackerbauer auf tieferer Stufe zu erkennen ist. Bei leichter Schwankung der Lebensbedingungen ins Ungünstige zieht sich die Bevölkerung von ihrem Boden zurück, wandert aus, sucht einen neuen Boden. Dazu genügt ebensogut ein vorübergehender Misswachs wie das durch einen mehrjährigen leichten Anbau hervorgerufene Nach-

1) Ueber diese Vertheilungsweise siehe in meiner Politischen Geographie 1897 § 22 f. und § 162 f.

lassen der Fruchtbarkeit, die Bedrückung eines grausamen Häuptlings ebensogut wie die Furcht vor der Wiederkehr eines verstorbenen Stammesgenossen als schreckender Geist.[1]) Je kleiner die Gruppen, desto vergänglicher sind sie auf ihrem Boden. Daher der mechanische Charakter der Geschichte der Naturvölker, die sich aus immer wiederholten Theilungen, Auswanderungen, neuen Festsetzungen und Zurückdrängungen zusammensetzt.

Die Beweglichkeit der Indianer hat dazu beigetragen, ihr Besitzrecht auf den von ihnen bewohnten Boden in Zweifel zu stellen. Man sah sie ihren Boden wechseln und fand sie ausser Stand, genaue Angaben über die Ausdehnung ihrer Länder zu machen. Ihre Abtretungen an die Weissen umfassten sehr oft Gebiete, die von einem anderen Stamm schon einmal abgetreten waren oder die ein dritter Stamm später abzutreten suchte. C. C. Royce giebt in seiner Arbeit Cessions of Land by the Indian Tribes to the United States[2]) eine Menge von derartigen Fällen allein aus dem Staat Illinois an. Die Weissen hatten keine Ahnung von der auf Stammverwandtschaft oder Uebereinkunft beruhenden Gemeinsamkeit grosser Jagdgebiete und noch weniger von der Natur der Grenzen dieser Völker mit ihren unbestimmten, absichtlich unbewohnt gelassenen Urwaldsäumen.[3])

---

1) Wie ein hart regiertes Land Ausgangspunkt zahlreicher Wanderungen wird, zeigt besonders das für ein Negerreich einst stark organisirte Land Lunda. Seine Geschichte unter dem durch Buchner und Pogge verewigten Muata Jamvo bietet manche Beispiele von Entvölkerung ganzer Bezirke beim Nahen der Schergen des Herrschers. Auch die Kiokowanderung führte ursprünglich politisch Unzufriedene über die Grenze.

2) First Report Bureau of Ethnology 1881. S. 255.

3) Ueber diese Grenzen s. m. Politische Geographie im sechsten Abschnitt: Die Grenzen und Dr. Hans Helmolt's Schrift: Die Entwickelung der Grenzlinie aus dem Grenzsaum im Histor. Jahrbuch XVII. 1896. Den dort gegebenen Beispielen möchte ich noch die klare Schilderung der Grenzen der Tscherokie anfügen, wie sie Royce in seiner Monographie The Tsherokee Nation (Fifth Report Bureau of Ethnology 1887. S. 140) giebt: Die Tscherokie hatten keine bestimmten Abmachungen mit ihren Nachbarn über die Grenzen. Die Stärke ihres Anspruches auf ein Stück Land nahm in der Regel mit der Entfernung von ihren Wohnplätzen ab und daraus folgte, dass gewöhnlich ein grosser Landstreifen zwischen den Niederlassungen zweier mächtiger Stämme zwar von beiden beansprucht, praktisch aber als ein neutraler Boden gehalten und als gemeinsamer Jagdgrund von beiden angesehen wurde.

Erst jene denkwürdige Versammlung von Indianern der Sechs Nationen und der Nordweststämme in Huron Village bei Detroit im December 1786, die für Landverträge die Zustimmung der verbündeten Indianerstämme forderte, bewog die jungen Vereinigten Staaten zur Anerkennung des so einfachen Grundsatzes: Die Indianer haben als frühere Bewohner das Recht auf den Boden, das ihnen nur mit ihrer Zustimmung oder nach dem Recht der Eroberung genommen werden kann.

In diese lockere Vertheilung der Völker lasse man nun den *stürmischen Gang der Geschichte* eingreifen, der unserem humanen Zeitalter auch bei den schwersten Völker- und Staatenconflicten völlig fremd geworden ist. Die *Kriege* holen sich bei uns die Opfer aus den Armeen heraus, die nur kleine Bruchtheile der Völker sind, und lassen die Völker bestehen, die in kurzer Zeit die Verluste ausgeglichen haben werden, die gar keine sichtbaren Lücken im Wohngebiet bilden. In der Geschichte der Sulu finden wir dagegen die Freilegung weiter Räume als Kriegserfolg; die Bewohner sind vernichtet oder weggeführt. So ist das längst neubevölkerte „Niemands-Land“ (Nomans-Land) im heutigen Ost-Griqua-Gebiet entstanden.

Was bedeuten die Verluste eines deutsch-französischen Krieges, die sich auf mehr als 80 Millionen Menschen vertheilten, im Vergleich mit dem Zusammenschmelzen eines wandernden Volkes in 7 Monaten auf zwei Drittel?[1]) Hier begreift man die Möglichkeit des plötzlichen Verschwindens eines namhaften Volkes; es ist einfach ausgerottet, ausgestorben, aufgesogen; ein kleiner Rest ist vielleicht in irgend eine unzugängliche Wildniss zurückgeflohen. Die Wiederholung solcher Vorgänge konnte in dem kurzen Zeitraum von vier Jahrhunderten die reinen Urbewohner Amerikas auf 6% der Gesammtbevölkerung herabsinken lassen.

Es fehlt nicht an geschichtlichen Beispielen von vollständiger Vertreibung eines Volkes aus seinem Lande. 1714 fand der französische Händler Charleville die Schanie (Shawnee) noch in ihrem Lande am Cumberland. Bald darauf müssen sie durch

1) Am 1. Januar 1857 waren diesseits des Kei 105000 Kaffern, die sich am 1. August desselben Jahres durch Tod und Auswanderung auf 68000 vermindert hatten. Missionsblatt der Brüdergemeinde 1857. S. 81.

einen vereinigten Angriff der Tscherokie und Tschikasah aus ihrem Gebiet vertrieben worden sein. Später haben selbst die Vereinigten Staaten den auf Eroberung begründeten Rechtstitel der beiden Völker auf das einstige Schaniegebiet anerkannt. Niemand wird glauben, dass eines der fruchtbarsten Gebiete Nordamerikas, das von den ersten Ansiedlern als Nomansland bezeichnete Land am Kentucky, immer menschenleer gewesen sei. Von dem mit demselben Namen belegten Lande in Südafrika am Fusse der Drakenberge wissen wir zufällig, wann es seine Hottentottenbevölkerung verloren hat.

Unabhängig von allen geologischen Veränderungen ist für die Menschen und durch die Menschen *die Erde immer wegsamer* geworden. Ich denke hier zunächst an etwas Elementareres und doch Grösseres als die Verkehrswege und Verkehrsmittel, deren sich unsere Zeit so gern rühmt. Mit der Zunahme der Menschen an Zahl *haben die freien Räume wachsen müssen*, in denen der Mensch wohnen, sich bewegen und dem Boden grössere Ernten abgewinnen kann. Wir sehen schon das Alterthum mit der Wegräumung der Wälder beginnen, die in den Ländern der alten Cultur längst einen bedenklichen Grad erreicht hat. Sie hat die einst undurchdringlichen Waldgebiete den grossen Völkerbewegungen zugänglich gemacht. Die Peruaner, auf machtlose Steinbeile angewiesen, haben dem fruchtbaren Waldgebiet der Ost-Anden niemals beträchtlichen Raum abgewinnen können und ihre dichte Bevölkerung war bis zum Zusammenbruch ihres Reiches auf dieser Seite vom Wald gerade so eingehemmt, wie auf der Westseite vom Meer. Auch die weissen Ansiedler in Nordamerika sind anderthalb Jahrhunderte mehr durch den Wald als das Gebirge der Alleghanies am Fortschritt nach Westen gehemmt worden; aber als ihre Masse einmal überzuschwellen begann, lichteten ihre Stahläxte rasch den Wald und machten immer breitere Bahnen.

Was die Bewegungen der Völker erleichtert, beschleunigt auch den Gang der Geschichte. Die Erfindungen und Verbesserungen in den Werkzeugen der Ortsbewegung, besonders der Schiffahrt, in der Züchtung der Reit- und Lastthiere, bis hinauf zur Dampfmaschine, gehören daher zu den grössten Thatsachen der Geschichte. Die auffallende Thatsache, dass einige von ihnen, wie die Reit- und Zugthiere und Wagen der Nomaden, die Kähne der Schiffervölker, Völkern auf tieferen Stufen der Cultur eine

auffallende Beweglichkeit und Verbreitung verleihen, erklärt sich eben daraus, dass ein grosses Maass von äusserer Bewegung auf jener Stufe geleistet werden muss. Je kleiner die intensive Culturarbeit, desto grösser die extensive Bewegung. Der Jäger braucht hundertmal mehr Raum als der Ackerbauer. Bei der oft angestaunten weiten Verbreitung der Eskimo muss man an die in ihrer Ernährungsweise gelegene Nothwendigkeit denken, grosse Entfernungen im Hundeschlitten oder Kajak in kürzester Zeit zurückzulegen. Ohne Boote und Schlitten würde eine plötzliche Verschliessung einer Nahrungsquelle, wie sie mit den Eisbewegungen eintreten kann, für sie den Tod bedeuten. Es ist keine Frage, dass diese einfachen aber sinnreichen Mittel der Ortsbewegung die weite Verbreitung einiger Völkergruppen über Länder, Meere und eisbedeckte Flächen ermöglicht haben. Die ausgedehntesten Verbreitungsgebiete, die wir kennen, sind auf ihre Rechnung zu schreiben. Aber gross wie die gewaltigen Gebiete der nomadischen Hirtenvölker, der Hyperboreer, der Malayo-Polynesier sind, sie sind doch alle dünn bewohnt. Leere Zwischenräume durchsetzen sie und ihre Bewohner nehmen in weiter Zerstreuung kleine Gebiete ein.

Ganz anders ist die Beweglichkeit höher cultivirter Völker, die sich weniger mit Hilfe der Fortbewegungsmittel als durch den *Wegebau* entfaltet hat. Alle Länder der Naturvölker haben nur Pfade, keine Wege, keine dauerhaften Brücken, vor allem kein zweckmässiges Wegnetz. Die einzigen grossen, auf Dauer berechneten Strassenbauten zeigen uns im Bereich der Stein- und Broncecultur die alten Culturländer der Inka und Tolteken. Sonst finden wir diesen ungeheuer folgenreichen Fortschritt nur in den alten Ländern der Eisencultur Asiens und Nordafrikas. Die Strassennetze werden hier dichter, die Strassen dauerhafter, durch sie wächst die Grösse des Verkehrs und die Macht und Dauer der Staaten. Durch sie geschieht es, dass die Verdichtung der Bevölkerung, die den Verkehr hemmen zu sollen schien, die Menschen auf der höchsten Stufe der Cultur noch beweglicher sein lässt als auf allen tieferen.

Die *Wiederholung in den Völkerbewegungen* ist für uns eine nothwendige Folge der unaufhörlichen Bewegungen gleich organisirter Wesen auf demselben, immer gleich beschränkten Boden. Wo uns eine Bewegung als eine einzig dastehende nach Ziel und Ausdehnung erscheint, liegt es in unserer räumlich wie zeitlich

beschränkten Anschauung. Ihr erscheint die Entdeckung Amerikas durch COLUMBUS als eine einmalige Thatsache. Geblendet von den *Wirkungen* der columbischen Entdeckung übersieht sie selbst die nur einige Jahrhunderte älteren Westfahrten der Isländer. Die Gruppe der verwandten Bewegungen empfängt aber einen ganz anderen Zuwachs aus dem Studium der amerikanischen Ethnographie, die uns die Westseite Amerikas in einer engen Beziehung zum Stillen Ocean zeigt. Da ist keine Rede von einer insularen Sonderstellung Amerikas gegenüber der Alten Welt. Bietet auch der Osten Amerikas keine Zeugnisse vorgeschichtlicher Verbindungen mit den Völkern Europas oder Afrikas vor den normännischen Wanderungen, so zeigen doch die Amerikaner in allen Theilen die merkwürdigsten Verwandtschaften mit den Völkern Oceaniens und Asiens. Wir können also von einer Entdeckung Amerikas durch COLUMBUS nur in dem Sinn der Auffindung einer dem Culturkreis des Finders unbekannten Sache sprechen. Noch nie hat eine einmalige Völkerbewegung zu einer dauernden Ausbreitung des Wohngebietes geführt. Durch einzelne Flüchtlinge, Verschlagene, Reisende kann ein Gedanke oder eine Fertigkeit in ein Volk hineingetragen werden und der Einzelne kann im besten Fall der Pionier einer nachfolgenden grösseren Bewegung werden. Aber zur Ausbreitung bedarf es zuerst einer Masse, die sich ausbreitet und festsetzt, und dann der Nachschübe, die die unvermeidlichen Verluste dieses ersten Versuches ersetzen. Fehlen diese, dann wiederholt sich das Schicksal der normännischen Besiedelung Grönlands, die eines Tages ausgelöscht war, fast ohne eine Spur zu lassen. So waren die Niederlassungen in Vinland und Markland ausgelöscht. So sind selbst germanische Staaten und germanische Völker in Südeuropa und Nordafrika verschwunden. Wir werden schon aus diesem Grunde nicht jener Ansicht beipflichten, dass es in alten Zeiten anders gewesen sei. Nicht einzelne grosse Völkerwanderungen, sondern immer sich wiederholende Bewegungen, im Allgemeinen gleiche Richtungen bewahrend, können allein die Entstehung und Lage auch der arischen Völker in Europa und Westasien erklären.

Die in bestimmte Grenzen eingeschlossene in diesen aber nicht zur Ruhe kommende *periodische Wanderung* ist für unseren Zweck dadurch von Bedeutung, dass sie erkennen lässt, wie wenig fest viele Völker am Boden hängen. Wenn sie die Heim-

stätten alljährlich zweimal wechseln, werden sie auch grösseren Wanderungen minder abhold sein und nicht ganz unvorbereitet gegenüberstehen. Man möchte diese Völker *diökische oder doppelwohnende* nennen. Sei es nun, dass sie wie einst die Mandanen und andere Missouristämme im Sommer in der Prärie und im Winter im Walde wohnten, oder dass sie wie die Tiefthalbewohner Armeniens, z. B. am Wansee, den Sommer im Hochlande und den Winter im Tieflande verbringen, oder dass sie wie die Bedjah die in der Trockenzeit angenehmeren sandigen Weidestrecken Südsennaars in der Regenzeit, vorzüglich um gewissen schädlichen Fliegen zu entgehen, mit dem bewaldeten Mittel- und Obersennaar vertauschen: keine feste Einwurzelung wird möglich sein, wo von Jahreszeit zu Jahreszeit die Wohnarten und Lebensweisen wechseln und damit das Schwergewicht im Leben dieser Völker einem Pendel sich vergleicht.

Nur weil wir in die Vergangenheit mit den Augen der Gegenwart hineinsehen, meinen wir in allen Völkerbewegungen Zweck und Absicht erkennen zu müssen. Die Geschichte lehrt uns soviel zielbewusste und wohlvorbereitete Wanderungen, dass wir mit denselben gerne auch die vorgeschichtlichen Zeiträume ausstatten. Und doch ist leicht zu sehen, dass die Wanderungen der Völker *immer weniger bewusst und bestimmt geplant* gewesen sein können, je weiter sie zurückliegen. Um einer Wanderung ein Ziel zu setzen, muss man einen weiten geographischen Horizont haben. Wir haben gesehen, wie dieser erst durch jahrtausendelange Mühen und Opfer erworben worden ist. Die Voraussetzung einer organisirten Wanderung ist eine Organisation der in Bewegung zu setzenden Massen, die ebenfalls nur allmählich entstehen konnte. Und ehe Staaten stark genug wurden, um durch planvolle Hinleitung von Colonisten Tochtervölker auf neuem Boden zu schaffen, müssen zahllose Völkchen und Völker durch Wechselwanderungen sich zu grösseren Körpern entwickelt und über weitere Räume ausgebreitet haben. Darin liegt der Unterschied der unbewussten und der bewussten Völkerbewegung, der so gross werden kann, dass nur die bewusste Bewegung erkannt, die unbewusste wohl gar für Stillstand gehalten wird (s. o. S. 11). Der unbewussten Bewegung fehlt das Ziel und der Weg. Der Vergleich ihres Wesens mit pflanzlichen und thierischen Wanderungen ist mehr als ein Bild; er geht in die Tiefe, wo das Gemeinsame der organischen Bewegung überhaupt liegt.

Diese Bewegungen pflanzen sich kilometerweise fort, gehen aber nicht in Gebiete von wesentlich anderen Lebensbedingungen über, sondern kehren immer auf den gewohnten Boden zurück. Auch wo sie fernere Ziele haben, setzen sich nur kleinere Gruppen in Bewegung. Die Australier durchmessen, um farbigen Thon oder rauhen Mahlsandstein zu erwerben, fast ihren ganzen Continent kreuz und quer, aber sie haben ihn nirgends verlassen, um auf Nachbarinseln überzusetzen. Die Neger Afrikas sind wenig über den Rand der Wüsten hinausgegangen, die im Süden und Norden ihre Wohn- und Wandergebiete begrenzen, ebenso wie sie die entfernteren Inseln des Atlantischen und Indischen Oceans nicht besucht haben. Die germanischen Wanderungen haben einmal Nord-Afrika gestreift, sind aber im Uebrigen nicht über Europa hinausgegangen. Erst als die Nordgermanen über ein Jahrtausend in ihren nordischen Halbinsel- und Inselspitzen verweilt hatten, querten sie den Atlantischen Ocean und entdeckten Grönland und Nordamerika. In dieser natürlichen Beschränkung der unaufhörlichen Bewegung liegt der Grund, dass die „Dauerformen“ der Anthropologen sich in bestimmten Gebieten seit vielen Jahrtausenden erhalten konnten. Wenn Ehrenreich jede Rasse innerhalb ihrer geographischen Provinz gesondert entstehen und die Grenzen dieser Provinzen erst mit der Entwickelung des Weltverkehrs, der Entdeckung und Besiedelung Amerikas und Australiens sich erheblich verschieben lässt, so haben wir denselben Gegensatz der beiden Arten von Bewegungen. Er fasst ihn allerdings viel zu schroff. Für ihn ist die Menschheit erst mit dem Beginn des Zeitalters der Entdeckungen in eine neue Entwickelungsperiode eingetreten, in der die allmähliche Ausgleichung der Rassengegensätze sich anbahnt. Ihm theilt sich also die Geschichte der Menschheit, die wir übersehen, in zwei sehr ungleiche Abschnitte, die durch die grofse Entwickelung des interkontinentalen Verkehres von einander getrennt sind. Vor dieser liegt ihm ein Zeitalter schwacher Bewegungen, die sich im Allgemeinen in den Grenzen der heutigen Rassengebiete hielten. Auch wir sehen diesen Unterschied, legen aber die Grenzscheide dieser grössten menschheitsgeschichtlichen Zeitalter in den Moment, wo der Mensch durch die Erfindung des Ruderkahnes die Wasserschranken durchbrach. Vorher hatte jede Weltinsel ihre eigene Geschichte, von jetzt an erst bahnte sich eine wahre Weltgeschichte an.

Eine Summe von unzusammenhängenden Bewegungen drängt langsam nach einer oder der anderen Seite, lässt kleine Gruppen eines Volkes in die Lücken eines anderen eindringen und schafft zunächst eine zerstreute Verbreitungsweise. Es ist eine *Durchdringung*, „infiltration", wie sie Hauptmann Binger treffend bei den Fulbe des Westsudan genannt hat.[1]) Doch ist vielleicht noch treffender der Name Diehndi, Maden, den die Ba Luba des Kassai solchen Einwanderern beigelegt haben, den Kioko, die sich als Jäger und Händler bei ihnen „eingebohrt" haben, um mit der Zeit unter eigenen Häuptlingen in ihren Dörfern zu leben und sogar politischen Einfluss zu erlangen, wie wir es aus den Ka Lunda-Dörfern kennen. Das erste Eindringen kann unbemerkt geschehen, wenn aber der Zuzug und die eigene Vermehrung ein solches Volk verstärken, breitet es sich aus und wo es vorher um Boden bettelte, fordert es nun oder erobert. So haben es die Fulbe auf ihrer geschichtlichen Laufbahn im Sudan gemacht, wo sie als arme Rinderhirten auftraten, um als Herrscher grosser Länder abzuschliessen, über deren Völker sie durch die Besetzung der wichtigsten Plätze ein Netz geworfen haben, dessen erste Fäden aus den kaum sichtbaren Fasern der Einzeleinwanderungen gewebt wurden.

Solche Wanderungen führen keine Stösse aus, die mit einem einzigen Feldzug ein eroberndes Volk mitten in das Herz eines wankenden Reiches versetzen. Dafür gehen sie merkwürdig stetig vorwärts und grosse Rückschläge sind ihnen daher erspart. Wir vermögen das Vordringen der Fan in westlicher und dann in nördlicher Richtung durch einige Daten zu belegen. 1856 traf man sie vereinzelt am Gabun, Anfang der 70er Jahre beherrschten sie das rechte Ogowe-Gebiet, 1875 standen sie hart an der Küste. Seit Ende der 80er Jahre treten sie im südlichen Kamerun auf. Ihre Verwandtschaft liegt in der Richtung des mittleren Kongo, durch dessen Bewohner sie mit den Mangbattu zusammenhängen. Sie dürften also einen weiten Weg schon zurückgelegt haben, ehe sie an der Westküste eintrafen.

Natürlich wird dieses Vor- und Durchdringen durch die leeren Räume zwischen den Völkerwohnsitzen begünstigt. Der Handel, die Räubereien, die Zuflucht Verfolgter findet in ihnen

---

1) Binger, Du Niger au Golfe de Guinée par les pays de Kong et de Mossi. Paris 1892.

Schutz. Wenn erzählt wird, dass der Siouxstamm der Winnebago durch die Gebiete der ihm befreundeten Menomini und Odschibwä Kriegszüge bis zur Green Bay gemacht habe, so wundern wir uns nicht, dass die Menomini als ein vielgemischtes Volk galten.[1]) Ueber die zu ihnen geflohenen Algonkin s. u. S. 31. So wie aber das einzelne Volk der Mischung unterworfen, ethnisch zersetzt und endlich vielleicht ganz umgewandelt wurde, so musste wechselseitige Durchdringung in langen Zeiträumen über immer weitere Kreise sich ausbreiten.

In Afrika haben wir Bewegungen der Völker gegeneinander, die unter wesentlich ähnlichen Bedingungen ganz Negerafrika durchdringen. Alle Völker, die dabei in Frage kommen, sind in Bezug auf dichte Verbreitung und Culturstufe einander ähnlich. Aehnlich muss es auf entsprechender Culturstufe einst in anderen Ländern der Erde gewesen sein. Besonders in dem steinzeitlichen Europa, das vielleicht die frühesten arischen Einwanderungen sah, werden die im Lande Befindlichen kaum weniger beweglich gewesen sein, als die von aussen Hereindrängenden und diese müssen überall Lücken, ja vielleicht ganz freie Länder zwischen dünn besetzten gefunden haben.

Die ethnische Wirkung solcher Durchdringungen, die nicht mehr bloss Volk gegen Volk bewegen, sondern die Völker weiter Gebiete einander anähnlichen, ist nie besser gezeichnet worden als von Georg Schweinfurth in dem Bongo-Capitel seiner grossen Reisebeschreibung. Er schildert dort die Schwierigkeit, die zu den Ausstrahlungscentren führenden Fäden zu finden. „Da ist keine Sitte und kein Glaube ausfindig zu machen, der nicht hier oder dort in anderer Gestalt wiederkehrte. Von Nord und Süd und von Weltmeer zu Weltmeer wiederholen sich die Formen im buntesten Gemisch — es ist alles schon einmal dagewesen. Neues aus Afrika bringt uns nur die schöpferische Hand der Natur. Könnten wir uns alle sprachlichen, rasselichen, kulturhistorischen und psychologischen Einzelheiten, Tausende an der Zahl, über das Stückchen Erde ausgewürfelt denken, welches man Afrika nennt, so hätten wir ungefähr die richtige Vorstellung seines beispiellosen Völkergemisches.“[2])

1) Diese drei verschiedenen Völker gehörten ganz verschiedenen Gruppen der Indianer an, machten aber doch gemeinsame Kriegszüge. Vgl. Fourteenth Report of the Bureau of Ethnography 1896 S. 15.

2) Im Herzen von Afrika I, 1874, S. 342.

Den Verschiebungen und Verdrängungen, deren Zeugen wir in allen Ländern sind, wo verschiedene Nationalitäten wohnen, liegen ganz ähnliche Vorgänge zu Grunde. In dünn bevölkerten Gebieten mit grossen leeren Räumen sehen wir dort Massen sich einschieben; deutsche Dörfer entstehen in der Dobrudscha und in Syrien, bulgarische auf einst türkischem Boden, der erst nach 1878 von seinen früheren Bewohnern verlassen worden ist. In dichter bewohnten Gebieten findet die vorhin erwähnte Durchdringung durch kleine Gruppen und Einzelne statt, die mit der Zeit sich summiren, bis sie endlich das Uebergewicht erlangen. Ganz ähnlich wie die Juden und Armenier sich in zahllosen kleinen, oft erstaunlich rasch grösser werdenden Gruppen durch Europa und Westasien verbreitet haben, und wie die Spanier in den Indianergebieten Mexikos sich von Dorf zu Dorf, Handel und Wucher treibend, verbreitet haben, ist durch zuwandernde Feld- und Fabrikarbeiter die Italianisirung deutscher Gebiete in Südtirol und die Tschechisirung in Böhmen erst unmerklich, dann, als es zu spät war, unwiderstehlich fortgeschritten.

Beispiele für die Ausbreitung der Sprache und Sitten eines Volkes durch solche Durchdringung sind überall zu finden, wo das einwandernde Volk eine Rolle im wirthschaftlichen Leben des neuen Landes übernimmt. So hat sich die Sprache der Haussa im ganzen Westsudan nicht bloss als Sprache des Handels, sondern als Sprache der Herren und überhaupt der Höheren verbreitet. Die ungemein rasche Ausbreitung des Englischen in Nordamerika, des Spanischen und Portugiesischen in Südamerika über alle Rassen, Völker und Culturstufen bietet ein weiteres Beispiel. Anders ist es, wo die Einwandernden nur die Herrschaft übernehmen, das Leben des Volkes aber ruhig in alten Bahnen sich weiter bewegen lassen. Die Mongolen und Mandschuren haben so in China, die Türken in Persien ihre Sprache im Chinesischen und Persischen aufgehen lassen. Die Ausbreitung der arischen Sprachen in Europa muss daher in einer Zeit stattgefunden haben, wo es der Einwohner noch wenige waren und wo die mit Pflug und Heerden Einwandernden leicht die besten Stellen einnehmen konnten, von denen aus sie das Land wie mit einem Netz der Herrschaft überzogen, in dessen Maschen das eigene Leben der Vorbewohner langsam abstarb.

Liegt hinter einem derartig fortschreitenden Volke eine grosse Volksmasse, die die sich durchwindenden Bächlein wie aus

einem unerschöpflichen Reservoir speist, dann erreicht das zerstreute Wandern zuletzt Ergebnisse, die die rasche Wirkung grosser Kräfte in der Massenwanderung weit übertreffen. In der chinesischen Gruppencolonisation und Unterwerfung der Mongolei und Mandschurei sehen wir die stärkste Wirkung kleiner Kräfte, die zuletzt zu hohen Summen ansteigt. Durch langsame, aber nie aufhörende Auswanderung und Colonisation, durch Schritt für Schritt mehr mit friedlichen als kriegerischen Mitteln, besonders mit Handel und Ackerbau arbeitende Aufsaugung der widerstrebenden Bevölkerungen gewachsen, ist China älter geworden und steht, trotz so vieler Rückschläge der politischen Entwickelung, fester als die glänzend emporgestiegenen Eroberungsstaaten.

Eine ähnliche Bewegung hat die britischen Tochtervölker in allen Erdtheilen geschaffen. Sie nahm im engen Inselland die Form der überseeischen Wanderung an. Das Muttergebiet war eng, reif und geschützt genug, um gleichmässigen Zufluss für Jahrhunderte zu gewähren. Es ist dieselbe Art von Wanderung, aus Inseln und Halbinseln, die die Griechen über die östlichen Mittelmeerländer, die Buginesen über Indonesien, die Malayen bis zur Aru-Gruppe, die Kingsmill-Leute über alle Inseln des centralen Stillen Oceans ausstreute, wobei ein Inselchen wie Rarotonga im Mittelpunkte eines Zerstreuungskreises liegt, dessen Radius den Eiland-Durchmesser um ein Mehrhundertfaches übertrifft.

Durch planmässige Vertheilung, Verwendung und Beschützung der Auswanderermassen entsteht die politische Colonisation, wie sie Rom gross und die Halbinsel Italien zur Mutter einer der grössten Völkerfamilien gemacht hat. Diese Idee ist bei Semiten und Hamiten gewesen, von diesen zu den Iraniern und von diesen zu den Griechen und Römern gewandert. Erst bei den Römern ist die Idee so mächtig und dauerhaft geworden, dass sie nicht bloss einen Haufen Länder zusammenhielt, sondern auch den Völkern des Reiches die Züge der Familienverwandtschaft aufprägte. Wollte Jemand bei der arischen Stammverwandtschaft an die romanische denken, so müsste er übersehen, dass die römischen Tochtervölker einander in Sprache und Cultur so ähnlich waren, wie nur Kinder derselben Mutter es sein können, während die arischen Völker Europas und Asiens in viel entfernteren Verwandtschaftsverhältnissen stehen. Da ist nichts von der merk-

würdigen Familienähnlichkeit zwischen den Bauern von der Aluta und vom Tejo, von Kalabrien und Brabant. Wir sehen vielmehr die Zeichen einer grossen räumlichen Trennung und eines langen zeitlichen Auseinanderliegens. Jene Töchter Romas sind rasch hintereinander geboren worden, diese arischen Völker sind zu sehr verschiedenen Zeiten herangewachsen und in ihre Sitze eingerückt und sind lange ausser aller Verbindung gestanden.

Ein anderer Zustand entsteht durch die *zersplitterte Verbreitung* eines tiefer stehenden Volkes durch ein höher stehendes hindurch. Das tiefere Volk nimmt da die weniger günstigen Stellen des gemeinsamen Landes ein, in die es zurückgescheucht wird und in denen es nicht zu grösseren Massen zusammenfliessen wird. Im äquatorialen Afrika und in Südafrika giebt es kaum ein grösseres Volk, das nicht in seinen Wäldern zerstreute Gemeinden der kleingewachsenen Jägervölker, der sogenannten Watwa, beherbergte. Eben diese Zerstreutheit ist mit Ursache, dass diese sogenannten Zwergvölker sich so lange Zeit den Blicken der Forscher entzogen. Die Schilderung Hans Stadens von den Wayganna, einem Jägervolke der Ostgebirge Brasiliens, das, geschickt im Bogenschiessen und Fallenstellen, gefürchtet und verachtet zwischen den grösseren Stämmen lebt, zeichnen einen buschmannartigen Typus.[1]) Ebenso die Schilderungen Martius' von den Mura am Madeeia und Solimôes, die, von allen andern Völkern verfolgt und verachtet, wie Zigeuner unter Fremden umherirren. Die Punan von Sarawak sind so ächte Vertreter der afrikanischen Buschmänner, wie sie in der verschiedenen Umwelt Nordborneos nur möglich sind: Ruhelos wandernd, von der Jagd und den Früchten des Waldes lebend, ohne Ackerbau, Hütten, Boote, gefürchtet als ausgezeichnete Blasrohrschützen und Kenner des Waldes. Natürlich sind auch sie als Reste der Urbewohner Borneos angesprochen worden, denn da sie elend leben, müssen sie gleich den kleinen Jägervölkchen Innerafrikas „Urvölker" sein, während sie nur eine tiefere Schicht bilden.

Die *Flucht* ist eine häufige Form der Massenwanderung, die aber wegen des Schutzes, den sie sucht, nicht dauerhaft sein kann. Ein aus seinen Sitzen fliehendes oder verdrängtes Volk theilt sich bald, um die Zufluchtsorte leichter und früher zu erreichen. Die Flüchtlinge legen womöglich ein Hinderniss zwischen

1) Warhafftiger kurtzer Bericht 1556 Cap. III

sich und ihre Angreifer. So drängten die Römer Kelten nach Britannien und die normannische Invasion drängte sächsische Ansiedler aus England über den Tweed. Es ist also, ohne dass ein Volk unmittelbar auseinander geworfen wird, die Zersplitterung sehr häufig das Ergebniss eines Massenauszuges. Kleinere Völker mögen in die Mitte eines grösseren aufgenommen werden, wie etwa die 200 Algonkin vom Huronensee, die bei den Menomini an der Green-Bay wohnten. Die Regel ist, dass sie sich vertheilen müssen. Nur wo weite Räume frei stehen, kann sich ein ganzes Volk nach ihnen zurückziehen und in ihnen sich zusammenschliessen. So ist das Zurückwandern der Indianer in Nord- und Südamerika von der zuerst angegriffenen atlantischen Seite nach dem Innern und hauptsächlich nach Westen gegangen. In Nordamerika sassen die Tscherokie zuerst in Südkarolina und sind dann bis an den unteren Tennessee zurückgegangen; zuletzt sind sie bis über den Mississippi hinaus gedrängt worden. In Südamerika vernichteten die Portugiesen fast das Volk der Tupi am unteren Amazonenstrom in der Nähe von Pará und Pedro Teixeira traf dann ihre Reste am Rio Madeira. D'Orbigny beschreibt uns die merkwürdige Wanderung der Chiriguanos über den Chaco zu den Vorbergen der bolivianischen Anden. So scheinen auch die Jivaros am Amazonenstrom aufwärts zurückgegangen zu sein. In Südafrika sind die Koranna zwischen Kaffern und Weissen in Splitter geschlagen und auseinander getrieben worden. Theile davon sind am Hartfluss, andere am Vaalfluss hinaufgezogen, kleine Gruppen haben sich unter den Ba Ngwaketse zerstreut. Am Hartfluss haben sie mit den Ba Tlapin, jenseits des Vaalflusses mit den Buren um Boden gekämpft. Einem Theil, der den Oranjefluss hinabzuziehen suchte, traten die Bastaards unter Jager entgegen. Nur ärmliche Reste sind in den alten Sitzen geblieben. Der einst mächtige nördlichste Hottentottenstamm geht der Vernichtung entgegen.

Die Flucht der Tuscier unter ihrem Anführer Rätus in die Alpen, wo sie den Rätiern Ursprung gaben, wird von römischen Schriftstellern behauptet. Sie hat viele Analogien für sich, denen gegenüber Niebuhr's Gründe[1]) nicht Stich halten. Niebuhr hielt es für unwahrscheinlich, dass ein reiches Volk das arme Gebirge kolonisire, für schwierig, dass es die Gebirgsbewohner verdränge,

---

1) Römische Geschichte. Dritte Auflage I. 126f.

und führt ausserdem noch die Regel an, dass die Strömungen der Völker mit Vorliebe von Norden nach Süden und aus den Gebirgen nach den Tiefländern sich bewegten. Diesen Regeln gegenüber hat man treffend auf die besondere Natur des Krieges verwiesen, der als Ausnahmezustand die naturgemässe Entwickelung im Völkerleben still stellt oder ihr gewaltsam eine andere Richtung gibt.[1]) Braucht es weiterer Beispiele, so kann u. a. auf das kleine arme Sundanesenvölkchen der Baduj verwiesen werden, das in das schwer zugängliche Waldland des Plateaus von Pangelaran sich zurückzog, als die mohammedanische Invasion das Reich Padjadjaran stürzte. Die Schluchten- und Felsendörfer der Pueblos-Indianer Arizonas legten zwischen sich und ihre Feinde die Wüste und kaum zugängliche Berghöhen.

Auch die *Verschlagungen* dürfen nicht übersehen werden. Auch sie summiren sich durch Wiederholung und tragen zur Herausbildung von Völkerbeziehungen bei. So gering unser Wissen von den „unfreiwilligen Wanderungen“, so genügt es doch, um wenigstens im Stillen Ocean ferne und nahe Völkerverbindungen zu finden, die durch sie geknüpft worden sind. Tragen wir die Fälle auf die Karte ein, wie es Sittig in seiner Arbeit „Unfreiwillige Wanderungen im Stillen Ocean“ gethan hat[2]), so umgeben sich einzelne Inselgruppen mit einem Strahlenkranz von Wegen, die von ihnen nach allen Seiten führen. Von Japan führen Wege der Verschlagungen nach Kamschatka, Alaska, Vancouver, den Inseln von Hawaii, Bonin und den Philippinen. Die Philippinen und Celebes sind so mit den Palau-Inseln verbunden, die Karolinen mit den Marshall-Inseln, die Marshall-Inseln mit den Gilbert-Inseln, die westlichen polynesischen Inseln mit den Viti und Neuen Hebriden, die Gesellschafts-Inseln mit den Paumotu.

Beim Ueberblick des ganzen Materiales über die Völkerbewegungen im Stillen Ocean erscheint uns dieses Meer überhaupt nicht als eine grosse trennende Wasserwüste, die nur selten einmal von einem Wanderzug unter kühnem Anführer gekreuzt wird. Wir erkennen sofort die grosse Rolle der „Inselwolken“ in den Völkerbewegungen. Der Inselreichthum im Westen des Stillen Oceans hebt die trennende Wirkung seiner gewaltigen Breitenausdehnung auf. Die Art, wie die Inseln, besonders die süd-

1) von Moor, Geschichte von Currätien. I. Chur 1869 S. 7f.
2) Geographische Mittheilungen Jahrg. 1890. Mit Karte 7. 12.

äquatorialen, zu den Winden und Strömungen dieses Oceans liegen, erleichtert noch mehr die Verbindung. Die Kette von den Philippinen bis zu den Gilbert-Inseln liegt in der Bahn der nordöstlichen, die Kette von den Molukken bis zu den Gesellschafts-Inseln in der der südöstlichen Passatströmungen; diese Strömungen kommen aber in dieser südlichen Kette stärker zur Geltung als in jener nördlichen. Dort beherrschen sie die unfreiwilligen Wanderungen, während wir hier eine so grosse Zahl westöstlicher Verschlagungen haben, dass wir schon von Celebes an über die Palau und die Karolinen eine Bahn ziehen können bis zu den Marshall- und Gilbert-Inseln, die dann von hier in der Richtung auf Viti und Tonga nach Süden umbiegt, um hier in das Gebiet ostwestlicher Verschlagungen einzumünden, das wieder an den Rand des Indischen Oceans zurückführt.

Sind schon die Wege und Umstände dieser Verschlagungen von grossem Interesse, so sind die ethnographischen Wirkungen dieser unfreiwilligen Einwanderungen von einzelnen oder kleinen Gruppen noch viel merkwürdiger. Manchmal mag es ja vorkommen, dass der angetriebene Fremdling, weil er Fremdling ist, getödtet wird, „wie man die angeschwemmte Kokosnuss zerspaltet“. Aber das ist in Oceanien längst nicht mehr die Regel. Der Passat, der aus dem centralen Oceanien Eingeborene von den Samoa- und Tonga-Inseln nach Viti und den Neuen Hebriden trägt, hat nach diesen wesentlich von dunkeln negroïden Völkern bewohnten Inseln eine helle polynesische Bevölkerung gebracht. In Viti wohnt sie bezeichnenderweise auf der Windseite, im Allgemeinen nimmt sie Küstenstriche und vorgelagerte Inseln ein. Diese hellen Ansiedler unter den dunkeln Urbewohnern waren schon Cook und Forster aufgefallen. Eine so eingehende Kenntniss, dass wir daraus Schlüsse auf ihre Verbreitung und Herkunft ziehen können, haben uns aber erst die Missionare gebracht, die über die Ethnographie der Viti und der Neuen Hebriden die genauesten Auskünfte gegeben haben, und einzelne Reisende, besonders die früher von Godeffroy in Hamburg ausgesandten, die Aehnliches für die nördliche Inselkette zwischen Gilbert und Palau geleistet haben. Wir sind besonders seit den Arbeiten von Codrington im Stande, für einzelne Inseln und Küstenstriche der Neuen Hebriden die vorwiegend helle oder dunkle Bevölkerung anzugeben. Auf den Viti können wir die grosse geschichtliche Rolle der zugewanderten Polynesier näher bestimmen; die Viti-

Insulaner sind uns sowohl anthropologisch als ethnographisch nur noch als eine Mischung von dunkeln und hellen Oceaniern verständlich.

Das *Mitgerissenwerden* von Völkern und Völkerstämmen durch einen durch- oder vorbeiwogenden Völkerzug ist eine nothwendige Erscheinung bei allen Völkerbewegungen. Ein thätiges Volk ergreift ein träges, ein seefahrendes ein am Lande hängendes, und führt es auf Wanderungen mit sich, die diesem an und für sich undenkbar wären. In der Periode der grossen germanischen Wanderungen finden wir in jedem grossen Zug verschiedene Völker. Mit den Vandalen kommen Alanen nach Afrika, Hunnen und Gepiden wandern zusammen. Als im Winter 406/7 ein verheerender Schwarm von Osten den Rhein überschritt, zählten die Zeitgenossen Vandalen, Sueven und Alanen in ihm, und berichten, dass er Burgunden mitriss und Zuzug aus Deutschland erhielt. Barth erzählt, dass mit den Zügen der Araber Kopten nach Marokko kamen. Die vom Wüstensaum her in den Sudan vordringenden Eroberer und Staatengründer sind nie einfach helle Menschen gewesen, sondern stets scheint eine helle und dunkle Rasse in ihnen vereinigt gewesen zu sein. In den Reihen der Mongolen zogen Vertreter der verschiedensten mittelasiatischen Völker. Aus der näherliegenden Wandergeschichte der Neger sind uns viele Fälle von Mitreissung bekannt. Als die Fekane, aus denen dann die Fingu hervorgingen, 1812 das Sululand verliessen, überfielen sie zunächst die jenseits des Tugela wohnenden Zizi, die sich ergaben und dem Zug der Fekane folgten, um ihre Kreuz- und Querzüge, ihre Zertrümmerung, Sklaverei und Befreiung (1835) mitzumachen. Die Ma Kololo waren ein wahres Völkergetrümmer (s. u. S. 62). Die Ma Tabele waren, als sie 1817, der Despotie Tschakas entfliehend, das Sululand verliessen, eine Sammlung aus allen Stämmen. Ihnen schlossen sich jenseits der Drakenberge, freiwillig oder gezwungen, eine ganze Anzahl von Trümmern von Betschuanenstämmen an. Und es ist anzunehmen, dass derselbe Process sich auf den abenteuerlichen Zügen wiederholt hat, in denen die Ma Tabele mit den Griqua, den Buren, mit Völkern jenseits des Sambesi, mit Ma Kalaka und Ma Nansa fochten, bis sie über den niedergeworfenen Ma Schona ihr Reich gründeten, das unter den Schlägen der Rhodes'schen Freibeuterschaaren 1894 gefallen ist. Jedenfalls waren die Ma Tabele zuletzt keine ächten Sulu mehr, sondern bestanden zum grössten

Theil aus Be Tschuanen, die in die Suluform hineingepresst waren. Was man Ba Suto nennt, sind Splitter aller durch die Ma Tabele- und Burenzüge zersprengten Ostbetschuanenstämme mit Zumischungen von Kaffern und Sulu; daher auch Anklänge an Kaffernsitten bei den Ba Suto. Als eine geschichtliche Thatsache möge an die Uebersiedelung der Dunganen und anderer Völker des Iligebietes erinnert werden, die 1881 im Gefolge der sich zurückziehenden Russen auf russischen Boden übertraten. Endlich sei hier auch noch an die ungemein wirksame Einführung von Sklaven fremder Volkszugehörigkeit erinnert. Nur ihr verdankt Amerika seine Negerbevölkerung. Die Makua in West-Madagaskar sind von Arabern und Suaheli herübergeführt. Selbst mit den ersten Weissen sind schon Australier nach Tasmanien gekommen und haben dort Steingeräthe hinterlassen, die man nicht mit denen der Tasmanier verwechseln darf.[1])

Die geographische Voraussetzung von *Massenbewegungen* der Völker ist ein weiter Raum, der die Massen sich ausbreiten lässt und zugleich eine gewisse Freiheit in der Wahl des Zieles gewährt. Ein weiter Raum lässt selbst auf höheren Stufen der Kultur noch Massenbewegungen zu, wie wir sie in Amerika und Südafrika sich west- und nordwärts, d. h. dem weiteren Raum zu sich haben ausbreiten sehen. Dort haben auch selbst die festen Siedelungen der Ackerbauer und Gewerbtreibenden oft noch eine Beweglichkeit gezeigt, wie man sie in den älteren Völkern West- und Mitteleuropas nicht mehr findet. Aus Gründen des Verkehrs, der nach einer anderen Seite sich verlegte, sind ganze Dörfer verlassen worden, und diese modernen Ruinen gehören in die historische Landschaft des modernsten Amerika. Im modernen Europa konnten in Friedenszeiten nur grosse Naturveränderungen ähnliche Verschiebungen bewirken, wie man sie an Küsten und in Flussthälern durch Sturmfluthen und Ueberschwemmungen geschehen sah. Alte Kulturvölker stehen in so festen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zusammenhängen miteinander und mit dem Boden, dass die Losreissung eines ganzen Volkes oder des grössten Theiles eines Volkes von seinem Boden eine äusserst seltene Erscheinung geworden ist. Im deutsch-französischen Krieg

1) Vgl. die Diskussion tasmanischer Steingeräthe durch E. B. Tylor in den Bänden 23 und 24 des Journal of the Anthropological Institute of Great Britain.

von 1870 haben die Bauern und Bürger die Kriegsfurie über Dörfer und Städte wegbrausen sehen und haben ihre Sitze beibehalten. Nur die Türkenkriege haben noch in unserem Jahrhundert zu Völkerwanderungen Anlass gegeben.

Zu Massenwanderungen im grossen Stil sind vor allem die *Hirtenvölker* fähig, weil sich zu ihren eigenen Bewegungsantrieben die der Herden fügen, die neue Weiden brauchen. Sie wandern also ohnehin mit Weib und Kind, Zelten und Herden in einem bestimmten Gebiet gewohnheitsmässig umher. Beduinen, Turkvölker und Mongolen sind auch politisch zum Wandern so organisirt, dass jede Gruppe ihren Platz im Zuge genau kennt.[1]) Wenn solche Völker einen Anstoss empfangen, der sie über die Grenzen ihres alten Wandergebietes hinaus treibt, treffen sie mit einem zertrümmernden Gewicht auf ihre Nachbarn. Beweglich, waffenkundig, kriegerisch organisirt bildet zunächst die ganze Mannschaft einen kriegsbereiten Schwarm. In seiner Mitte die Wagen und Tragthiere mit den Weibern und Kindern und die endlosen Herden. Für einen solchen Zug ist das Bild eines glühenden Lavastromes, der alles versengt, wohin er sich bewegt, nicht zu gewagt. Nur ergiesst er sich nicht blind in irgend eine Richtung, sondern ist mehr als jede andere Wanderungsweise an natürliche Bedingungen gebunden. Ein Volk mit grossen Herden kann nur Gebiete durchwandern, wo Weide und Wasser ist. Wüste und Wald und die meisten Hochgebirge sind ihm verschlossen.

Es ist zu wenig beachtet, wie im Leben der Nomaden die Bedürfnisse der Herden eine lebendige, sich erneuernde und fortwachsende Kraft bilden, die die Hirten auch wider Willen vorwärtsdrängt, indem sie immer neuen und mehr Boden fordert. Die Renthierhirten Nordasiens ziehen langsam ihren frei weidenden Renthieren nach. Wo sie sehr gute Weideplätze finden, errichten sie zeitweilige Wohnungen. Wir wissen von den Renthiertschuktschen, dass sie ziemlich fest auf ihrer Halbinsel wohnten, solange die Weiden noch nicht ausgesogen waren; dann zog ein Theil langsam dem Tschaunbusen zu und die Herden wuchsen rasch an. Nun nahm auch hier die Nahrung ab und die gewaltigen Herden wälzten sich der Kolyma zu und kommen bis

1) Auch die Waiandott-Indianer bewahren bei ihren Wanderungen dieselbe Ordnung, in der sie sich in der hufeisenförmigen Lagerreihe folgen. Vergl. Powell, Wyandot Government. First Report Bureau of Ethnology 1881, S. 64.

in die Gegend von Jakutsk. Ganz ähnlich ist das Wandern der norwegischen und finnischen Lappen. Und so sind die Kaffern durch das Bedürfniss ihrer Herden, seitdem sie 1688 am Grossen Fischfluss erschienen waren, in kurzer Zeit mit solcher Kraft vorwärts gedrängt worden, dass kurze Zeit, nachdem 1778 dieser Fluss als Grenze bestimmt worden war, 20,000 Kaffern mit Hunderttausenden von Rindern darüber hinaus bis zum Kaimansfluss vorgedrungen waren. Zweifellos ist es, dass ohne den Widerstand der von da an 80 Jahre kämpfenden Weissen die Kaffern und ihre Rinder ganz Südafrika bis zum Atlantischen Ocean erfüllt haben würden.

Hier sind es also nicht die Menschen, die den Antrieb zur Wanderung geben, sondern die Thiere. Die Herden breiten sich aus und der Hirte folgt ihnen. Das ist geradeso, wie das Jägervolk den Jagdthieren nachzieht oder wie der Tunguse im Winter den Pelzthieren im Walde nachstellt, um im Sommer in die Tundra zu ziehen oder die Fischplätze zu besuchen. Weil Fische im Ganzen häufiger sind und regelmässiger erscheinen als jagdbare Landthiere, sind Fischernomaden ansässiger als Jägernomaden. Aber beim Hirtenvolk steigern sich wechselseitig die Zahlen der Menschen und der Thiere, die von einander abhängig sind, und summiren sich zu einer Bewegungskraft, neben der der rasche aber flüchtige Kriegszug eines Indianerstammes verschwindet.

Indem alle Hirtenvölker eines weiten Gebietes von demselben Ausbreitungstrieb vorwärtsgedrängt werden, erklären sich aus dem gleichen Bedürfniss der Ausbreitung und Zusammenschliessung die ewig schwankenden Schutzverhältnisse und Bünde der Nomaden, aus denen grosse vorübergehend machtvolle Zusammenfassungen entstehen. Es erklärt sich daraus auch die Fortpflanzung von Bewegungsanstössen durch Völkerreihen hindurch, die nicht als direkte Fernwirkungen zu verstehen sind, sondern als Folgen des allgemeinen Völkergedränges in Nomadengebieten. Es ist dabei zu beachten, dass ein angegriffener Nomadenstamm sich zu allererst aus der Zerstreuung zusammenziehen muss, da er einzelne Weideplätze und Herden nicht vertheidigen kann. Ist aber alles zusammengebracht, Menschen, Thiere und Habe, dann zwingt die Nothwendigkeit, sich zu bewegen, weil die Herden Weiden brauchen. Die Ova-Herero bieten ein interessantes Beispiel dieses unablässigen Vorwärtsdrängens: Aus Prem.-Leutn. Dr. Hartmanns sorgfältigen Erkundigungen geht hervor, dass zur Zeit des Vaters des

Kamaherero die Ova-Herero noch südlich der Omatako-Berge sassen. Erst als die Hottentotten von Süden her drängten, gingen sie über diese Grenze nördlich hinaus und kleine Gruppen gingen bis Waterberg und Grootfontein vor, wurden aber von den Ovambo zurückgeschlagen, da diese die Schutzherrschaft über die Buschmänner in diesen von den Ova-Herero überrannten Gegenden hatten. Die Ova-Herero drangen aber in der Zeit, wo die Weissen als Jäger zu ihnen kamen, besonders ANDERSON und KRÜGER, also in den 50er Jahren, wieder nordwärts vor und besetzten endlich Waterberg, machten auch von hier aus Züge bis Grootfontein und sind trotz einzelner Rückschläge unter der deutschen Herrschaft langsam weiter nach Norden vorgedrungen.

Wir kommen auf den Typus der *Völkerwanderung* im engeren Sinn, für die die grossen germanischen Wanderungen in den letzten Jahrhunderten des römischen Reiches als Beispiele angesehen zu werden pflegen. Die Wanderungen der Boeren, Viehzüchter und Ackerbauer, die zu grösseren Gruppen vereinigt, die Männer zu Pferd, die Weiber und Kinder in Wägen, mit Herden und allem Besitz sich auf den Weg machten, haben unter allen Völkerbewegungen der Neuzeit wohl die grösste Aehnlichkeit mit diesen Völkerwanderungen der Germanen und Slaven. Auch die Wege, die sie zurücklegten, erinnern daran. Zahlreiche Boerenfamilien durchwanderten 1836 und 37 von dem südlichen Theil der Kapkolonie zum Oranje und von diesem nach dem Zululand über 1000 km und dazu kommt für die meisten noch der Rückweg über den Tugela in das heutige Natal: Wege wie von der Weichsel zum Rhein. Die siegreichen Kämpfe unterwegs, die den Durchgang durch die Ma Tabele öffneten, — die Ma Tabele, die man als die Hunnen Südafrikas bezeichnet hat, da ihre Wanderzüge bis über den Sambesi hinaus die Völker zersplittert, auseinandergeworfen, verdrängt oder vernichtet haben — die abenteuerlichen Kämpfe mit DINGAN mit ihrem schroffen Wechsel von Niederlage und glänzendem Sieg, der Bund mit DINGANS Bruder M'KONDA und endlich der Gewinn Natals sind wie aus der Geschichte der germanischen Völkerwanderung herausgeschnitten. Auch diese Wanderungen zeugten neue. Der grossen von 1836 folgte schon 1837 eine zweite, und kleinere richteten sich in den folgenden Jahren nach dem neugewonnenen Natal. Als dieses 1842 verloren war, wanderten die Boeren wieder landeinwärts in das Gebiet, das später der Oranje-Freistaat wurde,

und nach neuen Kämpfen 1848 begann eine neue Nordwanderung, die, indem sie wieder die Ma Tabele zurückwarf, das Gebiet des heutigen Transvaal-Freistaats erreichte. Von kleineren Zügen abgesehen, ergossen sich von hier 1874 zwei grosse Wanderzüge der Boeren nach West, die die ganze südafrikanische Wüste kreuzten, am Ngami verschiedene Wege einschlugen und sich nach unsäglichen Leiden und Verlusten 1878 im Kaokofeld des Hereró-Landes vereinigten, von wo sie nach Umpata im portugiesischen Gebiet von Mossamedes zogen. Auch von hier zogen sie 1884 wieder fort und gründeten im deutschen Schutzgebiet eine Niederlassung bei Grootfontein, von wo endlich ein Theil der eben erst Angesiedelten wieder nach Umpata zurückkehrte.

Der Vortheil, den das *Meer* den Wanderungen bietet, ist so überwältigend gross, dass in jedes grössere Ursprungsproblem der Meereshorizont hineinleuchtet. Mir wenigstens hat die lange Beschäftigung mit der Verbreitung ethnographischer Gegenstände die Gewohnheit angeeignet, bei jedem einzelnen Problem den Blick auf's Meer zu richten, und wenn auch nur einen Seitenblick. Die Völkerkunde hat bisher den Abstand zwischen Wanderungen am Land und auf dem Meer nicht gehörig gewürdigt. Es genügt auf die bekannteste geographische Thatsache hinzuweisen: das Meer, fast drei Viertheile der Erde bedeckend, wandelt alles Land in grosse und kleine Inseln um. Das einmal der Schifffahrt kundig gewordene Volk führten seine Fahrzeuge viel leichter in weite Entfernungen als das am Lande wandernde. Ausser den Entfernungen hemmt in den warmen und gemässigten Meeren nichts den Fortschritt, kein Gebirge, kein Strom, keine Wüste und besonders nicht die Herrschaftsansprüche feindlicher Völker. Dieser Mangel an Reibung ist eine grosse Thatsache. Die Gewohnheit an das Wasser macht beweglich, der Fischfang trägt dazu bei. Die Dämmerung der Geschichte zeigt uns geschickte Seevölker an allen Küsten Europas, im ganzen Mittelmeer, im nördlichen Indischen und im Stillen Ocean, im nördlichen Eismeer, im Antillenmeer. Ein Seevolk kann am Lande ursprünglich schwach und klein sein, wenn aber seine Schiffe gut sind, wird es eine gewaltige Verbreitung und einen entsprechenden wirthschaftlichen Einfluss gewinnen. Später kann sich an diesen auch der politische Einfluss anreihen. Das grösste Beispiel werden immer die Malayo-Polynesier mit ihrer Verbreitung von Madagaskar bis zur Osterinsel und von Hawaii bis Neuseeland darbieten. Ihr ethnographischer Einfluss reicht

noch über dieses Gebiet hinaus bis Japan und Nordwestamerika. Ethnographische Aehnlichkeiten zwischen Innerafrika und Neuguinea deuten darauf hin, dass die Malayo-Polynesier mit ihrer Querung des Indischen Oceans nicht allein standen, sondern Vorgänger gehabt haben müssen. Beide haben sie ein viel weiteres Gebiet mit ihrer Sprache, ihren Vorstellungen, selbst ihren Geräthen und Ornamentmotiven übersäet als irgend ein Kulturvolk des Alterthums oder des Mittelalters. Auch bei den Phöniciern steht der Raum, den sie als kühne Schiffer beherrschten, ausser Verhältniss zu ihrer Kultur, die so viel der des räumlich eingeengten Aegyptens nachstand. Kann man eine Bevölkerung des von dem viel durchschifften Mittelmeer reich gegliederten Europa rein auf dem Landwege annehmen, wenn man das Uebergewicht der von den Meeren Europas gebotenen Verbreitungsmöglichkeiten erwägt? Sollte besonders auf der später stets so belebten, den alten Kulturcentren so nahe gelegenen Südseite Europas alles in Ruhe verharrt haben, während von der breiten Landseite im Osten Volk auf Volk hereinströmte? Diese Vorstellung ist bei Licht betrachtet ganz unmöglich.

III.

Der Raum und die Lage.

Jede Wanderung ist eine Raumbewältigung; ausserdem regt auf niederen Stufen der Ueberfluss an Raum zu häufigen Wanderungen an, während auf höheren der Mangel an Raum zu Wanderungen zwingt. Hier ist das Leben ein Kampf um Raum, dort ein Ringen mit dem Raum. Die Raumfrage ist bei den Wanderungen der Völker immer zugleich die *Zeitfrage*. Rechnet man bei ihrer Untersuchung mit kleinen Zeitabschnitten, so glaubt man auch nur entsprechend kleine Räume oder kurze Wege in Anspruch nehmen zu können. Sobald uns nichts hindert, mit langen Jahresreihen zu operiren, verschwinden vor unserem Blick diese Schranken, die durch Verengerung der Räume und Verkürzung der Wege unser Forschungsfeld überhaupt verkleinern. Sicherlich hat eine gewisse Kleinlichkeit in der Verwendung der Zeit oft dazu geführt, dass die Ursprungs- und Wanderprobleme in einer ganz falschen Perspective angesehen, unnatürlich zusammengedrängt und verzerrt wurden. Die Raum- und Zeitfragen sollten daher überhaupt bei diesen Untersuchungen nicht in erster Linie erscheinen, sondern hinter andere gestellt werden, um die Unter-

suchung nicht zu früh durch sie beeinflussen zu lassen. Die vorwiegende Betonung des Raumes erschwert sogar die richtige Würdigung der einfachsten Erscheinungen der Wandergeschichte, die aus vorgefasster Ueberschätzung des Raumes unterschätzt wurden. Wenn VON DEN STEINEN ſagt: Dass sehr viele Jahrhunderte in's Land gegangen und sehr viele Tropfen den Amazonas hinuntergeflossen sind, seit die Ausstrahlung von dem Ursprungscentrum stattgefunden hat, folgt aus der ungeheuren räumlichen Ausdehnung, die der karaibischen Spracheinheit heute zukommt[1]), so stimmt das nicht mit der Wanderung der Apiaká über 800 km geradlinige Entfernung, die seit wenigen Generationen stattgefunden hat.

Verfolgt man die Entwickelung der Ansichten über den Ursprung der Völker, so gehört die Vergrösserung der vorausgesetzten Räume zu den durchgehenden Merkmalen. Ein Hauptverdienst der Sprachvergleichung liegt gerade in der räumlichen Erweiterung des Ursprungsproblemes durch den Nachweis der Sprachverwandtschaft über weite Gebiete, grosse Völkergruppen hin. Die Sprachvergleichung weiss wohl, dass der erste Ursprung einer Sprachgemeinschaft nur in einem engen Raume liegen kann; zuletzt wird man auf einen Familienstamm zurückkommen, der den Keim zu einem Sprachstamm umschloss. Aber bei allen in die vorgeschichtlichen Zeiten zurückreichenden Sprachstämmen ist es unmöglich, bis zu diesem ersten Ursprung zu gelangen. Das Streben dahin hat die Forschung nur auf Abwege geführt. Das Wachsthum eines Stammes durch die Abzweigung neuer Lebensformen ist nur in weitem und mannigfaltig gestaltetem Raume möglich. Nur ein weiter Raum bietet die für die Sonderentwickelung nöthigen Entfernungen und die für die Differenzirung nöthigen Form- und Lageunterschiede. Die Geschichte der Forschungen über die Entwickelungen der Völker lässt daher einen grossen Fortschritt in der Annahme sekundärer, weiterer Ursprungs- und Wandergebiete erkennen. Solange auf einzelne Gebirge, Flussgebiete u. dgl. sich die Annahmen beschränkten, konnte die Bildung, Abzweigung und Wanderung der Völker nicht verstanden werden. Mit der Forderung weiterer Räume ist man auch in die geographisch passender gelegenen Gebiete gerückt. Dass man den Hindukusch, Bolordhag und andere unmögliche Gebirge auf-

1) Unter den Naturvölkern Brasiliens S. 402.

gab, um dafür die Steppe von Turan mit ihrer grenzlosen Verlängerung nach Mitteleuropa einzutauschen, bedeutet einen der grössten Fortschritte in der Erkenntniss des Ursprungs der Arier. CUNO[1]) mag sehr unrichtige Vorstellungen von der Entwickelung der Völker gehabt haben, sicher war es aber eine ganz triftige Forderung: ein zahlreiches Urvolk auf weitem Raum; und er griff instinktiv auch nach einer günstigen Lage, indem er den ganzen Raum zwischen 60 und 45° N. B. und zwischen Ural und Atlantischem Ocean beanspruchte. SPIEGEL hat denselben Raum gewählt und liess noch über denselben hinaus „das indogermanische Urvolk“ sich ausbreiten, wobei die Vermischung mit anderen Völkern und der geringe Verkehr namentlich mit den entfernter wohnenden Sprachzweigen immer neue Zweige von dem alten Stamm sich ablösen liess.[2]) Im Vergleich mit dieser unanfechtbaren Vorstellung über den Gang der Entwickelung sind so manche spätere Hypothesen, wie POESCHES Verlegung der Urheimath der Arier in die Rokitnosümpfe, unverkennbare Rückschritte. Auch TOMASCHEK ist wieder auf ein zu enges Gebiet zurückgegangen, wenn er es zu unternehmen wagen will, die Heimath der meisten Arier südlich von den an der mittleren Wolga sitzenden Mordwinen zu suchen.[3]) Aus so engem Gebiet konnte ein Volk keimen und ein einziger Völkerzweig entspringen; ein ganzer Sprachstamm braucht andere Räume, um sich zu entfalten.

Solchen Einschränkungen gegenüber möchte man behaupten, dass der Versuch, ein Ursprungs- und Wanderproblem ohne alle Berücksichtigung der Raum- und Zeitgrössen zu behandeln, den Vorzug hätte, die Zahl der möglichen Ausgangsgebiete zu vermehren. Die Erfahrung lehrt ja, dass das Misslingen so manches Erklärungsversuches auf diesem Gebiet eben darin liegt, dass er sich die möglichen Wege von vornherein durch willkürliche Beschränkungen verbaute. Die Erklärung der indogermanischen Wanderungen hat sicherlich nur gewonnen, als man die Möglichkeit der Abstammung aus dem ganzen heutigen eurasischen Wohngebiet zugab. Es hat dagegen nie Vortheil gebracht, die Wandergeschichte dieser Völkergruppe zeitlich zu beschränken, schon

1) Forschungen im Gebiet der alten Völkerkunde I. Die Scythen S. 67.
2) Ausland 1871, S. 557.
3) Ethnologisch-linguistische Forschungen über den Osten Europas. Ausland 1883. Vgl. auch Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. 2. Aufl. 1893, S. 51.

weil dadurch die Möglichkeit genommen wird, die Wanderungen sich so vervielfältigen zu lassen, wie es das Wesen der Völkerbewegungen verlangt. Die räumliche und zeitliche Beschränkung hängen eng zusammen. Die Neigung, sich den Ursprung eines Volkes als ein einziges Ereigniss, auf einer einmaligen Wanderung beruhend, zu denken, ist nächstverwandt der Bevorzugung engster Ursprungsgebiete. Auch in der Wirkung: beide engen als beschränkende Vorurtheile den Horizont in einer Frage ein, wo weite Umschau nöthig ist.

Unzweifelhaft giebt es Fälle von ungemein rascher Verbreitung kleiner Theile einer Völkergruppe zu fast absoluter Herrschaft über ein gewaltiges Gebiet. Dafür giebt uns ja selbst die neuere Geschichte Beispiele, ausserdem lehrt uns klärlich dasselbe die geographische Verbreitung der Rassen und anderer grösserer Völkergruppen. Der anglokeltische Zweig der weissen Rasse hat in wenigen Jahrhunderten sich über den grössten Theil von Nordamerika und Australien verbreitet. Gemischt mit Angehörigen anderer Rassen besitzt er dort ein Gebiet von der doppelten Grösse Europas. Das ändert nichts an der Thatsache, dass er immer nur ein Zweig des germanisch-keltischen Astes am indogermanischen Baume ist. Wir werden also aus den Grundlagen unserer Forschungen über den Ursprung der weissen Rasse den Raum, den sie irgendwo zu einer Zeit eingenommen hat, ausscheiden müssen. Wollten wir nach Brintons Vorschrift verfahren, die „Area of characterization“ der weissen Rasse zuerst dort zu suchen, wo ihre grössten Zahlen in frühester geschichtlicher Zeit waren, so würden wir unsere Aufgabe in vielen Fällen ins Ungreifbare sich verlieren sehen. Denn diese Aufgabe ist doch naturgemäss auf einen umgrenzten Theil der Erde gerichtet. Wenn ich also die Heimath der Malayo-Polynesier nach jener Vorschrift suche, befinde ich mich einem Raum von gewaltiger Grösse gegenüber, der sofort die dringende Frage an mich richtet, in welchem Theile dieses Raumes das eigentliche Ursprungsgebiet gelegen sei? Dabei hilft uns aber die Brintonsche Vorschrift nichts, weil wir Inseln von ungemein wechselnder Bevölkerung vor uns haben, die heute dicht und nach einigen Jahren dünn bewohnt sein können.

Die *Fulbe*, die heute zwischen dem 5. und 19.° N. B. und zwischen 35 Längengraden einen Raum halb so gross wie Europa bewohnen, und im ganzen Senegal- und Nigerbecken die Herrscher

sind, haben diese Herrschaft in zwei Menschenaltern aus einem Winkel des Senegalgebietes gewonnen. Wir halten mit BARTH Futa Toro für das wahrscheinliche Ausgangsgebiet, wo sie sich im 16. Jahrhundert festgesetzt haben und von wo sie seit 1802 die Eroberung der Haussaländer begannen. Dieses Gebiet ist nicht der 100te Theil von dem, das sie heute besitzen. Aber sie sind vor dem Aufsteigen zu politischer Macht schon weit verbreitet gewesen, da sie in kleinen Gruppen als Hirten mit ihren Rinderherden unmerklich sich eingeschoben, später auch als Händler Raum gewonnen hatten.

Von einer unklaren Auffassung ausgehend, als komme die Verbreitung über ein grösseres Gebiet durch ziemlich gleichmässige peripherisch gerichtete Bewegungen aus einem central gelegenen Ausstrahlungsgebiete am leichtesten und am raschesten zu Stande, sind peripherisch gelegene Ursprungsgebiete abgelehnt, central gelegene bevorzugt oder sogar erfunden worden. Der centrale Paradiesesberg mit seiner Völkerzerstreuung nach den vier Winden spielt auch hier herein. Wie entschieden hat selbst WILHELM VON HUMBOLDT RISCOS Gedanken bekämpft, die Kelten seien aus Lusitanien gekommen: sie könnten doch nicht aus dem südwestlichsten Winkel ihres einstigen Verbreitungsgebietes stammen.[1]) Und doch hat er die Abstammung der Malayo-Polynesier aus Sumatra oder Malakka annehmen müssen, welcher Winkel viel entfernter gelegen ist. Wer die offenliegende Beziehung der Madagassen und Osterinselaner, die durch 200 Meridiane getrennt sind, oder die der Magyaren zum nördlichen Ural erwägt, der wird auch dem Ursprungsland der arischen Wanderungen gegenüber das Raummotiv nicht für entscheidend halten können. Vollends unbegründet ist die Heranziehung biogeographischer Parallelen, wie sie LATHAM versucht hat, der meinte, die Wahrscheinlichkeit spreche dafür, dass die kleinere Gruppe dem Verbreitungsgebiet der grösseren entstamme, da auch in der Naturwissenschaft die Species aus dem Verbreitungsgebiet der Gattung und nicht die Gattung aus dem der Species abgeleitet zu werden

---

1) A. W. SCHLEGEL erklärte es in gleicher Auffassung für widersinnig, die so weit verbreiteten Völker der arischen Sprachgemeinschaft gerade von dem äussersten Gliede abzuleiten, und LASSEN ging etwas weiter, indem er die gemeinschaftlichen Ursitze *nicht im Mittelpunkte*, doch in solcher Lage suchen will, dass eine Verbreitung nach verschiedenen Weltgegenden gedacht werden kann. Werke II, S. 162.

pflege. „Die Indo-Europäer Europas von den Indo-Europäern Asiens ableiten, ist in der Ethnologie dasselbe, als wenn man in der Herpetologie die Reptilien Grossbritanniens von denen Irlands ableiten wollte.“ Der Vergleich mit Gattung und Species kann natürlich hier gar keinen Werth beanspruchen, denn die Völker, um die es sich handelt, sind coordinirte Varietäten der einen und einzigen Species Mensch. Keines von ihnen könnte auf Grund einer grösseren Summe von Sondereigenschaften ein grösseres Verbreitungsgebiet beanspruchen als die anderen. Aber ein solcher Anspruch ist biogeographisch auch nicht zu begründen. Er ist von vornherein unwahrscheinlich und wird durch die Thatsachen widerlegt. Man denke nur an die beschränkten Wohngebiete so tief gesonderter Thierformen, wie des auf Neuseeland beschränkten Apteryx, der allen anderen Vögeln der Erde als ein isolirter Typus gegenübersteht, oder wie Echidna, Proechinda und Ornythorhynchus, die ähnlich allen anderen Säugethieren gegenüberstehen und auf Australien und Neu-Guinea beschränkt sind. Es besteht kein nothwendiges Verhältniss zwischen Grösse der Eigenartigkeit und Grösse des Verbreitungsgebietes. Ebensowenig ist aber auch nothwendig das Verbreitungsgebiet der abgeleiteten Art kleiner als das der ursprünglichen oder im Völkerleben das der ausgewanderten Völkergruppe kleiner als das der sitzengebliebenen. Man denke an das Verhältniss zwischen dem mittelitalischen Gebiete der Latiner und den Gebieten der lateinischen Tochtersprachen oder an das Verhältniss zwischen den britischen Inseln und Australien.

Der Zusammenhang zwischen den Zeit- und Raumvorstellungen bringt eine ursächliche Verbindung zwischen *dem Werth der Zeit und der Grösse der Wege* hervor, die der Betrachter der Völkerbewegung nicht übersehen darf. Die Veränderungen dieser Verbindung gehören zu den folgenreichsten Thatsachen der Verkehrsgeographie und Geschichte. Wir haben keinen Beweis dafür, dass die Chinesen versucht hätten, den grossen Umweg über den Pamir nach Indien abzukürzen. Sie haben ebensowenig sich bemüht, durch Verbesserung der Schifffahrt sich unabhängig von den Monsunwinden im w. Stillen Ocean zu machen, die ihnen nur eine Reise im Jahr zwischen Canton und Bangkok (früher Ajuthia) erlauben. Wo das tägliche Leben ununterbrochene Zeit in ungezählten Stunden und Tagen verschwendet, wiegen Zeit-

opfer nicht schwer. Reisende, die beständig um Sicherheit und Bequemlichkeit ringen, erkaufen sich diese Güter am liebsten mit Zeitopfern. Die Concentration auf den kürzesten Weg, die, wenn sie einmal begonnen hat, rastlos weiterschreitet, ist dieser Stufe ebenso fremd, wie die in der tiefsten Entwickelung mit ihr zusammenhängende Wissenschaft.

Es hat der Raum in der Anthropogeographie so gut etwas Abstractes wie in der Politischen Geographie, ebenso wie der Lage auch in der Anthropogeographie ein begrenzterer, organischer Charakter zukommt. Auch hier corrigirt die Schätzung der Lage die so häufige Ueberschätzung des Raumes.[1]) Sobald statt der Raumfrage die Frage der *Lage* gestellt wird, treten wir auch mit den Ursprungsproblemen auf festeren Boden. Wenn als Grund gegen die Abstammung der Arier aus Indien nicht mehr die Entlegenheit Indiens am Ende oder im Winkel des arischen Gesammtgebietes, sondern die Lage diesseits des Himalaya und unter ganz anderen Bedingungen des Klimas und der sonstigen natürlichen Ausstattung geltend gemacht wird, so ist ein Weg zu zahlreichen wichtigen Einzeluntersuchungen geöffnet, wie man ihn bei der Verschiebung der Raumfrage nie finden wird. In dem Satze Lassens: „Von den Ländern, welche die grosse indische Völkerfamilie in der alten Zeit inne hatte, war Indien das eigenthümlichste und von den anderen abweichendste; es wäre zu verwundern, dass sich gar keine Spur des eigenthümlichen Indischen Wesens bei irgend einem Keltischen Volke später erhalten hätte"[2]) liegt die Aufforderung, überhaupt nach den Spuren bestimmter geographischer Gebiete bei den heutigen Ariern zu suchen; oder mit anderen Worten, zu fragen, ob in dem Volke, wie es vor uns steht, noch Spuren einer früheren Lage zu finden sind?

Bekanntlich ist dieser Aufforderung auch in ausgedehntem Maasse nachgekommen worden. Die vergleichende Sprachwissenschaft hat mit erstaunlichem Scharfsinn nach den Spuren der Einwirkungen der Umgebung und Lebensweise in den arischen Sprachen geforscht. Das Klima, die Pflanzen- und Thierwelt, die Lage am Meer oder an grossen Seen, auf Hoch- oder in Tiefebenen, der Ackerbau, die Viehzucht, sogar Einzelheiten des Kulturschatzes, wie die Kenntniss der Metalle, hat man aus der

1) Politische Geographie 1897. S. 245.
2) Indische Alterthumskunde 2. Aufl. I. S. 615.

Sprache zu erkennen gesucht. Manches Anziehende ist auf diesem Wege gefunden worden, von dem freilich auch viele falsche Spuren abführen. Worte wechseln im Lauf der geschichtlichen Entwickelung ihre Bedeutung und dann wandern sie unter vollständiger Umwechselung des Sinnes, wie Schalen, die hier mit diesem und dort mit jenem Inhalte gefüllt sind. Man kann also aus ihnen niemals einen sicheren Schluss, sondern nur Möglichkeiten ziehen, die in einzelnen Fällen durch Summirung sich an Wahrscheinlichkeiten annähern können. Von ganz anderem Werthe sind die Schlüsse aus Dingen, die weniger veränderlich sind als Wortbedeutungen. Die Zumischung fremder Sprachelemente beweist die Nachbarlage zu dem Volk, das diese Sprache gesprochen hat; hier kommt es nicht auf die veränderliche Bedeutung der Worte, sondern auf den ungemein dauerhaften Bau der Sprache an. Auch natürliche Merkmale der Wohnsitze und Durchgangsgebiete können sich erhalten und so wird ein Volk, das als Hirtenvolk in seine Sitze einwandert, nicht in einem Waldland herangewachsen, nicht einmal durch ein Waldland gewandert sein, da darin kein Raum gewesen wäre für die Erhaltung seiner Herden. Das Pferd und alle Reitvorrichtungen haben in Nordamerika ihren Weg aus Mexico an der Westküste hin, grossen Theils aber durch Texas nach Norden gerade in der Richtung gemacht, in der der Llano Estacado und die daran angrenzenden Steppen sich am weitesten nach Norden erstrecken. Das Vorkommen von Knochen- und Steingeräthen, die an die Geräthe der heutigen Eskimo erinnern, in Diluvialschichten Mitteleuropas zeigt dreierlei an: alte Ausbreitung nordischer Menschen nach Süden, Zurückdrängung heutiger Hyperboräer nach Norden und Klimawechsel. Unter den zahlreichen Merkmalen, die auf südliche Herkunft und malayo-polynesische Verwandtschaft eines Theiles der Japaner deuten, nehmen die Erinnerungen an das Leben unter einem milderen Himmel die erste Stelle ein. Nicht bloss die Tracht und der Hausbau, auch die Tätowirung ist dazu zu rechnen. Dagegen bieten Tracht und Hausbau der Völker Europas, so weit immer wir sie verfolgen mögen, nur Hinweise auf die Anforderungen eines kühlen Klimas.

Wenn ein Volk in das Gebiet eines anderen einwandert, ist der erste Zustand die Trennung, der zweite die Ineinanderschiebung, die in Frieden und Krieg bis zur Ausgleichung der Unterschiede

weiterschreiten wird. Wenn wir nun die Eskimo im nordwestlichen Amerika mit ihren indianischen Nachbarn geographisch durcheinandergeschoben, ethnographisch im Wechseltausch, anthropologisch gemischt finden, so kommt es uns sehr wahrscheinlich vor, dass die beiden Völkergruppen hier seit langer Zeit neben einander wohnen und auf einander wirken. Sehen wir dagegen nach Osten zu die beiden scharf von einander getrennt durch Räume, Blutsfeindschaft, ethnographische Unterschiede, demgemäss auch anthropologisch verschieden, so gewinnen wir den Eindruck eines jüngeren Zustandes, indem die auf einander treffenden Völker einander gleichsam erstaunt und misstrauisch gegenüber stehen und sich noch nicht genähert haben. Neben den anderen Gründen, die für den westlichen Ursprung und die Ostwanderung der Eskimo sprechen, ist auch diesem Verhältniss einiges Gewicht beizumessen. Es geht daraus hervor, dass aus der *heutigen Lage der Verbreitungsgebiete Einblicke in den Gang der Ausbreitung* zu gewinnen sind. In jeder Colonie sehen wir die dichte Masse der Bevölkerung im Mutterland, eine dünnere, aber geschlossene Bevölkerung auf der zugekehrten Seite der Kolonie, die sich nach der abgekehrten Seite zu allmählich auflöst und endlich verliert. Beispiel: Nachdem die Malayen Java mit ihren Ansiedelungen umgürtet und den Osten der Insel stärker beeinflusst hatten, haben sie in den verschiedensten Theilen Borneos sich auf den Küsten niedergelassen, in Celebes die Südhalbinsel besetzt, in den Molukken Colonien gegründet und sind in kleineren Gruppen bis Neu-Guinea und Arnhem-Land vorgedrungen. Bei jüngeren Wanderungen, deren Spuren noch nicht verwischt sind, sieht man die Richtung des Vordringens deutlich auch in der *Form des Verbreitungsgebietes.* Die Fulbe und Kanuri dringen keilförmig in die Negerländer des südlichen Sudan ein. Keilförmig sind die französischen Colonisten in das obere S. Lorenz-Gebiet und die englischen am Ohio hinab in die Indianergebiete vorgedrungen.

In Neu-Guinea finden wir im Innern und im Westen Sprachen von eigenthümlichem Bau, während Sprachen von entschieden melanesisch-polynesischer Verwandtschaft am Ostende und längs der Küste in zerstreuten Ansiedelungen vorkommen, die sich nirgends weit ins Innere erstrecken ausser an den Mündungen der Flüsse. Dieselben Sprachen kommen auf den Inseln nördlich und östlich von Neu-Guinea vor, während die Sprachen der Torres-Inseln die des Inneren und Westens von Neu-Guinea sind. Auf

den Louisiaden und auf Woodlark finden wir besondere Sprachen, die aus der Mischung der beiden grossen Gruppen der neuguinesischen Sprachen hervorgegangen sein dürften. Diese Verbreitung[1]) scheint deutlich für ein Eindringen der melanesisch-polynesischen See- und Inselvölker von Westen oder Nordosten zu sprechen. Und zwar liegen besondere Aehnlichkeiten einzelner melanesischer Dialekte Neu-Guineas mit den Sprachen einzelner Inseln vor; so stimmt die Sprache der Motu mit der von Efate in den centralen Neuhebriden, die der Suan mit der von Cristoval in der Salomo-Gruppe überein. Bezeichnend ist die von Chalmers mitgetheilte Ueberlieferung, die Koitapu (Papua) seien die Herren des Bodens, die Motu die des Meeres. Chalmers hält, wie Alle, die die beiden grossen Gruppen der Neu-Guineer beobachtet haben, die Papuas für die von den zugewanderten Melanesiern in's Innere Zurückgedrängten.[2]) Betrachten wir dann noch den echt papuanischen und zum Theil vielleicht australischen Charakter der Sprachen der Torres-Inseln, so ergiebt sich der weitere Schluss, dass die Einwanderung der Oceanier auf ihre Inseln die Torresstrasse und Neu-Guinea nicht berührt hat. Die vorgeschobenen Stellungen der beweglichen Malayen auf Goram, Kei, Aru und Kilwaru hängen also wohl nicht mit jener Wanderung zusammen.

Es würde indessen voreilig sein, bei den Verbreitungsformen der Völker nur anwachsende Gebiete in Betracht zu ziehen und die *zurückgedrängten und zerklüfteten Gebiete* zu übersehen. Die Dravidischen Sprachinseln in Indien nehmen gegen den Norden, besonders gegen den Ganges hin immer mehr ab, bis die letzte, kleinste, Radschmahal, erreicht wird. Das ist nicht in dem Wachsthum der Dravida, sondern vorzüglich in dem zertrümmernden Vordringen der Mahratten gelegen. *Gallien* erscheint als das geschlossenste Keltengebiet in dem Moment, wo die Kelten in das Licht der Geschichte traten; daher wird es gern als das Land angesehen, dem die Kelten in Britannien, Iberien, den Alpen und Oberitalien entstammten. Selbst der in Abstammungsfragen vorsichtige Freeman[3]) hält dieses für das Wahrscheinlichste. Daneben scheint ihm nur noch die Annahme erwähnenswerth, dass die aussergallischen Kelten Reste der westwärts gewanderten seien.

1) Vgl. die instructive Karte zu Sidney H. Ray's Languages of British New Guinea. Journal Anthropological Institute, London 1894/5.

2) Work und Adventure in New Guinea. S. 84.

3) The Historical Geography of Europe. 1881. I. S. 14.

An ein einst ausgedehnteres und später zerrissenes Keltengebiet denkt er nicht.

Am Rande und auf den Inseln eines Kontinentes liegende Völkergebiete werden gewöhnlich als zurückgedrängte aufgefasst, weil man sich sagt: Vordringende Völker würden von so günstigen Stellen aus ihren Weg über die Länder hin fortgesetzt haben. Die Reste nichtarischer Sprachen in Europa, besonders der baskischen und ligurischen im Südwesten, der etruskischen im Süden, der finnischen im Nordosten sind daher immer als besonders schlagende Beweise dafür angesehen worden, dass die Wogen der arischen Einwanderer sich von Osten hergewälzt und die in zusammenhängenden Gebieten Europa bewohnenden Nichtarier zersprengt und grossen Theils verdrängt oder in sich aufgenommen hätten. Man begegnet auch der weiter gehenden Form, die in den Basken (Iberiern) ein westwärts bis an den Ocean getriebenes Volk sieht. Der Process wird ähnlich gedacht, wie man ihn in Britannien sich geschichtlich hat abspielen sehen. Die Auffassung ist ganz verständlich, wenn man nur an continentale Wanderungen denkt. Wenn man aber eine so einseitige Auffassung für unzulässig hält, braucht man nur im Mittelmeer Umschau zu halten, um überall die insel- und küstenweise Ausbreitung aktiver Völker zu erkennen. Es genüge an die Griechen in der Gegenwart und an die Phönicier und Karthager in früherer Zeit, sowie an die Ausdehnung der Römer und ihrer Tochtervölker von der ganzen Peripherie des Mittelmeeres inlandwärts zu erinnern. Ohne an die Phantasien Sergis zu glauben, halten wir doch einen alten Völkerzusammenhang über das Mittelmeer hin und rings um das Mittelmeer für ebenso wahrscheinlich, wie das Zusammentreffen der von hier nach Europa vordringenden Völkerwellen mit den von Osten her kommenden. Aber die eigenthümliche Randlage der dunkeln untersetzten Kelten im westlichsten Europa und auf den vorgelagerten Inseln wird uns noch nicht Veranlassung geben, in ihnen eines der ältesten Völker Europas zu sehen, ob sie nun eingewandert oder autochthon.[1]) Wir erinnern uns beim Anblick ihres eigenthümlichen Verbreitungsgebietes an ein biogeographisches Problem Irlands, wo wir im Süden Pflanzen und Thiere von südwesteuropäischer Verwandtschaft finden. Sind sie im Süden der Insel zu finden, weil sie vom

1) Brinton, Races and Peoples 1890, S. 107.

Südwesten eingewandert sind? Oder hat die Vergletscherung Nordirlands die südlichen Formen in diese Sitze zurück gedrängt? Wie man auch die Frage beantworten möge, immer wird ein Drittes anzunehmen sein, dass nämlich zwischen jener Einwanderung oder Zurückdrängung und dem heutigen Zustand eine ganze *Reihe von Veränderungen* liegen muss, die schwanken können zwischen dem spurlosen Versinken der Einwanderer in der einheimischen Bevölkerung und dem wuchernden Gedeihen auf günstigem Boden. Island war einige Jahrhunderte nach der Einwanderung übervölkert, Grönland entvölkert. In beiden Fällen würde es gleich schwer sein, die Spuren der ersten Einwanderung ohne geschichtliche Nachrichten in heutigen Lageverhältnissen noch nachzuweisen.

Grönlands erste Besiedelung erinnert an die Schwierigkeit, die Bewohner zu bestimmen, auf die eine Einwanderung traf; und Island ist das einzige geschichtliche Beispiel der Einwanderung in ein grosses unbewohntes Land. Während früher ein ähnlicher Zustand der Unbewohntheit wohl für das ganze Europa vor der Zeit der arischen Einwanderungen stillschweigend vorausgesetzt wurde, haben heute die Studien über die Verbreitung der Völker und die prähistorischen Funde zu der entgegengesetzten Voraussetzung geführt: nicht die Bewohntheit eines Einwanderungsgebietes bleibt zu beweisen, sondern die Unbewohntheit.

Die Lage oder *Verbreitung ethnographischer Merkmale* und Gegenstände ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Völkerbewegungen. Auf den ersten Blick scheint ja ein grosser Unterschied zu sein zwischen einer Völkerbewegung und der Verbreitung eines Gedankens, einer Waffe, eines Geräthes. Es giebt auch Ethnographen, die diesen Unterschied für sehr wesentlich halten. So sagt WILL. H. HOLMES in einer Arbeit über Pottery of the ancient Pueblos: „Die Gesetze, welche die Wanderungen der Rassen beherrschen, gelten nicht zugleich auch für die Verbreitung der Künste. Die Pfade beider entsprechen einander nicht, sondern kreuzen sich öfters. Die Künste wandern auf eigenen Wegen. Sie gehen von Ort zu Ort, von Volk zu Volk durch den Process der 'Acculturation', so dass Völker verschiedenen Ursprungs gleiche, Völker ähnlichen Ursprungs ungleiche Künste pflegen.“[1]). Dieser

1) Annual Report of the Bureau of Ethnology 1886, S. 266.

Gegensatz besteht aber in Wirklichkeit nicht. Er wird nur für den sichtbar sein, der auf der einen Seite Massenwanderungen der Völker sieht und auf der anderen Seite das stille Weitergegebenwerden des ethnographischen Besitzes von Hand zu Hand. Das sind aber die Extreme. In der Mitte zwischen beiden liegen die ausgiebigen Bewegungen, die man als Verkehr zusammenfassen kann: Gruppen oder Einzelne gehen von einem Volke zum anderen, verbreiten ihren ethnographischen Besitz und bahnen dabei nicht selten den Weg für grössere friedliche oder kriegerische Wanderungen, die in verstärktem Maasse dieselben Wirkungen hervorbringen.

Die ethnographischen Thatsachen sind uns dann nur räumlich auseinander gebreitete Bruchstücke einer grossen geschichtlichen Entwickelung, deren Bewegungen sie mitgemacht haben und in ihrer heutigen Lage oder Verbreitung zum Theil noch erkennen lassen. Man kann immer von der Voraussetzung ausgehen, dass jeder grösseren Gruppe von ihnen — aber nicht jeder örtlichen Modifikation — ein zeitlich bestimmter Platz in der Geschichte der Menschheit angewiesen werden müsse. Allerdings denke ich dabei nicht an so willkürliche Uebereinanderschichtungen von Kulturperioden wie Morgan sie versucht hat, wo das Thongefäss oder der Pfeilbogen genügte, um eine Epoche in der Geschichte der Menschheit zu markiren. Diese Dinge können zum Reden auf viel bescheidenere Fragen gebracht werden. Der Mangel der Thongefässe in Nordwestamerika fügt sich zu anderen polynesischen Merkmalen und setzt die Geschichte der Nordwestamerikaner in Verbindung mit der der Inselbewohner des mittleren Stillen Oceans. Der afrikanische Bogen bestätigt durch seine weite Verbreitung über Inner- und Westafrika die von den Hochländern des Ostens ausgegangenen und bis zum Atlantischen Ocean vorgedrungenen Völkerbewegungen. Das ist gerade genug. Dagegen kann es nur irreführen, wenn ich gegenüber einem Volke, das die Töpferei nicht ausübt, gleich mit der Erklärung bei der Hand bin: es gehört auf die topflose Stufe der Menschheit, ist also um unbestimmte, aber jedenfalls sehr grosse Zeiträume älter als sein Nachbarvolk, das Töpfe aus Thon zu formen weiss.

Es wird dabei übersehen, wie gross die Verbreitungs- und Lebenskraft der Völkermerkmale ist. Gewöhnlich unterschätzt man sie, weil man beim Auftreten desselben Merkmales in grossen Entfernungen durch die Annahme selbständiger Entstehung an

verschiedenen Stellen alle Discussion abschneidet. Ueber diese Methode und die ihr entgegengesetzte, den Wanderungen und Wandlungen von Ort zu Ort nachgehende anthropogeographische ist in den letzten Jahren eine ganze Litteratur[1]) entstanden, von der hier kein Auszug gegeben werden soll. Im Allgemeinen hat wohl die Discussion die Entlehnung und Uebertragung immer wahrscheinlicher werden lassen.

Der Glaube an die Autochthonie der Gedanken, Geräthe u. s. w. der Völker hat sich noch viel länger erhalten, als der an die Autochthonie der Völker selbst. Er ist auf den ersten Blick viel weniger unwahrscheinlich. Der Culturbesitz eines Naturvolkes ist besonders auf den ersten Blick so gering, dass man die Frage nach seinem Ursprung gar nicht glaubt aufwerfen zu müssen. Dass er durch Wanderungen beeinflusst werden könnte, scheint ein entfernterer Gedanke zu sein, als dass er an Ort und Stelle entstanden sei und jeden Tag neu entstehen könnte. Sollte nicht der Grabstock, ein mit durchbohrtem Stein beschwerter zugespitzter Stab zum Wurzelausgraben, in jedem Augenblick durch das allernächste Bedürfniss erfunden und hergestellt werden? Und wer einen rohen Buschmannbogen sieht, diesen knorrigen, ungeglätteten Stab, dessen Enden eine kunstlos geschlungene Sehne zusammenbiegt, glaubt er nicht wiederum ein Erzeugniss des Augenblicks vor sich zu sehen? Ist die in allen Erdtheilen prähistorisch und recent verbreitete mandelförmig zugehauene Steinklinge, die in gespaltenem Holz befestigt wird, nicht ein selbstverständliches Werkzeug, das überall entstehen muss, wo man kein Eisen hat und wo es zähen Stein giebt?

Dass es eine Ideenschöpfung giebt, die nie abschliesst und unter ähnlichen Bedingungen an entfernten Erdstellen Aehnliches entstehen lassen kann, ist zweifellos. Aber vor uns liegen so viele Beispiele von Entlehnung und Wanderung, vom Wurzelfassen wandernder Gedanken auf neuem Boden, vom Erhaltenbleiben von Bruchstücken davon, so viele merkwürdige Umbildungen und Verkümmerungen, dass wir immer den Eindruck gewinnen, deren Schicksal zu erforschen sei die erste Aufgabe, und da ergiebt sich die Anwendung der strengsten geographischen Methoden.

1) Eine Zusammenstellung neuerer Arbeiten und Ansichten darüber brachte die Geographische Zeitschrift 1897. H. 5 u. d. T. Die geographische Methode in der Ethnographie.

„Dass die Erscheinung der Sonne, der belebten Thierwelt, des rauschenden Meeres die Phantasie der Naturvölker mächtig angeregt hat, unterliegt keinem Zweifel, denn sonst würden sich nicht Sonnen- und Thiermythen überall finden. Aber die specielle Form, in der wir dieselben heute erblicken, ist das Resultat langer historischer Entwickelung, hinter welcher der Elementargedanke weit zurückliegt."[1]) Auf *diese Form* kommt es demnach ganz besonders an, wenn entlegene Erscheinungen verglichen werden sollen. Das Auftreten des Bogens am Kassai und in Neu-Guinea ist uns nicht so wichtig als dass er eine Rotangsehne trägt und dass diese in den beiden so entlegenen Gebieten in übereinstimmender Weise befestigt wird.

Solche Untersuchungen dürfen allerdings nicht übersehen, dass den Werth ethnographischer Unterschiede für die Unterscheidung der Völker und die Bestimmung der Völkerverwandtschaften immer nur *eine weltweite Vergleichung* bestimmen kann. Eine beschränkte Vergleichung ist in diesem Falle schlimmer als gar keine. Wenn ich weiss, dass hundert Völker eine Eigenschaft theilen, werde ich nicht verführt sein, ihr Vorkommen bei zwei oder drei Völkern als ein Zeichen enger Verwandtschaft aufzufassen. Nicht viele werden einen so starken Fehler begehen wie Garnier,

---

1) Franz Boas in den Verh. d. Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1895, S. 512, wo er überhaupt streng die Autochthonie der Mythen der nordwestlichen Nordamerikaner zurückweist. Franz Boas hat in dieser Arbeit „Ueber die Entwickelung der Mythologien der nordpacifischen Indianer Nordamerikas" den Versuch gemacht, die Wanderungen von Sagen und Märchen näher zu bestimmen, wobei sich sehr merkwürdige gesetzliche Verhältnisse ergeben. Ueber diese hat er sich in einer besonderen Veröffentlichung (Science, New York) ausgesprochen, wahrscheinlich auf Grund des gleichen, grossen Theils von ihm selbst in Nordwestamerika gesammelten Materials. Seine allgemeinsten Schlüsse lassen sich kurz folgendermaassen zusammen fassen. Die Mythologie jedes Stammes ist das Ergebniss einer Verschmelzung von Material verschiedensten Ursprunges, das verschieden ausgestaltet wird bei jedem Volke je nach Beanlagung, socialen Einrichtungen und älteren Vorstellungen, die die Gedankenrichtung dieses Volkes beherrschen. Also ist nicht die Deutung aus der Natur des Ortes heraus geboten, an dem der Mythus heute lebt, sondern die eingehendste Untersuchung der historischen Entwickelung eines Vorstellungskreises. Wenn wir die Veränderungen eines „Elementargedankens" durch historische, sociale, geographische Einflüsse erkannt haben werden, wird es uns auch gelingen, zu den einfachsten und allgemein giltigen Grundvorstellungen vorzudringen.

der in der Gewohnheit, beim Tode eines Verwandten laute Schreie auszustossen, ein Zeugniss näherer Beziehungen zwischen Neucaledonien und Neuseeland sah. Aber wie viele Fehlschlüsse ähnlicher Art sind schon gemacht worden! In allen Theilen der Erde findet man die Sitte, auf Gräbern oder anderen denkwürdigen Punkten Steine auf einen Haufen zu werfen, den jeder Vorübergehende durch einen Stein vergrössert; es ist also mindestens bedenklich, in der Verbreitung dieser Steinhaufen im unteren Oranjegebiet ein Zeugniss alter Verbreitung der Nama sehen zu wollen, selbst wenn Sagen vom Hottentotten-Heros Eitsi-Eibib sich an die Steinhaufen knüpfen. Noch ist die Ethnographie nicht so weit, dass Schlüsse dieser Art unmöglich gemacht wären. Aber man nähert sich doch immer mehr einer sachgemässen Beurtheilung, und zwar besonders durch Aufhäufung der sicht- und greifbaren Erzeugnisse der Völker in den ethnographischen Museen. Indem diese Tausende von Gegenständen genau nach Zweck und Herkunft bestimmt werden, geben sie uns die Mittel an die Hand, Vergleiche zu ziehen zwischen dem, was ein Volk leistet, und den Leistungen eines anderen, und aus einander zu halten, was ein Volk selbständig hervorgebracht und was es durch Uebertragung empfangen hat. Auf diesem Wege hat die Wissenschaft schon so manchen Verwandtschaftsfaden angesponnen. Ich möchte nur an die Erörterungen über die europäische Nephritfunde erinnern, die so wichtig sind für die Entscheidung alter europäisch-asiatischer Völkerbeziehungen. Es kann heute nicht mehr bezweifelt werden, dass schon die mitteleuropäische „Steinzeit" ihren Verkehr mit jenen tief in Innerasien liegenden Ländern hatte, wo Nephrit und ähnliche harte, halb durchscheinende, grünliche und gelbliche Mineralien vorkommen. Also auch hier Hinweise auf Völkerbewegungen.

Die *Sprachforschung* hat den Vortritt in allen Untersuchungen über Völkerursprung gehabt, weil sie das reichst entwickelte, leichtest erfassbare und anziehendste aller Völkermerkmale, die Sprache, am frühesten wissenschaftlich behandelte. Daraus hat sich dann ein Primat der Sprachforschung in der Völkerkunde entwickelt, das gut gewesen ist, um vorläufige Ordnung im Wirrwarr der Völker zu schaffen, das aber übel gewirkt hat auf die Dauer, weil die Sprache immer nur ein Völkermerkmal unter vielen ist. Die Bevorzugung der Sprache vor

allen anderen Merkmalen muss in jedem einzelnen Fall entweder die ferneren oder die näheren Eigenschaften des Problemes vernachlässigen; die ferneren, wo über den Sprachverwandtschaften die Rassenverwandtschaften übersehen werden, die näheren, wo die Verbreitung charakteristischer Geräthe, Waffen, Sitten, Ueberlieferungen u. s. w. hinter der Sprache unsichtbar wird. Die einseitig linguistischen Völkerclassificationen sind geeignet, die Ethnologen entweder weitsichtig oder kurzsichtig zu machen.

Die rein linguistische Behandlung der Ursprungsfragen kann niemals für sich allein zu einem Ziel führen, weil unter dem linguistischen Problem immer ein ethnographisches und unter diesem ein anthropologisches oder Rassenproblem liegt. Die Sprachforscher glauben eine Ursprungsfrage glatt beantwortet zu haben, weil sie die inneren Verwandtschaften eines Sprachstammes festgestellt haben. Nach ihren sprachwissenschaftlichen Kriterien ist diese Sprache die älteste in einem Kreise, sie ist also die Ursprache, von der die anderen ausgegangen, abgezweigt sind. Kaum hat man über diese Aufhellung sich zu freuen angefangen, da ergeben sich ethnographische Trübungen in der eben gewonnenen Klarheit. Niemand zweifelt mehr daran, dass die Tochtersprachen des Sanskrit Zweige am indogermanischen Sprachstamme sind; aber in der Cultur der indischen Ariersöhne sind Elemente, die anderen Indogermanen fremd sind. Sie deuten auf eine tiefliegende Seitenverwandtschaft dieses Zweiges.[1]) Und ausserdem liegt unter dem sprachlichen und ethnographischen auch noch ein Rassenproblem verborgen. Dunkle Hindus haben sicherlich ihre Sprache aus demselben Urquell empfangen wie helle Germanen; dass aber nicht beide derselben Rasse angehören können, ist klar. So kann also die Sprachverwandtschaft aufgehellt werden, während der Rassenunterschied im Dunkeln weiter verharrt. Man sieht daraus, wie verfehlt es war, die Fragen des Völkerursprungs und der Völker-

1) Allerdings denke ich mir das Verhältniss nicht so einfach wie L. von Schröder, der unter der indogermanischen Cultur in Indien eine „ältere Schicht von primitiven Vorstellungen findet, die sich in überraschender Gleichartigkeit über den ganzen Erdball verbreitet findet und als allgemein menschlich anzusehen ist" (Mittheilungen der Anthropolopischen Gesellschaft Wien XXV. 1895 S. 4); diese tiefere Schicht ist nicht bloss Eine, in ihr wird man Elemente von indoafrikanischer und indopacifischer Verbreitung unterscheiden können; und erst weit unter diesen sind die allgemein menschlichen zu denken.

verwandtschaft rein linguistisch zu behandeln. Man konnte damit immer nur einen Theil der Aufgabe lösen. Die Sprachforscher haben durch ihre indogermanischen Forschungen einen Zusammenhang der Völker nachgewiesen, die indogermanische Sprachen sprechen. Aber es ist nur einer. Auf andere, in anderen Richtungen liegende Zusammenhänge weisen die ethnographischen und Rassenmerkmale hin. Erst wenn man in alle diese Zusammenhänge klarer sieht, kann man von einer Einsicht in jene fernliegenden Partien der Geschichte indogermanischer Völker sprechen, wo die Ursprünge liegen. Man muss hinzufügen, dass es allerdings Ursprungsfragen giebt, in denen die Sprachwissenschaft einen grösseren Theil des Problems zu lösen hat; so ist der Bantu-Ursprung fast ganz eine Sprachenfrage, und als solche ist das Problem auch geographisch beschränkt, nämlich auf Afrika. Eine Rassenfrage spielt hinein durch die unzweifelhaften semitischen und hamitischen Beimengungen, und diese Frage ist dann sofort eine grosse und greift über die Grenzen des Erdtheiles hinaus. Vielleicht können aber auch ethnographische Merkmale von beschränkterer Verbreitung als die Sprache mit zur Aufhellung des Ursprunges der Bantu beitragen, indem sie die engere Zusammengehörigkeit einiger geographischer Gruppen von Bantuvölkern erkennen lassen, die als ältere und jüngere erkannt werden könnten. Im Gegensatz zu den Rassenmerkmalen würden diese besonders aus Geräthen und Waffen zu wählenden Merkmale das Ursprungsproblem einengen. Es liegt aber auf der Hand, dass so wie so sie der rein linguistischen Forschung nicht bloss dienlich sein können, sondern von ihr nothwendig berücksichtigt werden müssen.

Allerdings müssen die drei Wege zuerst reinlich getrennt werden. Die anthropologische Untersuchung muss sich streng an die *körperlichen Merkmale* halten. Was geistigen Ursprung hat, überlasse sie der Sprachvergleichung und der Ethnographie im engeren Sinn. Ohne diese Scheidung werden besonders die anthropologischen und die ethnographischen Aufgaben getrübt und verwirrt. Der Missbrauch, der mit Ausdrücken wie semitische Rasse, Banturasse, arische Rasse getrieben wird, ist so oft schon gerügt, dass ich nicht weiter davon zu reden brauche. Noch schlimmer ist allerdings die dreifache Vermischung: Rasse, Sprachstamm und ethnographische Gruppe.

Oft ist die Hingebung der centralasiatischen Arier an den Ackerbau wie eine Rasseneigenthümlichkeit hingestellt worden.

Gewiss finden wir heute keine nomadisirenden Arier in Asien. Dafür bietet uns die Neue Welt in den Gauchos, Llaneros und Cow-boys alle Spielarten von modernen Nomaden, die zwar sehr häufig Indianerblut haben, aber nicht von den Indianern die Neigung zum Nomadismus ererbt haben können. Denn die Europäer haben erst das Vieh eingeführt, dessen Vermehrung den Nomadismus in Amerika hervorgerufen hat. Aber auch in Centralasien haben wir Turkstämme und Mongolen zum Ackerbau übergehen sehen. Wir kennen turkmenische, usbeghische, kirghisische Ackerbauer. Kann man da noch von einer „Antipathie der Rasse gegen Hacke und Pflug" sprechen? Diese ackerbauenden Turkvölker dürften grossentheils durch Verdrängung der arischen Ackerbauer sich in den Besitz des Landes gesetzt haben. Es giebt geschichtliche Belege dafür. Es soll ja nicht geleugnet werden, dass das andauernde Zusammenleben in einer Sprach- und Culturgemeinschaft auch gewisse Körpermerkmale in den Grenzen dieser Gemeinschaft häufiger machen kann, dass mit anderen Worten etwas wie eine Culturrasse entsteht; aber Rassenmerkmale schlechtweg reichen tiefer und sind weiter verbreitet und aus diesem Grunde ist uns ohne Zweifel fast ebenso bedenklich, Rasse und Sprache zu weit zu trennen, als beide zusammenzuwerfen.

IV.

Der Weg und der Ursitz.

So wie kein Gebiet der Erde so von seinem Nachbargebiet losgelöst werden kann, dass es als ein reines Ursprungsgebiet einer Völkerwanderung angesehen werden könnte, kann auch keine Ursprungsfrage eines Volkes für sich allein in örtlicher Beschränkung entschieden werden. Und doch rückt man die Völker, wie Steine auf dem Brett, von einem abgezirkelten Feld auf das andere, nicht erwägend, dass gerade die Wanderungen die innere Beweglichkeit der Völker und damit ihre Wechselbeziehungen vermehren. Die Wurzel eines Volkes führt also nicht als Pfahlwurzel geradeaus in die Tiefe. Wenn man sie blosslegt, kommt man auf fremde, oft weit reichende Verbindungen, die das Bedenken erwecken, ob nicht selbst das Wort „Herkunft" leicht zu einer schiefen Fragestellung führe. Verbindungen oder auch nur Beziehungen eines Volkes lassen sich immer nachweisen, aber *Völkerwege*, die auf ein bestimmtes Ursprungs-

gebiet hinführen, bleiben immer schematisch. Fast jeder Landweg führt an anderen Völkern hin oder durch andere Völker hindurch und kein Volk wandert weit, ohne auf seinen langen Wegen Einflüsse von anderen Völkern zu erfahren oder sogar Bruchtheile anderer Völker in sich aufzunehmen. Selbst die Wanderungen zur See suchten einst Inseln auf und lösten sich nicht vom Anblick der Küsten, wo sie sich mit anderen Menschen berührten. Selbst auf dem verhältnissmässig inselarmen langen Wege zwischen Tahiti und Hawaii haben die Polynesier halbwegs auf den kleinen Aequatorialinseln, die heute unbewohnt sind, besonders auf Fanning, Spuren hinterlassen, auch auf Howland und Malden.

Selten waren einst Wanderungen durch leere Gebiete, wie die der Normannen von Island nach Grönland und dem nordöstlichen Nordamerika. — auch die zu vermuthende Ostwanderung der Eskimo am Nordrand Nordamerikas ist hierher zu rechnen, da sie überall, den Süden ausgenommen, ins Menschenleere ging und die im Süden liegenden Sitze der Indianer möglichst vermieden zu haben scheint — und erst die neuere Zeit kennt die ununterbrochenen, raschen Fahrten durch insellose Meere. Lange sind die Spanier nur über die Canarien nach Mittel- und Südamerika gefahren und für die Verbindung der Holländer mit ihren Besitzungen im malayischen Archipel wurden St. Helena und die heutige Capcolonie als Ruhepunkte erworben. Die nicht unbeträchtliche malayische Colonie in Südafrika ist ein Zeugniss der auf diesen Wegen hervorgerufenen Völkerverschiebungen.

Wir haben gesehen, wie wirksam die mitführende, ja mitreissende Kraft grosser Völkerwanderungen zu Lande sein kann. Lamprecht spricht von der „Völkerlawine" der Cimbern und Teutonen. Wenn eine solche Wanderschaar nun in ihre neuen Sitze einrückte, konnte für sie im Ganzen kein Weg, sondern eine Anzahl von zusammen führenden Zuflüssen angenommen werden.

Den Begriff Weg sollte man überhaupt bei diesen Studien wenigstens dort aufgeben, wo es sich um Wanderungen am Lande handelt. Wenn auch die Natur an manchen Stellen durch Thäler, Pässe, Senken, Oasenketten Wege weist, so ist es doch vorsichtiger, statt Weg *Durchgangsland* oder *Uebergangsgebiet* zu sagen. Man erweckt sonst den Anschein, als ob man sich Wanderwege der Völker wie gebahnte Strassen denke. Es mag ja solche Vorstellungen in unklarer Form geben. Virchow sagt in einem

Bericht über Troja: Ueber den Bosporus und Hellespont nahmen wahrscheinlich alle Völkerschaften, welche das westliche und mittlere Europa besiedelt haben, ihren Zug, alle müssen der Troas einmal nahe gewesen sein, auch unsere Vorfahren. Wer wird aber einem VIRCHOW eine so beschränkte Ansicht zumuthen? Es wäre immerhin besser gewesen, wenn er Kleinasien ganz im Grossen als ein asiatisch-europäisches Durchgangsland bezeichnet hätte, statt die Vorstellung zu erwecken, als denke er an einen gewiesenen Weg der Steinzeit.

In jeder geschichtlichen Bewegung liegt zwischen dem Gebiet des Ursprungs und dem Gebiet der endgiltigen Ausbreitung das *Gebiet des Uebergangs oder der Wege*, das nicht wie eine todte Masse überwandert wird. Es ist ein Gebiet der Vermittelung, aber zugleich ein Gebiet, das seine eigenen Wirkungen ausübt. Das wandernde Volk wächst über dieses Zwischengebiet hin aus seinem Ausgangslande nach seinem Ziele zu. Es bleibt dabei nicht fremd auf dem Wandergebiet, wenn es auch nicht Zeit hat in diesem Gebiete alt und wieder jung zu werden, wie die Juden in der Wüste. Selbst wo das Wandergebiet ein Meer ist, wie bei den Polynesiern des Stillen Oceans, verbindet sich der Mensch mit ihm, es beeinflusst sein ganzes Thun und Lassen, es wirft einen Schimmer in seinen Geist hinein.

Dass gerade das Durchgangsgebiet am leichtesten alle Spuren der Bewegung verliert, deren Ergebnisse wir hier im Ausgangsgebiet und dort im Gebiet der Hinwanderung vor uns sehen, macht die Lösung der Wanderungsprobleme so schwer. Zwischen europäischen und südasiatischen Indogermanen wandern Turkvölker und Mongolen. Zwischen das ägyptische Ausgangsgebiet und das syrische Ziel der Juden hatten sich früh schon die Ismaeliten gelegt. Zwischen den Karaiben nördlich und südlich vom Amazonenstrom liegt eine Welt von brasilianischen Indianerstämmen. Zwischen die Romanen an der unteren Donau und die geographisch nächsten Verwandten auf der Apenninenhalbinsel haben sich Slaven, Magyaren und Deutsche gelegt. Die Spuren der Späterkommenden verwischten die Spuren der Wanderer, die früher diesen Völkerweg beschritten hatten.

Haben wir die Uebereinstimmung zweier Völker oder auch nur zweier ethnographischer Merkmale in weit verschiedenen Gebieten festgestellt, und sind wir sicher, dass sie von einander abzuleiten sind, so erhebt sich die schwierigere Frage nach dem

Weg oder der *Richtung der Uebertragung.* Das Problem des Weges ist das grosse Problem der Ethnographie, durch dessen Lösung jedesmal ein Komplex ethnographischer Thatsachen in die geschichtliche Sphäre erhoben wird. Wie läuft die Linie zwischen zwei culturverwandten Gebieten? Und ist sie vor- oder rückwärts gezogen? In manchen Fällen giebt schon die Vervielfältigung der Erscheinungen den Schlüssel in die Hand. So würde z. B. die Frage, ob der eigenthümliche Betschuanenschild nördlich vom Zambesi von Süden gekommen oder ob er in sein südliches Gebiet von Norden eingewandert sei, offen zu lassen sein, wenn nicht das Vorkommen des Basutodialektes der Betschuanensprache nördlich des Zambesi eine grössere Einwanderung von Südbetschuanen nach Norden bezeugte, die ausserdem geschichtlich bezeugt ist. Damit ist nun natürlich auch der Weg des Schildes gezeigt, d. h. der Weg in dem Sinne, dass wir wissen, der Schild ist aus Süden nach Norden gewandert. Man würde also besser sagen *Richtung.* Da damit zugleich die hohe Wahrscheinlichkeit der südlichen Abstammung der vereinzelt nordwestlich vom Zambesi vorkommenden Suluform des Schildes gegeben ist, so erkennen wir hier ein Gebiet, das öfters aus gleicher Richtung Völkerzuflüsse empfangen hat. In den meisten Fällen wird man sich wohl begnügen müssen, statt einzelner Richtungen eine Tendenz der Bewegung, so wie hier die äquatoriale, nachzuweisen.

Wenn aber einmal die Wege ganz verwischt sind, wird man schwer auch nur die allgemeinste Richtung der Wanderung bestimmen können. Die Frage: Welches von zwei stammverwandten Völkern, welche von zwei stammverwandten Culturen kann als jünger, als abgeleitet betrachtet werden? ist eine der schwierigsten. Als Dumont d'Urville, Moerenhuct u. A. die Ansicht vertraten, nicht die Polynesier seien von den Malayen, sondern diese von jenen abzuleiten, stützten sie sich auf W. von Humboldt's Angabe, dass die polynesischen Sprachen einen ursprünglicheren Charakter bewahrt hätten. Wilhelm von Humboldt widersprach ausdrücklich diesem Schlusse, der in keiner Weise verstärkt werden konnte durch den Hinweis darauf, dass die Polynesier körperlich die kräftigeren, schöneren und ursprünglicheren Formen zeigen. Sind die Formen der Dayak oder Battak im Ganzen weniger ursprünglich als die der Polynesier von den Gesellschaftsinseln oder den Markesas? Sind die Neuengländer in abgelegenen Thälern von Massachusetts oder New Hampshire etwa die Urväter der Eng-

länder, weil sich mehr Sprachformen des 17. und 18. Jahrhunderts bei ihnen erhalten haben als in Kent oder Shropshire?

Neben einem grossen Wandergebiet müssen in erster Linie *Zufluchtsgebiete* liegen, wohin die auseinandergeworfenen, zersplitterten Völker sich zurückziehen. Sie werden immer bezeichnet sein durch eine bunte Zusammensetzung der Bevölkerung, die verhältnissmässig dicht sitzt; und nicht selten würden die angrenzenden Wandervölker beherrschend übergreifen und in diesem Raume Staaten gründen, in denen sie das Scepter über die unterworfenen Flüchtlinge schwingen. Ein solches Land ist das Marutse-Land, wo einst die Ma Kololo flüchtig und doch — für den Theil eines Menschenalters — staatengründend aufgetreten sind. Ohne allzu grosses Gewicht auf die genaue Aufzählung von 18 grösseren Stämmen und 83 Zweigstämmen zu legen, die Holub von diesem Lande giebt[1]), sehen wir doch darin ein Zeichen der ethnischen Buntheit dieser Bevölkerung. Die Geschichte der Einfälle der Ma Tabele und Ma Kololo liefert eine Reihe von Belegen für diese Auffassung.

Wo keine Urkunden für die Richtung der Bewegung eines Volkes vorliegen, sind darüber nur Vermuthungen anzustellen. Die Zuversichtlichkeit, mit der *bestimmte Wanderungsrichtungen* angenommen werden, ist ganz unbegründet, hat vielmehr zu den schlimmsten Formen dogmatischer Hypothesen geführt. Nur das Unbewohnbare, die grossen Wasserflächen, Eisfelder, Wüsten und Hochgebirge zwingen den Wanderungen der Menschen bestimmte Richtungen auf, denn solche Gebiete müssen umgangen werden. Aber in der Natur des Bodens ist sonst nichts, was eine solche Wirkung zu üben vermöchte, und ebenso wenig sind andere Impulse oder Anziehungen nachzuweisen, an die Manche geglaubt haben. In Europa liegt eine Anzahl von Fällen vor, in denen Völker aus östlichen nach westlichen Richtungen vordrangen, und hauptsächlich ist die Verpflanzung unserer Cultur an die Gestade der westlichen Welt und ihre selbständige Weiterwanderung nach Westen bis an den Stillen Ocean eine der merkwürdigsten Bewegungen in der Menschheit. Sie erscheint uns noch merkwürdiger, wenn wir an die Bewegungen denken, die in derselben Richtung das Alterthum vom Ostrand des Mittelmeeres bis zum Atlantischen Ocean vollzogen hat. Auch in der Geschichte Asiens

1) Sieben Jahre in Südafrika II. S. 121.

sind grosse Wanderungen in derselben Richtung vorgekommen, z. B. Chinas weit zurückreichende Westausbreitung am Südabhang des Tianschan bis zum Ostfuss des Pamir. Im Falle Asiens und Nordamerikas liegt eine weitere Aehnlichkeit in der Lage der wichtigsten Bewegungslinien innerhalb der gemässigten Zone und in dem Vorkommen von entgegen gesetzten, nach Osten gerichteten Bewegungen in nördlicheren Theilen beider Continente: die Eskimowanderung in Nordamerika und die russische Eroberung und Colonisation Sibiriens. Folgenreicher ist aber jene auf die Lage zu den beiden grossen Oceanen mit ihrem Wind- und Strömungssystem begründete Uebereinstimmung Ostasiens und des östlichen Nordamerika, die aus China und den Vereinigten Staaten von Amerika sammt dem östlichen Canada ungemein fruchtbare Länder gemacht hat, in deren Rücken, nach Westen zu, steppenhafte, weniger bewohnbare Binnenländer liegen. So liegt das alte China in Asien ebenso wie das jüngere Colonialland in Nordamerika als dicht bevölkertes Land vor einem dünn bevölkerten Hinterland. Ueberall finden aber von einem Gebiet dichter Bevölkerung Bewegungen nach Gebieten dünnerer Bevölkerung statt, ohne dass dabei die Natur des Bodens richtunggebend einwirkte.

Die Flüsse, von denen sich der Verkehr und die politische Ausbreitung so gerne leiten lassen, und die für jene grosse Wanderzüge, die wir Armeen nennen, Kampfobjekte sind, spielen auch in einfacheren Wanderungen eine grosse Rolle. Ihre Thäler bieten oft ebene Wege, ihre Wasserlinie ist ein guter Rückhalt und in trockenen Ländern ein Schatz für die Herden. So sehen wir die Völkergebiete sich an die Wasseradern legen. Der Congo hat für die Kleinstaaterei der Neger kein politischer Strom werden können und ist für ihren beschränkten Verkehr nur streckenweise wichtig geworden. Aber für eine ganze Reihe von Völkern hat er die Leitlinie des Wanderns gebildet. Die Ba Ngala, Ba Yansi, Ba Teke u. a. sind an ihm und auf ihm hinabgezogen, nachdem sie auf nördlichen oder nordöstlichen Wegen ihn erreicht hatten. Und dass der Congo vom oberen Uelle an fast auf seinem ganzen Lauf von Fischer- und Schiffervölkern umsäumt ist, die ihn beherrschen, zeigt die Anziehung, die er aus wirthschaftlichen und politischen Gründen ausübt. Aehnlich ist eine Reihe von südamerikanischen Indianerstämmen längs dem Amazonas und seinen südlichen Zuflüssen verbreitet. Ein näherliegendes Beispiel bietet die Ausbreitung der Russen an den

sibirischen Flüssen, die der einstigen Ausbreitung der Waräger an den russischen Flüssen gleicht. Aber es fehlt auch nicht an Beispielen, dass Wanderzüge Flüsse und Ströme querten.

Der einfache *Bodenbau* giebt den Völkerbewegungen einen Zug von Einfachheit und Grösse, die Mannigfaltigkeit des Bodenbaues hemmt die Völkerbewegungen, macht sie zersplittert und verwickelt. Herder hatte schon in den Denkmalen der Vorzeit gesagt: Ueberhaupt scheinet Asien von jeher ein vielbelebter Körper gewesen zu sein. Ritter stellte dem glieder- und völkerreichen Asien Afrika als Stamm ohne Glieder, als einen an belebenden Gegensätzen armen Körper gegenüber. Nordamerikas Völkerverbreitung spiegelt den grossen Zug des dreigliedrigen Baues wieder. Im Einzelnen zeigt dieselbe Erdtheilhälfte den starken Gegensatz zwischen dem Land der Cañons und Plateaus im Südwesten, dessen tief zerklüfteter Boden dem Wandern die meisten Hindernisse vom Salzsee bis Chihuahua entgegensetzt, und dem weiten Wandergebiet der Steppen und Prärien. Der in ihrer Art einzigen weiten Erstreckung grosser Steppenländer durch Mittelasien, Nordasien und Osteuropa entsprechen die grossen Völkerbewegungen von den Schwellen Ostasiens bis zum Atlantischen Ocean. Zugleich ist diese weiteste Ausdehnung orographisch und klimatisch einförmigen Landes von der über weite Gebiete einförmigsten Rasse, der mongolischen, bewohnt. Ununterbrochen von Nomaden beschritten, seit der ersten geschichtlichen Wanderschaar mit Ochsenwagen, die Ramses II. in Syrien schlug, könnten diese Gebiete als grosse Wegeländer bezeichnet werden.

Die *Bedeutung der Steppen in der Völkerbewegung* liegt nicht zuerst darin, dass sie an und für sich weniger Hindernisse bieten als die Waldländer, von denen sie umgeben sind, sondern in der weiten Ausdehnung, die ihre klimatische Bedingtheit mit sich bringt, und in der Erzeugung einer Culturform des *Nomadismus*, die sich wie keine andere mit ihrem Boden verbindet und sich an ihm zu den grössten und plötzlichsten geschichtlichen Massenbewegungen steigert. Die Steppen fallen in allen Theilen der Erde in die Gebiete der weitesten und einförmigsten Ausbreitungen der Erdtheile. Wohl giebt es Gebirge, an deren Hängen die Steppen hinaufziehen, und Mittelgebirge, die das Steppengewand gänzlich einhüllt. Auch bilden Gebirge klimatische Inseln voll Wald und Wässern mitten in der Steppe. Da aber im Wesen der Steppe die Bedeckung mit einem niedrigen

schwachen Pflanzenwuchs liegt, der der Durchwanderung keine Hindernisse entgegenstellt, bleiben sie dennoch die grössten *Wandergebiete.* Und dazu kommt endlich ihre dünne Bevölkerung, die den einzelnen Gruppen Raum zur Ausbreitung gewährt, zumal die Steppenbewohner sich an rasch sich bewegende und sich vermehrende Thiere anschliessen, sei es als Jäger, sei es als Hirten. Nicht nur die im Allgemeinen karge Natur schränkt in den Steppen die Volkszahl ein. Dichte Bevölkerung setzt Arbeitstheilung voraus, die mit dem Nomadismus unvereinbar ist. Dadurch werden die Steppen zu Ausstrahlungsgebieten, von denen die Bewegungen nach allen Seiten sich fortpflanzen. Daher das gleiche Bild in den Steppenländern und ihren Nachbargebieten in Europa, Asien und Afrika, sowie in Nord- und Südamerika: grosse Gebiete mit einförmiger Nomadenbevölkerung, die über die Peripherie ihrer Steppen hinaus drängt, als Räuber, Eroberer, Beherrscher sich dort festsetzt und daher immer von einem Saum kleinerer Verbreitungsgebiete umgeben ist. So bilden die Gebiete der Mauren, Tuareg, Tibbu, Araber, Türken, Mongolen eine „weite Kette der tiefsten Wirkung“ quer durch die ganze Breite der alten Welt. Eine Masse von Ablegern und Völkerbruchstücken umlagern wie die Auswürflinge eines Vulkans diese Gebiete, bald kräftig wachsend und herrschend wie die Fulbe im Westsudan, die Kanuri im centralen Sudan, die Araber am oberen Nil, die Türken in Persien, die Mandschu in China, die Magyaren in Mitteleuropa; bald hinfällig und im Rückgaug, wie so viele kleinere Splitter dieser Völker in allen drei Theilen der alten Welt. So wie im Grossen sehen wir im Kleinen die Anstösse aus den Gebieten der Bewegung in die ruhigeren Nachbargebiete sich fortpflanzen, und angesichts der aufrüttelnden und politisch kräftigenden Wirkung dieser Anstösse sind wir nicht geneigt, Mommsen's nur in engem Bezirk geschöpfte Anschauung zu unterschreiben, dass die Nomaden keine andere weltgeschichtliche Bedeutung zu haben scheinen, als die Culturvernichtung.[1])

Um die Wirkung der Steppen auf die Völkerbewegungen im Grossen und Kleinen zu erkennen, muss man sich nach Afrika wenden, von dessen Oberfläche ein verhältnismässig viel grösserer Teil Steppe und Wüste ist als von der Eurasiens. Ebenso wichtig ist es, dass in Afrika die Völkerbewegungen noch

1) Römische Geschichte V. S. 355.

immer im Gang sind, die in Eurasien, dem Erdteil alter Culturen, seit Jahrtausenden immer mehr und mehr durch eine tiefe Einwurzelung der ansässigen Bevölkerungen gehemmt werden. In Afrika finden wir in den Steppen des Ostens und Nordens eine ganz ähnliche Form des Hirtennomadenthums wie in Asien verbreitet, wir erkennen in seiner Geschichte enge und weite Bewegungen, die ohne Aufhören fortgehen, und sind Zeugen der unzähligen Anstösse, die von hier aus auf die mehr ansässigen Bewohner der Waldsavannen und Waldländer ausgeübt werden. Noch sind die Spuren dieser Anstösse so deutlich in den kleinsten Staatsgebilden und den ethnographischen Merkmalen der Inner- und Westafrikaner erhalten, dass wir sagen können: Schon die Ethnographie der Afrikaner zeigt uns die Wirkungen beweglicherer Völker auf die minder beweglichen über den ganzen Erdtheil verbreitet.

In Nordamerika sind die *Sioux* die typischen Steppen-Indianer. Ihre Sitze erstreckten sich vom Mississippi bis zum Felsengebirge und von der Wasserscheide des S. Red River und des Arkansas bis zum Saskatschewan. Ein Arm dieses Gebietes erreichte den Michigansee. Keine andere Indianergruppe von ähnlich enger Verwandtschaft nahm einen so weiten geschlossenen Raum ein. Dazu kommen aussenliegende Wohnsitze im atlantischen Gebiet, nämlich die der Catawba Südkarolinas und der Bilosa an der Golfküste, und einige Punkte im Ohiogebiet. Sehen wir von diesen beiden Zweigen des grossen Siouxstammes ab, so sassen die Sioux des inneren Nordamerika einst fast durchaus in den Prärien und Steppen. Für die Europäer, die zu erst zu ihnen vordrangen, waren sie das kriegerischste, dem Ackerbau am wenigsten und der Jagd am meisten ergebene Volk Nordamerikas. Soweit bei dem Gegensatz zwischen Jäger- und Hirtenleben die Aehnlichkeit gehen kann, sind die Sioux ebenso die Vertreter der Mongolen und Türken in der Neuen Welt, wie man die Ma Tabele als die Hunnen Afrikas bezeichnet hat. Was jenen Hirtenvölkern ihre Herden, war diesem Jagdvolk der Büffel: „Als die Steppenindianer Nordamerikas entdeckt wurden, lebten hier Menschen und Büffel in beständiger Wechselwirkung, und viele von den Büffeljägern dachten und handelten nur so, wie ihre leichte Beute sie anregte.“[1])

---

1) W. J. Mc Gee, The Siouan Indians. Fourteenth Report Bureau of Ethnography 1896. S. 173.

Der in dem Gegensatz des Bodens liegende Unterschied der geschichtlichen Bewegung geht unter dem Wechsel der Völker, Staaten, Culturen immer fort und bleibt im Wesen immer derselbe. Die Bedrohung durch ruhelose Hirtenvölker des umgebenden Steppenlandes bleibt für das Euphrat- und Tigrisland bestehen, ob nun Kurden und Beduinen, wie in der Gegenwart, das Frucht- und Ackerland umschwärmen, oder Kossäer und Elamiten von Osten und Chaldäer, Aramäer und Araber von Westen her einzudringen suchen, wie in früheren Jahrtausenden und Jahrhunderten. Eduard Meyer hat dieses sehr deutlich ausgesprochen und treffend hinzugefügt: Die Beduinen würden längst zu Herren des Landes geworden sein, wenn dasselbe nicht einem grossen Militärstaat angehörte, der sie bisher noch immer im Zaume gehalten hat.[1])

So wie die Steppe mit dem Waldland in allen Theilen der Erde durch die mannigfaltigsten Uebergänge verbunden ist, dringt auch das Steppenleben tief in die Waldgebiete ein, und besonders leicht dort, wo die Cultur ihr Netz von Lichtungen ausgebreitet hat. China, die beiden Indien, Mesopotamien, Aegypten, Syrien, Kleinasien haben die Steppenbewohner bei sich einziehen sehen. Ein Zug der Mauren durch das östliche Frankreich bis Autun und Luxeil, 600 km von den Pyrenäen in gerader Linie, ein ächt nomadischer Kriegszug, zeigt, welcher Leistungen solche Schaaren fähig sind. Der Kranz der Wald- und Culturländer hält immer Theile der Steppenvölker zurück, die nun sedentär werden oder wenigstens in immer engere Gebiete ihre Bewegungen sich einschränken sehen. Liegen also, wie in Eurasien, grosse Waldgebiete um ein ausgedehntes Steppen- und Wüstengebiet, so werden wir immer die Völkerbewegungen, die diesem eigen sind, nach jenem überschlagen und, gehemmt, dort zu einer zeitweiligen Ruhe kommen sehen. Jedenfalls wird es so wenig erlaubt sein, bei Ursprungsfragen der Völker ein benachbartes Steppengebiet ausser Betracht zu lassen, wie ein nahes Meer.

Dem Herkunftsgebiet eines Volkes oder einer Völkergruppe sucht man eine besondere Würde zu ertheilen, indem man ihm den Namen *Ursitz* beilegt, von dem es also, nach dem Wortsinn, keine Appellation an einen früheren und anderen Ursprung geben

---

1) Geschichte des Alterthums 1884. I. S. 160.

soll. Der Begriff entspricht dem Schöpfungscentrum der Biogeographen und ist ebenso mystisch. Für die geographische Auffassung giebt es nur ein *Ausgangsgebiet*, bis zu dem wir von einem bekannten End- oder Zielpunkt einer Völkerbewegung den Weg zurückmachen, den diese eingeschlagen hatte. Nordamerikaner, deren Vorfahren aus dem germanisch-keltischen West- oder Mitteleuropa stammen, sehen in England, Schottland, Irland, Deutschland u. s. w. bestimmt ihre Stammländer, in Centralasien unbestimmt ihren „Ursitz". Dieses grosse Wort umschliesst die Vorstellung von dem Ursprung auf diesem Boden, der Autochthonie, die in wissenschaftlichen Erwägungen keinen Raum mehr finden kann. Man ersetzt es auch durch den bildlichen Ausdruck „Wiege", der den bezeichnenden Vorzug hat, dass man sich nichts Bestimmtes bei ihm zu denken braucht.[1]) Niemand wird heute mit dem Worte Ursitz einen anderen Begriff verbinden als den des entferntesten Gebietes, bis zu dem die Bewegungen eines Volkes noch zurückgeführt werden können. Der absolute Werth des Begriffes ist nur Schein, liegt im Wort; in Wahrheit hat er nur einen relativen Werth. Man kann von keinem Land der Erde sagen, es sei so beschaffen, dass es Völker aussenden musste.

Unsere Erde hat keine dauernd vor allen anderen ausgezeichneten Stellen ausserhalb der grossen Unterschiede der Oekumene und der beiden anökumenischen Polargebiete. Innerhalb der Oekumene herrscht vielmehr ein Princip der Ausgleichung, das aus der Gleichartigkeit der Bodenart und des Bodenbaues herauswirkt. Die Erde ist ebensowohl zu gross als auch in ihren Theilen zu ähnlich, um eine entscheidende Bevorzugung zuzulassen, die ein Land zum Paradies erhebt. Wo man sie zu finden glaubte, handelt es sich in Wirklichkeit immer nur um vorübergehende Unterschiede und Unterschiede der Reife. Wir sehen in Italien ein grösseres Griechenland, in Iberien und Südgallien ein grösseres Italien, in Nordamerika ein neues Europa sich aufthun. Eigenschaften, die einer beschränkten Erdstelle zu gehören schienen, breiten sich über weite Räume aus oder wiederholen sich auf zahlreichen anderen Erdstellen. Schon darum erscheint die Frage

1) In einem Vortrag über Korea (Verhdl. d. Ges. f. Erdkunde Berlin 1885. S. 258) wird die Frage aufgeworfen: Wo stand die Wiege dieses Volkes?, nachdem kurz vorher von den Strömen von Einwanderern die Rede war, die aus Norden und Osten sich nach Korea ergossen hätten. Also mindestens zwei Wiegen!

nach der einen und einzigen Heimath eines Mythus, so wie sie Julius Braun aufgeworfen und mit der Stellung Aegyptens in den Mittelpunkt aller geistigen Ausstrahlungen beantwortet hat, dem Anthropogeographen logisch nicht berechtigt. Vergebens sucht man nach den Gründen, welche einer einzigen und noch dazu beschränkten Erdstelle die Kraft so mächtiger Ausstrahlung verliehen haben sollten. Ehe Aegypten die Griechen lehrte, wirkten die mesopotamischen Länder nach Indien und Indien wirkte wieder nach Indonesien, Ostasien dann über den Stillen Ocean hin. Nicht so wie es aus dem engen Palästina ausstrahlte, eroberte sich das Christenthum die Welt, sondern wie es in Kleinasien, Aegypten, Griechenland, Italien umgebildet war.

So wie das Stammland der Nordamerikaner mit fortschreitend weitere Kreise erfassender Zuwanderung ganz Europa geworden ist, so dass man richtig und billig nicht mehr von einem angelsächsischen Volke in Nordamerika, sondern von einem neueuropäischen sprechen wird, so ist auch das Stammland der romanischen Tochtervölker das ganze römische Reich, nicht etwa bloss Italien gewesen, dessen Sitte und Sprache sie annahmen. Und in der Völkerwanderung flossen nach Italien und Hispanien germanische Stämme von der verschiedensten Herkunft zusammen mit den aus allen Theilen des grossen Reiches zusammengeführten Colonisten. Statt von Herkunft, Weg und Bestimmung einer oder einiger Wanderungen, mag man hier von einem Völkerkessel reden, in den von allen Seiten die Massen zusammenfliessen und sich brodelnd mischen. Aber vorher hatten sie sich in einem anderen mit anderen zusammengefunden. Und so würden wir es immer und überall wieder finden, soweit wir zurückschreiten können, bis etwa unser Suchen nach dem „Ursprung“ auf eine einsame Insel im Weltmeer führte. Nur diese könnte auf unserer Erde die Vorstellung von einem von fremden Einflüssen freien Ursprung eines Volkes verwirklichen. Sobald sich aber das Volk in Bewegung setzte, erfuhr und tauschte es Einflüsse von und mit denen, die es begegnete.

Die Frage der Sprachforscher nach der Urheimath der Indogermanen, ob vom Hindukusch oder in Lithauen? klingt z. B. zwar geographisch, ist aber in einem zu beschränkt linguistischen Sinne gefasst. Der Sprachforscher sieht zahlreiche gesonderte Sprach- und Dialektgebiete auf der Erde und daran knüpft er seine Fragestellung, die ein besonderes enges Land mit einer besonderen

Sprache im Auge hat. Dem Geographen erscheint diese Fragestellung als viel zu eng und das Gebiet als viel zu veränderlich, und er glaubt vorauszusehen, dass eine Antwort gar nicht möglich sein wird. Für ihn liegen die grössten Fortschritte der Discussion der Ursprungsfrage der Indogermanen in der *Erweiterung der ins Auge gefassten Räume*, die die Auseinanderhaltung eines südlichen und nördlichen Indogermanengebietes gestatten, und in dem Nachweis einer einst grösseren Ausdehnung des indogermanischen Sprachgebietes nach Centralasien hin, also zwischen diesen beiden Hauptgebieten. Ihm will es nämlich scheinen, als ob die Antwort auf die Ursprungsfrage nur ein weites Gebiet umfassen könne. Ausgeschlossen ist dabei nicht die Ausscheidung einiger für die Bewegungen der Indogermanen unwesentlichen Gebiete aus dem Ganzen.

Die unzweifelhafte *Begünstigung beschränkter Oertlichkeiten* durch Lage und natürliche Ausstattung kann durch Vermehrung der Menschenzahl über die Ernährungsfähigkeit des Bodens hinaus eine Auswanderung erzeugen, die an Grösse und Dauer ausser Verhältniss zu dem Raume steht, von dem sie ausströmt. Milet und Thera sind Beispiele aus der alten, Irland, Malta, die Kingsmillinseln aus der neuen Geschichte. Dieser Vorzug ist aber nie so gross, dass ein derartiges Gebiet eine ganz einzige Stellung durch ihn erhielte. Es kann durch frühere, grössere und dauerndere Aussendungen einen Vorsprung in der Besetzung von Colonialgebieten erlangen. Nord-, Mittel- und Südamerika zeigen in ihren noch jetzt und für lange vorwiegend britischen, spanischen und portugiesischen Colonialgebieten die grosse Wirkung des Vorsprunges Westeuropas in der Besiedelung der neuen Länder im Westen, die allerdings durch das Uebergewicht der politischen Macht befestigt wurde. Der Vorzug rechtfertigt aber nicht, da er doch immer nur relativ sein kann, in einem derartigen Gebiete die Lösung eines ganzen grossen Ursprungsproblemes zu suchen. Ein solches Beginnen wird geradezu gefährlich, wo die Begriffe „starke Bevölkerung", „Uebervölkerung" u. dgl. sich der zahlenmässigen Bestimmung entziehen. Wenn Lesson unter den schwachen Gründen für die Herleitung der polynesischen Wanderungen aus Neuseeland — und die Breite der Darlegung in drei dicken Bänden verstärkt durchaus nicht das Gewicht dieser Gründe — besonders betont, Neuseeland sei wegen seiner Grösse und seines Volkreichthums zur Wiege der Polynesier besonders ge-

eignet gewesen[1]), so überzeugt er uns ebensowenig wie der scharfsinnige LEWIS H. MORGAN, der wegen der günstigen Lage, des Fischreichthums und der Fruchtbarkeit des unteren Columbiathales den Ausgangspunkt der grössten Wanderungen nordamerikanischer Stämme in den äussersten Nordwesten verlegt.[2]) Der Gedanke hat sich fruchtbar erwiesen: auch DALL spricht von dem „Bienenstock" des lachsreichen Nordwestens, aus dem die Völker ausschwärmen. Vergleichen wir aber diesen freilich sehr begünstigten Strich mit dem ganzen Nordamerika, nicht bloss mit seinem steppenhaften Hinterland, von dem es sich so glänzend abhebt, so will es uns ganz unmöglich erscheinen, ihm eine so bevorzugte Stellung weit vor dem fruchtbaren Mississippibecken oder den paradiesischen Abhängen der Alleghanies einzuräumen. Auch die ethnographische Auszeichnung seiner Bewohner kann daran nichts ändern. AUREL KRAUSE rühmt gleich allen früheren Beobachtern die hervorragende Entwickelung aller Fertigkeiten und Künste bei den Haidah und fügt hinzu: „Man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man gerade bei diesen den Mittelpunkt der immerhin nicht unbedeutenden Cultur der nordwestlichen Indianerstämme sucht."[3]) Wir setzen ihm dieselbe Erwägung entgegen, wie den Vertretern der Bienenstock-Theorie: Die Haidah überragen die anderen Völker Nordwestamerikas durchaus nicht so hoch, um mit ihrer Ausstrahlung Alles in der Nachbarschaft zu verdunkeln. Und ausserdem führt das, wodurch sie ausgezeichnet sind, auf pacifische Einflüsse zurück. Ihr Fall ist darum kein vereinzelter, sie sind nur ein Glied in einer Kette von Völkern, die von der Beringsstrasse bis zur Bucht von Arica Träger oceanischer Beziehungen und Verwandtschaften sind.

Das Gebiet, *wo ein Volk heute am zahlreichsten vertreten* oder am weitesten verbreitet ist, als Ursprungsgebiet anzunehmen, scheint ganz natürlich zu sein. Aber nur auf den ersten Blick. Wenn man die Theorien des Völkerursprungs übersieht, tritt fast in jeder einzelnen einmal ein Versuch hervor, diese Thatsache zur Geltung zu bringen. Es sei nur daran erinnert, dass nach dem nordamerikanischen Ursprung der Karaiben der südamerikanische wesentlich nur behauptet worden ist — gegen die Tradition der

---

1) Les Polynesiens II. 544.

2) Indian Migrations. N. American Review 1870. I.

3) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1883. S. 208.

Karaiben, gegen die Auffassung alter und neuer Forscher (P. Martyr, Humboldt) — wegen ihres Vorkommens in grösserer Zahl in den Llanos Venezuelas und dem Orinokogebiet. Das noch Unwahrscheinlichere hat Glauben gefunden, dass die Heimath der Buschmänner in dem einst als grosses Buschmannsland genannten Gebiet am mittleren und unteren Oranje zu suchen sei, weil sie, dieses wandelbarste Volk, dort einst am häufigsten waren! Wer nun sieht, wie die Auswanderer der britischen Inseln das weite Nordamerika oder Australien in wenigen Jahrhunderten erfüllt haben, so dass neben dem alten Great Britain ein mit jedem Jahr überragenderes Greater Britain emporwächst, oder wie das Portugiesische in Brasilien von mehr Menschen und auf einem fast hundertmal grösseren Gebiet gesprochen wird als in Portugal, kann unmöglich solchen Schlüssen beistimmen.

Die Ausbreitung der Europäer in Nordamerika über das Doppelte des Raumes von Europa würde nach der Methode mancher Pflanzen- oder Thiergeographen genügen, um die Herkunft der Europäer aus Nordamerika zu beweisen. Viel triftiger scheint der Schluss aus der Volksdichte. Denn wenn heute Amerika mit all seinen natürlichen Vortheilen 12mal dünner bewohnt ist, als Europa, so liegt darin allerdings eine Folge der geschichtlichen Thatsache, dass der Bevölkerungsüberfluss aus dem alten Europa nach dem geschichtlich jüngeren Amerika abgeflossen ist und noch immer abfliesst. Aber freilich sind im südlichen Neuengland und um den südlichen Hudson bereits Dichtigkeiten herangewachsen, die europäischen Hochständen nahekommen, und man sieht also, dass auch auf die Zahlen allein kein unbedingter Verlass ist. Denn diese Dichtigkeiten haben eine Tendenz auf Ausgleichung und der Zahlenvergleich ist also nicht brauchbar für weit hinter uns liegende Wanderungen. Wenn Samos 106 auf 1 qkm hat und Argolis mit Korinth 27, sollen wir darum glauben, Samos und andere dichtbewohnte Gebiete Kleinasiens seien das Ursprungsland der diesseitigen Griechen? Wenn das gehäufte Vorkommen hettitischer Reste zwischen Orontes und Taurus den Ausstrahlungspunkt der Hettiter in diese Winkel verlegen liess, erscheint uns natürlich der Schluss noch gewagter.

In der Natur der organischen Wanderungen liegt es, dass sie *aus armen Ländern von beschränkter Capacität nach besser ausgestatteten* sich richten. In Gebirgen, auf engen Inseln, in Steppen, an Küsten kann die Bevölkerung klein und doch für

den weniger ergiebigen Boden zu gross gewesen sein, hier dagegen kann sie rasch zu grösserer Dichte anwachsen. Tausende von Malen ist im Lauf der Geschichte ein Steppenvolk in ein fruchtbares Ackerland eingebrochen. Dort waren einige Quadratkilometer auf den Kopf gekommen, hier kommen nach zwei Generationen die Dichtigkeiten von 10 bis 20 auf 1 qkm, wie im centralen Sudan, oder nach längerem Wachsthum von 40—50, wie in Ungarn, zur Entwickelung. Wenn solche Fälle auch häufig sind, so wehren doch andere der raschen Verallgemeinerung. Carl Ritter hat ohne jeden sicheren Grund die Heimath der Buschmänner in die Quellgebirge des Oranje verlegt.[1]) Nun treten aber in ganz Afrika die Gebirge so weit hinter Steppen und Wüsten zurück, dass wir zwar grosse Völker kennen, deren Heimath in Steppen und Wüsten liegt, aber keinem einzigen eine Gebirgsheimath zuschreiben können. Umgekehrt können wir Gebirge als Zielpunkte von Wanderungen bestimmen; dafür bieten Alpen und Kaukasus mancherlei Belege.

Eine hervorragende Thätigkeit in der Aussendung von Wanderschaaren ruht zwar häufig, wie die britischen Inseln seit der grauen Vorzeit zeigen, in der schon die irischen Kelten nach den Fär-Öer und Island fuhren, auf dauerhaften Eigenschaften; es ist aber daraus nicht zu schliessen, dass ein Gebiet, das einmal eine solche ausgezeichnete Rolle spielte, immer so weit vorangestanden habe. Weil die „letzte Völkerremission“ — schönes Wort! — der Malayen nach den Küsten Sumatras, Malakkas und Nordborneos im 12. bis 15. Jahrhundert n. Chr. aus den Hochlanden West-Sumatras erfolgte, werden sie, besonders aber das alte, mythisch-berühmte Reich Menang-Kabau, auch für ältere Wanderungen als Ausgangsgebiet angenommen. Nun lässt man sogar Auswandererströme sich aus ihnen ergiessen, die (vorausgesetzte!) negerartige Ureinwohner verdrängten und die heutigen Javanen, Sudanesen u. a. erzeugten.[2])

Die inneren Unterschiede einer Völkergruppe werden um so kleiner sein, je beschränkter das Ausstrahlungsgebiet war und je rascher die Verbreitung vor sich ging. Lassen wir einstweilen die von aussen hereinwirkenden Einflüsse bei Seite, die ebenfalls

1) Erdkunde I. S 100.

2) Dr. B. Hagen in den Sitzungsberichten der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XVIII. S. 84.

Veränderungen zu Stande bringen, so liegt es auf der Hand, dass eine Uebereinstimmung der Sprache, wie wir sie im Bantugebiet finden, auf ein *beschränktes Ursprungsgebiet* hinweist, wo keine grossen Unterschiede Raum zur Ausbildung hatten. Hier lehrt uns ja zugleich die Geschichte greifbar deutlich, wie rasch die Verbreitung gerade im Bantugebiet vor sich geht. Wenn sich Sulustämme in unserem Jahrhundert von 30° s. B. bis zum Aequator ausgebreitet haben, wie sollte ihre Sprache Zeit finden, sich zu verändern? Es ist ein Fall, der mit dem Ursprung der anglo-keltischen Tochtervölker aus den engen Inseln Grossbritanniens und Irlands oder mit der Zurückführung der romanischen Tochtervölker auf Italien verglichen werden kann. Da nun die Bantu-Idiome mangels der Schrift einen älteren Sprachzustand nicht mehr erkennen lassen, so müssen wir auf eine kräftige Hilfe der Sprachvergleichung verzichten. Die nächste Frage ist daher: Wo bietet uns Afrika eine Vereinigung der Merkmale ost- und westafrikanischer Bantuvölker, aus der wir schliessen dürften, hier habe eine Ausstrahlung nach verschiedenen Seiten stattgefunden? Barthel hat in seiner inhaltreichen und besonnenen Monographie über „Völkerbewegungen auf der Südhälfte des afrikanischen Kontinents“[1]) das äquatoriale Ostafrika bis zum Tana nördlich als Ausstrahlungsgebiet auch darum bevorzugt, weil hier „die ethnographischen Gegensätze der südlichen und centralen Stämme, Viehzucht und Ackerbau, sich vereinigen“. Nach unserer Auffassung ist dieses Gebiet zu beschränkt gewählt. Wir sehen, indem wir die ethnographischen Merkmale und die geschichtlichen Zeugnisse vergleichen, das ganze östliche Afrika Wanderschaaren nach dem Inneren und dem Westen senden, und von den Fan bis zu den Ova Herero finden wir Stämme bis zu der atlantischen Küste, deren Ursprung nach Osten deutet. Innerhalb des Ostens aber sind nördliche Impulse und ausserordentlich häufige ausgleichende Bewegungen wahrscheinlich. Mehr ist nicht zu sagen.

Eine Differenzirung der Sprachen, wie wir sie im indogermanischen Sprachstamme finden, setzt ein weites Ausstrahlungsgebiet, eine lange Dauer der Ablösung und der Wanderungen und ein mannigfaltigeres Wandergebiet voraus. Nirgends auf der Welt liegt neben einem grossen Wandergebiet wie Osteuropa

1) Leipz. Diss. 1894. S. 87.

und Nordwest-Asien ein dermaassen die Wanderung erschwerendes, die Absonderung erleichterndes und damit der Differenzirung entgegenkommendes Gebiet, wie Europa. So wie heute Europa bis zur Weichsel als ein sprachlich mannigfaltiges Gebiet den grossen Sprachgebieten Osteuropas und Nordwestasiens gegenüberliegt, so muss es immer gewesen sein. Und es muss in höherem Maasse so gewesen sein zu einer Zeit, wo es noch mehr unbewältigte, zurückgedrängte Reste in West- und Südeuropa gab, als heute. Auf die analoge Lage des sudanischen Steppengebietes zu Innerafrika und des nordamerikanischen Steppengebietes zum atlantischen Waldland mit ihren ähnlichen Folgen haben wir hingewiesen.

SITZUNG VOM 5. FEBRUAR 1898.

Herr *Böhtlingk* legte vor: *Kritische Beiträge.* (Fortsetzung zu Bd. 49 S. 138.)

15.

Im Januarheft des J. R. A. S. dieses Jahres hat Professor Rhys Davids S. 191—194 अङ्गण[1]) besprochen und schlagend nachgewiesen, dass die in den europäischen Wörterbüchern angegebene Bedeutung *courtyard*, *Hof* zu enge sei und nur an wenigen Stellen zutreffe, dass vielmehr *open spot*, *open space* dafür anzusetzen sei. Als Synonym von अङ्गण gilt अजिर, das in den Wörterbüchern, wie ich nachtrage, gleichfalls ungenau durch *Hof* wiedergegeben wird. Dass die beiden Wörter einen Platz bezeichnen, auf dem man sich frei bewegen kann, hätte man, was Rh. D. nicht erwähnt, schon aus रणाङ्गन = रणाजिर *Schlachtfeld* ersehen können. Nun hat aber अङ्गण bei den Buddhisten noch eine andere, auf das Ethische übertragene Bedeutung, die bis jetzt ganz unberücksichtigt geblieben ist. Rh. D. glaubt sie gefunden zu haben. Auf S. 193 sagt er: „Ethically the word is used, always with one or other of the prefixes *sa* or *an*, in the sense of having or not having uncultivated, bare spots in the mind.“ Die Commentare sollen das Wort in diesem Falle durch *rāga*, *dosa* und *moha* umschreiben, was, wie Rh. D. richtig bemerkt, eine exegetische, aber keine philologische Erklärung ist. Aber auch mit der Erklärung von Rh. D. kann ich mich nicht einverstanden erklären und glaube, dass eine weniger abstracte und zugleich mehr zutreffende Bedeutung auf einem natürlicheren Wege gefunden werden könne. Rh. D. muss, um zu seiner übertragenen Bedeutung zu gelangen, अङ्गण zu einem *uncultivated*, *bare spot* machen, eine Bedeutung, die aus keiner uns bekannten Stelle mit einiger Wahrscheinlich-

---

1) So im Pâli geschrieben, im Sanskrit gewöhnlich अङ्गन und wohl mit Recht.

keit sich ergiebt. Für mich ist अङ्गण *ein Platz, auf dem man sich frei bewegen kann, ein Tummelplatz*, so insbesondere in रणाङ्गन *Schlachtfeld*, und in übertragener Bedeutung *der Tummelplatz der Sinne*, d. i. *die Sinnesobjecte*. Wenn ein Arahat अनङ्गण genannt wird, so wird damit gesagt, dass die Sinnesobjecte für ihn nicht mehr bestehen. Auch die von Rh. D. aus dem Çikshâsamukkaja S. 121 angeführte, von ihm aber nicht übersetzte Stelle क्षिप्रं समाधिं लभते निरङ्गणम् kann, wie mir scheint, nur bei meiner Deutung einen zutreffenden Sinn ergeben. Eine Andacht ist निरङ्गण, wenn die Sinnesobjecte für den Andächtigen so zu sagen nicht mehr bestehen, d. i. auf ihn nicht mehr einwirken. Man vergleiche hierzu Bhag. 2, 59:

विषया विनिवर्तन्ते निराहारस्य देहिनः ।
रसवर्जं रसो ऽप्यस्य परं दृष्ट्वा निवर्तते ॥

Der Sinn ist, wie ich im vorangehenden Bande dieser Berichte, S. 9 sage: „Wer sich des Essens enthält, wird unempfindlich gegen die Sinnesobjecte mit Ausnahme des Geschmacks (im objectiven Sinne), d. i. den Hunger verspürt er noch. Sobald er jedoch das Höchste erblickt hat, quält ihn auch der Hunger nicht mehr.“

An der von mir angenommenen Uebertragung wird man wohl keinen Anstoss nehmen, wenn man erwägt, dass अजिर, ein Synonym von अङ्गन, nach den indischen Lexicographen auch *Sinnesobject* bezeichnet, und dass विषय *Bereich, Bezirk* zur landläufigen Bezeichnung der *Sinnesobjecte* geworden ist.

Rh. D. schlägt künftigen Lexicographen folgende Fassung des Artikels अङ्गण n. vor: 1) a glade, clearing in the jungle; 2) the open space in front of a leaf hut; 3) any bare space — for instance, in a garden, where no vegetation except grass can grow; 4) ethical, with *an*-, 'with no bare spots in the mind', cultured, refined, often of the Arahat; with *sa*-, uncultured, dull. Ich würde mich kürzer fassen: 1) *ein Platz, auf dem man sich frei ergehen kann, Tummelplatz.* — 2) *ein Tummelplatz für die Sinne, Sinnesobject.* Bis jetzt in dieser Bedeutung nur mit स, अन् und निर् als Adj. in buddhistischen Schriften zu belegen.

Ueberflüssig ist die Fussnote auf S. 194: „The misprint in B. R. in giving their quotation (*ujaṭa* for *uṭaja*) is not corrected in the second, smaller, edition.“ Sie kann, woran Rh. D. nicht gedacht hat, zu dem Missverständniss Anlass geben, als hätte ich

in dem kürzeren Wörterbuch aus Fahrlässigkeit den Druckfehler wiederholt, während ich ihn nur zu erwähnen unterlassen habe. Wer in dem aus Raghuv. angeführten Beispiele den Druckfehler उजाट statt उटज nicht selbst zu verbessern vermag, wird nicht das spätere Wörterbuch, das nicht bestimmt ist auch die Druckfehler des grösseren Wörterbuchs zu verzeichnen, sondern die citirte Stelle im Original nachsehen. Es wird auch gewiss Niemand erwarten, dass Rh. D. in einem folgenden Hefte bemerkt, dass das dieser Fussnote entsprechende Zeichen [1] im Text an falscher Stelle steht, und dass रघुवंश auf S. 193 Raghuvaṃsa geschrieben wird.

Am Schluss des Artikels wird zwischen Klammern mitgetheilt, dass Bühler in Molesworth's Marâṭhi Dictionary unter अंगण auch die Bedeutung *the cleared and dungsmeared level in front of the doorway* gefunden habe und daraufhin die Meinung äussere, dass das Wort auf अञ्ज् *bestreichen* zurückgeführt werden könne. Der Mist spielt nach meinem Dafürhalten hierbei eine zu untergeordnete Rolle, als dass man darauf eine Etymologie des Wortes, die auch von lautlicher Seite bedenklich wäre, begründen dürfte. Eher wäre अङ्गन als *Tummelplatz* auf अङ्ग् und das gleichbedeutende अजिर auf अज् zurückzuführen. Beide Wurzeln bezeichnen ja eine Art von Bewegung. Wie das Wort zu seinem ण gekommen ist, vermag ich nicht zu sagen. College Windisch macht mich darauf aufmerksam, dass जाण = ज्ञान auch noch nicht erklärt ist.

16.

In demselben Hefte findet man S. 103—115 eine gelehrte Abhandlung von Robert Chalmers, betitelt *Tathâgata.* Diesen Beinamen erhält ein Buddha, und es fragt sich nur, wie das Wort zu zerlegen ist und was es bedeutet. Ch. bespricht alle ihm bekannten Erklärungen und hat gegen jede derselben etwas einzuwenden. Er entscheidet sich für die Zerlegung *taha* und *âgata* und deutet das Wort als „one who has come to the real truth". Auch führt er eine Stelle an, in der *taha* im Pâli *wahr, Wahrheit* bedeutet, und College Windisch bestätigt, dass *taha* auch sonst so gebraucht wird. Da wir im Sanskrit kein entsprechendes Adj. oder Subst. n. haben, sondern nur ein Adverb तथा, so vermuthe ich, dass *taha* künstlich aus वितथ *wahr*, das auch im Sanskrit gang und gäbe ist, erschlossen worden ist. Aehnliche Erscheinungen kommen auch im Sanskrit vor: aus असुर hat man सुर gebildet; aus विधवा ein Masc. धव *Mann, Gatte*; aus उडुप *Mond,*

eigentlich *der Nachen am Himmel*, उडु *Stern*; aus कुवेर, richtig कुबेर, बेर *Körper*. Anzunehmen, dass तथागत als Beiname eines Buddha anders zu zerlegen sei als das schon in RV. Prât. und im Epos vorkommende gleichlautende Adjectiv, scheint mir bedenklich zu sein, dass aber dieses im Sanskrit aus तथा und गत gebildet ist und in Folge dessen *so beschaffen* u. s. w. bedeutet, wird schwerlich Jemand in Abrede stellen. Daher stimme ich Fausböll bei, der, wie ich aus dem in Rede stehenden Artikel ersehe, in seiner Ausgabe des Dhammapada sich folgendermaassen äussert: „Meo judicio primum intelligenda est vox hoc sensu: in tali conditione versans (cfr. sugata), talis.“ Wenn er aber fortfährt: „deinde: praestans, consummatus, beatus“, so stutze ich, da ein solcher Uebergang der Bedeutung mir nicht wahrscheinlich ist.

Nach reiflicher Prüfung des ganzen Artikels sehe ich mich nicht veranlasst, die im PW. gegebene Deutung des Beinamens aufzugeben. Hier heisst es: „Die Prädicate desselben (d. i. eines Buddha) sind so mannichfaltig und zugleich so schwer durch einen geeigneten Ausdruck zu bezeichnen, dass man es vorzog ihn schlechtweg als *einen solchen, wie er in Wirklichkeit ist*, zu bezeichnen.“ R. Ch. hat wahrscheinlich diese Deutung nicht gekannt, sonst hätte er sich wohl auch mit dieser irgendwie abgefunden. Zum Schluss bemerke ich, dass सुगत, ein anderer Beiname eines Buddha, auch nicht viel mehr von diesem aussagt als तथागत.

17.

Im vorigen Jahre hat Dr. Winternitz das Gebetbuch (Mantrapâṭha) der Âpastambîja veröffentlicht und zwar in der Gestalt, wie es die besten Handschriften bieten oder wie es dem Haradatta, dem Commentator desselben, im 15. Jahrhundert vorgelegen hat. Auf die haarsträubenden Corruptelen der heiligen Sprüche, die wir in ihrer richtigen Fassung aus RV. u. s. w. kennen, macht W. den Leser aufmerksam. Hier ein Beispiel. RV. 8, 91, 7 lesen wir:

खे रथस्य खेऽनसः खे युगस्य शतक्रतो ।
अपालामिन्द्र त्रिष्पूत्व्यकृणोः सूर्यत्वचम् ॥

Dagegen finden wir Mantrap. 1, 1, 9 folgenden Unsinn:

खे ऽनसः खे रथः खे युगस्य शचीपते।
अपालामिन्द्र त्रिः पूर्त्व्यकरत्सूर्यवर्चसम् ॥

Hierzu bemerkt W. S. XVI: „As I had to edit, not to correct the prayer book of the Âpastambins, I could only give the text as it is warranted by the best Mss. and by the Commentator, and as we must assume that the Âpastambins repeated it on the occasion of the bride's bath, without exactly knowing themselves what they were repeating.

Das Gebetbuch ist ein beredtes Zeugniss dafür, dass die Schule des Âpastamba im 15. Jahrh. sich nicht rühmen konnte, die Ueberlieferung treu bewahrt zu haben, und dass Haradatta, der die richtigen Texte kannte, die Corruptelen aber als vedische (sic) Eigenthümlichkeiten zu erklären versucht, von Kritik keine Ahnung hat. Derselbe Haradatta hat auch das Dharmasûtra und das Gṛhjasûtra des Âpastamba erklärt, und die Texte, die uns von diesen Werken vorliegen, beruhen auf jungen Handschriften und auf der Autorität dieses Commentators. Haben wir nun ein Recht, die Abnormitäten eines solchen Textes und die Erklärungen derselben anders als die offenbaren Corruptelen des Gebetbuchs zu beurtheilen, d. h. diese Abnormitäten nicht der in Verfall gerathenen Schule zuzuschreiben, sondern Âpastamba selbst? Wissen wir doch, dass verdorbene Lesarten anderer Texte schon dem um mehr als sechs Jahrhunderte älteren Çaṁkarâk'ârja vorgelegen haben und von ihm zu erklären versucht worden sind. Bühler bleibt auch in der zweiten, 1897 erschienenen Ausgabe seiner Uebersetzung des Dharmasûtra (s. Einl. XLIII fg.) bei seiner früheren Ansicht, dass diese Abnormitäten Eigenthümlichkeiten des Âpastamba seien, während ich durch das Gebetbuch noch mehr in meiner in ZDMG. 39, 517 fgg. ausgesprochenen entgegengesetzten Meinung bestärkt worden bin. Wird, so frage ich, ein sonst ganz normal verfahrender Schriftsteller plötzlich und ohne jegliche erkennbare Veranlassung auf Extravaganzen verfallen, die den Schüler nur in Verwirrung bringen müssen? Zu solchen Extravaganzen gehören z. B. अविप्रक्रमिणा st. अविप्रक्रमणा, भतृव्यतिक्रम st. भर्तृव्यतिक्रम und der Dual क्रुञ्चक्रौञ्च. Eine nähere Betrachtung der Stelle, die den Dual auf *a* enthalten soll, wird uns etwas recht Auffallendes vor Augen führen. Dharmas. 1, 17, 34 fgg. lauten: क्रव्यादः (sc. अभोज्याः) ॥ ३४ ॥ हँसभासचक्रवाकसुपर्णाश्च ॥ ३५ ॥ क्रुञ्चक्रौञ्च

वार्ध्राणसलक्ष्मणावजम् ॥ ३६ ॥. Einige Commentatoren verbinden, wie es auch jeder unbefangene Leser thun würde, क्रुञ्चक्रौञ्च, das nur in der Ausgabe getrennt geschrieben wird, mit dem Folgenden und halten diese Vögel für essbar. Nun entsteht aber eine Schwierigkeit. Weshalb werden diese Vögel, die, wie Bühler bemerkt, nicht zu den क्रव्याद: gehören, besonders genannt, da ihre Essbarkeit sich von selbst verstehen würde? Haradatta hilft sich damit, dass er क्रुञ्चक्रौञ्च als flexionslose Form, Bühler damit, dass er diese Worte als Dual fasst, der auch im RV. noch eine räthselhafte Erscheinung ist. Ueberdies müssen Beide, um einen richtigen Zusammenhang zu erzielen, क्रुञ्च und क्रौञ्च nicht als zwei bestimmte Vögel, sondern, was auch schon bedenklich ist, als zwei Vogelgeschlechter erklären, zu denen auch der वार्ध्राणसलक्ष्मणा gehören soll. Wenn Âpastamba dieses hätte ausdrücken wollen, würde er aller Wahrscheinlichkeit nach क्रुञ्चक्रौञ्चौ च (dieses durfte nicht fehlen) geschrieben haben, es sei denn, dass er den Leser absichtlich hätte irreführen wollen, was doch nicht anzunehmen ist. Auch möchte ich noch bemerken, dass Haradatta wohl mit Unrecht वार्ध्राणस als Adj. zu लक्ष्मणा fasst, da das Wort an einer anderen Stelle desselben Werkes und auch in TS. als Name eines bestimmten Vogels erscheint, und लक्ष्मणा von den indischen Lexicographen als eine Kranichart aufgeführt wird.

Fassen wir das ganze Sûtra 36 als Compositum, so lässt es sich, wie schon oben bemerkt wurde, mit dem Vorangehenden nicht in Einklang bringen. Geholfen würde der Sache, wenn wir annähmen, dass am Anfange etwa यष्टिकाश्च *und Stelzvögel*[1]) ausgefallen wäre. Dass der Genuss von verschiedenen Stelzvögeln verboten war, ersehen wir aus Manu und Jâǵń., auf die Bühler verweist. Die in unserem Sûtra erwähnten Stelzvögel werden dort nicht verzeichnet, so dass der Annahme, auch क्रुञ्च und क्रौञ्च seien für essbar gehalten, Nichts entgegensteht.

Grammatik und Wörterbuch möchte ich gern vor der Verzeichnung unsicherer und, wie ich glaube, ephemerer Formen und Wörter bewahren, und dieses macht mich zu einem Skeptiker. Es tröstet mich der geistreiche Ausspruch eines mir Unbekannten: Der Zweifel ist der Sarg des Glaubens und die Wiege der Wissenschaft.

---

1) Da यष्टि *Stab, Stock* bedeutet, könnte यष्टिक als Vogelname wohl so gedeutet werden.

18.

VS. 15, 53 lesen wir:

संप्रच्यवध्वमुप संप्रयात ऽग्ने पथो देवयानान्कृणुध्वम् ।

Agni kann doch nicht mit einem Plural angeredet werden, und woher das Medium beim Verbum? Es ist doch wohl mehr als wahrscheinlich, dass कृणुध्वम् ein verhörtes कृणु त्वम् ist. Ob dabei das vorangehende संप्रच्यवध्वम् einen Einfluss gehabt hat, bleibe unentschieden. Was Mahîdhara dazu sagt, kann man sich denken: कृणुध्वं कुरु । वचनव्यत्ययः Ein solches त्वम् am Ende des Pâda erscheint im gleich darauf folgenden Verse: उद्बुध्यस्वाग्ने प्रतिजागृहि त्वम् । Nach einem Vocativ Sg. steht त्वम् im Innern eines Pâda Ṛ̣V. 1, 76, 5, c, und darauf gestützt habe ich Bd. 48, S. 157 gewagt VS. 16, 3 ein त्वम् am Ende des Pâda für ausgefallen zu erklären und damit das Metrum herzustellen. Auf VS. 15, 53 hat mich Eggeling's Uebersetzung des Çat. Br. geführt.

19.

In Nr. 6 meiner „Kritischen Beiträge“ im vorigen Bande S. 130 habe ich यद् in den Pratîka यत्पशवः प्रध्यायत und यत्पशुर्मायुमकृत Gobh. Gṛhj. 3, 10, 19. 26 durch *als* übersetzt. Ich war der irrigen Meinung, dass die vollständigen Sprüche unbekannt seien, erfahre aber jetzt durch Knauer, dass beide im Mantrabrâhmaṇa stehen, der zweite auch TS. 3, 1, 4, 3. Den ersten Spruch, der Anderen nicht zur Hand sein möchte, lasse ich hier folgen; die Mittheilung verdanke ich dem oben genannten Freunde.

यत्पशवः प्रध्यायत मनसा हृदयेन च ।
वाचा सहस्रपाशया मयि बध्नामि वो मनः ॥

Das Imperfectum, zumal da es augmentlos ist, befremdet hier, und ich vermuthe, dass प्रध्यायथ zu lesen ist. Einer Verwechselung der Personalendungen त und थ begegnet man auch sonst[1]). Dass बध्नामि in बध्नानि zu ändern sei, will ich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Diesen schönen Spruch möchte ich nicht durch eine

---

1) भूयास्थ AV. 18, 4, 86 fehlerhaft für भूयास्त; vgl. Bd. 48, S. 93. Im Spruch आपो देवेषु u. s. w. Pâr. Gṛhj. 1, 16, 12 = Hiraṇjak. Gṛhj. 2, 4, 5 ist जायथ am Anfang bei P. richtig, जायत bei H. falsch; dagegen जायथ am Ende bei P. falsch, जायत bei M. richtig. Dass für य an allen drei Stellen ग zu lesen sei, bemerken schon Stenzler und Kirste.

prosaische Uebersetzung profaniren. In beiden Sprüchen bedeutet यद् *da, weil.*

Nachträglich erfahre ich durch Knauer, dass der Commentator zum Mantrabr. mit meiner Auffassung übereinstimmt. Er erklärt यद् mit येन und प्रध्यायत (sic) durch चिन्तां कुरुय (sic); im Nachsatz ergänzt er तदेव.

20.

In meinen „Bemerkungen zu einigen Upanishaden“ im vorigen Bande sage ich S. 84: „Sehr auffallend ist es, dass, wenn die Identificationen auf die einzelnen Theile eines Ganzen fortgesetzt werden, die Stellung von Subject und Prädicat bisweilen wechselt.“ Es folgt ein Beispiel aus Bṛh. Âr. Up. In Çat. Br. 10, 4, 5, 2 haben wir einen zweiten Fall, auf den Eggeling in seiner Uebersetzung aufmerksam macht. Was mag dieser Erscheinung zu Grunde liegen?

21.

Zu Oldenberg's Artikel „Savitar“ in ZDMG. 51, 473 fgg. erlaube ich mir einige Bemerkungen zu machen. Dass dieses Nomen ag. mit nicht zu verkennender Bedeutung nicht von Anfang an ein wirklicher Name der Sonne gewesen ist, glaube auch ich. In naher Beziehung zu ihr hat es aber, wie auch Oldenberg zugiebt, gestanden; meinerseits füge ich hinzu, dass diese Beziehung vom Inder als eine sehr innige gefühlt wurde, sonst wäre wohl schwerlich dieses Nomen ag. in der späteren Literatur zu einem gangbaren Namen der Sonne geworden. Wäre es nicht denkbar, dass dieses so bezeichnende Beiwort der Sonne sich erst später zu einer selbständigen, abstracten Gottheit gestaltet hätte, da ja nicht alle Erscheinungen auf den blossen *Antrieb* der Sonne zurückgeführt werden konnten? Dass Savitar im ṚV. nicht die Sonne ist, hat schon Roth gesagt.

22.

In Nr. 49 der Deutschen Litteraturzeitung 1897 bespricht A. Hillebrandt Deussen's „Sechzig Upanishad's des Veda“ und macht bei dieser Gelegenheit einige sprachliche Bemerkungen, denen ich nicht beistimme und die ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf, da sie von einem Hillebrandt kommen.

1. Die Formel नेति नेति in der Bṛh. Âr. Up. soll in affirmativem Sinne, etwa mit *fürwahr, es ist* zu übersetzen sein. Dieses

scheint H. aus den im PW. unter न 3) aus Ait. Br. und Çat. Br. angeführten Stellen, wo न in recht ungeschickter Weise mit ओम् identificirt wird, geschlossen zu haben. Und da ओम् nach H. etwa = अस्ति, सत् ist, so soll auch न eine ähnliche Bedeutung haben. Gemeint ist an beiden Stellen die Vergleichungspartikel न, an erster Stelle das न in आ यं हस्ते न खादिनं शिशुं न जातं बिभ्रति, an zweiter Stelle das न in अश्वो न देववाहनः. न ist wohl = इव, aber auch nur in bestimmter Lage, niemals jedoch eine bejahende Partikel. Es wäre wohl auch sehr auffallend, wenn es dem Hörer oder Leser überlassen bliebe, je nach seinem Belieben, नेति नेति in bekräftigendem oder verneinendem Sinne aufzufassen. Zu bestimmen, ob *na* als *nicht* oder als *wie* aufzufassen sei, wird dagegen keinem Kenner der Sprache schwer fallen.

2. Khând. Up. 6, 1, 3 will H. nach wie vor अप्रात्य: beibehalten, weil auch eine Bombayer Ausgabe und eine von ihm eingesehene Handschrift diese schwierige Form bieten. Statt *schwierige* hätte ich *grammatisch falsche* gesagt. Ueber meine Aenderung habe ich mich schon an anderen Orten ausgesprochen und habe nichts Neues beizubringen.

3. Ebend. 6, 9, 3 möchte H. यद्यद्भवन्ति सदाभवन्ति st. य° तदाभवन्ति lesen. Die Uebersetzung: „was die einzelnen Wesen auch sind, sie werden zu *sad* (Druckfehler für *sat*)“ ist mir nicht recht verständlich. Zu यद्यद् erwartet man doch ein Correlativum; eher könnte man ein zweites तद् vermuthen.

4. Kaush. Up. 1, 1 soll die Bomb. Ausg. ब्रह्माहीं ऽसि गौतम यो मामुपागाः st. ब्रह्मपात्रसि गौतम यो न मानमुपागाः lesen. Ueber den Werth dieser Variante spricht sich H. nicht aus; ich halte sie für ein den Text verwässerndes Scholion.

23.

Im Specimen der M. A. Stein'schen Uebersetzung von Kalhana's Râǵataramginî, das beim 11. internationalen Congress der Orientalisten, September 1897, in Paris vorgelegt wurde, stiess ich gleich auf der ersten Seite auf die Uebersetzung von 6, 174. Der Vers erschien mir bekannt, und ich täuschte mich nicht, es war Spr. 1354 meiner Indischen Sprüche. Ich vergleiche die beiden Uebersetzungen und gewahre, dass die von Stein einen viel besseren Sinn ergiebt. Ein Blick in seinen Text löst das Rätsel. Dieser bietet nach der Correctur in einer Handschrift हृत्वा st. कृत्वा. Eine solche Conjectur hätte mir nicht zur Unehre ge-

reicht[1]), wäre aber vielleicht von ultra-conservativer Seite beanstandet worden. Stein's Uebersetzung lautet der neuen Lesart gemäss: „One [man] dies; another takes his property and feels excessively elated. He does not know that on his own death that [property] will go into the treasury of another. O the false reasoning which spreads darkness by its unsurpassed delusions!"

24.

Soeben hat die Finnisch-Ugrische Gesellschaft in Helsingfors Nr. XI ihrer Mémoires veröffentlicht. Die deutsche Uebersetzung des tibetischen Titels lautet: „Eine verkürzte Version des Werkes von den hunderttausend Nâga's". Der Herausgeber, Uebersetzer und Verfasser eines Glossars ist Dr. Berthold Laufer. Das Werk zerfällt in drei Abschnitte; die beiden ersten führen neben einem tibetischen Titel auch einen in Sanskrit. Der erste Titel mit tibetischen Buchstaben lautet in Devanâgarî umschrieben: क्रमन्त नम धरणि, der zweite क्रह्मन्ति नम धरनि (sic). Laufer umschreibt in seiner Uebersetzung: „Kramanta nâma dhâraṇî" und „kra-haman-ti nâma dhâraṇî". Auf eine Erklärung dieser Titel lässt er sich nicht ein. Verdorben sind sie, und der tibetische Titel gewährt uns zur Herstellung der richtigen Lesart keine Hilfe, da er offenbar ganz etwas Anderes besagt. Für मन्ति im zweiten Titel vermuthe ich मन्ती als Endung eines Partic. praes. fem. einer auf म् auslautenden Wurzel und verbinde dieses Partic. mit धारणी. In मन्त des ersten Titels ist aller Wahrscheinlichkeit nach das darüber geschriebene *i* ausgefallen. क्रमन्ति verbessere ich in क्रामन्ती, was keine Schwierigkeit macht, da das darunter geschriebene, die Länge bezeichnende Zeichen oft zu fehlen pflegt, wie wir oben bei नम und धरणि gesehen haben; das zweite Particip muss mit einer Präposition zusammengesetzt sein, da an eine zweisilbige Wurzel auf म् nicht zu denken ist. क्र wird wohl für प्र, und ह für ण, das im Tibetischen durch ein seitwärts umgestelltes न aus-

[1]) Eine grössere Anzahl meiner Conjecturen zu Râǵat., die ich in den Mélanges asiatiques tirés du Bulletin de l'Académie des Sciences de St. Pét. T. VII, S. 472—478 veröffentlicht habe, und die Stein bei der Bearbeitung seines Textes unbekannt geblieben waren, hat, wie Stein mir schon 1892 aus Lahore schrieb, durch die Lesungen des Codex archetypus Bestätigung gefunden. Andere, nicht bestätigte Conjecturen hätte Stein gern aufgenommen, wenn sie ihm bekannt gewesen wären.

gedrückt wird, verschrieben sein.[1]) Auf eine andere Conjectur verfalle ich nicht trotz aller Versuche. Wie kommen aber die Dhâraṇî zur Bezeichnung als क्रामन्ती und प्रणमन्ती? Auch dieses ist nicht schwer zu erklären. Im ersten Abschnitt werden gleich am Anfange nach dem Namas die Nâga's zu wiederholten Malen gebeten *sich zu nahen, zu kommen, zu erscheinen* (so nach Laufer's Uebersetzung), und der zweite Abschnitt beginnt mit zehnmal wiederkehrendem *ich verneige mich.* Zum Schluss möchte ich noch die Vermuthung aussprechen, dass vor क्रामन्ती ein zweites क्र gestanden hat, das wie im zweiten Particip ein verschriebenes प्र war. Die Titel प्रक्रामन्ती नाम धारणी und प्रणमन्ती नाम धारणी sind, so glaube ich, in sprachlicher und sachlicher Beziehung gerechtfertigt.

Im dritten Abschnitt S. 16, Z. 6 lesen wir नगराजपततये स्वाहा, was L. mit „Nâgarâja patataye svâhâ" umschreibt. Gemeint ist नगराजपतये. Auf Tibetisch sollen diese Worte bedeuten: „Vor dem Bhagavant Vajrapâṇi verneige ich mich"!

---

1) Möglicher Weise hat auch ein mit der Sprache nicht vertrauter Tibeter eine Verbesserung anzubringen gesucht; vgl. das Motto bei Laufer auf S. 27.

INHALT.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

FÜNFZIGSTER BAND.

1898.

II.

LEIPZIG

BEI B. G. TEUBNER.

1898.

OEFFENTLICHE GESAMMTSITZUNG BEIDER CLASSEN AM 22. APRIL 1898.

Herr Schreiber hielt einen Vortrag über „Das Sarapeion in Memphis“.

SITZUNG VOM 7. MAI 1898.

Herr Berger trug vor über „Die Grundlagen des Marinisch-Ptolemäischen Erdbildes“ (erscheint in den „Berichten“).

Herr Lipsius trug vor über „Zwei Beiträge zur Geschichte griechischer Bundesverfassung“ (erscheint in den „Berichten“).

Herr Leskien legte eine Arbeit des Herrn Wollner vor, betitelt „Rhythmik und Versbau der russischen volksthümlichen Epik“ (für die „Abhandlungen“ bestimmt).

H. Berger: *Die Grundlagen des Marinisch-Ptolemäischen Erdbildes.*

Den ersten Entdeckungen an den Küsten von Südamerika verdankt die Kartographie die Rückkehr einer alten Vorstellung, die durch die letzte Bewegung der geographischen Wissenschaft der Griechen verdrängt worden war. Die von Elter herausgegebenen Karten des Henricus Glareanus[1]), die wieder den nach Vespucci entworfenen Karten Waldseemüllers nachgebildet sind, führen die neue Welt thatsächlich erst auf dem Globus ein, da, wo die älteren griechischen Geographen die Oekumenen der Periöken und Antipoden suchten, zwischen dem Ostende und dem Westende der alten Welt, als selbständigen Inhalt einer westlichen Hemisphäre. Damit ist der Grundriss entworfen, der uns in seiner Vollendung heute geläufig ist. Amerika erscheint zuerst bei Glareanus in der Gestalt von zwei langgestreckten, deutlich zu einander gehörigen Inseln. Es reicht von Nordwest tief nach Südost und zeigt schon die eigenthümliche Krümmung der nordsüdlichen Ausdehnung, in deren Folge die Südhälfte so weit nach

1) A. Elter, de Henrico Glareano geographo et antiquissima forma Americae commentatio. Bonn 1896.

Osten verschoben wird. Die südlich vom Aequator weit nach Süden gerichtete Erstreckung der neu entdeckten Küsten hat wohl zuerst die zur Zeit neue Vorstellung erweckt.[1]) Columbus selbst war ja bekanntlich mit Toscanelli anderer Ansicht.[2]) Er glaubte, es handle sich bei seiner Fahrt um die Erreichung der Ostküste von Asien, und den Grund zu dieser Ansicht seiner Zeit bildete eben die Anlehnung[3]) an jene letzte Phase der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen, die Bekanntschaft mit den vielverbreiteten Karten des Ptolemäus, die, wie WAGNER vermuthet[4]), wohl schon während des früheren Mittelalters Einfluss auf die italienische Kartographie geäussert haben.

Auf Marinus von Tyrus geht die für das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts maassgebende Karte Toscanellis zurück, die H. WAGNER reconstruirt hat.[5]) Ptolemäus hat nach eigener, klarer Aussage seine geographische Thätigkeit beschränkt auf nur gelegentliche Abänderung und Verbesserung, vornehmlich aber auf eine für die Kartenzeichnung bequem tabellarisch geordnete Zusammenstellung des grossen Materials jenes Geographen, der sein älterer Zeitgenosse war und nur von ihm genannt und besprochen ist.[6]) Namentlich an einem Hauptgedanken, welcher der Geographie des Marinus ihr eigentliches Gepräge gegeben hat, nahm Ptolemäus eine nur unsicher begründete und dazu wirkungslos bleibende Aenderung vor. Dieser Hauptgedanke, der auf Toscanelli und in die geographischen Vorstellungen des fünfzehnten Jahrhunderts überhaupt übergegangen ist, der von Columbus und seinen Gesinnungsgenossen benutzt wurde, um die Möglichkeit und die Erspriesslichkeit einer gerade nach Westen gerichteten

---

1) A. a. O. p. 21.

2) KONRAD KRETSCHMER, Die Entdeckung Amerikas in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Weltbildes. Festschrift der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin zur 400jährigen Feier der Entdeckung Amerikas. Berlin 1892. S. 232. 257. 277.

3) A. a. O. S. 265.

4) HERMANN WAGNER, Das Räthsel der Compasskarten etc. Sonderabdruck aus den Verhandlungen des XI. deutschen Geographentages in Bremen 1895. S. 86.

5) Die Reconstruction der Toscanelli-Karte vom Jahre 1474 und die Pseudo-Facsimilia des Behaim-Globus vom Jahre 1492. Nachrichten der Kgl. Gesellsch. der Wiss. zu Göttingen, phil.-histor. Classe 1894. No. 3.

6) Vgl. meine Gesch. der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen IV S. 153 f.

Entdeckungsfahrt darzuthun, besteht in einer besonderen Lehre von dem Verhältnisse der Ausdehnung unserer Oekumene zum Raume der Erdoberfläche. Marinus nahm an, dass das östliche Ende unserer Oekumene noch nicht erreicht, noch unbekannt sei. Als äussersten im fernen Osten bekannt gewordenen Punkt nannte er die Hauptstadt der Serer. Die Länge der Oekumene von ihrem äussersten Westpunkte bis zu dieser serischen Stadt, ungefähr in der Breite unseres Mittelmeeres verlaufend, sollte von einem angenommenen mittleren Parallel 225 Grade ausfüllen.[1]) Darüber hinaus nach Osten lagen also noch 135 Grade, die theils auf das unbekannte Land, theils auf das trennende Meer entfielen, dessen äusserstes Ende man im Westen von Alters her als das atlantische kennen gelernt hatte. Ptolemäus reducirte die bekannte Länge auf gerade 180 Grade.[2])

Die Stellung, die der fast verschollene, neben Ptolemäus selten genannte Marinus als Vermittler zwischen der geographischen Thätigkeit des Alterthums und der neuen Zeit einnimmt, muss noch an historischem Interesse gewinnen, wenn man findet, dass auch er die Grundlagen seiner Erdansicht nicht erfunden, sondern wieder einer älteren Zeit entnommen hat. Um aber diese seine Abhängigkeit von der älteren Geographie nachzuweisen, müssen wir ausser seiner Ansicht über die Ausdehnung der Oekumene auch noch die andere Lehre in Betracht ziehen, durch die sich, wie durch jene, sein geographisches System von denen seiner bekannten Zeitgenossen und Vorgänger unterscheidet. Das erythräische Meer stand nach seiner Ansicht nicht in Verbindung mit dem atlantischen. Es war abgeschlossen durch ein südliches Festland, das Ostafrika und Ostasien verbinden sollte. Auch sollte sich der südliche Theil von Afrika westwärts und der nordöstliche Theil Europas nordwärts in unbekannte Weiten erstrecken[3]), so dass die Anfänge für den Nachweis eines zweiten, atlantischen Meeresbeckens gegeben waren.

I.

Die Geschlossenheit der Meeresbecken.

Betrachten wir zunächst die zuletzt erwähnte Eigenthümlichkeit der Erdansicht des Marinus. Den Hinweis auf die mögliche

1) A. a. O. IV S. 113 f. 118 f.
2) A. a. O. IV S. 131—135.
3) S. Ptol. geogr. VII, 5, 2.

Trennung des Weltmeeres in einzelne, nicht zusammenhängende Becken wird man schon in der Kritik finden können, die Hipparch gegen die eratosthenischen Beweise für den Zusammenhang des äusseren Meeres und die Inselgestalt der Oekumene richtete. Dass Hipparch nicht daran denken durfte, diese Ansicht von dem Bestehen abgeschlossener Meeresbecken zur seinen zu machen, habe ich früher auseinandergesetzt.[1]) Er wollte nur der nach seiner Ansicht mangelhaft gestützten Annahme des Eratosthenes gegenüber auf eine andere, gleichberechtigte Möglichkeit hinweisen. Er konnte aber seiner Gewohnheit gemäss eine wirklich schon vor dem alexandrinischen Geographen dagewesene Ansicht meinen und vertheidigen, wie er andererseits die älteren Karten gegen jenen in Schutz zu nehmen pflegte.[2]) Seneca erwähnt diese Streitfrage aus der Lehre vom Weltmeere[3]), wie ich vermuthe, nach einer Angabe des Posidonius, und wenn das wirklich der Fall ist, so dürfen wir gleich in alter Zeit suchen, denn dieser treffliche Vertheidiger der unabhängigen, allgemeinen wissenschaftlichen Erdkunde führte seine historischen Untersuchungen wie Eratosthenes bis zu den Anfängen der Wissenschaft zurück, wie die über die Zonenlehre bis zu Parmenides.[4]) Wenn wir nun genauer zusehen, so können wir die von Hipparch vertheidigte, von Seneca erwähnte, von Marinus und Ptolemäus kartographisch ausgeführte Lehre bei Plato finden.

Im Begriffe, sein schönes Bild von der Gesammterde oder Lufterde zu entwerfen, deren wahre Oberfläche von dem äussersten Umfange des den Kern umgebenden Luftmantels gebildet werden soll, beginnt Plato im Phädo mit den Worten: Dazu bin ich nun überzeugt, sagte er (Sokrates), dass derselbe Körper (die im Gleichgewichte ruhende Erde) gewaltig gross sei, und dass wir, die wir vom Phasis bis zu den Säulen des Herakles um das Meer herumwohnen, wie Ameisen oder Frösche um eine Lache, nur ein kleines Stück bewohnen und viele andere Menschen

---

1) S. Gesch. der wiss. Erdkunde der Gr. III S. 133 f.

2) Hipparch. bei Strab. II, C. 69. 71. 87. 90.

3) Senec. quaest. nat. II, 1, 4: Quia cum propria terrae ipsius excutimus suo loco, utrum lata sit et inaequalis et enormiter projecta an tota in formam pilae spectet et in orbem partes suas cogat, adliget aquas an aquis adligetur — Vgl. Berichte der Königl. Sächs. Ges. der Wiss. zu Leipzig phil.-hist. Cl. Mai 1897, S. 73.

4) Posid. bei Strab. II, Cas. 94.

wohnen anderwärts in vielen derartigen Orten. Denn allenthalben rings um die Oberfläche der Erde gibt es viele nach Aussehen und Grösse verschiedenartige Einsenkungen, in die das Wasser und der Nebel und die Luft zusammenströmen.[1]) Anderwärts, im zusammenfassenden Ueberblick über die Atlantismythe, beschreibt er die wirkliche, feste Erde, ohne dabei an jene Lufterde zu denken, und sagt: Vor der Mündung, die ihr die Säulen des Herakles nennt, lag eine Insel, grösser als Libyen und Asien zusammengenommen. Von ihr konnten damals die Leute auf die anderen Inseln fahren und von den Inseln wieder nach allen Seiten des gegenüberliegenden Festlandes, das jenes wahre Meer umgibt. Denn Alles das, was innerhalb der genannten Mündung liegt, erweist sich als ein Hafen mit einer schmalen Einfahrt; jenes draussen ist aber das wirkliche Meer und das Land, das wieder dieses umfasst, kann man erst in jeder Hinsicht richtig und wahrhaft Festland nennen.[2])

Plato nahm wie Aristoteles häufig Bezug auf geographische Lehren seiner und der früheren Zeit, bei ihm ist es aber meistens recht schwer, die zu Grunde liegenden Vorstellungen aus den wallenden Bewegungen der mythischen Gebilde hervorzuziehen und festzuhalten. Die Schilderung im Phädo hat anfangs auch nur die feste Erde im Auge, sie greift aber schliesslich zu der neuen Vorstellung von der erweiterten Lufterde hinüber und entzieht uns somit den festen Boden.[3]) Aufzugeben braucht man aber den Versuch zur Feststellung nicht. Es ist sehr richtig bemerkt worden, dass Plato nie von blossen Phantasiegebilden

1) Plat. Phaed. p. 109 A f.: *Ἔτι τοίνυν, ἔφη, πάμμεγά τι εἶναι αὐτό, καὶ ἡμᾶς οἰκεῖν τοὺς μέχρι Ἡρακλείων στηλῶν ἀπὸ Φάσιδος ἐν σμικρῷ τινὶ μορίῳ, ὥσπερ περὶ τέλμα μύρμηκας ἢ βατράχους περὶ τὴν θάλατταν οἰκοῦντας, καὶ ἄλλους ἄλλοθι πολλοὺς ἐν πολλοῖς τοιούτοις τόποις οἰκεῖν. εἶναι γὰρ πανταχῇ περὶ τὴν γῆν πολλὰ κοῖλα καὶ παντοδαπὰ καὶ τὰς ἰδέας καὶ τὰ μεγέθη, εἰς ἃ ξυνερρυηκέναι τό τε ὕδωρ καὶ τὴν ὁμίχλην καὶ τὸν ἀέρα.* —

2) Plat. Tim. p. 24 E: *νῆσον γὰρ πρὸ τοῦ στόματος εἶχεν, ὃ καλεῖτε, ὥς φατε ὑμεῖς, Ἡρακλέους στήλας· ἡ δὲ νῆσος ἅμα Λιβύης ἦν καὶ Ἀσίας μείζων, ἐξ ἧς ἐπιβατὸν ἐπὶ τὰς ἄλλας νήσους τοῖς τότε ἐγίγνετο πορευομένοις, ἐκ δὲ τῶν νήσων ἐπὶ τὴν καταντικρὺ πᾶσαν ἤπειρον τὴν περὶ τὸν ἀληθινὸν ἐκεῖνον πόντον. τάδε μὲν γάρ, ὅσα ἐντὸς τοῦ στόματος οὗ λέγομεν, φαίνεται λιμὴν στενόν τινα ἔχων εἴσπλουν· ἐκεῖνο δὲ πέλαγος ὄντως ἥ τε περιέχουσα αὐτὸ γῆ παντελῶς ἀληθῶς ὀρθότατ' ἂν λέγοιτο ἤπειρος.*

3) Vgl. Gesch. d. wiss. Erdkunde d. Gr. II 139.

ausgegangen sei.[1]) Wenn wir beispielsweise seine Vergleichung der ehemaligen Herrlichkeit des attischen Landes mit dessen späterer Dürftigkeit durchgehen[2]), so finden wir sofort, dass dieser ganzen Partie eine gründliche Kenntniss der damals vorhandenen Lehren über die Bildung und Umbildung der Erdoberfläche und ihrer einzelnen Gebiete, über die Bedingungen für günstige Ablagerung der Flusssedimente, über den Rückgang des Waldbestandes, über die für Aufnahme der Regenmengen nothwendige Beschaffenheit des Bodens u. a. zu Grunde liegt. Gerland hat überzeugend nachgewiesen, dass in einer sonst schwer zu deutenden Einzelvorstellung der Mythe vom Todtengerichte Kunde von der wunderbaren Erscheinung des Nordlichtes zu erkennen sei.[3]) Die oben angeführten Stellen aber, namentlich die letztere, bieten in dieser Hinsicht auch gar keine Schwierigkeit, man muss sich nur nicht abschrecken lassen.

In Platos Bilde ist eigentlich die ganze Entwickelung der alten Oceanographie enthalten. Er setzt die uralte Vorstellung der Griechen von der ihre Heimath umgebenden Inselwelt voraus, indem er auf die Auffassung des Mittelmeeres als eines inneren Meeres dringt und zu den Betrachtungen über das theilweise bekannt gewordene äussere Meer und seine nicht erkennbaren Verbindungen fortschreitet. Er hebt die verkehrbildende Bedeutung des Mittelmeeres hervor, indem er unser ganzes Menschengeschlecht um diesen grossen Meerbusen gruppirt und indem er, wie es den Anschein hat, auch für die zweite Erdinsel Atlantis die Existenz eines solchen Mittelmeeres annimmt.[4]) Vor der schmalen Mündung erst dehnt sich das äussere, wirkliche Meer aus, erfüllt mit Erdinseln, deren eine wenigstens der unsrigen an Grösse fast gleichkommt, ehemals befahrbar und nur durch den Schlamm der versunkenen Atlantis seicht geworden. Dieses äussere Meer, das die Oekumene einschliesst, entspricht in seinen Verhältnissen zum Lande sowohl dem Okeanos der Jonier, als auch dem atlantischen Meere des Eratosthenes, wenn wir aber an die erweiterte Ocean-

1) Susemihl, genet. Entwickelung der plat. Philos. II S. 276 f.

2) Plat. Tim. p. 23 B. ff. — Crit. p. 111 A. Vgl. Gesch. der wiss. Erdk. der Gr. II 123 f.

3) Beiträge zur Geophysik (Zeitschr. für physikal. Erdkunde) Stuttgart 1894. II. Band, 1. Heft S. 193 f.

4) Plat. Crit. p. 113 C: *πρὸς θαλάττης μὲν κατὰ δὲ μέσον πάσης (τῆς νήσου) πεδίον ἦν* —

frage, die nicht bloss nach den Grenzen unserer Oekumene fragt, nach einem von KRETSCHMER mit Recht vorgeschlagenen Ausdrucke an die Continentalfrage denken, so stehen wir bei Plato mit einem Male der Marinisch-Ptolemäischen Erdansicht gegenüber. Das äussere wahre Meer ist nicht in Verbindung mit anderen Meeren gleicher Bedeutung, es umzieht nicht in zusammenhängenden Windungen die ganze Erdkugel, sondern es ist auch ein Binnenmeer, rings umgeben von dem Lande, das man nun erst mit Recht Festland nennen darf, und die weiteren Bemerkungen im Phädo fügen noch hinzu, dass an vielen anderen Stellen der Erdoberfläche ähnliche grosse Meeresbecken, möglicherweise auch mit Erdinseln erfüllt, von den Banden dieses ungeheuren Festlandes eingeschlossen sein sollen.

Diese Annahmen setzen die Vorstellung von einer ganz gewaltigen Grösse der Erde voraus und Plato deutet diese Vorstellung auch gleich im Anfange der ersten Stelle an (*πάμμεγά τι*). Dass er damit nicht nur die durch Hinzunahme der Atmosphäre erweiterte Erde meine, wozu Proklus verleiten könnte[1]), zeigt die Timäusstelle, die bei gleicher Auffassung nur von der festen Erde spricht. Proklus bemerkt anderwärts, als Fabel dürfe man die Geschichte von der Atlantis und auch die Grösse der Insel nicht betrachten, das thäten nur diejenigen, die eine möglichst geringe Vorstellung von der Grösse der Erde zu erwecken suchten.[2]) Hier kann er den Posidonius meinen, der zwar die Grundgedanken der Atlantismythe vertheidigte, auf den aber auch die in der Folgezeit missverstandene, sogenannte kleinste Erdmessung von 180 000 Stadien zurückzuführen war.[3]) Durch die Benutzung seiner Arbeiten oder ihrer Ueberbleibsel konnte er aber auch, wenn er nicht selbst an ihn dachte, auf Aristoteles kommen. Dieser hatte erstens die Atlantissage für eine reine Erfindung erklärt und scherzend dazu bemerkt, Plato habe seine Insel ge-

---

1) Procl. in Tim. p. 56 B f.

2) Procl. in Tim. p. 61 A: *πάλιν δὲ καὶ ἐκ τούτων ληπτέον, ὅτι οὐκ ἄρα ἦν πλάσμα τὸ περὶ τοὺς Ἀτλαντίνους, ὥς τινες ᾠήθησαν, ἀλλ' ἱστορία μὲν οἰκείωσιν δὲ ἔχουσα πρὸς τὴν ὅλην κοσμοποιίαν, ὥστε καὶ ὅσα περὶ μεγέθους διῆλθε τῆς Ἀτλαντίδος, οὐκ ἂν ὡς μυθώδη καὶ πεπλασμένα καταγινώσκοιτο παρὰ τῶν τὸ μέγεθος τῆς γῆς εἰς στενὸν κομιδῇ κατακλειόντων.*

3) Vgl. die Stellung des Posidonius zur Erdmessungsfrage. Berichte der hist.-phil. Cl. der Kgl. Sächs. Ges. der Wiss. 1897 S. 55. 74.

schaffen und auch wieder untergehen lassen, wie der Dichter seine Mauer um das griechische Lager vor Troja. Posidonius wies diesen Scherz ab und meinte, nach allem, was man über die durch Ueberfluthung und Abtrocknung, Erdbeben und andere Erdrevolutionen bewirkten Veränderungen der Erdoberfläche wisse, gründe Plato sein Bild auf eine ganz wohl mögliche Voraussetzung.[1]) Aristoteles hob aber auch zweitens ausdrücklich hervor, dass die Erde eine verhältnissmässig kleine Kugel sei, denn alle, die sich mit dem Probleme der Erdmessung beschäftigten, gäben ihr einen Umfang von 400 000 Stadien.[2])

Dass man sich die Erde in der vorplatonischen Zeit wirklich ausserordentlich gross vorstellte, das lässt sich auch aus anderen Thatsachen erkennen. Es handelt sich dabei auch nicht etwa ausschliesslich um das Verhältniss der Erde zur Welt, was Simplicius annimmt, sondern vor allem um das Verhältniss der gesammten Erdoberfläche zu einem übersehbaren Theile derselben, eben das Verhältniss, das geographisch wichtig ist und das auch in beiden Platostellen vorliegt. Parmenides, der Begründer der Lehre von den physisch-geographischen Erdzonen, dessen Einfluss auf Plato namentlich im Timäus auffällig genug ist[3]), gab seiner verbrannten Zone die doppelte Breite des Raumes zwischen den Wendekreisen.[4]) Bei seinen Untersuchungen über die Wirkungen des Sonnenlichtes und Sonnenfeuers auf die Erde bekam er Unterstützung einestheils durch die pythagoreischen Lehren von den auf die Erde übertragbaren Himmelszonen, die wieder auf der Erkenntniss der Breitenbewegung der Sonne zwischen zwei

---

1) S. Posid. bei Strab. II C. 102. Vgl. XIII C. 589. Gesch. der wiss. Erdkunde der Gr. IV 80.

2) Arist. de cael. II, 14, 14: *Ὥστ᾽ οὐ μόνον ἐκ τούτων δῆλον περιφερὲς ὂν τὸ σχῆμα τῆς γῆς, ἀλλὰ καὶ σφαίρας οὐ μεγάλης· οὐ γὰρ ἂν οὕτω ταχὺ ἐπίδηλον ἐποίει μεθισταμένοις οὕτω βραχύ.* — — 16: *Καὶ τῶν μαθηματικῶν ὅσοι τὸ μέγεθος ἀναλογίζεσθαι πειρῶνται τῆς περιφερείας, εἰς τετταράκοντα λέγουσιν εἶναι μυριάδας σταδίων· ἐξ ὧν τεκμαιρομένοις οὐ μόνον σφαιροειδῆ τὸν ὄγκον ἀναγκαῖον εἶναι τῆς γῆς, ἀλλὰ καὶ μὴ μέγαν πρὸς τὸ τῶν ἄλλων ἄστρων μέγεθος.* Vgl. Meteorol. I, 14, 17.

3) Z. B. Tim. p. 22 B. E. 23 D. 27 D f. 28 C. 31 B. 33 B. 35 A.

4) Posid bei Strab. II C. 94: *Φησὶ δὴ ὁ Ποσειδώνιος τῆς εἰς πέντε ζώνας διαιρέσεως ἀρχηγὸν γενέσθαι Παρμενίδην· ἀλλ᾽ ἐκεῖνον μὲν σχεδόν τι διπλασίαν ἀποφαίνειν τὸ πλάτος τὴν διακεκαυμένην ὑπερπίπτουσαν ἑκατέρων τῶν τροπικῶν εἰς τὸ ἐκτὸς καὶ πρὸς ταῖς εὐκράτοις.*

Wendekreisen und der Grenzen der Sichtbarkeit der Gestirne erwachsen war, anderntheils unterstützte ihn die Länderkunde mit dem Hinweis auf die der Breitenveränderung nach ab- und zunehmende Hitze und Kälte, mit den Nachrichten über die afrikanische Wüste und über die Nebel und die Kälte der Nordländer. Mit Hülfe dieser unterstützenden Thatsachen gewann er seine Vorstellung von der mittleren Erdzone, die, weil sie unter dem Bereiche der Sonnenbewegung gelegen die unmittelbarste Einwirkung ihres Feuers zu ertragen hatte, verbrannt und unnahbar sein sollte. Wie er zu der Annahme gekommen sei, dass die verbrannte Zone etwa doppelt so breit sei, als der Raum zwischen den Wendekreisen, das habe ich früher zu erklären versucht.[1]) Er kann sich den Aequator und die gleichweit von ihm entfernten Wendekreise auf der Erdkugel vorgestellt haben und kann zu der Erkenntniss gekommen sein, dass die Zunahme der Hitze von der Zunahme des Bestrahlungswinkels abhänge, dass schliesslich der senkrechte Stand der Sonne die grösste Gluth erzeugen müsse.[2]) Senkrechte Bestrahlung trat nun für alle Punkte zwischen den Tropen jährlich nur zweimal ein, an allen anderen Tagen lagen dieselben Punkte unter ab- und zunehmend schiefer Bestrahlung. Wenn er nun als äusserste Bedingung für die Verbrennung denjenigen Bestrahlungswinkel annahm, dessen Schenkel von der über dem Aequator stehenden Sonne ausgehend die beiden Wendekreise trafen, so musste die verbrannte Zone ungefähr doppelt so breit werden, wie der Raum zwischen diesen Kreisen, denn wenn man sich die Zeitpunkte vorstellte, in denen die Sonne über einem der Wendekreise selbst stand, so reichte der eine Schenkel dieses Bestrahlungswinkels bis zum Aequator zurück, während der andere eben so weit über den Wendekreis hinausfallen musste.

Die nächste Folge dieser Annahme war die Einengung der nördlich und südlich gelegenen gemässigten Zonen durch das Ueberwiegen der verbrannten. Sie mussten schmaler werden. Dass Parmenides gestützt auf ähnliche Ueberlegungen und auf Nachrichten über die Abnahme der Wärme nach Norden hin auch

1) Berichte der Kgl. Sächs. Gesellsch. der Wiss. philol.-hist. Cl. 1895. I. II S. 102.

2) Vgl. Ptol. tetrabibl. I p. 17. Hermipp. de astrolog. II, 8, 69 p. 46.

eine unbewohnbare Polarzone angesetzt habe[1]), wird wohl Niemand bezweifeln, obgleich die Zeugnisse für diese Frage noch wenig erkennbar sind und eine Ansicht über die behauptete Breite dieser Zone gar nicht aufkommen lassen. Aber schon die einseitige Verschmälerung der bewohnbaren Zone musste den überraschenden Ausblick auf die Vorstellung von der gewaltigen Grösse der Erdkugel eröffnen. Greifen wir einmal zu Maassen der späteren Zeit, die natürlich nicht etwa für Parmenides vorausgesetzt werden, sondern nur zu einer ganz oberflächlichen Veranschaulichung der Vorstellung, die er sich gemacht haben kann, dienen sollen, so würde, da seit Eudemus die Schiefe der Ekliptik, im Breitenmaass die Entfernung des Aequators vom Wendekreise, als fünfzehnter Theil des Meridians $= 24^0$ galt[2]), die verbrannte Zone des Eleaten von den 180 Graden der Hemisphäre 96^0 eingenommen haben. Für die vier äusseren Zonen im Norden und Süden blieben 84^0 übrig, 42^0 für die beiden nördlichen, für die eine gemässigte, wenn wir zwischen ihr und der anliegenden Polarzone gleich theilen, 21^0. Die Breite der nördlichen gemässigten Zone stand also zum Erdumfang etwa in dem Verhältnisse von 21 : 180. In einer ähnlich vorgestellten, verhältnissmässig geringen Breite musste sich Parmenides also die ganze reiche Länderkunde der älteren Jonier untergebracht denken, die seinen Zeitgenossen wenigstens im ungefähren Ueberschlag summirbaren Entfernungen zwischen den Zinninseln und der Wüste Sahara, zwischen Russland und Aethiopien.

Jene Ansicht von der mächtigen Grösse der Erde steht also auch im Zusammenhange mit der Zonenlehre des Eleaten. Sie kann in hervorragender Weise wirksam gewesen sein bei der Entwickelung der Fragen, an deren Aufstellung und Erörterung sich die erst im Keime vorliegende Geographie der Erdkugel zu einem ganz neuen Bilde herauszuarbeiten hatte, besonders bei der Entstehung des Gedankens an das Erdmessungsproblem, mit dem sie unmittelbar verbunden erscheint in dem vorhin S. 94 Anm. 2 berichteten Einspruch des Aristoteles. Die geringe Breite der bewohnbaren Zone forderte zur Vergleichung mit den anderen Zonen heraus und zu einer solchen Vergleichung gab es nur zwei Hülfsmittel, den Versuch, die Breite der beschreitbaren und

1) Vgl. Plat. Tim. p. 22 E.
2) Eudem. bei Theon Smyrn. ed. Hill. p. 199.

befahrbaren Zone nach Fahrt- und Reisemaassen zusammenzurechnen, und den weiteren Versuch, die Breiten der unzugänglichen Zonen am Himmel oder an einem Abbilde des Himmels, einer Sphäre, abzulesen, d. h. sie auf einem die Breiten von Pol zu Pol durchlaufenden Kreise, also einem Meridiane, so gut es eben ging, einzutragen und ihr Verhältniss zum ganzen Kreise zu bestimmen. Das waren aber die Grundlagen der griechischen Erdmessung. Wiederum liegt es sehr nahe, anzunehmen, dass gerade die Erdmessung, wenn sie einmal im Gange war und mit günstigeren Augen angesehen wurde, als es Plato gethan zu haben scheint[1]), andere Männer zum Widerspruch gegen die Vorstellung einer so unermesslichen Grösse der Erde geführt haben könne, wie die Bemerkung des Aristoteles in ihrem Wortlaute zeigt. Man kann bemerken, dass die auf einander folgenden Ergebnisse der Erdmessung mit der Zeit auch immer kleiner wurden. Von 400 000 St. bei Aristoteles gingen sie auf 300 000 bei Dicäarch und auf 250 000 bei Eratosthenes zurück und Marinus von Tyrus entnahm irrthümlich den Excerpten aus Posidonius die sogenannte kleinste Erdmessung zu 180 000 Stadien.[2])

Mit Unrecht habe ich früher[3]) angenommen, dass Plato eine Vorstellung der jonischen Geographie der Erdscheibe in seinen Mythus von der Atlantis eingeflochten habe. Plato erweist sich durchaus als entschiedener Vertreter der Lehre von der Kugelgestalt der Erde, wie es auch zu seiner Zeit und bei seiner Verbindung mit den Pythagoreern gar nicht anders sein konnte. Mit seinem so stark hervorgehobenen Hinweise auf das wahre Festland konnte er nicht den erhöhten Rand der Erdscheibe meinen. Seine Vorstellung ist von der Kenntniss der Kugelgestalt der Erde nicht zu trennen und wir müssen vielmehr annehmen, dass hier einer der neuen Begriffe vorliegt, welche die Geographen der pythagoreisch-eleatischen Richtung bei der Uebertragung der geographischen Gebilde auf die Kugeloberfläche zu schaffen hatten. Dieser Begriff des wahren Festlandes ist mit anderen Stücken des platonischen Mythus übernommen von Theopomp und Plutarch

1) Vgl. Plat. Phaed. p. 108 C: *εἰσὶ δὲ πολλοὶ καὶ θαυμαστοὶ τῆς γῆς τόποι, καὶ αὐτὴ οὔτε οἵα οὔτε ὅση δοξάζεται ὑπὸ τῶν περὶ γῆς εἰωθότων λέγειν, ὡς ἐγὼ ὑπό τινος πέπεισμαι.*

2) Die Stellung des Posidonius zur Erdmessungsfrage. Berichte der Kgl. Sächs. Gesellsch. der Wiss. phil.-hist. Cl. 1897 I S. 53 ff.

3) Gesch. der wiss. Erdkunde der Gr. I 13.

und zeigt sich vorübergehend bei Lucian.[1]) In dem Referate aus Theopomp sind wenige weiterführende geographische Gedanken zu entdecken, bei Plutarch mehr, sie gehören aber nicht hierher und können auf Nachrichten des Pytheas oder wohl noch eher auf den neuen Nachrichten über das nordwestliche Europa beruhen, die zur Zeit des Agricola zur Verbreitung kamen. Bei beiden Schriftstellern bildete das wahre Festland einen hervorragenden Theil des Mythus als der Wohnort eines erdichteten, anders und höher gearteten Menschengeschlechtes. Plato spricht den Gedanken nicht aus, nur eine Ahnung von der Bewohnerschaft des mit so starker Betonung genannten jenseitigen Festlandes lässt er aufsteigen. Bei den Joniern mag es als geographischer Begriff, dessen specifisches Merkmal die Einschliessung des grossen Meeres und der Gegensatz zu der meerumflossenen Insel ist, wohl als eine abschliessende Mauer für den Ocean aufgefasst worden sein[2]), Plato oder seine geographischen Gewährsleute müssen aber durch eine besondere Lehre von dem Zustande der Erdoberfläche zu ihrer Neubildung des Begriffes gekommen sein. Es lässt sich aber nun nur ein Weg zur Erklärung entdecken und die schon oben erwähnte Neigung Platos zur Anlehnung an geophysische Gedanken führt auf diesen Weg.

Die neue Geographie beruhte ja ganz auf der pythagoreischen Annahme der Kugelgestalt der Erde, der Einfluss der jonischen Physiker auf die Entwickelung der wissenschaftlichen Erdkunde war aber damit keineswegs abgeschlossen. Für die physische Geographie hatten sie schon viel gethan. Man denke nur an ihre Lehren vom Erdbeben[3]), von den Spuren früherer Seebedeckung im Lande (s. u.), von der landbildenden Thätigkeit der Flüsse, die zu einer so klaren Auffassung der Beschaffenheit Aegyptens geführt hatte.[4]) Alt und weitreichend waren ihre Untersuchungen über die Umbildungsfähigkeit der elementaren Stoffe. Im Anschluss an Anaximander[5]) hatte Xenophanes gelehrt,

1) Theopomp. bei Aelian. var. hist. III 18. Plut. de fac. lun. p. 941 A. Lucian. ver. hist. II 27.

2) Hippolyt. phil. 9, 4 (Dox. gr. p. 563, 26 f.). Vgl. Cleomed. I 8 p. 40. Balf. p. 74 Ziegler. Martian. Cap. VI 590.

3) Arist. meteor. II 7. Senec. quaest. nat. VI, 6, 1. 10, 1. 12, 1.

4) S. Gesch. der wiss. Erdkunde der Gr. I 90. 123 f.

5) Vgl. Alex. in Arist. meteor. ed. Ideler vol. I p. 268 (Dox. gr. 494, 4 ff.). Plac. phil. III 16, 1 (Dox. 381) mit Arist. meteor. II 1, 3.

dass die Luft mit den Wolken[1]), der Himmel mit der Sonne[2]) und mit den anderen Gestirnen[3]) gebildet und erhalten würden durch die Ausdünstungen des die Erde ursprünglich überfluthenden Wassers.[4]) Für ihn war die Erde aber der ewige Grundbestandtheil der ganzen Welt.[5]) Er meinte weiter, dass die so entstandene Aussenwelt aus Mangel an Nahrung wieder vergehen müsse, wenn die Erde nach Verzehrung der sie bedeckenden Gewässer abgetrocknet sei, dann nehme das Wasser aber wieder überhand und führe durch Neuschaffung der Aussenwelt zu einer neuen Weltperiode, der schon unendlich viele vorangegangen sein und noch folgen sollten.[6])

Der Eintritt der Sonne, die auch aus feurigen Bestandtheilen der Ausdünstungen des Wassers entstanden war, und die er darum wie alle Gestirne in poetischem Ausdruck eine brennende Wolke nannte (Anm. 3), muss einen Abschnitt in diesem Processe gebildet haben, denn sie regelte erst die meteorologischen Vorgänge

---

1) Jo. Damasc. e mscr. Florent. Stob. ecl. IV p. 151 (Dox. 371). Les scolies Genèv. de l'Iliad. par J. Nicole, Genf 1891 zu Il. XXI 196. Vgl. Diels Abhandl. des Kgl. Akad. d. Wiss. Berlin 1891, S. 580.

2) Stob. I 25, 1 (Dox. 348, 10 f. 492, 4 f.).

3) Plac. phil. II 14. Stob. I 24, 1 (Dox. 343, 3 f.).

4) Den X., den Verächter der Volksreligion, meint mit anderen Aristoteles im Gegensatz zu den alten Theologen, wenn er Meteor. II, 1, 3 sagt: *οἱ δὲ σοφώτεροι τὴν ἀνθρωπίνην σοφίαν ποιοῦσιν αὐτῆς* (*τῆς θαλάττης*) *γένεσιν· εἶναι γὰρ τὸ πρῶτον ὑγρὸν ἅπαντα τὸν περὶ τὴν γῆν τόπον, ὑπὸ δὲ τοῦ ἡλίου ξηραινόμενον τὸ μὲν διατμίσαν πνεύματα καὶ τροπὰς ἡλίου καὶ σελήνης φασὶ ποιεῖν, τὸ δὲ λειφθὲν θάλατταν εἶναι· διὸ καὶ ἐλάττω γίνεσθαι ξηραινομένην οἴονται καὶ τέλος ἔσεσθαί ποτε ξηράν.* Vgl. meteor. I 14, 17: *οἱ μὲν οὖν βλέποντες ἐπὶ μικρὸν αἰτίαν οἴονται τῶν τοιούτων εἶναι παθημάτων τὴν τοῦ ὅλου μεταβολὴν ὡς γινομένου τοῦ οὐρανοῦ. διὸ καὶ τὴν θάλατταν ἐλάττω γίνεσθαι* u. s. w. Sext. Emp. adv. Math. IX 361. X 313. Macrob. somn. I 14.

5) Plac. phil. III 11, 2 (Dox. 377, 7 f.): *Ξενοφάνης πρώτην* (*τὴν γῆν*), *εἰς ἄπειρον γὰρ ἐρριζῶσθαι.* Vgl. Galen. 83 (Dox. 633). Epiphan. adv. haer. III 7 (Dox. 590, 7). Tim. Locr. *περὶ ψυχᾶς κόσμ.* p. 97 D f. Die Worte *εἰς ἄπειρον ἐρριζῶσθαι* erklären sich als dichterischer Ausdruck des Gedankens, in dem z. B. Aristoteles phys. IV 8 p. 214b 17 f. 31 f. sein Zugeständniss an Anaximanders Lehre von der Lage der Erde in der Mitte der Welt ausdrückt.

6) Hippolyt. phil. 14, 6 (Dox. 566, 7 f.) *ἀναιρεῖσθαι δὲ τοὺς ἀνθρώπους πάντας ὅταν ἡ γῆ κατενεχθεῖσα εἰς τὴν θάλασσαν πηλὸς γένηται, εἶτα πάλιν ἄρχεσθαι τῆς γενέσεως, καὶ ταύτην πᾶσι τοῖς κόσμοις γίνεσθαι μεταβολήν.* Vgl. Diog. L. IX 19: *Φησὶ δὲ — — — κόσμους ἀπείρους παραλλάκτους δέ.*

(S. 99 Anm. 1) und muss die abtrocknende Erdoberfläche erst belebt haben, so dass, wie bei Anaximander, das Meer die ersten lebenden Wesen barg.[1]) Von hier aus zeigt sich eine Schwierigkeit, die nicht zu beseitigen und nicht zu umgehen ist. Wenn wir dem Gedanken an die Bildung und das Vergehen der Aussenwelt nach den gegebenen Fingerzeigen der Doxographen folgerichtig nachzugehen versuchen, so müssen wir, da das ganze Menschengeschlecht (*τοὺς ἀνθρώπους πάντας* — bis auf die Letzten?)[2]) endlich im Wasser umkommen soll (S. 99 Anm. 6), annehmen, der Kolophonier habe gelehrt, dass wenigstens ein Theil der Menschheit die vollkommene Vertrocknung der Erdoberfläche und das Verlöschen der Gestirne noch zu erleben habe.

Xenophanes war geologischen Untersuchungen nachgegangen[3]), wahrscheinlich auch nach dem Vorgange anderer Jonier, wie es später der Lyder Xanthus that.[4]) Er hatte an drei Orten fossile Reste von Seethieren im Felsen gefunden und erklärte sich diese Thatsachen folgendermaassen. Wie sich bei eintretender Ueberfluthung zuerst Schlamm bildete (S. 99 Anm. 6), so musste dann auch beim Beginn der Abtrocknung der Schlamm zuerst auftauchen. Er musste die Seethiere festhalten und bei weiterer Vertrocknung allmälig zu festem Boden und endlich zu Felsen erstarren.[5])

Für die Erzeugung geographischer Vorstellungen von der Beschaffenheit der Erdoberfläche war diese Hypothese gewiss sehr geeignet. Es würde aussichtslose Mühe sein, sich alle die Möglichkeiten vergegenwärtigen zu wollen, die je nach dem Maasse und nach den Bedingungen der Abtrocknung für die Gruppirung

---

1) Anaximand. bei Plac. phil. V 19, 4 (Dox. 430). Die Belege sind vollständiger vorgelegt in den Untersuch. über das kosm. System des Xenophanes. Berichte der Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. April 1894, S. 35 f. 53. Auf die von wohlwollender und berufener Seite geäusserten Bedenken hin will ich diese Arbeit einer Revision unterziehen. Das gerade Gegentheil der jonischen Hypothese lehrten die Pythagoreer nach Plac. phil. II 6 (Dox. 333, 15). Dass Xenophanes nach Plac. phil. 4, 11 (Dox. 332, 1) unter die Vertreter der Ewigkeit der Welt gerechnet wird, ist begreiflich, wenn man bedenkt, dass für ihn der Begriff der Welt mit der an sich unvergänglichen Erde, aus der die vergängliche Aussenwelt immer neu hervorging, zusammenfallen musste.

2) Vgl. Plat. Politic. p. 270 C. D.

3) Hippolyt. phil. 1, 14, 5 f. (Dox. 566).

4) Gesch. d. wiss. Erdkunde der Gr. I 121.

5) Plac. phil. III 9, 4 (Dox. 376): *ἐξ ἀέρος καὶ πυρὸς συμπαγῆναι* (*τὴν γῆν*). Vgl. Zeller, Phil. der Gr. I[5] S. 542 Anm. 3.

der Land- und Meerestheile eintreten konnten. Das haben wir auch nicht nöthig, wir müssen uns vielmehr an die wenigen gegebenen Fälle halten. Die jonische Lehre kehrt später wieder bei den strengeren Stoikern, sie nahmen aber an, die Sonne sei an die Tropenzone gebunden, weil sie aus dem äquatorialen Ocean ihre Nahrung ziehen müsse.[1]) Hier tritt sie also in Verbindung mit einem schon fertigen Weltmeerbilde auf, das, wie wir sehen werden, auf ganz anderen Grundlagen erwachsen war. Betrachten wir aber das Bild der Erdoberfläche, das uns Plato vorhält, so müssen wir bemerken, dass dieses Bild, mit Ausnahme der anderswoher entlehnten Inselgestalt der Oekumene in seinem Haupttheile nur die Hypothese der jonischen Physiker und des von ihnen abhängigen Xenophanes zur Voraussetzung haben konnte, die Annahme, das Weltmeer werde verzehrt und die Abtrocknung der Erdoberfläche sei schon weit vorgeschritten und habe bis auf gewisse tiefere Einsenkungen schon den überwiegenden Theil des Festlandes blossgelegt. Erwähnenswerth dürfte es vielleicht noch erscheinen, dass der besondere Hinweis Platos auf die Wirkung des Schlammes, durch den die versunkene Atlantis das äussere Meer versperren sollte[2]), unwillkürlich an die wiederholten Bemerkungen über die Bildung und andererseits über das Auftauchen des Schlammes in den Fragmenten des Xenophanes erinnert (s. S. 99 Anm. 6 und S. 100 Anm. 3.

Es tritt uns noch einmal eine Formulirung der Continentalfrage entgegen, die an Platos Bild erinnern muss, weil sie auf den gleichen Ursprung zurückzuführen und doch als sein Gegentheil zu betrachten ist. Man darf sie als die des Posidonius bezeichnen. Genau genommen ist sie nur einmal und zwar in der pseudoaristotelischen Schrift de mundo dargethan[3]), deren enger Zusammenhang mit Posidonius anerkannt werden muss. Nach ihr gab es ausser unserer ökumenischen Insel noch andere Erdinseln, sie waren aber unbekannt, so dass sich über ihre Zahl und über ihre Lage, Beschaffenheit und Grösse nichts sagen liess. Wir sehen hier die alte Grundlehre der Jonier in einem anderen der vielen möglichen Punkte ihrer Entfaltung und Anwendbar-

1) Gesch. der wiss. Erdkunde der Gr. III 114.
2) Plat. Tim. p. 25 D.
3) S. Ps. Arist. de mundo 3 p. 392^{b}, 20—29 ed. Bekk. und Arii Didym. fr. 31 bei Diels dox. gr. 465, 22 f. (Stob. ecl. I 21, 5). Dazu Susemihl, Gesch. der Litt. in der Alexandrinerzeit II 326 f. bes. Anm. 437.

keit. Platos Bild beruhte auf der Vorstellung einer schon weit vorgeschrittenen Verzehrung des Weltmeeres, in deren Folge nur noch geschlossene Einsenkungen den Zusammenhang des grossen, blossgelegten Festlandes unterbrachen. Der neuen Ansicht liegt im Gegentheil der Gedanke an den Anfang der Abtrocknung zu Grunde, an eine Zeit, in der sich erst einzelne abgeschlossene Inseln aus der übrigens noch zusammenhängenden Wasserfläche erhoben hatten.[1] Die Annahme der Entwickelungsstufe, auf der sich die abtrocknende Erde gerade befinden sollte, war natürlich immer von anderen geographischen Erkenntnissen, von den Forschungen der Länderkunde abhängig. Nicht nur die Eigenthümlichkeiten der Länder, die Spuren früherer Seebedeckung zeigten, nicht nur das Vorkommen von versteinerten Resten der Seethiere im Festlande[2]) war für die Bestimmung dieser Zeitstufe wichtig, auch der Gedanke an die Beschaffenheit der ausserökumenischen Theile der Erdkugel, die Oceanfrage, musste ihre Rechte geltend machen. Das zeigt sich in dieser neuen Formulierung. Sie richtet sich einestheils mit ihrer Wahrung der Unbestimmbarkeit der Erdinseln gegen die Lehre von den zwei gekreuzten Gürteloceanen und die mit ihr zusammenhängende Zonenlehre und bezeichnet in dieser Hinsicht einen kritischen Fortschritt, anderntheils aber wendet sie sich gegen das bei Plato vorliegende Bild des wahren, zusammenhängenden Festlandes und kommt, ausgehend von der Inselnatur der Oekumene, zur entgegengesetzten Behauptung des Zusammenhanges der Wasserfläche und damit zur Vertheidigung des von Dicäarch, Eratosthenes und den Stoikern vertretenen Erdbildes. Posidonius aber ist es, der an der Beseitigung der alten Zonenlehre hervorragenden Antheil nahm[3]), der vor Missbrauch der Hypothesen warnte[4]) und der am Schlusse seines Kampfes für den Zusammenhang des Weltmeeres jene zwei Verse citirt, die sich siegesgewiss gegen die Annahme des zusammenhängenden Festlandes richten und wahrscheinlich aus dem Hermes des Eratosthenes stammen.[5])

---

1) Vgl. Manil. astr. I 159 f.

2) Vgl. Xanth. Lyd. bei Strab. I C. 49.

3) Gesch. der wiss. E. d. Gr. IV 66 f.

4) Strab. II C. 103.

5) Strab. II C. 100: *Οὐ γάρ μιν δεσμὸς περιβάλλεται ἠπείροιο, | Ἀλλ' ἐς ἀπειρεσίην κέχυται, τό μιν οὔτι μιαίνει.* Vgl. Gesch. d. wiss. E. d. Gr. IV 81.

Es wäre nun noch die Frage zu erheben, ob Plato seine Ansicht schon vorgefunden habe oder nichts weiter als wissenschaftliche Grundlagen für sie. Hier versagt aber der Stand der Ueberlieferung. Man kann daran denken, dass der Dichter der eben vorgeführten Verse und Posidonius dazu sich mit Entschiedenheit gegen die Lehre von der Abschliessung der Meerestheile aussprechen, dass Hipparch im Gegentheile sie hervorgezogen hatte (s. o. S. 90), dass sie also in der geographischen Wissenschaft Halt gewonnen haben musste. Das hilft aber nicht aus allem Zweifel, denn, wie die Atlantismythe zeigt (s. o. S. 93 f.), wurden auch Platos eigene Gedanken trotz ihres poetischen Gewandes in Rücksicht auf ihre ächt geographischen Unterlagen von Männern wie Posidonius beachtet. Wie er, so konnten auch Hipparch und Eratosthenes für und gegen den Gedanken an die Abgeschlossenheit der Meerestheile sprechen, wenn Niemand weiter als Plato darauf hingewiesen hätte. Bei manchen seiner geographischen Angaben lässt sich nachweisen, woher er sie erhalten hat. Die Bemerkung über die nach dem Klima ihrer Wohnsitze verschiedenen Anlagen der Völker z. B. stammt wohl von Hippokrates[1]); die Kenntniss der Sedimentablagerung der Flüsse von den jonischen Physikern[2]); die Erklärung des Schwebens der Erdkugel im Mittelpunkte der Welt von Anaximander und Parmenides[3]); die Annahme von den Höhlen und Poren im Innern der Erde von Anaximenes und anderen Physikern.[4]) In so greifbarer Form lässt sich dieser Nachweis aber bei unserer Frage nicht führen. Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, dass die älteste jonische Geographie noch nichts vom erythräischen Meere und seinen Meerbusen gewusst habe[5]), dass andererseits die Kenntniss von der Geschlossenheit des kaspischen Meeres erst im Verlauf der Forschung eintrat[6]); dass die Kunde vom arabischen Meerbusen oder vom persischen anfangs mit Vorstellungen von Binnenmeeren

1) Plat. rep. IV p. 435 E. Vgl. Hippocr. de aere aq. loc. ed. Kühn p. 548 f.

2) Plat. Crit. p. 111. Vgl. Gesch. d. wiss. E. d. Gr. I 121 f. 124 und die dort angeführten Belege.

3) Vgl. Plat. Phaed. p. 108 E f. mit Arist. de coel. II 13, 19 und mit plac. phil. III 15, 7 (Dox. gr. 380, 13 f.).

4) Plat. Phaed. p. 111 D f. Vgl. Arist. meteor. II 7. Senec. quaest. nat. VI, 9. 10, 1.

5) Gesch. d. wiss. E. der Gr. I 50.

6) A. a. O. I 32 f.

behaftet war, so dass Herodot seiner Zeit Grund hatte, solchen anfänglichen Auffassungen entgegenzutreten und den Zusammenhang des erythräischen Meeres mit dem atlantischen wie die Geschlossenheit des kaspischen Meeres ausdrücklich zu behaupten.[1]) Es zeigt sich auch später noch die Neigung, bei gewissen Gelegenheiten auf derartige Vorstellungen zurückzugreifen, wie bei Alexander dem Grossen, als er den Indus für den Oberlauf des Nils hielt[2]); und, wie ich glaube, bei Euemerus.[3]) Es muss auch zugegeben werden, dass die vor Plato arbeitenden Geographen Unterlagen und Grund genug hatten zur Aufstellung und Erörterung der Weltmeerfrage. Wir sind wohl unterrichtet von einer geographischen Bewegung, die sich gegen das bestehende Weltbild richtete und insbesondere von einem erdumfluthenden Weltmeere nichts wissen wollte. Sie ist aufgekommen in der Zeit Herodots, in der die Männer gelebt haben müssen, die nach dem Vorgange der Pythagoreer und des Parmenides die Grundlagen der Geographie der Erdkugel ausarbeiteten, die Plato mit einem Seitenblicke in der oben S. 97 Anm. 1 angeführten Stelle nennt und zu denen Sophisten wie Hippias gehört haben können.[4]) Aber diese Bewegung ging von ganz anderen Grundlagen aus und hat, wie wir sehen werden, zu ganz anderen Erwägungen geführt. Ich wage nach alledem nicht für gewiss zu entscheiden, ob Plato in der Formulirung der Ansicht, die seinem Bilde zu Grunde liegt, Vorgänger gehabt habe. Nur eins könnte noch bemerkenswerth erscheinen. Bei Plato selbst ist die Annahme von der Einschliessung der Meere in merkwürdig auffälliger Weise verschlungen mit der eigentlich zur entgegengesetzten Lehre gehörigen von der Inselgestalt der Oekumene, die schon die jonischen Geographen vertraten. Die aus dieser Vereinigung der beiden Hauptansichten hervorgehende Gesammtansicht kann sich angeschlossen haben an die ältere Vorstellung

---

1) Herod. I 203.

2) Strab. XV C. 696. Arrian. anab. VI 1, 2 f.

3) S. die geogr. Fr. des Eratosth. S. 42—47. In der Erklärung der schweren Stelle Strab. II C. 47, besonders der Worte *καὶ τούτου δ' ἕνα τῶν λήρων αὐτὸς λέγει* muss ich nach vielen Jahren bei der Ansicht verharren, die ich Erat. S. 46 bevorzugt hatte, und das Wort *τούτου* auf Euemerus beziehen.

4) Vgl. Aristoph. nub. 201 f. Plat. Prot. p. 315 C. 318 E. — Hipp. min. p. 367 D f.

von der Grösse der Erde, im Allgemeinen aber liegt sie weit ab von den Wegen der geographischen Forschung und von der Möglichkeit wissenschaftlicher Untersuchung. Sie ist durchaus mythisch gebildet und ihr eigenster Begriff, der des wahren Festlandes, hat sich auch nur in mythischer Behandlung erhalten (s. o. S. 97 f.). Wenn also die beiden im Bilde vereinigten Ansichten vor seinen Augen gleiche Geltung und Berechtigung hatten, so würde es am Ende doch wahrscheinlicher sein, dass dem Plato selbst nichts weiter angehöre, als eben die Verschmelzung zu dem Bilde, das er für seinen Mythus haben wollte, wie er anderwärts die Sagen von den Erdgebornen und von der Umkehr der Sonne zusammenfügte.[1]) Von diesem Gesichtspunkte aus kann ich mir aber nicht versagen, auf die denkbare Möglichkeit hinzuweisen, dass Parmenides, der mit der Behauptung der mächtigen Breite des verbrannten Erdgürtels ganz am Anfange der physischen Geographie der Erdkugel steht, der neben anderen Dingen die Ueberzeugung von der Grösse der Erdkugel mit Plato gemein hatte, irgendwie auch zu diesem Bilde mittelbar oder unmittelbar einen Anstoss gegeben habe.

In der Zeit nach Plato verlautet lange nichts von dem Zusammenhange des Festlandes. Das ist erklärlich. Aristoteles wendet sich mit aller Schärfe gegen die jonische Lehre von der Bildung und Erhaltung der Gestirne durch das verdampfende Wasser der Erde.[2]) Er bestreitet die Annahme einer allgemeinen, gleichmässig fortschreitenden Abtrocknung der Erdrinde und setzt auseinander, dass die auf verwickelten Wirkungen beruhenden Gegensätze der Trockenheit und Feuchtigkeit, der Abtrocknung und Ueberfluthung nach Ort und Zeit wechseln, auch gleichzeitig verschiedene Theile der Erde betreffen können, ohne den Gesammtbestand ihrer Oberfläche zu gefährden.[3]) Damit fiel die Möglichkeit weitgreifender Hypothesen und alle Erkenntniss des Zustandes der Erdoberfläche war der erforschenden Länderkunde anheimgegeben. Neue Ergebnisse auf diesem Gebiete waren seinen Nachfolgern vorbehalten. Nach dem, was der Erneuerer und Förderer der bisher gewonnenen geographischen Grundlagen, der geniale Massilier Pytheas aus Britannien mitbrachte, was Feld-

1) Plat. Politic. p. 270 B ff.

2) Vgl. Gesch. der wiss. Erdkunde der Gr. II 100. 110 f. und die dort beigebrachten Belegstellen.

3) A. a. O. III 111. 120 ff.

herren und andere Beamte Alexanders des Grossen und seiner Nachfolger über Asien verbreiteten, entwarf Eratosthenes seine Karte. Grundzug seines Erdbildes war der Zusammenhang aller Theile des Weltmeeres[1]) und dieser wurde von dem Stoiker Krates auf dem ältesten uns bekannt gewordenen Globus öffentlich dargestellt als das Bild der von zwei gekreuzten Gürteloceanen in vier grosse Inseln getheilten Erdoberfläche.[2]) Für das grosse Festland Platos war im Rahmen dieser Geographie kein Platz. Besprochen war die alte Lehre sicherlich in dem historischen Ueberblick, den Eratosthenes an den Anfang seines Werkes gestellt hatte. Wir erfahren aber nichts davon, denn die Schriftsteller, denen wir seine Fragmente verdanken, gehören einer neuen geographischen Richtung an. Diese Richtung, die Polybius zuerst einschlug[3]) und der mit anderen Artemidor und unser Hauptzeuge Strabo folgten[4]), verwarf jeden Gedanken an die Continentalfrage, überging alle Beziehungen auf diese Frage und zog die Erdkunde in die Grenzen der Oekumene zurück. Sie entschlug sich aller mathematischen Grundlagen und trat als einseitig behandelte Chorographie, Ethnographie und Topographie in den Dienst des gebildeten Publikums, des Staates und der Weltgeschichte.[5])

Es gab aber noch Männer, die andere Wege wandelten. Hipparch wollte die geographische Wissenschaft durch engere Verbindung mit der Astronomie viel höher heben und machte darum zunächst auf die Schwächen des eratosthenischen Systems aufmerksam. Er wies auf die Unzulänglichkeit der für den Zusammenhang des Weltmeeres vorgebrachten Gründe hin und verlangte somit erneute Beachtung der anderen Hypothese vom Zusammenhange des Festlandes; nicht als ob er sie bevorzugt hätte, er meinte nur, man könnte und sollte warten, bis der Stand der Kenntniss eine durchschlagende Entscheidung für eine der beiden

1) A. a. O. III 68 f. Eustath. ad Dionys. perieg. 1. Geogr. Gr. min. ed. Mueller II p. 217[a]: — *ὡς τοῦ ὠκεανοῦ περιειληφότος τὴν γῆν, καθὰ καὶ Ἐρατοσθένης δοξάζει, οὗ ζηλωτής ἐστιν ἐν πολλοῖς ὁ τὸ οἰκουμενικὸν τουτὶ συνταγμάτιον ποιησάμενος.* Vgl. Schol. in Dionys G. G. m. II p. 429[b]: *Διονύσιος δὲ τοῦ Ἐρατοσθένους ὢν ἐραστὴς ἐν κύκλῳ φησὶ τὸν ὠκεανὸν κεῖσθαι κτλ.*

2) A. a. O. III 113 ff.

3) A. a. O. IV 4. 12 f. 14. 28 ff.

4) A. a. O. IV 38 f. 46 f.

5) A. a. O. IV 8 f.

sonst gleichberechtigten Hypothesen zulassen würde.[1]) Darüber klärt uns Strabo auf, über die von Hipparch vertheidigte Lehre aber macht er nur geringe Andeutungen, die sich ganz enge an die einzelnen Wendungen der hipparchischen Kritik anlehnen und uns daher nichts helfen.

Als nächsten Vertreter der allgemeinen physisch-mathematischen Erdkunde finden wir den gelehrten und einflussreichen Posidonius. Dass er im geraden Gegensatz zu seinem eben so einflussreichen Vorgänger Polybius von einer Beschränkung der Geographie auf die Kenntniss der Oekumene nichts wissen wollte, ist mit wenigen Hinweisen darzuthun. Die für die Geschichte der griechischen Geographie unerschöpfliche Einleitung, die Strabo in seinen beiden ersten Büchern gegeben hat, bietet uns hinreichenden Anhalt. Schon der Titel, den Posidonius seinem geographischen Werke gab, über das Weltmeer, lässt schliessen, was er vorhatte, und die Angaben Strabos bestätigen den Schluss. Die Untersuchungen über das Verhältniss des Weltmeeres zum Festlande waren vor Allem auf die Erkenntniss der Vertheilung der Erdoberfläche, auf die Lösung der Continentalfrage gerichtet. In ihrer untrennbaren Verbindung mit der Zonenlehre führten sie auch weiter zu Untersuchungen über die Wirkungen der Sonne, über die Vorgänge der elementaren Veränderungen und Verbindungen und damit über das Leben der Erde.[2]) Solche über die Oekumene hinausgreifende Untersuchungen wurden aber in der Richtung, die mit Polybius begonnen hatte, streng vermieden und Strabo macht daher über ihre Behandlung, besonders wenn sie sich mit der Frage nach den Gründen eher dem Aristoteles, als der Stoa näherte, dem Posidonius wiederholt Vorwürfe, gibt aber schliesslich zu, dass man einem Manne, der sich einmal die nach Ansicht des Polybius und seiner Freunde ungeographische Frage über das Weltmeer zur Aufgabe gestellt habe, solche Ausschreitungen zulassen könne.[3])

---

1) A. a. O. III 132 f.

2) A. a. O. IV 63 ff.

3) Strab. II C. 94: *Ἴδωμεν δὲ καὶ Ποσειδώνιον ἃ φησιν ἐν τοῖς περὶ ὠκεανοῦ· δοκεῖ γὰρ ἐν αὐτοῖς τὰ πολλὰ γεωγραφεῖν, τὰ μὲν οἰκείως τὰ δὲ μαθηματικώτερον.* — C. 103 f.: *τοσαῦτα καὶ πρὸς Ποσειδώνιον· πολλὰ γὰρ καὶ ἐν τοῖς καθ' ἕκαστα τυγχάνει τῆς προσηκούσης διαίτης, ὅσα γεωγραφικά· ὅσα δὲ φυσικώτερα ἐπισκεπτέον ἐν ἄλλοις ἢ οὐδὲ φροντιστέον· πολὺ γάρ ἐστι τὸ αἰτιολογικὸν παρ' αὐτῷ καὶ τὸ Ἀριστο-*

Bezeugt ist, dass Posidonius die ältere Zonenlehre beschrieb und eine neue vorlegte[1]); dass er ganz auf dem Wege des Eratosthenes, auf den er seine römischen Freunde aufmerksam gemacht zu haben scheint,[2]), neues Material für den Nachweis der Inselnatur der Oekumene zusammenbrachte, die Lehre vom Zusammenhange des Weltmeeres neu formulirte (s. o. S. 101 f.) und eine besondere Lehre über Ebbe und Fluth ausarbeitete[3]); dass er Ursachen und Wirkungen der Erdbeben und der Erdbebenwellen verfolgte und dabei die Atlantismythe in Schutz nahm[4]); dass er das Erdmessungsproblem besprach, erläuterte und die verschiedenen Resultate der Rechnungen auf die Vorstellungen von der Breite der Zonen anwandte.[5]) Wie Eratosthenes schlug er endlich eine neue Eintheilung der Landmassen der Oekumene, eine Theilung in Zonengebiete vor, er zog sie aber selbst zurück und liess die drei althergebrachten Erdtheile unangetastet.[6]) Da er zugleich, wieder ganz wie Eratosthenes, der Geschichte der älteren Geographie bei jeder Gelegenheit bis zu ihren Anfängen nachging[7]), konnte es nicht fehlen, dass die jonischen Grundlagen der bei Plato auftretenden Ansicht vom Zusammenhange des Festlandes und diese Ansicht selbst in seiner Darstellung eingehend berücksichtigt war. Mit den übrigen Resten und Auszügen seines Werkes wird also die alte verdrängte Lehre wieder zur Verbreitung gelangt und in die Hände des Manilius, des Seneca[8]) und endlich des Marinus von Tyrus gekommen sein, der sie nun mit neuen Angaben über gewisse Beugungen der südlichen Küsten Afrikas und Asiens in Verbindung brachte und zum Dogma erhob.[9])

τελίζον, ὅπερ ἐκκλίνουσιν οἱ ἡμέτεροι διὰ τὴν ἐπίκρυψιν τῶν αἰτιῶν. — C. 98: *ὅπως δὲ δή ποτε τοῦτ' ἔχει, τῆς γεωγραφικῆς μερίδος ἔξω πίπτει· δοτέον δ' ἴσως τῷ προθεμένῳ τὴν περὶ ὠκεανοῦ πραγματείαν τοῦτ' ἐξετάζειν.*

1) Gesch. d. w. E. d. Gr. IV 65. Strab. II C. 94 f.

2) A. a. O. IV 43 f.

3) A. a. O. IV 75 f. 80 f. Strab. II C. 98 f. III C. 173 f.

4) A. a. O. IV 78 f. Strab. II C. 102.

5) S. die Stellung des Posidonius zur Erdmessungsfrage. Berichte der Kgl. Sächs. Ges. d. W. phil.-hist. Cl. Leipzig 1897. I S. 53 ff. S. 65 f.

6) Gesch. d. w. E. d. Gr. IV 69. Strab. II C. 102.

7) Strab. II C. 94. 98.

8) S. o. S. 90 Anm. 3. S. 102 Anm. 1.

9) S. o. S. 89 Anm. 3.

II.

Die Ausdehnung der Oekumene.

Nach einer Angabe des Aristoteles gab es unter den Geographen, die sich mit der Erörterung der allgemeinen Verhältnisse der Erdkugel beschäftigten, eine Partei, nach deren Vorstellung die Oekumene vom westlichen Ende bis zum östlichen so weit ausgedehnt sein sollte, dass zwischen den beiden Enden nur für ein trennendes Meer Platz vorhanden war. Er hat im 13. Capitel des zweiten Buches über den Himmel die verschiedenen Ansichten seiner Vorgänger über die Lage und Gestalt der Erde besprochen, die pythagoreische Versetzung der Erde unter die kreisenden Planeten und den Angriff auf diese Lehre, der sich auf die Unveränderlichkeit der Himmelserscheinungen gründete; die Lehre von der Rotation der Erdkugel im Mittelpunkte der Welt; die Ausflucht, die Xenophanes in der Annahme fand, die Erde sei im unendlichen Raume festgewurzelt; die Lehre des Thales von dem die Erde tragenden Gewässer; die des Anaximenes, Anaxagoras und Demokrit von der Scheibengestalt der Erde, die durch ihre Breite auf der zusammengepressten Luft ruhen könne; die des Empedokles von dem Stillstand der Erde in der Mitte des Weltwirbels; die Annahme Anaximanders, dass die Erde in Folge allseitig gleichen Abstandes von der Himmelskugel im Gleichgewichte gehalten werde. Mehr oder weniger bekämpft er sie einzeln und verlangt im Allgemeinen vor allem Anderen Erörterung der Begriffe der Ruhe und der Bewegung. Im 14. Capitel setzt er seine Lehre auseinander. Wie alle Theile des absolut leichten Elementes des Feuers nach oben fliegen müssen, so zwingt im Gegentheil die Schwere alle mit ihr behafteten Theile der Materie, von allen Seiten her nach dem als das absolute Unten zu betrachtenden Mittelpunkte der Welt zu fallen. Jeder fallende Theil findet unüberwindlichen Widerstand erst dann, wenn er die für ihn mögliche nächste Lage zum allgemeinen Mittelpunkte erreicht hat und so muss sich denn durch das Fallen und Drängen der schweren Theile um die Orte des Widerstandes der Erdkörper zur unverrückbaren Kugel ballen, die zu ihrem Mittelpunkte den allgemeinen Mittelpunkt, den untersten Punkt der ganzen Welt hat.[1])

---

1) Vgl. Gesch. der wiss. Erdk. der Gr. II 87 ff.

Die so gefundene Nothwendigkeit der Kugelgestalt der Erde, so fährt Aristoteles fort, wird nun auch bestätigt durch die Phänomene, die Erscheinung des Erdschattens im verfinsterten Monde und die Veränderung des Horizontes bei nordwärts oder südwärts gerichteter Ortsveränderung. Zugleich lässt uns der baldige Eintritt dieser Horizontveränderung erkennen, dass die Erde auch keine grosse Kugel sein könne, und darum, so heisst es nun, dürfe man auch nicht meinen, dass die Annahme, der Ostpunkt der Oekumene nähere sich wieder ihrem Westpunkte und auf diese Weise bleibe nur ein Meer übrig, allzu unglaublich sei. Man berufe sich dabei auf das gleichmässige Vorkommen der Elephanten in den beiden äussersten Gegenden (Indien und Mauretanien)[1]) und erkläre die eigenthümliche Thatsache der Verbreitung dieser Thiergattung eben durch die gegenseitige Annäherung ihrer östlichen und westlichen Heimath.[2])

An meiner früher vorgelegten Erklärung dieser Stelle[3]) habe ich festgehalten. In seiner vortrefflichen Dissertation über die Geographie des Aristoteles[4]) hatte Sorof eine ganz andere Deutung unternommen. Nach ihm würden jene alten Vertreter der Einheit des Meeres schon die Lehre des Marinus und Ptolemäus vollkommen ausgesprochen haben. Er meinte, sie hätten einen wirklichen Landzusammenhang angenommen[5]); die äussersten bekannten Punkte, Indien und die Säulen des Herakles, wären nur genannt, um die Richtung zu bezeichnen, der Zusammenhang selbst träte erst weiter im Süden und im Norden ein durch westwärts gerichtete Küstenlinien des südlichen Libyens und des nördlichen Europas; Aristoteles denke an dieser Stelle nur an das hier trennend eintretende Meer, nicht an das ihm sonst be-

1) Manil. astr. IV 740. A. v. Humboldt. Krit. Unt. I 54. Gesch. d. w. E. II 56.

2) Arist. de coel. II 14, 15: *Διὸ τοὺς ὑπολαμβάνοντας συνάπτειν τὸν περὶ τὰς Ἡρακλείους στήλας τόπον τῷ περὶ τὴν Ἰνδικὴν καὶ τοῦτον τὸν τρόπον εἶναι τὴν θάλατταν μίαν, μὴ λίαν ὑπολαμβάνειν ἄπιστα δοκεῖν· λέγουσι δὲ τεκμαιρόμενοι καὶ τοῖς ἐλέφασιν, ὅτι περὶ ἀμφοτέρους τοὺς τόπους τοὺς ἐσχάτους ὄντας τὸ γένος αὐτῶν ἐστιν, ὡς τῶν ἐσχάτων διὰ τὸ συνάπτειν ἀλλήλοις τοῦτο πεπονθότων.*

3) Gesch. d. w. E. d. Gr. II 142 f.

4) G. Sorof, de Aristotelis geographia capita duo. Diss. Hal. Sax. 1886 p. 5 ff.

5) Nach Strab. I C. 56 konnte man das Wort *συνάπτειν* sowohl durch *ψαύειν*, als durch *συνεγγίζειν* erklären.

kannte erythräische, das nach jener Ansicht in der That ein zweites abgeschlossenes Meeresbecken, wie bei Ptolemäus, gebildet haben müsse; die Berufung auf die Elephanten bestätige seine Annahme und sie sei zu vergleichen mit dem Gedanken Alexanders des Grossen, der den Indus einige Zeit für den Oberlauf des Nils hielt, weil er wie dieser Krokodile beherberge. Sorof weist auch auf eine Stelle des Polybius hin (s. u.) und findet in ihr die Lehre des Ptolemäus vom Zusammenhange Asiens und Libyens im Süden ausgesprochen.

Gegen diese nicht leicht zu beseitigende Erklärung will ich zuerst bemerken, dass mit ihr die Vorstellung von der Annäherung der beiden genannten Enden der Oekumene, die eben den Hauptgedanken an die geringe Grösse der Erde unterstützen sollte, bei Seite geschoben ist. An die erste Stelle würde eine andere Vorstellung, die von der Landverbindung treten, die an und für sich mit der Grössenfrage nichts zu thun hat. Bedenklich ist es, dass sich die älteste Deutung der Stelle, die des Simplicius, unter Umständen zu Sorofs Gunsten wenden lassen würde. Sie beginnt im Paraphrasenton und bleibt in ihren wirklich erklärenden Theilen zweideutig und unklar.[1]) Wenn wir aber die Worte *συνάπτειν ἀλλήλοις οὐ πόρρωθεν* als Hinweis auf eine Länderbrücke betrachten und die späteren Worte *τῇδε κἀκεῖσε τοὺς αὐτούς, ὡς ἔοικε, νεμομένους* auf einen Wechsel der Aufenthaltsorte

1) Simpl. in Arist. de cael. comment. ed. J. L. Heiberg Berol. 1894 (Comment in Aristot. gr. ed. consilio Acad. Reg. VII) p. 547, 31 ff. *εἰ δὲ μὴ πάνυ μεγάλη, φησίν, ἐστὶν ἡ γῆ, οὐ χρὴ νομίζειν ἄπιστα λέγειν τοὺς ὑπολαμβάνοντας τὸν δυτικώτατον καὶ τὸν ἀνατολικώτατον τῶν ἐγνωσμένων ἡμῖν τόπων τόν τε περὶ τὰ Γάδειρα καὶ τὰς Ἡρακλείους στήλας, ὃν Ἡράκλειαν ἐκάλεσε, καὶ τὸν περὶ τὴν Ἰνδικὴν συνάπτειν ἀλλήλοις οὐ πόρρωθεν καὶ οὕτως εἶναι τὴν θάλατταν μίαν τήν τε Ἐρυθρὰν καλουμένην καὶ τὴν παρ' ἡμῖν. τεκμαίρονται δὲ ὅτι μὴ πολύ τι διεστήκασιν ἀλλήλων οἱ εἰρημένοι τόποι τῷ ἐν ἀμφοτέροις ἐσχάτοις οὖσι τῆς ἡμετέρας οἰκήσεως τὸ τῶν ἐλεφάντων εἶναι γένος, ὡς τῶν ἐσχάτων τούτων διὰ τὸ συνῆφθαι ἀλλήλοις πεπονθότων τοῦτο τὸ φέρειν ἐλέφαντας τῇδε κἀκεῖσε τοὺς αὐτούς, ὡς ἔοικε, νεμομένους· οὐ γὰρ ὁμοιότητα τῶν τόπων ἐπιδεῖξαι βούλεται, ὡς οἶμαι, διὰ τούτων, ἀλλὰ γειτνίασιν· ἡ γὰρ ὁμοιότης ἠδύνατο καὶ τοῖς πόρρω διεστηκόσιν ὑπάρχειν τῆς αὐτῆς οὔσης τῶν ἀέρων σχεδὸν καταστάσεως τοῖς ὑπὸ τὸν αὐτὸν παράλληλον οἰκοῦσι.* Karsten (Simpl. comment. in IV libr. Arist. de coel. Utrecht 1865) las p. 245[a], 12 ff. *συνεγνωσμένων*, schloss die Worte *ὃν Ἡράκλειαν ἐκάλεσε* in Klammern und liess in den Worten *καὶ οὕτως εἶναι τὴν θαλ. μίαν* den Artikel weg.

derselben Elephantenheerden beziehen, so würde der erklärende Zusatz des Simplicius *τήν τε Ἐρυθρὰν καλουμένην* zunächst die Möglichkeit der Sokof'schen Auffassung der aristotelischen Worte von dem einen Meere abschneiden, und dann müsste sich der alte Erklärer eine Küste gedacht haben, die vom äussersten Süden des westlichen Afrikas ausgehend, ohne das erythräische Meer abzuschneiden, also ohne Indien zu berühren, das östliche Afrika wieder erreichte, und eine solche würde dann zur Erklärung des Vorkommens der Elephanten in den äussersten Ländern der Oekumene nicht geeignet sein. Weiter wäre zu bemerken, dass diese Erklärung des Simplicius mit der Erdansicht des Marinus von Tyrus etwa vereinbar wäre, aber nicht mit der des Aristoteles. Zur Zeit des Marinus kannte die wissenschaftliche Erdkunde keine Unbewohnbarkeit mehr. Seine Oekumene erstreckte sich ununterbrochen von 63^0 nördlicher Breite bis zum südlichen Wendekreise.[1]) Aristoteles und seine Zeitgenossen und Vorgänger waren aber noch im Banne der parmenideischen Zonenlehre.[2]) Für sie hörte an einem noch nicht bestimmbaren Breitenpunkte mit dem Beginn der verbrannten Zone die Zugänglichkeit des Erdbodens auf. Man hätte damals mit der Möglichkeit rechnen müssen, dass eine verbindende Küste irgendwo mit der Grenze der Zugänglichkeit zusammentreffen konnte. Weiter, wenn man sich, wie Simplicius sagt (*οὐ γὰρ ὁμοιότητα κτλ.*), auf die gleiche klimatische Beschaffenheit der äussersten Länder, auf gleiche Productions- und Ernährungsfähigkeit berief, so that man dies eben, weil die vollkommene Trennung der Elephantenländer durch einen Meeresarm nur diese Erklärung zuliess. Endlich fragt es sich auch, ob die bei Aristoteles wie bei Simplicius wiederholte starke Betonung der äussersten Lage der beiden Länder sich mit der Annahme einer erreichbaren Länderbrücke vereinigen liesse.

Es steht ebenso mit der Erklärung der Polybiusstelle.[3]) Man muss bedenken, dass die Ansicht der letzten griechischen Geographen von einem tief im Süden bestehenden Zusammenhange des südöstlichen Asiens mit dem äussersten Libyen nicht nur auf

1) Ptol. geogr. I 7, 1. 9, 9. Gesch. d. w. E. d. Gr. IV 107. 112.

2) Arist. meteor. II 5, 11. Vgl. Gesch. etc. II 41. 43. 126 f.

3) Polyb. III 38: *Καθάπερ δὲ καὶ τῆς Ἀσίας καὶ τῆς Λιβύης, καθὸ συνάπτουσιν ἀλλήλαις περὶ τὴν Αἰθιοπίαν, οὐδεὶς ἔχει λέγειν ἀτρεκῶς ἕως τῶν καθ' ἡμᾶς καιρῶν, πότερον ἤπειρός ἐστι κατὰ τὸ συνεχὲς τὰ πρὸς τὴν μεσημβρίαν, ἢ θαλάττῃ περιέχεται·* —

eine ältere Ansicht, sondern auch auf bestimmte Erfahrungen gegründet war, auf die Kenntniss einer weit nach Osten gerichteten Beugung der afrikanischen Ostküste in der Nähe des letzten bekannten Punktes, des Vorgebirges Prason[1]), und hauptsächlich auf den Umstand, dass die Fahrten an den Küsten Hinterindiens und Malakkas anfänglich endlos nach Süden zu führen schienen.[2]) In der Zeit des Polybius war das erythräische Meer noch wenig befahren[3]), jene beiden Küstenstrecken waren noch unbekannt. Frühzeitige Angaben konnten ja da sein. Will man doch eine phönizische Inschrift aus der Zeit Alexanders des Grossen in Sumatra gefunden haben.[4]) Aber wenn das auch der Fall gewesen wäre, so würden solche Angaben als Gerüchte erschienen sein und diese fanden anfangs wenig williges Gehör, am allerwenigsten bei Polybius, der im nächsten Anschluss an unsere Stelle sich scharf gegen derartige Gerüchte ausspricht[5]) und der in Folge seiner Verachtung der Schiffer- und Kaufmannsangaben sich nicht scheute, den hochverdienten Pytheas einen vollendeten Lügner zu nennen.[6]) Es ist undenkbar, dass Polybius eine solche Angabe angenommen hätte, auch wenn sie schon möglich gewesen wäre, und hätte er es doch gethan, so müsste man dazu bedenken, dass er dann mit der Schliessung des erythräischen Meeres die gegründete Verwerfung der von ihm bekämpften Oceanlehre der älteren Geographen, insbesondere des Eratosthenes, schon in der Hand gehabt hätte. Polybius knüpft bereits den vorhergehenden Ueberblick über die Oekumene an das Erdbild des von ihm so hochgeschätzten Ephorus an.[7]) In diesem war der Nil noch Grenze zwischen Libyen und Asien und das Gebiet der Aethiopen war daselbst über die ganze Südküste der Oekumene vom winterlichen Sonnenaufgang bis zum entsprechen-

1) Ptol. geogr. IV 7, 12. 8, 2. Vgl. Gesch. d. w. E. d. Gr. IV 119. 135.

2) Gesch. d. w. E. IV 116. 119.

3) Strab. II C. 118. XVII C. 798. Gesch. d. w. E. IV 81 f. 84 f. 96.

4) The geographical Journal including the proceedings of the Royal geogr. society 1896 vol. VII p. 659. Wochenschr. für class. Philol. 1896 No. 40.

5) Polyb. III 38, 3: *τοὺς δὲ λέγοντάς τι περὶ τούτων ἄλλως ἢ γράφοντας, ἀγνοεῖν ἢ μύθους διατιθέναι νομιστέον.* Vgl. Gesch. d. w. E. IV 14.

6) Gesch. d. w. E. III 7. 21. 27.

7) A. a. O. IV 13. Polyb. V 33, 2. IX 1, 4. XII 27, 2.

den Westpunkte ausgedehnt.[1]) Nach der Anknüpfung an dieses Bild sind die Worte des Polybius zu deuten. Wir haben es also hier bei Aristoteles noch nicht mit der ausgebildeten Erdansicht des Marinus zu thun, sondern erst mit den Anfängen ihrer Entstehung und in diesen Anfängen steht nicht der Gedanke an die Geschlossenheit der Meere, wohl aber der an die Grenzen der Oekumene und an ihr Verhältniss zum Umfange der gemässigten Zone im Vordergrunde.

Auch die Scholastiker des Mittelalters haben trotz ihrer geringen Hülfsmittel die Deutung der aristotelischen Bemerkung über jene verschollene Erdansicht unternommen. Roger Baco gab seine Auffassung in einer Zeichnung kund. Er zeichnete zwei Kreise, einen über den andern. An den einander zugewendeten Seiten ist die Peripherie beider offen gelassen und von den Endpunkten der offenen Stelle des einen Kreises führen zwei gerade Linien zu den entsprechenden Punkten des andern hinüber. Die beiden Kreise sollen die Polarzonen der Erde vorstellen, der Raum zwischen den geraden Verbindungslinien einen verbindenden Oceanarm. Links von diesem Weltmeerarme stehen die Worte principium Indiae, rechts principium Hispaniae.[2]) Der Grundgedanke, die Annäherung der beiden Enden der Oekumene, ist hiermit richtig ausgedrückt, aber für Marinus, denn Baco verfiel auch in den Fehler, den Stand der Zonenlehre zur Zeit des Aristoteles nicht zu berücksichtigen. Von ihm ging die Erklärung mit der Zeichnung in die imago mundi des Cardinals d'Ailly über und hier lernte sie Columbus kennen.

Will man nach den Umständen fragen, unter denen sich die von Aristoteles hervorgezogene Meinung gebildet haben könne, so darf man sich nicht auf ihre Betrachtung beschränken. Ausser ihr haben wir uns nach der anderen schon bestehenden Lehre, der entgegengesetzten Lösung der Continentalfrage, der Annahme der Leute, die eben die neue Ansicht allzu unglaublich fanden, umzusehen. Sie kennen wir ja auch noch nicht. Beide sind als erste Erdansichten aufzufassen, zu denen die Geographie der Erdkugel kommen konnte, und bei deren Ausarbeitung die Ver-

1) Strab. I C. 34. Gesch. etc. I 83. 104.

2) A. v. Humboldt, Krit. Unters. I S. 83. Vivien de St. Martin, hist. de la géogr. p. 289. Konrad Kretschmer, Die Entdeckung Amerikas u. s. w. S. 261.

treter dieser neuen Fassung der geographischen Wissenschaft wohl zum ersten Male in zwei Parteien aus einander traten. Man muss also versuchen, die gegentheilige Ansicht zu finden und zu vergleichen. Das ist zunächst aus den Worten des Aristoteles klar (s. o. S. 110 Anm. 2), diese gegentheilige Ansicht war die der Mehrheit und musste so tiefe Wurzeln geschlagen haben, dass sie keinen Widerspruch aufkommen lassen wollte. Obgleich sich Aristoteles mit einem gewichtigen Grunde der Widersprechenden annimmt, ist er eigentlich doch selbst unter der Herrschaft jener weit verbreiteten Lehre geblieben.[1]) Er spricht sich zwar nirgends entschieden über die Oceanfrage aus, wahrscheinlich wartete er auf einen neuen Vorstoss der Länderkunde, der mit neuen Nachrichten Berichtigungen oder Beglaubigung des herrschenden Bildes bringen sollte.[2]) Er beruft sich aber doch, wenn auch nicht ohne Bedenken über die Gültigkeit der gewonnenen Zahlen, auf die Annahme, die Länge der Oekumene verhalte sich zu ihrer Breite wie 5 : 3.[3]) Dieses Verhältniss wäre aber unmöglich gewesen, wenn die im Norden und Süden eingeengte Oekumene fast den ganzen Längenraum der gemässigten Zone eingenommen hätte. Es zeigt vielmehr, dass die herrschende Ansicht zwei oder mehrere ökumenische Inseln in unserer gemässigten Zone suchte. Das geht nicht nur aus dem Ausdehnungsverhältniss 5 : 3 hervor, sondern auch aus der nothwendigen Annahme, dass nach der verbreiteten Meinung das Meer eben nicht eines sein sollte, das heisst, dass der Ocean, den wir im Westen finden, nicht derselbe sei, der im Osten unsere Oekumene bespült, dass die Trennung der beiden Enden unserer Erdinsel nicht durch einen einzigen Meeresarm bewirkt werde, sondern durch ein anderes oder mehrere andere ökumenische Systeme, wenn wir je eine ökumenische Insel mit dem sie einschliessenden Meere so nennen können. Ob die trennenden Meeresarme im Norden und Süden, also in der Richtung der unbewohnbaren Theile der Erde zusammenstiessen, oder nicht, das hing ab von der Länderkunde und von dem Stande der Zonen-

---

1) Sorof, geogr. Aristot. p. 13 f.

2) Gesch. d. w. E. d. Gr. II 119. 147.

3) Arist. meteor. II 5, 14: *Πολὺ γὰρ τὸ μῆκος διαφέρει τοῦ πλάτους· τὸ γὰρ ἀπὸ Ἡρακλείων στηλῶν μέχρι τῆς Ἰνδικῆς τοῦ ἐξ Αἰθιοπίας πρὸς τὴν Μαιῶτιν καὶ τοὺς ἐσχατεύοντας τῆς Σκυθίας τόπους πλέον ἢ πέντε πρὸς τρία τὸ μέγεθός ἐστιν, ἐάν τις τούς τε πλοῦς λογίζηται καὶ τὰς ὁδούς· ὡς ἐνδέχεται λαμβάνειν τῶν τοιούτων τὰς ἀκριβείας.*

lehre. Aber auch wenn sie zusammenhingen, konnte man sagen, dass das atlantische Meer im Westen nicht dasselbe sei, wie das Meer im Osten, das erst Simplicius auf seine Gefahr hin das erythräische nennt. Es galt dann dieselbe Auffassung, nach der wir heute den atlantischen Ocean vom pacifischen, den indischen von beiden getrennt benennen.

Zu den noch fehlenden Zügen jenes herrschenden Erdbildes kann uns nun eine aufmerksame Betrachtung der wenigen bekannten Erscheinungen führen, die von der ältesten Geschichte der Geographie übrig geblieben sind.

Schon die jonische Erdkarte zeigte, wie Herodot sagt, die kreisrunde Oekumene ganz von einem äusseren Ringmeere umgeben[1]), dessen thatsächlichen Bestand man nach allen Himmelsgegenden ausblickend nachzuweisen suchte.[2]) Da kam mit Pythagoras die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und fand zunächst in Unteritalien Freunde. Das war keine nebensächliche Erscheinung, wie man sie so lange betrachtet hat, die ganze Geographie wurde dadurch umgestürzt. Mit der Annahme der neuen Lehre musste sie einen ganz neuen Anfang machen. Der Versuch, das Bild des Festlandes von der bequemen Erdscheibe auf die Oberfläche der Kugel zu übertragen, entfesselte mit einem Male mehrere naheliegende, enge mit einander verflochtene, gefährliche Fragen. Am ergreifendsten und drückendsten muss der Gedanke an die Antipoden gewirkt haben. Nichts kann das Aufkommen der neuen Lehre dermassen erschwert haben, wie die unvermeidlichen Fragen nach der Hydrostatik der Erdkugel und nach der Möglichkeit der Antipodenstellung, die schon mit der Verschiedenheit der Scheitellinien mässig entfernter Punkte eintraten. Es ist nicht undenkbar, dass der Gedanke an die Kugelgestalt der Erde bereits vor Pythagoras aufgetaucht sei und dass die ihn begleitende Schwierigkeit schon den Anaximander gezwungen habe, seinem Erdkörper die ebene Oberfläche zu lassen, die nicht recht in seine Erklärung des Stillstandes der Erde passt.[3])

---

1) Herod. IV 36: *γελῶ δὲ ὁρέων γῆς περιόδους γράψαντας πολλοὺς ἤδη καὶ οὐδένα νοονεχόντως ἐξηγησάμενον· οἳ ὠκεανόν τε ῥέοντα γράφουσι πέριξ τὴν γῆν ἐοῦσαν κυκλοτερέα ὡς ἀπὸ τόρνου* —

2) Gesch. d. w. E. d. Gr. I 28 ff.

3) Vgl. Untersuchungen über das kosm. System des Xenophanes. Berichte der Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. 1894 Heft 2 S. 24. Die Zonenlehre des Parmenides. Ebend. 1895 Heft I. II S. 23. 79.

Es ist auffällig, dass sich in einem seiner Fragmente ein besonderer Hinweis auf die dem Menschengeschlechte als Standort dienende ebene Oberfläche erhalten hat[1]); es ist wahrscheinlich, dass die Antipodenfrage den Anaxagoras und Demokrit zu Gegnern der Lehre von der Erdkugel gemacht habe. Bei alledem gibt es kaum eine andere Seite der alten Wissenschaft, über deren Behandlung wir so wenig unterrichtet wären, keinen der weltbewegenden Gedanken hat die Ueberlieferung so stiefmütterlich bedacht. Erst von Aristoteles, dessen Lehre von der Bildung und dem Stillstande der Erdkugel oben S. 109 kurz beschrieben ist, erfahren wir, dass er dem von Anaximander an allmälig aufsteigenden, an eine besondere Untersuchung der kosmischen Begriffe Oben und Unten anknüpfenden Lösungsversuche eine Fassung zu geben wusste, die einleuchtende Gewalt zeigte und sie für viele Jahrhunderte behielt. Aus der älteren Behandlung des Problems lassen sich aber nur zwei Thatsachen erkennen, die etwa erwähnenswert sein könnten. Man hatte begonnen, die Gesetze der Kugellehre, den *σφαιρικὸς λόγος*, tiefsinnig zu entwickeln, und war dem Gedanken an die durchgängige Zusammengehörigkeit aller durch Scheitellinien verbundenen Punkte in dem Weltsysteme der concentrischen Kugeln des Himmels und der Erde nachgegangen. Die Weltansicht des Parmenides beruht ganz auf dieser Entwickelung und in der Art, wie Aristoteles die Zonengrenzen construiren lehrt, ist uns offenbar ein Stück von ihr erhalten.[2]) Andererseits muss das Licht der neuen Lehre von der Erdkugel so überwältigend gewirkt haben, dass es die Pythagoreer schlechterdings zur Forderung der Anerkennung der Antipodenlehre trieb. Im zweiten Buche seiner Geographie hatte Eratosthenes die Voraussetzungen und die Grundlagen der Wissenschaft besprochen. Es heisst bei Strabo: Dass man mathematische und physische Grundlehren einführen müsse, wird (von Eratosthenes) mit Recht ausgesprochen, auch dass die Erde, wenn sie kugelförmig sei, wie die Welt, auf beiden Hemisphären bewohnt sein

---

1) Hippolyt. phil. 6, 3 (Dox. gr. 559, 23 f.): *τὸ δὲ σχῆμα αὐτῆς γυρόν, στρογγύλον κίονι λίθῳ παραπλήσιον. τῶν δὲ ἐπιπέδων ᾧ μὲν ἐπιβεβήκαμεν, ὃ δὲ ἀντίθετον ὑπάρχει.*

2) S. Zonenlehre des Parmenides a. a. O. S. 79 f. Arist. meteor. II 5, 10 f.

müsse.[1]) Mit keiner anderen Uebersetzung kann man der wahren Bedeutung, dem vollen Inhalte des so oft nicht verstandenen und missverstandenen[2]) Wortes *περιοικεῖσθαι* besser beikommen. Es bezeichnet eben im Sinne der Erdkugelgeographie buchstäblich die Nothwendigkeit der Annahme von Periöken, d. h. von Bewohnern gleicher Breite und entgegengesetzter Länge für jede der gemässigten Zonen, mithin die Nothwendigkeit, die Antipodenstellung für möglich und wirklich zu erklären. Zweimal führen aber unsere Quellen das Wort *περιοικεῖσθαι* mit seinem tiefsinnigen Inhalte auf die Pythagoreer selbst zurück.[3])

War diese erste Schwierigkeit beseitigt, so führte jeder weitere Schritt auf Grundfragen der Geographie, die zum Theil schon den Joniern geläufig waren. Mit unserer Oekumene musste man anfangen, wenn man aber nach ihrer Ausdehnung und Begrenzung fragte, stand man unmittelbar vor der Weltmeerfrage und musste nach ihrer Lösung weiter gehen zu den Untersuchungen über die Beleuchtung der Kugel und über die Ursachen und Wirkungen der klimatischen Unterschiede. Unter den Händen der Geographen der Erdkugel entstand zuerst die erweiterte Oceanfrage, die nicht bei der Begrenzung unserer Oekumene stehen bleiben konnte, sondern weiter schreiten musste zur Betrachtung des Verhältnisses der Oekumene zur gesammten Erdoberfläche und der denkbaren Vertheilung dieser Erdoberfläche zwischen Meer und Festland, zur Continentalfrage. Die Unter-

1) Strab. I C. 62: *τὸ μὲν οὖν τὰς μαθηματικὰς ὑποθέσεις εἰσάγειν* [*δεῖν* Kramer] *καὶ φυσικὰς εὖ λέγεται, καὶ ὅτι εἰ σφαιροειδὴς ἡ γῆ καθάπερ καὶ ὁ κόσμος περιοικεῖται, καὶ τὰ ἄλλα τὰ τοιαῦτα.* Eine geringe Erweiterung findet die einfache Notiz des letzten Satzes durch eine Bemerkung im Streite Augustins gegen die Antipoden August. de civ. dei XVI, 9: et ex hoc opinantur alteram terrae partem, quae infra est, habitatione hominum carere non posse.

2) Des Strabo allg. Erdbeschreibung v. A. J. Penzel I S. 175. Géogr. de Strabon, nouvelle traduction par A. Tardieu I p. 106. Alfr. Maury, Journal des sav. Nov. 1873 p. 672 f.

3) Stob. ecl. I 26, 1 (Plac. phil. II 30, 1. Dox. gr. 361): *Τῶν Πυθαγορείων τινὲς μέν, ὧν ἐστι Φιλόλαος, τὸ γεωφανὲς αὐτῆς εἶναι διὰ τὸ περιοικεῖσθαι τὴν σελήνην καθάπερ τὴν παρ' ἡμῖν γῆν.* — Vgl. Xenoph. bei Lactant. de fals. sap. III 24, 12 und epit. institut. divin. 39. — Alex. polyhist. bei Diog. Laert. VIII, 1, 25: *μεταβάλλειν δὲ καὶ τρέπεσθαι δι' ὅλων, καὶ γίνεσθαι ἐξ αὐτῶν κόσμον ἔμψυχον, νοερόν, σφαιροειδῆ, μέσην περιέχοντα τὴν γῆν καὶ αὐτὴν σφαιροειδῆ καὶ περιοικουμένην.* (26) *εἶναι δὲ καὶ ἀντίποδας καὶ τὰ ἡμῖν κάτω ἐκείνοις ἄνω.*

suchungen über die klimatischen Zustände der Länder wurden zur Zonenfrage. Die jonischen Lehren von der allmäligen Verzehrung der Gewässer und von der Umbildung der Erdoberfläche (s. o. S. 99 f.) konnten bei dieser ersten Arbeit des Ueberganges nicht unmittelbar zur Wirkung kommen, denn vor allem Anderen handelte es sich um den Nachweis der zur Zeit bestehenden Verhältnisse. Entscheidend griff aber die Zonenlehre des Parmenides ein. Zwei Erkenntnisse, die von Anfang an mit dieser Zonenlehre unlösbar verbunden waren, führten auf den Weg, den die Forschung nach dem Zustande der Erdoberfläche einzuschlagen hatte, die Unveränderlichkeit der Zonen in ostwestlicher Ausdehnung und die nothwendige Correspondenz der nördlichen und südlichen Zonen. Aristoteles bringt beide zur Sprache. Die Ueberlegung zeigt, so sagt er, dass die Oekumene der Breite nach begrenzt ist, rings herum aber könnte sie der Temperatur wegen zusammenhängen, denn Hitze und Kälte steigern sich nicht im Verlauf der Länge, sondern der Breite. Der ganze Umfang wäre durchweg zugänglich, wenn das Meer nicht hindernd dazwischenträte.[1]) Wenige Zeilen weiter heisst es: Der Breite nach kennen wir die Oekumene bis zu den Grenzen der Bewohnbarkeit, da kann Niemand mehr wohnen vor Hitze, dort vor Kälte. Ausserhalb Indiens und der Säulen des Herakles aber bildet offenbar nur das Meer das Hinderniss für den vollständigen Zusammenhang der Oekumene.[2]) Sodann fährt er zur anderen Frage übergehend fort: Da es aber nach dem anderen Pole hin einen Ort geben muss, der dem gleich ist, den wir in unserer Annäherung an den bei uns oben stehenden Pol bewohnen, so leuchtet ein, dass an beiden Orten die anderen Zustände einander entsprechen werden und auch die Windrichtungen.[3]) Schon eine Seite früher

1) Arist. meteor. II, 5, 13: *ὅ τε γὰρ λόγος δείκνυσιν ὅτι ἐπὶ πλάτος μὲν ὥρισται, τὸ δὲ κύκλῳ συνάπτειν ἐνδέχεται διὰ τὴν κρᾶσιν· οὐ γὰρ ὑπερβάλλει τὰ καύματα καὶ τὸ ψῦχος κατὰ μῆκος ἀλλ' ἐπὶ πλάτος, ὥστ' εἰ μή που κωλύει θαλάττης πλῆθος ἅπαν εἶναι πορεύσιμον.*

2) A. a. O. § 15: *Καίτοι ἐπὶ πλάτος μὲν μέχρι τῶν ἀοικήτων ἴσμεν τὴν οἰκουμένην· ἔνθα μὲν γὰρ διὰ ψῦχος οὐκέτι κατοικοῦσιν, ἔνθα δὲ διὰ τὴν ἀλέαν. τὰ δὲ τῆς Ἰνδικῆς ἔξω καὶ τῶν στηλῶν τῶν Ἡρακλείων διὰ τὴν θάλατταν οὐ φαίνεται συνείρειν τῷ συνεχῶς εἶναι πᾶσαν οἰκουμένην.*

3) A. a. O. § 16: *Ἐπεὶ δ' ὁμοίως ἔχειν ἀνάγκη τόπον τινὰ πρὸς τὸν ἕτερον πόλον ὥσπερ ὃν ἡμεῖς οἰκοῦμεν πρὸς τὸν ὑπὲρ ἡμῶν, δῆλον ὡς ἀνάλογον ἕξει τά τ' ἄλλα καὶ τῶν πνευμάτων ἡ στάσις·* —

hatte er bemerkt, dass zwei Abschnitte der bewohnbaren Erde, einer im Norden, der andere im Süden, in Correspondenz stehen müssten.[1])

In diesen beiden nothwendigen Vorstellungen von der Correspondenz der nördlichen und südlichen Zonen und von der Trennung der uns bekannten durch das Meer lag nun der Gedanke an die Viertheilung des bewohnten Landes wie im Keime vor. Es handelte sich nur noch um die Frage, ob die heisse, unbewohnbare Mittelzone vom Meere, oder, wie Strabo einmal bemerkt[2]), von verbranntem Lande eingenommen werde. Hier scheint nun die alte jonische Ueberzeugung von dem Dasein des südlichen Oceans, an der sich sogar der zweifelsüchtige Herodot nicht irre machen liess[3]), auch für die Bearbeiter der neuen Geographie der Erdkugel den Ausschlag gegeben zu haben. Dahin führen uns die leitenden Spuren.

Aristoteles, dem es in seinem Capitel über die Winde allerdings nur darauf ankommt, entsprechende Windrichtungen für die nördlichen und südlichen Zonen festzustellen, hält sich in der Ausführung der Hypothesen sehr zurück. Nur das Naheliegendste sagt er von der Antökumene und von den Oekumenen der anderen Hemisphäre kein Wort. Von dem, was die Weltmeerfrage für diese Ausführungen bieten konnte, erwähnt er anfangs nur die unbestrittene Thatsache, dass das Meer die vollkommene Bewohnbarkeit unserer Zone verhindere. Aber mit einem Male führt ihn der Gedankengang zu einer Bemerkung, die für unsere Frage von grösster Bedeutung wird. Er erwähnt das südlich von Libyen gelegene äussere Meer, wo nicht wie in den gemässigten Zonen Nord- und Südwinde, sondern Ost- und Westwinde vorherrschen und abwechseln sollen.[4]) Das ist aber ein nicht misszuverstehender Hinweis auf die Existenz einer Lehre von der Erfüllung der heissen Zone durch einen Arm des Weltmeeres. Noch einmal

---

1) A. a. O. § 10: *δύο γὰρ ὄντων τμημάτων τῆς δυνατῆς οἰκεῖσθαι χώρας, τῆς μὲν πρὸς τὸν ἄνω πόλον τὸν καθ' ἡμᾶς, τῆς δὲ πρὸς τὸν ἕτερον καὶ πρὸς μεσημβρίαν* —

2) Strab. II C. 111: *οὔτε δὲ ὠκεανὸς ἐν μέσῳ τῆς καθ' ἡμᾶς οἰκουμένης ἐστὶ τέμνων ὅλην, οὔτ' οὖν διακεκαυμένον χωρίον.*

3) Herod. I 203. IV 42.

4) Arist. meteor. II 5, 18: — *ἐπεὶ περὶ τὴν ἔξω Λιβύης θάλατταν τὴν νοτίαν, ὥσπερ ἐνταῦθα οἱ βορέα καὶ οἱ νότοι πνέουσιν, οὕτως ἐκεῖ εὖροι καὶ ζέφυροι διαδεχόμενοι συνεχεῖς ἀεὶ πνέουσιν.* Vgl. Sorof, geogr. Arist. p. 14.

deutet Aristoteles auf den Zusammenhang des erythräischen Meeres mit dem atlantischen hin[1]) und eine andere Stimme aus der Mitte des vierten Jahrhunderts erwähnt diese Ansicht auch und zwar merkwürdigerweise als die einer Minderzahl.[2])

Neben diesen Hinweisen auf die Weltmeerlehre der älteren Zeit der Erdkugelgeographie besitzen wir noch eine andere Andeutung, viel weittragender, wenn auch ein wenig dunkler. Plato wird in seiner mythischen Beschreibung des Gesammtcomplexes der Erde bei den Angaben über die vier Hauptströme durch die Erwähnung des Okeanos gezwungen, die Aufmerksamkeit einen Augenblick auf die eigentliche Oberfläche der festen Erdkugel zu richten, was er sonst bei dieser Gelegenheit vermeidet. Der Ocean war von dieser Erdoberfläche nicht zu trennen. Er läuft auch nach ihm aussen rings um die Erde herum. Wenn nun Plato weiter gleich von dem zweiten Strome Acheron sagt, erstens, dass er eine dem Okeanos entgegengesetzte Richtung habe, zweitens, dass er unbewohnte Gegenden durchlaufe[3]), so müssen wir nach meiner Ansicht aus diesem Bilde, wie rasch es auch wieder verschwindet, doch erkennen, dass die Vorstellung von zwei Gürteloceanen schon vorhanden war, dass er unter dem Okeanos einen meridionalen, unter dem Acheron einen äquatorialen Weltmeerarm verstand.

Diese alte Annahme finden wir nun zunächst wieder als einen Grundbestandtheil der Geographie der Stoiker. Sie gingen zurück auf die jonische Lehre von der Verdampfung des Wassers, durch welche die Gestirne ernährt und die Erde allmälig blossgelegt werden sollte. Zeno behauptete, unter dem Chaos Hesiods sei das Wasser zu verstehen, in ihm bilde sich Niederschlag und

---

1) Arist. meteor. II 1, 10: *Ἔτι δ' ἐπεὶ πλείους εἰσὶ θάλατται πρὸς ἀλλήλας οὐ συμμιγνύουσαι κατ' οὐδένα τόπον, ὧν ἡ μὲν ἐρυθρὰ φαίνεται κατὰ μικρὸν κοινωνοῦσα πρὸς τὴν ἔξω στηλῶν θάλατταν*, —

2) Scyl. peripl. 111 Geogr. gr. min. ed. Mueller I p. 95: *λέγουσι δέ τινες τούτους τοὺς Αἰθίοπας παρήκειν συνεχῶς οἰκοῦντας ἐντεῦθεν εἰς Αἴγυπτον καὶ εἶναι ταύτην τὴν θάλατταν συνεχῆ, ἀκτὴν δὲ εἶναι τὴν Λιβύην.*

3) Plat. Phaed. p 112 E: *τυγχάνει δ' ἄρα ὄντα ἐν τούτοις τοῖς πολλοῖς τέτταρ' ἄττα ῥεύματα, ὧν τὸ μὲν μέγιστον καὶ ἐξωτάτω ῥέον πέρι κύκλῳ ὁ καλούμενος Ὠκεανός ἐστι, τούτου δὲ καταντικρὺ καὶ ἐνατίως ῥέων Ἀχέρων, ὃς δι' ἐρήμων τε τόπων ῥεῖ* —. Vgl. Gesch. d. w. E. der Gr. II 137—140.

aus diesem, wenn er fest werde, der Erdkörper.[1]) Das ist die Grundvorstellung, aus der sich die Gedankenreihe entwickeln liess. Sein Schüler Kleanthes erscheint als Zeuge für die Annahme, dass in der verbrannten Zone zwischen den Wendekreisen der Ocean fliesse; die Sonne nähre sich von den Ausdünstungen seiner Fluthen und könne darum nur zwischen den Wendekreisen ihre Bahn beschreiben.[2]) Chrysippus lehrte, die feste Erde sei als der innerste Kern der Welt, als ihr Knochengerüste zu betrachten. Sie sei von dem ihr nächsten Elemente, dem Wasser, wie mit einem Kugelmantel überdeckt, doch ragten gewisse Erhebungen der Erdmasse über das Wasser empor — um Menschen und Landthieren Wohnstätten zu bieten, setzt Strabo hinzu —, die kleinen nenne man Inseln, die grossen Festländer, nicht bedenkend, dass diese eigentlich auch Inseln wären.[3]) Zusammengefasst und zu einem vollendeten Bilde vereinigt finden wir diese stoischen Lehren in dem Globus des Krates Mallotes. Die Erdoberfläche war auf diesem Globus, wie bekannt, vierfach getheilt. Ein meridional gerichteter Arm des Weltmeeres schnitt rechtwinklig einen äquatorial gerichteten und beide Gürtelmeere theilten das

1) Schol. Apoll. Rhod. I 498: *Ζήνων δὲ ὁ στωικὸς τὸ παρ' Ἡσιόδῳ χάος ὕδωρ φησὶν εἶναι, οὗ συνιζάνοντος ἰλὺν γενέσθαι, ἧς πηγνυμένης στερεμνιοῦσθαι τὴν γῆν.*

2) Gemin. isag. 13: *ὑπὸ δὲ τὴν διακεκαυμένην ζώνην τινὲς τῶν ἀρχαίων ἀπεφήναντο, ὧν ἐστι καὶ Κλεάνθης ὁ στωικὸς φιλόσοφος, ὑποκεχύσθαι μεταξὺ τῶν τροπικῶν τὸν ὠκεανόν.* Cic. de nat. deor. III 14: Quid enim? non eisdem vobis placet, omnem ignem pastus indigere, nec permanere ullo modo posse, nisi alatur. Ali autem solem, lunam. reliqua astra aquis, alia dulcibus, alia marinis? Eamque causam Cleanthes affert, cur se sol referat, nec longius progrediatur solstitiali orbe, itemque brumali, ne longius discedat a cibo. Vgl. dazu Macrob. somn. Scip. II 9 sat. I 23. Unter dem Posidonius, den Makrobius neben Kleanthes nennt, glaubte ich früher (Geogr. Fragm. des Eratosth. 23 Anm. 4) mit H. Brandes einen älteren Stoiker verstehen zu müssen. Es ist aber möglich, dass auch hier eine historische Bemerkung des Pos. fälschlich als seine eigene Lehre auftrete.

3) Stob. I 21, 5 (Dox. gr. 465, 19): *τὸ γὰρ τῆς πάσης οὐσίας πυκνότατον ὑπέρεισμα πάντων εἶναι κατὰ φύσιν ὅνπερ τρόπον ἐν ζῴῳ τὰ ὀστέα, τοῦτο δὲ καλεῖσθαι γῆν. περὶ δὲ ταύτην τὸ ὕδωρ περικεχύσθαι σφαιρικῶς, ὁμαλωτέραν τὴν ἰσχὺν διειληχός· τῆς γὰρ γῆς ἐξοχάς τινας ἐχούσης ἀνωμάλους διὰ τοῦ ὕδατος ἐς ὕψος ἀνηκούσας, ταύτας μὲν νήσους καλεῖσθαι, τούτων δὲ τὰς ἐπὶ πλεῖον διηκούσας ἠπείρους προσηγορεῖσθαι ὑπ' ἀγνοίας τοῦ περιέχεσθαι καὶ ταύτας πελάγεσι μεγάλοις.* Vgl. Strab. XVII C. 809 f. Achill. Tat. Petav. Uranol. p. 126 A f.

hervorragende Festland in die vier ökumenischen Inseln[1]), die man, wie Chrysippus bemerkte, fälschlich als Festländer bezeichnete. Kleomedes endlich, der sich zu den strengeren Stoikern hält, setzt uns auseinander, dass die Existenz von Antöken, Periöken und Antipoden, die für uns unerreichbar wären wegen der verbrannten Zone und des zwischenliegenden Oceans, auf Grund der Physiologie angenommen werden müsse.[2])

Aus der Lehre vom Rückgange der Gewässer allein liess sich dieses eine, scharf bestimmte Bild nicht ableiten. Die Menge der möglichen Gegensätze hätte es nicht aufkommen lassen. Es kann nicht anders sein und die Spuren bei Aristoteles und bei Plato weisen darauf hin, die Stoiker müssen ein schon fertiges Bild mit jener Hypothese in Verbindung gesetzt haben und sind gewiss teleologischen Spuren nachgegangen. Die Verbindung der Annahme eines äquatorialen Oceans mit der Lehre von der Verzehrung des Wassers durch die Sonne konnte nur bestehen, wenn man glaubte, die Erhebung der vier grossen Erdinseln der beiden gemässigten Zonen sei in den Erhebungen und Einsenkungen des festen Kernes der ursprünglichen Wassersphäre schon vorgezeichnet gewesen, also besonders durch eine sehr tiefe Rinne zu beiden Seiten des Aequators. Teleologische Auffassung zeigt auch die Lehre des Kleanthes und die Aeusserung Strabos über die Nothwendigkeit von Wohnstätten für Menschen und Landthiere. Letzterer hat auch den Gedanken an die Veränderungen der Erdoberfläche an die Grundlehren des Chrysippus angeschlossen. Er thut das aber in einer Weise, die erkennen lässt, dass er von einem eigenen Erklärungsgange der Stoiker nichts wusste, denn er kommt nur zu allgemeinen Bemerkungen über die Nothwendigkeit des Wechsels von Wasser und Land auf Grund der Wandelbarkeit der Elemente, was er allenthalben finden konnte.[3])

---

1) S. Gesch. der wiss. Erdk. der Gr. III 120 f. 127 f.

2) Cleomed. p. 14. Balf. 26, 28 f. Ziegl.: *Ὅτι δὲ εἶναι δεῖ καὶ περιοίκους καὶ ἀντίποδας καὶ ἀντοίκους, φυσιολογία διδάσκει, ἐπεὶ οὐδέν γε τούτων καθ' ἱστορίαν λέγεται. Οὔτε γὰρ πρὸς τοὺς περιοίκους ἡμῖν πορεύεσθαι δυνατὸν διὰ τὸ ἄπλωτον εἶναι καὶ θηριώδη τὸν διείργοντα ἡμᾶς ἀπ' αὐτῶν ὠκεανόν, οὔτε πρὸς τοὺς ἔχοντας τὴν ἀντεύκρατον, ἐπεὶ ἀδύνατον ἡμῖν τὴν διακεκαυμένην ὑπερβῆναι. Τὰ δ' ἐπίσης εὔκρατα κλίματα τῆς γῆς καὶ οἰκεῖσθαι ἐπίσης ἀναγκαῖον· φιλόζῳος γὰρ ἡ φύσις, καὶ ὅπου δυνατὸν τῆς γῆς πάντα ἐμπεπλῆσθαι καὶ λογικῶν ζῴων καὶ ἀλόγων, λόγος αἱρεῖ.*

3) Strab. XVII C. 810.

Wie die Lehre von der Verdampfung des Wassers und von der Ernährung der Gestirne durch das Wasser von den Joniern entlehnt war, gleicherweise die Lösung der Frage nach den Grenzen der Oekumene, der einzige Anhaltepunkt, den die Länderkunde für die Oceanographie der Erdkugel bieten konnte, so haben also die Stoiker auch ihr Erdbild, das Bild der viertheiligen Kugel und der gekreuzten Gürteloceane, von älteren Geographen übernommen. So erklärt es sich, dass schon Aristoteles und Plato den Grundzug ihres Erdbildes kennen, es lässt sich aber für unsere Annahme noch ein anderer Beleg anführen, der mit Platos Aeusserung zusammengenommen auch einen Schluss auf die Herkunft jener herrschenden Ansicht von der Vertheilung der Erdoberfläche zulässt.

Unter den Zahlen, die man für das Verhältniss der Länge zur Breite der Oekumene fand[1]), ist eine, deren Entstehung nicht erklärt werden kann, eine andere, von der wir mit Aristoteles nur annehmen können, dass sie aus Zusammenrechnung von Reisemaassen hervorgegangen sei. Die eine, 3 : 2, wird dem Demokrit und später dem Dicäarch zugeschrieben, auf die andere, 5 : 3, berief sich Aristoteles selbst (s. o. S. 115 Anm. 3). Wir haben noch eine dritte, 2 : 1, die des Eudoxus. Berücksichtigt man nun die Bedeutung ihres Urhebers für die Astronomie und die Geometrie, so wird man leicht zu dem Versuche geneigt sein, sie anders zu erklären. Das ist aber bald gethan. Man kann sie betrachten als das Verhältniss der Länge eines Erdviertels zu seiner Breite, das heisst des halben Aequators zu einem Viertelmeridian. Dieses Verhältniss musste den Vertretern der Viertheilung der Erdoberfläche zuerst maassgebend erscheinen für die Ausdehnung der im Tetartemorion enthaltenen Oekumene. Dasselbe liegt auch offenbar noch der später mit Rücksicht auf die Zonenlehre modificirten Annahme zu Grunde, die Länge müsse etwas mehr als die doppelte Breite betragen.[2]) Wenn man nun bedenkt, dass Plato und Eudoxus sich in vielen Stücken an die

1) Agathem. geogr. inf. 2 (Geogr. gr. min. ed. Mueller II p. 471): *Πρῶτος δὲ Δημόκριτος, πολύπειρος ἀνήρ, συνεῖδεν, ὅτι προμήκης ἐστὶν ἡ γῆ, ἡμιόλιον τὸ μῆκος τοῦ πλάτους ἔχουσα· συνήνεσε τούτῳ καὶ Δικαίαρχος ὁ περιπατητικός. Εὔδοξος δὲ τὸ μῆκος διπλοῦν τοῦ πλάτους,* —

2) Strab. I C. 64: *ὅτι μὲν γὰρ πλέον ἢ διπλάσιον τὸ γνώριμον μῆκός ἐστι τοῦ γνωρίμου πλάτους, ὁμολογοῦσι καὶ οἱ ὕστερον καὶ τῶν παλαιῶν οἱ χαριέστατοι·* —

Pythagoreer anlehnten, dass Pythagoreer und Schüler der Pythagoreer die Begründer der Geographie der Erdkugel waren, so liegt es schon dadurch nahe, den Ursprung jenes herrschenden Erdbildes bei dieser Philosophenschule zu suchen. Ihrer Neigung zur Mathematik würde es auch entsprechen, dass Krates bei seinen Angaben über den äquatorialen Ocean sich mathematischer Darstellung befleissigte.[1])

Man kann nun weiter daran denken, dass die Viertheilung der Erdoberfläche, die durch ihre bestechende Symmetrie weit verbreitet und gehalten wurde und die wissenschaftliche Erdkunde der Griechen lange überlebt hat[2]), obschon sie anscheinend richtig aufgebaut war auf dem Gedanken an die Correspondenz der Zonen, auf der jonischen Lösung der engeren Weltmeerfrage und auf dem Grundsatz, die Natur müsse überall, wo sie gleiche Bedingungen vorfinde, auch gleiches Leben entfalten, schliesslich doch als ein hypothetischer Uebergriff erscheinen muss. Man sieht das am besten, wenn man die vorsichtige Fassung der Lehre vom Zusammenhange des Oceans vergleicht, die dem Posidonius angehören muss und von der oben S. 101 f. die Rede war. Keine Schule der griechischen Philosophie war aber mehr zu solchen Uebergriffen geneigt, als die Pythagoreer. Es ist bekannt, dass Aristoteles ihnen vorwerfen konnte, sie hätten der heiligen Zehnzahl zu liebe einen besonderen Planeten erfunden[3]); man kann an ihre Uebertragung der harmonischen Verhältnisse und gewisser Zahlen auf die Entfernungen der Himmelskörper denken[4]) und ihr überaus kühner und genialer Fortschritt von der Lehre der Kugelgestalt der Erde zu ihrer Bahnbewegung ist im Grunde genommen ein ähnlicher Uebergriff gewesen. Die solide Basis fehlte ihm noch und die folgerichtige und überzeugende Entwickelung der Astronomie und der astronomischen Geographie, die in ihren Anfängen im Alterthum an die Behandlung der Kugellehre, des Systems der concentrischen Kugeln des Himmels

---

1) Strab. I C. 31: *ὁ μὲν γὰρ ἀκολουθῶν τοῖς μαθηματικῶς λέγεσθαι δοκοῦσι τὴν διακεκαυμένην ζώνην κατέχεσθαί φησιν ὑπὸ τοῦ ὠκεανοῦ.*

2) Vgl. die geogr. Fragm. des Eratosth. S. 9. Gesch. der wiss. Erdk. der Gr. III 129.

3) Arist. de coel. II 13, 1. — metaph. I 5.

4) Arist. de coel. II 9. Plut. de anim. procreat. p. 1028. Theon. Smyrn. ed. Hill. p. 12. 47. 139. Macrob. somn. Scip. II 1. Vgl. im Allg. Gomperz, Griech. Denker S. 83 f. 90.

und der Erde und im Allgemeinen vor allem Anderen an fortgesetzte Beobachtung gebunden war, konnte durch diesen vorzeitigen Fortschritt leicht gehemmt und gefährdet werden, wenn er nicht unter verschiedenen Verhältnissen von zeitgemässen Männern ersten Ranges wie Aristoteles und Hipparch, vielleicht schon in allem Anfange von Parmenides[1]), gebändigt und in seinen hypothetischen Grenzen gehalten worden wäre. Hier, in der Geographie der Erdkugel, mag es die vollendete Symmetrie gewesen sein, von der sich die Pythagoreer oder ihre geographischen Schüler bei Entwerfung des Erdbildes leiten liessen.

Gegen dieses Erdbild nun war die Ansicht gerichtet, die Aristoteles als nicht allzu unglaublich in Schutz nimmt. Nach der Ansicht der Neuerer lag Indien nicht weit von Spanien, nur durch den einen atlantischen Meeresarm von ihm getrennt; nach jener alten noch herrschenden Lehre, die ich nun für pythagoreisch halten muss, lag zwischen den beiden Ländern wie gesagt nicht ein Meer, sondern zwei Meeresarme, zwischen denen noch die Oekumene der Periöken ausgedehnt war.

Wer waren nun jene von Aristoteles erwähnten Neuerer unter den Geographen der Erdkugel, so kann man weiter fragen, aber vergeblich. Von den Begründern dieser Geographie kann man den Pythagoras nennen, als den ersten Vertreter der Lehre von der Kugelgestalt der Erde. Die Möglichkeit, bestimmt auf den Parmenides als den Vollender der grundlegenden Lehre von den physisch-geographischen Erdzonen hinzuweisen, ist durch die Erhaltung einer Angabe des Posidonius bei Strabo gerade noch gerettet worden.[2]) Von da an beginnt aber eine Zeit der tiefsten Dunkelheit. Anhänger der versprengten Pythagoreer, die in Theben und anderwärts Zuflucht, Freunde und Schüler fanden, waren sie gewiss nicht. Die alte Philosophie hatte die Quelle der geographischen Wissenschaft erschlossen, sie wandte sich aber selbst bald wieder von ihr ab auf dem Wege einer neuen, nothwendigen Wendung ihrer eigenen Entwickelung und sie entzog dazu jener Tochterwissenschaft die Aufmerksamkeit der literarischen Welt. Für den Erforscher der Geschichte der Geographie ist es ein drückendes Gefühl, zu lesen, mit welcher sachgemässen Gleichgültigkeit der platonische Sokrates den wichtigen Streit

1) S. die Zonenlehre des Parmenides S. 80 f. (Berichte der Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wiss. phil.-hist. Cl. 1895 I. II.).

2) Strab. II C. 9

berührt und verlässt, der zwischen dem Verfechter der Scheibengestalt der Erde, Anaxagoras, und seinen pythagoreisch gesinnten Gegnern ausgefochten worden sein muss[1]); wie Isokrates im hohen Alter sich der Wendung der Dinge fügt und den Rath gibt, man solle den Jünglingen, nur um sie vor schlimmeren Dingen zu behüten, die Beschäftigung mit den Wissenschaften gestatten[2]); wie Xenophon bemüht ist, seinen verehrten Lehrer von dem Verdachte lebendig um ihn her wirkender, tiefer Wissenschaftlichkeit rein zu waschen[3]), bloss aus Scheu vor einer kurzlebigen Zeitströmung, die sich gegen die Philosophie und ihre Ausläufer erhoben hatte.

Hier haben wir aber einen Punkt berührt, der doch noch ein wenig Anhalt für unsere Frage bieten kann. Jene Zeitströmung herrschte in Athen etwa vom peloponnesischen Kriege bis in das vierte Jahrhundert hinein. Sie war gegen die Uebergriffe der Philosophie und auch gegen die Wissenschaften der Astronomie, Geometrie und Geographie gerichtet. Bequemen Einblick in diese Verhältnisse bietet uns Aristophanes[4]), was die Geographie insbesondere angeht, der Geschichtschreiber Herodot. Er ist nicht der erste Geograph, wie man ihn so lange fälschlich genannt hat und am liebsten ungestört weiter nennen möchte, er ist ein Gegner der jonischen Geographie und ein Verächter der pythagoreischen, der Typus des mathematisch ungebildeten Publikums seiner Zeit, das von der Astronomie nur den Kalender, von der Geometrie nur die Ackervermessung[5]), von der Geographie nur nützliche Kenntniss der Länder und Völker zulassen wollte, mit denen man in Verbindung stand. Sein Verdienst als Geschichtschreiber, namentlich der Versuch, die Weltgeschichte mit einer praktischen Länderkunde zu verschmelzen, soll ihm natürlich in keiner Weise geschmälert werden. Aber gerade dieser Versuch, das Bestreben, das anscheinend allein Brauchbare auszusondern, drängte ihn zur Kritik der Geographie. Es ist hier nicht der Ort, auf seine Widersprüche und Missgriffe zurückzukommen[6]), nur die Hauptzüge seiner Haltung sind zu erwähnen.

1) Plat. Phaed. p. 97 C. f.
2) Isocrat. panath. 29 ff. ed. Bekk.
3) Xenoph. memor. IV 7, 2 ff.
4) Aristoph. nub. 134—220. — av. 179 ff. 690 ff. 992 ff. u. ö.
5) Xenoph. a. a. O.
6) Vgl. Gesch. der wiss. Erdk. der Gr. I 39. 42. 141 ff.

Die Erdkugelgeographie der Pythagoreer und des Parmenides liess er ganz ausser Betracht. Sie war ihm fremd geblieben, er kannte aber einzelne Aeusserungen ihrer Anhänger. Man achte darauf, dass er die Angabe, die Schiffer, die Afrika umsegelt haben sollten, hätten bei ihrer westwärts gerichteten Fahrt die Sonne zur rechten Hand gehabt, also die Möglichkeit, den Wendekreis nach Süden hin zu überschreiten, für unannehmbar erklärt.[1]) Der Zweifel muss von einem Manne erhoben worden sein, der mit der damals gültigen Zonenlehre der Erdkugel vertraut war. Herodot kann ihn aber gar nicht verstanden haben, denn seine anderwärts ausführlich dargelegte Ansicht von dem Laufe der Sonne, die im Winter über dem südlichen Libyen, im Sommer aber weit nordwärts von da stehen sollte, war mit diesem Zweifel schlechterdings unvereinbar.[2]) An der Umschiffung Afrikas zweifelte er nicht. Gegen die ausgedehnte Länderkunde der Jonier, besonders des Hekatäus, wendet er sich schroff mit der Forderung, man solle nur Nachrichten annehmen, die von glaubwürdigen Augenzeugen vertreten würden.[3])

Nun gab es in der ältesten Zeit der erwachenden Aufmerksamkeit auf die Erdkunde, als die Milesier das schwarze Meer kennen lernten und bald ringsum mit ihren Handelsplätzen besetzten, Nachrichten über einen alten Handelsweg, der von der Nordküste des Meeres tief hinein in das Innere Asiens führte.[4]) Seine Richtung und Ausdehnung mag natürlich vielfach missgedeutet worden sein, es ist aber nicht unmöglich, dass von dieser Seite her dunkle Kunde gekommen sei von einer langen Reihe fremdartiger Völker, am Ende von einem mächtigen, glücklichen Reiche des fernsten Ostens, vielleicht von einem anderen Meere daselbst.[5]) Ein altes Gedicht, das dem Aristeas von Prokonnesus zugeschriebene Arimaspenlied, dessen Verbreitung und Bekanntheit sich gleich im Anfange des fünften Jahrhunderts und noch viel

---

1) Herod. IV 42: *καὶ ἔλεγον ἐμοὶ μὲν οὐ πιστά, ἄλλῳ δὲ δή τεῳ, ὡς περιπλώοντες τὴν Λιβύην τὸν ἥλιον ἔσχον ἐς τὰ δεξιά.*

2) Herod. II 25. 26.

3) Herod. II 29. 99. III 115. IV 16 f. 24 u. ö.

4) Herod. IV 21—28.

5) Vgl. W. Tomaschek, Kritik der ältesten Nachrichten über den skythischen Norden. I. Ueber das arimaspische Gedicht des Aristeas. Wien 1888 bes. S. 20 ff. 50 ff. (Sitzungsberichte der Kais. Akad. der Wiss. phil.-hist. Classe Bd. CXVI. XV.).

früher zeigt[1]), besang diesen Weg. Wie es die milesischen Geographen fertig gebracht haben, sich mit den Angaben über diese weiten Strecken dermassen abzufinden, dass ihr Dogma von der Kreisgestalt der Erdkarte und des abschliessenden Weltmeeres nicht gestört wurde, wissen wir bis jetzt noch nicht. Als sich aber mit der Reaction gegen die Annahmen und Schöpfungen der alten Physik und Meteorologie auch der erste kritische Sturm gegen die Erdkunde erhob, als Herodot mit seinem Grundsatze, nur zuverlässigen Augenzeugen dürfe man glauben, die Kenntniss der Jonier von dem westlichen und nordwestlichen Europa aufgab[2]), da musste auch die Kunde von der alten Karawanenstrasse, die ja auch nur zum geringsten Theile auf Beschreibung von Augenzeugen beruhte, als ein Weg ohne Ende erscheinen. Wie von einer West- und Nordgrenze wollte Herodot auch von einer Ostgrenze des Festlandes nichts mehr hören.[3])

Wenn irgend ein Stück der alten Länderkunde die Entstehung der von Aristoteles berichteten Ansicht begreiflich machen kann, so ist es die Kenntniss von dieser alten Handelsstrasse. Zu einem klaren Blick auf die Verhältnisse und den Bestand der die Ansicht vertretenden Partei verhilft uns indess diese Thatsache auch nicht. Herodot hatte nichts mit den Schützlingen des Aristoteles zu thun. Er hielt, wie seine Angabe über die Zeit der grössten Tageswärme in Indien positiv darthut[4]), an der Scheibengestalt der Erde fest, jene Partei aber, das dürfen wir nicht ausser Acht lassen, arbeitete ja gerade mit ihrer lebenskräftigen Hypothese von dem Verhältnisse der Ausdehnung der Oekumene zum Umfang der Erde für die Geographie der Erdkugel. Dass aber ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden Richtungen bestehe, bleibt immerhin möglich. Geographen der mathematischen Richtung konnten zur Erkenntniss der Anfechtbarkeit bisher gewonnener Sätze ihrer Wissenschaft getrieben werden und konnten ihre Aufmerksamkeit auf Thatsachen richten, die von ihren Vorgängern vernachlässigt, von den Vertretern der feindlichen Zeitströmung aber als Waffen benutzt wurden. Am ehesten könnte man meines Erachtens an Männer denken, die

1) Aeschyl. Prom. vinct. 803 f. Tomaschek a. a. O. S. 18.
2) Herod. III 115. IV 45.
3) Herod. IV 40. 44.
4) Herod. III 104.

nach dem Scheitern der letzten Kämpfe gegen die Lehre von der Kugelgestalt der Erde sich entschliessen mussten, diese Lehre anzunehmen, wie der Demokriteer Bion von Abdera[1]), der auf die halbjährige Nacht des Pols hinwies. Sie konnten, in ganz anderen Schulen erwachsen, sich gegen die herrschende pythagoreisirende Behandlungsweise sträuben, wie es ihr Vertheidiger Aristoteles in andern Fragen that, und konnten die Kritik gegen sie und ihre bisher gewonnenen Resultate eröffnen. Hiermit tritt nun der Zusammenhang der beiden Annahmen, der von der Ausdehnung der Oekumene und der von der Geschlossenheit der Meeresbecken, erst zu Tage, denn die letztgenannte Lehre richtete sich ja auch gegen die pythagoreische Lösung der Continentalfrage.

Einen dauernden Erfolg hat aber diese Kritik nicht sofort zu erringen vermocht. Ausser der klaren Erwähnung bei Aristoteles lässt sich kaum eine haltbare Spur ihres Daseins entdecken. Ptolemäus setzt im fünften Capitel des siebenten Buches der Geographie die Abgeschlossenheit der die Oekumene berührenden Meerestheile ausführlich aus einander und schliesst das ganze Buch mit der Bemerkung, der Ocean sei nicht zusammenhängend und nur im Westen Europas und Libyens zu finden, nach den Forschungen der Aelteren.[2]) In den letzten Worten dieser Bemerkung könnte man allenfalls einen Hinweis auf ältere Geographen erblicken, deren sich Hipparch in seiner Kritik der eratosthenischen Lehre vom Zusammenhange des Oceans angenommen hätte (s. o. S. 90). So ist auch in dem hochinteressanten Schlusse der Redaction des dem Scylax von Karyanda zugeschriebenen Periplus, die in das vierte Jahrhundert gehört[3]), die südliche Begrenzung Libyens durch ein mit dem erythräischen zusammenhängendes Meer als eine nur von Etlichen behauptete Annahme ausgesprochen[4]) und Polybius (s. o. S. 112 Anm. 1) nahm

1) Diog. Laert. IV 7, 11 (58). Vgl. Gesch. der wiss. Erdkunde der Gr. I 137.

2) Ptol. geogr. VII 7 § 4: *Διατέθειται δὲ καὶ τὸ ἐγνωσμένον τῆς γῆς μέρος, ὡς μὴ περιρρέοντος τοῦ Ὠκεανοῦ μηδαμόθεν, ἀλλὰ μόνοις παρακειμένου τοῖς πρὸς Ἰάπυγα καὶ θρασκίαν γεγραμμένοις πέρασι τῆς τε Λιβύης καὶ τῆς Εὐρώπης, ἀκολούθως ταῖς τῶν παλαιοτέρων ἱστορίαις.*

3) Ich beziehe mich hier in letzter Instanz auf noch ungedruckte Mittheilungen Wilh. Sieglins.

4) Scylac. periplus 111 m. p. 250 ed. Klausen. Geogr. gr. min. I p. 95: *Λέγουσι δέ τινες τούτους τοὺς Αἰθίοπας παρήκειν συνεχῶς*

diesen Gedanken wieder auf. Man könnte schliessen, dass der Schreiber dieser letzten Worte oder sein Gewährsmann den Gegnern der pythagoreischen Oceanlehre angehört habe. Auf jeden Fall wurde sie bald wieder unterdrückt, denn in ihrer Blüthezeit hat sich die griechische Geographie, was diese Frage angeht, ganz anders verhalten. Seit Eratosthenes, vielleicht schon seit dessen nie zu vergessendem Vorgänger Dicäarch[1]), hat die Lehre von dem Zusammenhange aller Theile des Weltmeeres wieder Alles beherrscht und hat diese Herrschaft behalten, trotz der Einsprüche von Seiten des Hipparch und Polybius, trotz der scharfen Abwendung des Marinus und Ptolemäus, gefördert durch Posidonius und seine Schule und in ihrer ursprünglichsten, pythagoreischen Fassung von den Anhängern der Stoa und als willkommenes Material der Alles durchdringenden Rhetorik in allen Bildungskreisen verbreitet.

Auch die Kenntniss jenes alten asiatischen Handelsweges, der gewiss fort und fort beschritten und belebt gewesen ist, blieb für die griechische Geographie auf lange Zeit verschollen. Die Länderkunde, bei der die wissenschaftliche Erdkunde ihre Berechtigung, Bekräftigung und Erweiterung zu holen hatte, wurde in eine neue Richtung gedrängt, die eine neue Epoche der Wissenschaft eröffnete.[2]) Auf den Wegen der Seefahrt, des Handels und der Colonisation hatten die Jonier ihren bedeutenden Bestand der Länderkunde zusammengebracht. Schon Herodot beschränkte ihn gewaltig, indem er nur noch Augenzeugen zulassen wollte. Nach den Perserkriegen ergriffen vorwiegend politische Factoren, Krieg, Eroberung, Gesandtschaftsverkehr die Leitung. Der lange vorbereitete Alexanderzug gab den Ausschlag. Er nahm die allgemeine Aufmerksamkeit mit Gewalt gefangen und äusserte grossartige Wirkung durch die Fülle neuer Angaben, die zur Verbreitung kamen, und nicht weniger durch den abermaligen Umschwung des Begriffs der Glaubwürdigkeit. Was gewinnsuchende Privatleute sahen, von Handelsfreunden, Führern und Dolmetschern erfuhren und weiter erzählten, auch was vorzeitige Berichterstatter über wunderbare oder wunderbar er-

οὐκοῦντας ἐντεῦθεν εἰς Αἴγυπτον, καὶ εἶναι ταύτην τὴν θάλατταν συνεχῆ, ἀκτὴν δὲ εἶναι τὴν Λιβύην. Zu *ἀκτή* vgl. ib. § 12 kl. G. Gr. min. I 19. Herod. IV 38 f.

1) Vgl. Gesch. d. w. E. d. Gr. III 50 f.

2) S. a. a. O. III 1—6.

scheinende Dinge ungeduldig ausposaunten, das verlor bald allen Klang vor den nun gebotenen Nachrichten hochgestellter Männer, wissenschaftlich gebildeter Augenzeugen, schliesslich vor den Sammlungen des königlichen Archivs.[1]) Lange hatte die Geographie der Erdkugel, die zuletzt durch den Einfluss des Aristoteles zu einer ungefährdeten Machtstellung gelangte und den mathematisch-physischen Theil der Wissenschaft theoretisch unausgesetzt förderte, mit ihrer Zonen- und Oceanfrage auf die Unterstützung dieser neuen, sicheren Länderkunde gewartet. Die rhetorischen Schilderungen von der Begierde Alexanders nach der Erreichung des äusseren Meeres[2]) haben ihren guten Grund in einem wirklichen Zustande der geographischen Zeitverhältnisse. Suchen wir nach der Erdansicht derer, die sich den neuen Erwerb an Länderkunde zu Nutze machen konnten, so finden wir nur die schon zur Zeit des Aristoteles herrschende, die Ansicht von der Inselnatur der Oekumene und von der Theilung des äusseren Meeres in zusammenhängende Arme. Mit Eifer wurden von ihren Anhängern, namentlich von Eratosthenes, Belege für die Existenz der einzelnen zusammenhängenden Theile des Weltmeeres gesucht und zusammengestellt.[3]) Nach den Berichten über die Fahrt des Karthagers Hanno an der Westküste Libyens zeichnete Eratosthenes eine Linie, die von den nordwestlichen Theilen dieses Erdtheils in südöstlicher Richtung bis in die Nähe des Meridians von Karthago verlief[4]) und die dort von einer nun rein östlich gehenden imaginären Linie fortgesetzt wurde.[5]) Sie sollte den noch unbefahrenen Theil der Südküste einstweilen ausfüllen. Spätere Excerptensammler dehnten die Fahrt des Karthagers gleich bis nach Arabien aus.[6]) Weitere Kenntniss vermittelte die Fahrt des Himilko[7]) an den Westküsten von Europa und die Nachrichten des Massiliers Pytheas über die Insel Thule, die Nordsee und die ferne Ostsee.[8]) Die Fahrt Nearchs von der Indus-

1) Strab. II C. 68. 69. Vgl. die geogr. Fragm. des Eratosth. S. 94 f.
2) Senec. suasor. lib. 1. Arrian. anab. V, 26, 1 f. Curt. Ruf. IX 2, 26. 3, 14. 9, 3. 9. X 5, 36.
3) Gesch. der wiss. Erdk. der Gr. III 68 f.
4) A. a. O. III 72 f.
5) A. a. O. III 74.
6) Plin. h. n. II 169.
7) Gesch. d. w. E. d. Gr. II 57 f.
8) A. a. O. III 31 ff. 77.

mündung zum Euphrat wurde durch ihren gesicherten und bedeutenden Erfolg gewährleistend für die Zeichnung der Küsten des erythräischen Meeres und die Kenntniss des persischen Meerbusens und hatte sofort Untersuchungen über die Küsten der arabischen Halbinsel im Gefolge.[1]) Daraufhin suchte man nach weiteren, ostwärts weisenden Angaben in Indien, gerieth aber dabei in ein unlösbares Gewirr trügerischer Erkundigungsnachrichten, ohne es zu merken. Die überwiegende Gewalt der Theorie drängte zur Annahme günstig lautender Berichte und damit schlichen sich Missgriffe und Fälschungen in die sonst so hoch geschraubte Kritik ein. Eratosthenes war in mancher Beziehung schlimmer berathen, als der alte Hekatäus. Das kaspische Meer war nach einstimmiger Aussage des Herodot[2]), des Aristoteles[3]) und noch der Zeitgenossen Alexanders[4]) ringsum von Land eingeschlossen. Eratosthenes setzte eine Verbindung dieses Meeres mit dem äusseren Nordmeere durch.[5]) Der Gedanke an ein neues Mittelmeer, an einen vierten Meerbusen des Oceans, der wie das Mittelmeer und der von Nearch befahrene die Landmassen der Oekumene mit günstiger Seeverbindung durchsetzte, mag verlockend gewesen sein. Ermöglicht wurde die neue Zeichnung durch Angaben eines vor allen anderen bevorzugten Zeugen. Patrokles, ein Statthalter der seleucidischen Könige, der als Geograph gerühmt wurde, der die südlichen Theile des kaspischen Meeres aus eigener Anschauung kannte, wohl die östlichen Provinzen des syrischen Reiches überhaupt, vielleicht selbst Indien, war dieser Zeuge. Sein Ansehen wurde besonders dadurch gehoben, dass er im Besitze der für Alexander den Grossen selbst gesammelten Aufzeichnungen war. Er allein musste die mangelnde Erforschung Nord- und Ostasiens ersetzen. Was sich von ihm und von seinen Berichten sagen lässt, habe ich früher[6]) so weit es möglich war, auseinander gesetzt, wie er aber zu der von Eratosthenes geglaubten Behauptung kam, man könne von Indien aus um das östliche und nördliche Asien herum bis in das kaspische Meer fahren, bleibt bis zur Stunde dunkel. Eratosthenes zeichnete auf seine Gewähr hin eine Küstenlinie, die

---

1) A. a. O. III 4. 58. 68. 75.
2) Herod. I 203.
3) Arist. meteor. II 1, 10.
4) Strab. XI C. 509 f.
5) Gesch. etc. III 5. 69. 76.
6) Die geogr. Fragm. des Eratosth. S. 94—97.

von der Nordostecke des bekannt gewordenen Vorderindiens Asien östlich und nördlich in einem flachen Bogen umschrieb und in die Mündung des kaspischen Meeres führte.[1]) In der Excerptenliteratur hiess es später, Patrokles habe selbst als Führer einer syrischen Flotte diesen ganzen Seeweg vollendet[2]), was schon Strabo leugnete.[3])

Strabo[4]) und andere hielten an dieser eratosthenischen Zeichnung fest. Südgrenze von Nordostasien war nach ihr die Fortsetzung des Taurusgebirges, das, in der Breite 3000 Stadien einschliessend, der Länge nach bis zum Ocean im Osten der Oekumene verlief.[5]) Von diesem Gebirge flossen erst nordwärts gewendet der Oxus und der Jaxartes nach dem kaspischen Meere ab. Westlich und südlich vom Oxus lag Baktrien, zwischen Oxus und Jaxartes Sogdien, jenseits des Jaxartes waren im Norden und Osten Saken und Scythen verzeichnet.[6])

Wie gering nun auch die Ueberbleibsel von diesem Theile der eratosthenischen Geographie sind, so sieht man doch, dass dieser sonst so treffliche Geograph, der die Karte des nordwestlichen Europas nach dem Vorgange des Pytheas so sicher entwerfen konnte[7]), wie die südwestlichen Theile der Oekumene so die nordöstlichen auf Missverständnisse hin kartographisch auf merkwürdige Weise verunstaltet und verkürzt hat. Das ist gewiss, Angaben über eine nordasiatische Handelsstrasse, die im fünften Jahrhundert den Herodot, im zweiten Jahrhundert nach Chr. den Marinus (s. o. S. 89 u. 129) zwangen, die Bekanntheit einer östlichen Grenze der Oekumene bestimmt zu leugnen, kann er nicht beachtet haben. Ob er im ersten Buche, dem historischen Theile seiner Geographie, jener Angaben Erwähnung gethan habe, wissen wir nicht, auch nicht, ob Hipparch, der so oft ältere Lehren gegen seine Neuerungen in Schutz nahm, in seiner Besprechung der nördlichen Sphragiden der eratosthenischen Karte[8])

1) Gesch. etc. III 76.
2) Plin. II 167. VI 58.
3) Strab. XI C. 518.
4) Strab. XI C. 519. Geogr. Fr. des Erat. 212 f.
5) Gesch. etc. III 4. 43. 90.
6) Strab. XI C. 510. 513. 517. Vgl. d. Fr. des Erat. 314 ff.
7) Gesch. etc. III 77.
8) Strab. II C. 86. 92. Vgl. die geogr. Fragm. des Eratosth. 314. 317.

auf sie zurückgegriffen habe. Ebenso wenig ist zu sagen, wie sich die so wenig bekannten Geographen der römischen Zeit in unserer Frage verhalten haben mögen. Eine schwache Spur könnte zu der Annahme führen, dass schon Polybius das kaspische Meer wieder als geschlossen betrachtet habe.[1]) Von Posidonius wissen wir nur, dass er seine Entscheidung für den Zusammenhang des Weltmeeres auf neue Betrachtung und Erweiterung des sich darbietenden historischen Materials gründete[2]) und wahrscheinlich nach einer wissenschaftlichen Hypothese formulirte, die schon für Plato bestimmend gewesen war (s. o. S. 101 f.). Strabo, Mela, auch Plinius, soweit ein geographisches System seine Sammlungen umspannt, blieben bei dem eratosthenischen Kartenbilde Nordasiens stehen.[3]) Auch hier, so scheint es, musste erst ein neuer Umschwung der Verhältnisse eintreten. Ein solcher Umschwung aber ist vorbereitet worden von der Zeit an, in der man anfing, für die grosse römische Reichs- und Weltkarte zu sammeln. In Verbindung mit einer Fluth neuer Specialnachrichten kam in dieser Zeit Alles wieder zu Ehren, was der strengen Kritik der alexandrinischen Geographie zum Opfer gefallen war, bis zu den Wundermenschen und Wunderländern der Fabler, der Dichter, der Utopien- und Romanschreiber. Die Arimaspen und Issedonen des alten Aristeas fehlten natürlich nicht.[4])

Dabei geschah es, dass man auch wieder anfing, die Blicke auf Nordasien zu richten. Schon im dritten Jahrhundert hatte der Milesier Demodamas, der im Dienste des Seleukus und des Antiochus von Syrien stand, den Jaxartes überschritten und Plinius will viel aus ihm entnommen haben.[5]) Wie Hekatäus von Abdera den alten Mythus von den glückseligen Hyperboreern neu bearbeitet hatte[6]), so beschrieb Amometus[7]) nach indischen Erzählungen das glückliche Fabelland der Ottorokorrai, das nördlich

1) Polyb. X. 48, 1. Magdeburg, de Polyb. geogr. p. 14. Vgl. Gesch. d. w. E. d. Gr. IV 35 f.

2) Strab. II C. 98 f.

3) Strab. XI C. 519. Vgl. II C. 113. 118. 129. Pomp. Mel. I, 2. III, 7. Plin. VI, 33 ff. 53 f.

4) Pomp. Mel. II 2, 9, 13. Plin. IV 88. VI 50.

5) Fragm. hist. Gr. ed. Muell. II 444. Droysen, Gesch. des Hellenism. III, 1 S. 367.

6) Fr. hist. Gr. II 384 f. E. Rohde, Der griech. Roman S. 208 ff.

7) Fr. hist. Gr. II 396. Rohde a. a. O. S. 218.

vom grossen Gebirgszuge liegen sollte, und es ist merkwürdig genug, dass in allerneuester Zeit Sven Hedin eine ähnliche Sage von einer auf hohem Berge gelegenen glücklichen Stadt in Ostturkestan gefunden hat.[1]) Ein hochwichtiger, für die Gestaltung der Karte geradezu ausschlaggebender Fund war aber endlich die Wiederauffindung des östlichsten Theiles der alten nordasiatischen Handelsstrasse, die nach China führte. Von der westlichen Hälfte dieser Strasse, die Herodot beschreibt und die von der Nordküste des Pontus ausging, verlautet nichts, aber in Westturkestan müssen westländische reisende Kaufleute mit chinesischen Seidenhändlern, die, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, vom Ende des zweiten Jahrhunderts vor Chr. an bis zum Anfange des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts dorthin kamen[2]), zusammengetroffen sein. Einer von diesen westländischen Kaufleuten, auf den sich nun Marinus von Tyrus vollkommen verliess, hatte sogar Leute im Solde, die für ihn weiter nach Osten zogen und von dem sogenannten steinernen Thurm aus in siebenmonatlicher Reise eine Hauptstadt Chinas erreichten.[3]) Ein Ende des betretenen Reiches und der Oekumene war nach ihren Berichten noch nicht abzusehen und Marinus baute auf ihre Angaben neuerdings die alte Behauptung Herodots, das östliche Ende der Oekumene sei noch unbekannt.

Die kartographische Behandlung des grossen Materials scheint die eigentliche Lebensaufgabe des Marinus gewesen zu sein. Mit ihm und mit seinem Nachfolger Ptolemäus beginnt und endet der letzte Act der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen. Nach zwei Seiten hin hat Marinus der Geographie seiner Zeit neuen Anstoss gegeben. Er griff zurück auf die wissenschaftliche Kartographie der älteren Griechen und er schuf eine neue Erdansicht, indem er alte verschollene Hypothesen der geographischen Wissenschaft an der Hand neuer Nachrichten wieder einführte (vgl. o. S. 89). Welcher von beiden Factoren zuerst gewirkt habe, die Kenntniss der alten Lehren oder die Weisung der neuen Nachrichten, ist wohl nicht zu erkennen. Dass aber das ganze Gebäude der marinischen Geographie nur auf neue Nachrichten, ohne

1) Nach Hedins Vortrag im Verein für Erdkunde zu Leipzig.

2) v. Richthofen, Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin Bd. IV. 1877. S. 121.

3) Ptol. geogr. I, 11, 4. 7 (3. 6 ed. Muell.).

Kenntniss alter Ansichten aufgeführt sei, wäre ein unannehmbarer Gedanke. Jene alten Ansichten sind zu deutlich wieder ausgeprägt und sie haben manchen neuen Angaben, wie denen von den Beugungen der afrikanischen und indischen Küsten, erst Bedeutung und Halt gegeben. Wir finden den Marinus auch nach beiden Seiten hin ausgreifend. Nicht nur die Masse des neuen Materials hatte er bewältigt, auch um seine Vorgänger hatte er sich gekümmert, wie Ptolemäus bezeugt.[1])

Die Kartographie des römischen Einflusses hatte seit der Zeit des Polybius die lästige Abhängigkeit von der mathematischen Behandlung der Oberfläche der Erdkugel abgestreift.[2]) Wohin sie auf diesem Wege gekommen war, sagt uns Ptolemäus in klaren Worten: Die Menge oder der Mangel der einzuschreibenden Namen bestimmte die Ausdehnung der Theile des Kartenbildes. Auf die Verkürzung der Länge Asiens weist er dabei ausdrücklich hin.[3]) Der Versuch, diesem Unfug der Verkommenheit einen Damm zu setzen, mag dem Marinus für alle Zeit unvergessen bleiben. Immer neu angeregt, nie zufrieden, entwarf er mehrere Weltkarten nach einander und über dem letzten Entwurfe[4]), den Ptolemäus seiner Arbeit zu Grunde legte[5]) muss er gestorben sein. Hipparch hatte seiner Zeit in der Kritik gegen Eratosthenes astronomische Ortsbestimmung für jeden Punkt der Breite wie der Länge verlangt und durch diese unausführbare Forderung nur abschreckend gewirkt.[6]) An ihn schloss sich

1) Ptol. geogr. I, 6, 1: *φαίνεται γὰρ καὶ πλείοσιν ἱστορίαις περιπεπτωκὼς παρὰ τὰς ἔτι ἄνωθεν εἰς γνῶσιν ἐλθούσας, καὶ τὰς πάντων σχεδὸν τῶν πρὸ αὐτοῦ μετ' ἐπιμελείας διειληφώς,* —

2) S. Gesch. d. w. E. d. Gr. IV 27 ff.

3) Ptol. geogr. VIII, 1, 2: *Ἐπὶ μὲν γὰρ τῆς ὑφὲν καταγραφῆς ἀναγκαῖον γίνεται, διὰ τὸ δεῖν συντηρεῖν τοὺς πρὸς ἄλληλα τῶν μερῶν τῆς οἰκουμένης λόγους, τὰ μὲν στενοχωρεῖσθαι διὰ τὸ συνεχὲς τῶν ἐντασσομένων, τὰ δὲ παρέλκειν ἀπορίᾳ τῶν ἐγγραφησομένων. Ὅπερ οἱ πλεῖστοι περιιστάμενοι πολλαχῇ διαστρέφειν ἠναγκάσθησαν τά τε μέτρα καὶ τὰ σχήματα τῶν χωρῶν ὑπὸ τῶν πινάκων αὐτῶν, ὥσπερ καὶ μὴ ὑπὸ τῆς ἱστορίας χειραγωγηθέντες· καθάπερ ὅσοι τὸ μὲν πλεῖστον μέρος τοῦ πίνακος ἀπένειμαν τῇ Εὐρώπῃ κατὰ τὸ μῆκος καὶ κατὰ τὸ πλάτος, διὰ τὸ πολύχουν καὶ πυκνὸν τῶν ἐντασσομένων, τὸ δὲ ἐλάχιστον τῇ μὲν Ἀσίᾳ κατὰ τὸ μῆκος, τῇ δὲ Λιβύῃ κατὰ τὸ πλάτος διὰ τὸ ἐναντίον.* Vgl. Eustath. in Dionys. perieg. 4 Geogr. gr. min. ed. Muell. II 218, 12 f.

4) S. Ptol. geogr. I, 6, 1. 17, 1.

5) Ptol. geogr. I 6, 2.

6) Gesch. d. wiss. Erdkunde der Gr. III 141 f. IV 101 f.

Marinus nicht an, erst Ptolemäus scheint es verstanden zu haben, seine Hinterlassenschaft theilweise für die Kartenprojection zu benutzen.[1]) Vorbild für Marinus war zunächst die Karte des Eratosthenes. Dieser hatte im Anschluss an Dicäarch versucht, den Theil der Erdoberfläche, den unsere Oekumene mit den sie zunächst umgebenden Meerestheilen trug, als ein Parallelogramm zu ebener Darstellung zu bringen[2]), also auf dem Wege zur cylindrischen Projection. Grundlinien der Länge und Breite waren bei ihm der Parallel und der Meridian, die sich in Rhodus schnitten.[3]) Parallele und Meridiane zog er nach Gelegenheit, jene durch Punkte, deren Breite auf astronomischem Wege bestimmt war, wie Meroe, Syene, Alexandria u. s. w., diese durch Punkte, an denen wichtige und möglichst gut vermessene Strassenzüge zusammenstiessen, wie den Indus, die kaspischen Pforten, Thapsakus u. a.[4]) Marinus blieb bei dieser Projectionsart und liess die Kegelprojection, auf die Hipparch hingewiesen hatte und die Ptolemäus ausführte, bei Seite. Ueber Eratosthenes hinaus ging Marinus aber gleich insofern, als er von vorn herein seiner Karte ein festes Gradnetz zu Grunde legte, dessen Parallele und Meridiane sich rechtwinklig schnitten. Den alten Hauptparallel von Rhodus, der sich zum Aequator wie 4 : 5 verhielt, trafen die Meridiane in Abschnitten, die dieses Verhältniss wirklich inne hielten.[5])

In allen übrigen Hauptfragen wandte sich nun aber Marinus gegen die eratosthenische Geographie. An Stelle der Lehre vom Zusammenhange des Weltmeeres, die zu einem specifischen Merkmale der eratosthenischen Schule geworden war[6]) (s. o. S. 106 Anm. 1), setzte er, wie wir wissen, die Annahme von der Geschlossenheit des erythräischen Meeres und des atlantischen; Eratosthenes hatte eine Südküste der Oekumene für ungefähr 12° nördl. Breite angenommen[7]), schon Polybius hatte behauptet, die Aequatorialgegend sei zu Lande erreicht[8]); Marinus dehnte das Festland

1) A. a. O. III 147 ff.
2) A. a. O. III 100.
3) A. a. O. III 94 ff.
4) A. a. O. III 91 ff.
5) A. a. O. IV 120 f. Ptol. geogr. I 20, 4 ff.
6) Eustath. in Dionys. perieg. 1 und Schol. in Dionys. 1 Geogr. gr. min. ed. Muell. II p. 217, 21 f. p. 428b 26. 429b 37.
7) Gesch. d. wiss. E. d. Gr. III 89. Die geogr. Fragm. des Eratosth. 151.
8) Gemin. isag. 13 in Petav. Uranol. p. 54 f. Vgl. Gesch. d. w. E. etc. IV 18 f. 23.

Libyens bis zum südlichen Wendekreise aus[1]); der eratosthenischen Verkürzung Asiens setzte er die Ausdehnung der bekannten Oekumene über 225° der Länge und die Leugnung der Bekanntheit einer Ostgrenze entgegen (s. o. S. 89); die Annahme der getrennten, inselartigen Oekumenen für Antöken, Periöken und Antipoden war nach seiner Erdansicht, wie man sieht, unmöglich; sein Verhalten zum Erdmessungsproblem aber ist nach zwei Seiten hin überaus wichtig, für einen wesentlichen Theil seiner Erdansicht und seiner Kartenconstruction, die geringe Grösse der Erdkugel und die Reduction des Aequatorialgrades auf 500 Stadien[2]), und dann für die Erkenntniss seiner Vorlagen und der Art, wie er sie benutzte. Ich habe diese Frage, namentlich nach der letzteren Seite hin, nach Kräften untersucht und besprochen[3]) und kann schlechterdings zu keinem andern Ergebnisse kommen, als zu folgendem.

Posidonius hatte für Leute allgemeiner Bildung die Methode der Erdmessungsversuche erklärend aus einander gesetzt. Er hatte sich dazu eines Beispiels bedient, das den einfachen Grundgedanken der Aufgabe recht deutlich machen sollte. In diesem Beispiele hatte er nach einer Beobachtung des Eudoxus für den zu Grunde zu legenden Bogen des Himmelsmeridians die Höhendifferenz des Kanobussterns in Alexandria und in Rhodus eingesetzt und 7° 30′ dafür angenommen. Für den entsprechenden Bogen des Erdmeridians, die Strecke Alexandria-Rhodus, hatte er einmal die Entfernung der beiden Städte nach Schiffermaassen, 5000 Stadien, eingesetzt, ein zweites Mal aber die Zahl, die Eratosthenes nach seinem eigenen Erdmessungsresultate möglichst genau ausgerechnet hatte, 3750 Stadien. Das muss er gethan haben, um neben grösseren ein kleinstes Erdmessungsresultat zu gewinnen und an der Hand dieser verschiedenen, nur bedingt angenommenen Zahlen den Einfluss zu zeigen, den die verschiedenen Ansichten von der Grösse der Erdkugel auf die denkbaren Lösungen der Continentalfrage ausüben konnten.[4]) Da nun 7° 30′ der 48ste Theil des Meridians ist, kam nach der ersten Einsetzung das Ergebniss von 240 000 Stadien für den Erdmeridian heraus, nach der zweiten das von 180 000 Stadien. Dieses letztere Resultat, das Strabo

1) Gesch. etc. IV 112. Ptol. geogr. I 7, 1 f.

2) Ptol. geogr. I 7, 1. 11, 2.

3) S. die Stellung des Posidonius zur Erdmessung. Berichte der Königl. Sächs. Ges. der Wiss. phil.-hist. Cl. 1897 I S. 53—77.

4) A. a. O. S. 66. 68. 72.

ausdrücklich die kleinste, neben anderen von Posidonius in Betracht gezogene Erdmessung nennt, hat nun Marinus als zu Recht bestehende Messung angenommen und, wie nach ihm Ptolemäus, das ganze Gebäude seiner Kartographie darnach eingerichtet.

Das Interesse, das den Marinus zur Annahme der kleinsten Erdmessung trieb, kann ich mir nur durch den Gedanken erklären, er habe in seinen Vorlagen die von Herodot und von Aristoteles bezeugte Ansicht von der Ausdehnung der einen Oekumene und von der Zusammendrängung des äusseren Meeres in einen Arm gefunden und auf Grund seiner eigenen neuen Kenntnisse für richtig gehalten und wieder einführen wollen. Die Wiedergewinnung der Nachrichten über die nach China führende Handelsstrasse kann dabei den Ausschlag gegeben haben. Auch die Bemerkung, dass die Resultate der Erdmessungsversuche nach jeder eingetretenen Verbesserung kleinere Zahlen brachten (vgl. o. S. 97), könnte vielleicht mitgewirkt haben. Aber daran müssen wir festhalten, nur durch Täuschung konnte Marinus dazu kommen, die sogenannte kleinste Erdmessung für eine in allem Ernste gültige Messung des Posidonius zu halten, denn sie beruhte ja, wie wir jetzt wissen, auf der Einsetzung einer Zahl, die Eratosthenes erst nach seinem eigenen Erdmessungsresultate nachträglich ausgerechnet hatte. Und dieser Täuschung kann Marinus nur durch einen besonderen Zustand der Vorlagen, auf die er sich verliess und beschränkte, verfallen sein. Entweder muss er den Strabo benutzt haben, der die sogenannte kleinste Erdmessung des Posidonius aus dem Gedankengange, in den sie gehörte, herausriss und zweimal erwähnte[1]), oder es muss ihm ein blosses Excerpt aus des Posidonius eigenem Buche vorgelegen haben. In einem solchen Excerpte kann etwa ein Satz gestanden haben, wie: *ὅτι ἡ ἀναμέτρησις ἡ ἐλαχίστην ποιοῦσα τὴν γῆν ἐστὶν ιη´ μυριάδων.* Aus ähnlichen Angaben der strabonischen Chrestomathie könnte man z. B. schliessen, dass Hipparch allein den Grad des grössten Kreises auf 700 Stadien festgesetzt habe; dass bestimmte Lehren des Eratosthenes und Hipparch, auch die Lehre des Strato über die Abdämmung des schwarzen Meeres dem Strabo selbst angehöre.[2]) Dass der gelehrte Astronom Ptolemäus

1) Strab. II C. 95. 102.

2) Vgl. Strab. geogr. rec. G. Cramer vol. III p. 455. 458. 466.

in dieser Täuschung verharrte, bleibt bis heute ein ungelöstes und anderwärts unberührtes Räthsel. Für den Geographen Marinus, der, wie sein Kartennetz erkennen lässt, nicht ohne mathematische Bildung gewesen sein kann, ist das eben so schwer zu erklären. Die Sammlung aller älteren Nachrichten, darunter vieler verlorenen, die Sammlung aller neuen und neuesten, die in den letzten Jahrhunderten vor ihm aus allen Enden des ausgebreiteten Römerreiches in Massen zusammenströmten, muss eine gewaltige Arbeit gewesen sein. Der vielbewunderte Reichthum der ptolemäischen Tabellen, deren Material von ihm herstammte, lässt das einigermaassen erkennen und diese ausgedehnte, sich immer erneuende Arbeitsleistung, dazu die Anordnung der einzelnen Punkte in den Maschen des Gradnetzes mag ihm keine Zeit gelassen haben für ein gründliches Studium der theoretischen Werke seiner Vorgänger. Bei Eratosthenes hätte er finden müssen, dass die Zahl für die Entfernung zwischen Alexandria und Rhodus 3750 Stadien, deren Einsetzung allein die Zahl 180 000 Stadien für den Erdumfang ermöglichte, eine nach dem Resultate der eratosthenischen Messung nachträglich ausgerechnete war[1]); aus Hipparchs Kritik hätte er lernen müssen, dass vor einer noch aussichtslosen Erledigung neuer mathematischer Vorarbeiten die eratosthenische Messung nicht überboten werden konnte[2]); in dem eigentlichen Buche des Posidonius hätte er sehen müssen, dass verschiedene sogenannte Erdmessungen des Verfassers nur die Bedeutung von Beispielen haben sollten, und dass auf die Veränderlichkeit der Ergebnisse der Rechnung nach Einsetzung verschiedener terrestrischer Entfernungszahlen ausdrücklich hingewiesen war.[3]) Marinus kann nur Auszüge aus Posidonius benutzt haben, sonst lässt sich sein folgenschwerer Missgriff nicht erklären und es lassen sich im Gegentheile noch viele Missverständnisse des späteren Alterthums, die als gute Münze im Umlauf sind, nach ihrer irrthümlichen Auffassung erst begreifen, wenn man bedenkt, dass diese Art, die ältere Wissenschaft zu verfolgen, damals weit verbreitet gewesen sein muss.

1) Strab. II C. 125. Vgl. Gesch. etc. III 84. 85 Anm. 4. 87. (Auf dieser Seite ist Z. 10 v. v. statt 2′ — 22′ zu lesen). Die Stellung des Pos. zur Erdmess. a. a. O. S. 56. 58. 59.

2) Vgl. Strab. I C. 62. II C. 113. 132. Die Stellung des Pos. etc. S. 57.

3) Die Stellung des Pos. etc. S. 54. 61.

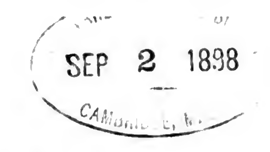
Wenn dabei die Excerpte aus Posidonius unbedingt in Frage kommen müssen, weil Marinus mit ihm durch die Annahme der sogenannten kleinsten Erdmessung untrennbar verbunden ist und bleibt, so würde sich auch auf die einfachste Weise erklären lassen, woher die Kenntniss der alten Lehren von der Geschlossenheit der Meere und von der Unnachweisbarkeit der Ostgrenze der Oekumene zu den letzten griechischen Geographen gekommen sei. Strabo, an den wir denken mussten, weil er die kleinste Erdmessung erwähnt, konnte dem Marinus die Kenntniss jener alten Versuche, die Continentalfrage zu lösen, nicht liefern. Die von Herodot und von Aristoteles bezeugte Ansicht von der Ausdehnung der einen Oekumene erwähnt er nirgends, die Idee von der Trennung der Meere durch das ausgedehnte Festland ganzer Erdtheile, wie sie bei Plato und Marinus vorliegt, auch nicht. Abgesehen von einer ganz undeutlichen Stelle[1]) nähert er sich nur zweimal dem Gedanken, aber in ganz genauem Anschlusse an eine bestimmte Aeusserung Hipparchs, der nach Strabos Worten auf die Möglichkeit hingewiesen hatte, an Stelle der imaginären Küstenabschlüsse des Eratosthenes schmale, das Meer trennende Isthmen annehmen zu müssen.[2]) Posidonius dagegen hatte, vielleicht im Anschluss an das erste Buch der Geographie des Eratosthenes, die Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde Stück für Stück viel weiter verfolgt. Er hatte die Zonenlehre des Parmenides hervorgezogen und beschrieben[3]); er hatte die Erzählung Herodots von der Umsegelung Afrikas unter Necho, auch eine ähnliche des Heraklides Pontikus als unhaltbar und schlecht bezeugt zurückgewiesen[4]); die alten physisch-geographischen Grundlagen, auf die Plato sein Bild von der Atlantis gründete, hatte er geprüft und mit diesem Bilde vertheidigt[5]); er hatte die jonische Hypothese von der Verzehrung der Erdgewässer erwogen (s. o. S. 101 f.), die Lehre von der Ebbe und Fluth verfolgt[6]) und gleicherweise die Lehre von den Winden bis in die ältesten Zeiten.[7]) Dass er in seinem Kampfe für die eratosthenische Annahme der

1) Strab. II C. 111.
2) Strab. I C. 5. 31.
3) Strab. II C. 94.
4) Strab. II C. 98.
5) Strab. II C. 102.
6) Strab. III C. 174.
7) Strab. I C. 29.

zusammenhängenden Weltmeere auch die dagewesenen Ansichten der Gegner besprochen habe, in seinen Untersuchungen über die Continentalfrage auch die bei Herodot und bei Aristoteles berichteten Ansichten von der Ausdehnung der einen Oekumene, ist nach alledem gewiss ein naheliegender Schluss. Eben so nahe aber liegt es nun weiter anzunehmen, dass Marinus auch diese alten Lehren in den Excerpten aus dem Buche des Posidonius kennen gelernt habe, wie er daraus die wichtigste Grundlage seiner Karte, die kleinste Erdmessung, entnommen hatte, d. h. die Hauptgrundlagen seiner Erdansicht, die nun durch Ptolemäus nach einem Zeitraum von vierzehnhundert Jahren zu Toscanelli und zu Columbus gekommen ist und die Entdeckung Amerikas so wirksam unterstützt hat.

INHALT.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

FÜNFZIGSTER BAND.

1898.

III.

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER.
1898.

Einzelpreis 1 Mark.

GESAMMTSITZUNG BEIDER CLASSEN AM 14. NOVEMBER 1898.

C. Wachsmuth: *Worte zum Gedächtniss an Otto Ribbeck.*

Nicht ohne Bedenken komme ich der Aufforderung nach, am heutigen Tage Worte des Gedächtnisses an OTTO RIBBECK, den am 18. Juli d. J. uns entrissenen Secretair der philologisch-historischen Classe unsrer Gesellschaft zu sprechen. Denn mit einem wesentlichen Theil seiner wissenschaftlichen Arbeiten hat er sich auf einem Gebiete bewegt, das meinen speciellen Studien ferner liegt. Auch ist es ein unleugbarer Nachtheil, dass ich RIBBECK persönlich erst in seinen späteren Jahren kennen gelernt habe und noch später ihm persönlich nahe getreten bin, von dem jungen RIBBECK dagegen nur aus Erzählungen Anderer weiss. Doch meine ich, die Aufgabe eines Nekrologs auf ein Mitglied der Gesellschaft bestehe nicht sowohl in einer eingehenden kritischen Würdigung seiner einzelnen wissenschaftlichen Leistungen, als in einer Gesammtschilderung seiner geistigen Eigenart; wie denn schliesslich individualisirende Schilderung bedeutender Arbeiten die gerechteste, also beste Kritik sein wird. Und dann habe ich nicht den Eindruck, als seien bei RIBBECK *wesentliche* Züge oder Eigenschaften im Alter zurückgetreten, vielmehr — wie sich gleich zeigen wird — eher das Gegentheil. Und so sei denn der Versuch gewagt, für den ich die gütige Nachsicht von seinen älteren Freunden erbitte. Möchten sie finden, dass das hier gebotene Bild, so unvollständig und unvollkommen es sein mag, wenigstens keinen falschen Zug enthält!

RIBBECK begann seine Laufbahn als Siebenundzwanzigjähriger mit dem Amt eines Gymnasiallehrers in *Elberfeld* (1854). Zwei Jahre später an die Universität nach *Bern* berufen, hat er dort zwar gleich sehr energisch auf den intensiven Betrieb der philologischen Studien eingewirkt, insbesondere auch das philologische

Seminar ins Leben gerufen und rasch entwickelt. Aber er war zugleich als Lehrer der classischen Sprachen am Gymnasium in Anspruch genommen; und diese Doppelstellung blieb auch noch in *Basel* bestehen, mit dem er 1861 Bern vertauschte. Erst in *Kiel*, wohin er schon das nächste Jahr ging, also gerade als er „auf unsres" (auch seines) „Lebens Laufbahn in der Mitte" sich befand, als Fünfunddreissiger, konnte er seine ganze Kraft der akademischen Thätigkeit widmen und seine Docentenbegabung stärker bewähren. Der dortige zehnjährige Aufenthalt (1862—1872) bezeichnet jedoch noch in anderer Richtung einen wichtigen Abschnitt.

Ribbeck war zwar in Erfurt geboren; aber sein Vater, der dort zehn Jahre lang als Consistorial- und Schulrath wirkte, wurde, als Otto noch ein fünfjähriger Knabe war, nach Breslau, später nach Berlin versetzt. Und die Familie stammte vielmehr aus *Pommern* und hatte norddeutsche Art treu bewahrt. Wie begreiflich, war auch bei Otto von *thüringischem* Naturell nichts vorhanden; am wenigsten besass er die sorglose Unmittelbarkeit, mit der sich der warmblütige und leichtlebige Thüringer zu geben pflegt. Vielmehr hielt ihn bis in die Mitte seiner Jahre im Verkehr mit Fernerstehenden eine gewisse Sprödigkeit und Scheu in Banden und nur in wirklich vertrautem Umgang offenbarte sich der Reichthum seines seelischen und geistigen Lebens.

Nun kam von 1864 ab in der kleinen holsteinischen Capitale und Seestadt eine interessante, aus den verschiedensten Elementen sehr glücklich gemischte Gesellschaft zusammen und innerhalb derselben wies ihm als Vertreter der hochangesehenen und einflussreichen Universität die von ihm bekleidete Professur der Beredtsamkeit einen hervorragenden Platz an. Mit feinsinnigen Reden[1]) begleitete er die schicksalsvollen Ereignisse, die damals die Nordmark dem Vaterlande zurückgewannen, dann die Holsten im Verein mit den deutschen Brüdern in den Kampf gegen den Erbfeind hinausführten und als dessen schönsten Preis die Wiederaufrichtung des Reiches errangen. Alle Welt lauschte gespannt auf die dem Alterthum entnommenen Lehren, die in mannigfaltigen, bald direct ausgesprochenen, bald nur leise an-

1) Ich hebe hervor die Reden 'Hybris' 1864; 'Griechenland und Deutschland' 1867; 'Dämon und Genius' 1868; 'Majestät' 1869; 'Gesundheit des Staates' 1871; 'Politische Unterweisungen' 1872.

gedeuteten Beziehungen zu der sich Jedem unmittelbar aufdrängenden Gegenwart, ihren Interessen und starken Gegensätzen Leben und Bedeutung gewannen, wie sie aus dem Munde des akademischen Redners in jenen bewegten Jahren flossen.

Für Ribbeck selbst aber brachten diese Zeiten die innere Befreiung: die Schranken fielen; erst jetzt zeigte er sich der Welt, wie er eigentlich war, und Jeder, der mit ihm in Berührung trat, empfand den reizvollen Zauber, der von ihm ausging.

So tüchtig nun auch, ja zum Theil hervorragend (allen voran der unvergessliche Erwin Rohde) seine Kieler Schüler waren, so konnte doch ihre Zahl keine besonders bedeutende sein. Auch das folgende Lustrum (1872—77), während dessen Ribbeck in dem schönen Heidelberg lehrte, brachte zufolge der eigenthümlichen dortigen Verhältnisse in diesem Betracht keine wesentliche Aenderung.

Erst als er Ostern 1877 hier eintrat, fand er dank vor Allem der Wirksamkeit seines Vorgängers, Meisters und Freundes Friedrich Ritschl eine Blüthe philologischer Studien vor, die ihm eine Entfaltung seiner Docentenwirksamkeit im grössten Stile ermöglichte. Und wie er nun eine Schaar begeisterter Hörer um sein Katheder sammelte, wie er sich den Strebsamen hingab und sie dauernd zu fesseln wusste, wie sich das volle innige Schülerverhältniss entwickelte, das die Krone jeder akademischen Wirksamkeit bildet und ihm ein wirkliches Lebensbedürfniss war — das alles steht Ihnen noch in zu frischer Erinnerung, als dass ich es weiter auszuführen brauchte.

So trägt schon *äusserlich* betrachtet der Verlauf von Ribbeck's Leben den Charakter einer *stetig aufsteigenden Linie.*

Aber auch in seiner *schriftstellerischen Thätigkeit* — auf die es hier an erster Stelle ankommt — lässt sich ein ähnlicher *Stufengang* wahrnehmen. Bis in die Heidelberger Zeit hinein zeigen die grossen Werke, die er veröffentlichte, die Bearbeitung der Reste der lateinischen Dramatiker, die vierbändige Virgilausgabe, die kritischen Bücher über Juvenal und Horaz, zwar selbstverständlich auch die Eigenart seines Geistes; aber so bedeutend, z. Th. selbst grundlegend sie sind, werden sie an Originalität doch weit übertroffen durch die drei Gaben der Leipziger Periode, Ritschl's Biographie, die Geschichte der römischen Dichtung und die ethologischen Studien. In allen dreien kommt die Persönlichkeit Ribbeck's erst zum vollen Ausdruck; sie sind

das Reifste und zugleich das Schönste, was er geschaffen. Niemand als er konnte sie schreiben.

Vielleicht kann man eine ähnliche Entwickelung auch in seinem *Stil* verfolgen. Von Anfang an freilich ist seiner Schreibweise Sinn für feine Nuancirung des Ausdrucks, Reichthum an glücklichen Wendungen und Bildern, freiste Herrschaft über die Sprachmittel eigen; aber — wenn ich mich nicht täusche — nahm sie doch an Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit, an Kraft und Plastik, an Anmuth und Reiz mit den Jahren immer noch zu.

So ist dem Freunde ein Schicksal erspart geblieben, das sich bei vielen, auch bei bedeutenden Männern wahrnehmen lässt: erst mehr oder minder rasches Aufsteigen bis zur Culmination, dann ein längeres Verweilen auf der Höhe, zuletzt aber ein Erlahmen und Herabsinken. Nur wenigen Glücklichen ist es wie ihm vergönnt, in schöner Weise alt zu werden, so dass ihre geistige Individualität immer mehr ausreift, ihre geistige Marke gleichsam immer mehr Körper, immer feinere Blume und würzigeren Geschmack gewinnt.

Doch ist der bezeichnete Stufengang nicht bloss ein Produkt der Verhältnisse oder eine gütige Gabe des Geschicks: es offenbart sich in ihm auch die innerste Art des grossen Humanisten, der wie seine Arbeiten, so sein ganzes Leben künstlerisch zu gestalten wusste. Die bewunderungswürdigen Arbeiten der Leipziger Zeit sind zwar, so wie sie vorliegen, in verhältnissmässig recht kurzer Zeit hingeschrieben, 'rasch hingeworfen', wie er es selbst in der Vorrede des Geschichtswerkes ausdrückt (über welchen Ausdruck man merkwürdiger Weise sich den Kopf zerbrochen hat, ohne seinen einfachen Sinn zu verstehen). Aber sie sind — natürlich abgesehen von der Biographie Ritschl's, die der Tod des Meisters hervorrief — das Ergebniss nicht jahrelanger, sondern jahrzehntelanger Studien und vorbereitender Arbeit; ja, der Plan zu beiden Werken ist fast so alt als Ribbeck's wissenschaftliches Leben überhaupt. Schon auf der Reise nach Italien, die er im Jahre 1852 nach Abschluss seiner Universitätsstudien machte, erörterte er im Gespräch mit dem Reisegenossen und zärtlich geliebten Freund Paul Heyse mit Vorliebe den Gedanken, der Historiker der römischen Dichtung zu werden; und die ernsthafte Beschäftigung mit Theophrast's Charakteren, an die sich die ethologischen Arbeiten anlehnen, geht bis in die Elberfelder Zeit zurück.

So hat Ribbeck von Anfang an seine Lebensführung auf hohe Ziele gerichtet und mit sicherer Stetigkeit zu ihnen geleitet; und deshalb erhalten wir von dem nun abgeschlossenen Leben den Eindruck eines imponirenden Ganzen, das von einem einheitlichen grossen Zuge beherrscht wird.

So viel Anregung und Förderung der Studirende auch von seinen Berliner Lehrern Böckh, Lachmann und Gerhard und auf der rheinischen Universität von dem spätgeborenen Hellenen Welcker erhalten haben mag, seine entscheidende wissenschaftliche Ausbildung erhielt Ribbeck während der drei Bonner Semester (1846/47) von Ritschl. Ihm verdankt er nicht bloss die Richtung seiner jugendlichen Studien, sondern vor Allem die straffe Schulung in dem, was die Grundlage jeder philologischen Arbeit bildet und was auch wirklich durch Lehre übermittelt werden kann, in der durch strenge Grundsätze geregelten Kritik und Exegese der Classikertexte. Aber wie Ritschl's Natur nichts ferner lag als etwelche Uniformirung, wie er gerade darin seine herrliche Lehrerbegabung bewährte, dass er jede geistige Besonderheit seiner Schüler sorgsam achtete, so hat auch Ribbeck, nachdem er das geistige Werkzeug seiner Disciplin in der Schule des Meisters gebrauchen gelernt hatte, seine *Eigenart* voll und frei entfaltet.

Ihren kennzeichnenden Charakter erhält die Eigenart eines Philologen durch sein inneres Verhältniss zur Antike, die ihm mehr ist als ein Objekt der Forschung, und jeder grosse Philologe schreitet auf einem besonderen Wege, wie er gerade seinem Wesen entspricht, an die ewig neue Aufgabe heran, den Geist des classischen Alterthums zu erfassen.

Ribbeck hatte von Kindesbeinen an eine intensiv litterarische Atmosphäre umgeben. Sein Vater, ein Meister geistreicher Unterhaltung und humoristischer Erzählung, zeichnete sich durch ungewöhnlich vielseitige Bildung aus; mit gründlicher Kenntniss der antiken und aller modernen Cultursprachen verband er ein feines Sprachgefühl, von dem geleitet er schwierige Probleme der höheren Stilistik zu bewältigen suchte. Bei dem eifrigen Studium der Literaturschätze alter wie neuer Zeit gewährte es ihm höchsten Genuss, die Schönheit fremder Classiker sprach- und formgerecht im Deutschen nachzubilden; wie es ihn z. B. immer auf's Neue reizte, gewisse Poesien von Manzoni in unserer Sprache wieder-

zugeben, und er sich ernstlich sogar mit einer vollständigen Uebersetzung des Lucanischen Epos beschäftigte.

In solcher Luft aufgewachsen entfaltete Ribbeck, seiner geistigen Art nach dem Vater nahe verwandt, die Neigungen und Fähigkeiten, die jener neben seinen theologischen Berufspflichten nur dilettantisch hatte pflegen können, zu voller Stärke. Ein schon früh entwickelter und durch die Lectüre der modernen Classiker gereifter Geschmack, der bei allen ästhetisch-literarischen Fragen in sicherem Urtheil sich aussprach, wendete sich dem Studium der antiken Literatur zu, die mit streng wissenschaftlicher Kritik und Exegese zu behandeln die exacte grammatisch-metrische Schulung Ritschl's ihn befähigt hatte. Damit ist die Richtung der philologischen Arbeit Ribbeck's auf lange Zeit hin bezeichnet. Und die *Literatur* bildete das ganze Leben lang den Herzpunkt seiner Studien.

Man wolle das nicht missverstehen. Was ihm die alten Classiker so werth machte, dass er ihnen alle Kraft und Energie seiner Arbeit widmete, war wahrlich nicht bloss ihre formale Meisterschaft auf den verschiedenen Gebieten der Prosa und Poesie, sondern überhaupt das antike Menschthum, dessen unübertreffliche Offenbarung in Schrift und Dichtung einen so vollendeten Ausdruck gefunden hat. Aber eben diesen Geist des Alterthums suchte er doch seinerseits zu erfassen, gerade in so fern er in den grossen Persönlichkeiten der Schriftsteller und insbesondere der Dichter charakteristische Gestalt gewonnen hat.

Dabei war sein Interesse *Griechen* und *Römern* gleichmässig zugewandt. Zwar bewegte sich, was er schrieb, lange Zeit ganz vorwiegend auf dem Gebiete der römischen Poesie: in seiner Jugend lag ja diese im Vergleich mit der griechischen noch merkwürdig vernachlässigt da und der mächtige Impuls Ritschl's wies seine begabteren Schüler auf den fast jungfräulichen Boden, der der kundigen Pflege so dringend bedurfte, hin. Aber Ribbeck's Vorlesungen, einzelne Reden und zahlreiche Aufsätze und Programme zeigen, wie tief er, zum Theil schon früh, namentlich in das Wesen der griechischen Tragödie, Komödie und Bukolik eingedrungen war. Auch seinem Herzen stand neben der römischen Poesie die griechische Ethologie am nächsten, vielleicht noch näher: immer wieder kehrte er zu ihr zurück, um sich nach ermüdender sonstiger Arbeit an ihr zu erquicken. Und schon rüstete er sich mit innigstem Verlangen zu einer Aufgabe, die er

seit dem vielverheissenden Berner Programm 'Euripides und seine Zeit' (1860) nie aus den Augen verloren hatte, zu einer eindringenden Schilderung der Mächte, die in der Seele des 'tragischsten' Dichters der Hellenen mit einander rangen, als sein Lebensfaden abriss.

Ich spreche zunächst von den *textkritischen Arbeiten*, mit denen die philologische Wissenschaft anheben und zu denen sie immer wieder zurückkehren muss. Auch bei Ribbeck ziehen sie sich durch sein ganzes Leben hindurch von der Inauguraldissertation 'in tragicos Romanorum poetas coniectanea' (1849) bis zu der letzten Auflage der Scaenici, deren Vorrede am 31. December des vorigen Jahres abgeschlossen wurde. Aber mit ihrer Hauptmasse fallen sie doch in die vordere Hälfte des Lebens und füllen sie zum grössten Theile aus.

Zwei Werke stehen hier im Vordergrund: die Sammlung und Bearbeitung der nur in armseligen Trümmern erhaltenen Reste der lateinischen *Dramen* aus republikanischer Zeit und die grosse kritische *Virgil*-Ausgabe.

Den zwei Bänden 'Scaenicae Romanorum poesis fragmenta' hat Ribbeck als Jüngling, als gereifter Mann und als Greis seine besten Kräfte gewidmet: sie erschienen zuerst 1852/55, in zweiter wesentlich bereicherter und geförderter Behandlung 1871/73 (mit stattlichen Corollarien und vortrefflichem lexikalischem Ueberblick über die tragische und komische Diction ausgestattet); in nochmals reformirter und etwas verkürzter Gestalt (auch ohne die Indices) 1897/98. Die kritische Edition von Virgil begann 1859 mit den Bucolica und Georgica; 1861/62 folgte die Aeneis in zwei Bänden; 1866 brachten die Prolegomena ausgedehnte Untersuchungen nicht bloss über die Handschriften, sondern auch über die Commentatoren des Dichters und die Scholien, sowie über viele orthographische Fragen. Endlich schlossen sich 1868 noch als Appendix die kleinen Dichtungen an, die den Namen Virgil's mit zweifelhaftem oder angezweifeltem Recht oder mit unzweifelhaftem Unrecht tragen; beigegeben waren noch eindringende Behandlungen der verwickelten literarhistorischen Fragen, die sich an diese Kleinigkeiten anknüpfen. In den letzten Lebensjahren (1894/95) wurde auch die Virgilausgabe wiederholt, mit neuem, namentlich in der Appendix belangvollem Apparat bereichert und sorgfältig umgestaltet, im Uebrigen

aber stark zusammengeschnitten und leider ohne die Beigabe der Prolegomena und der Untersuchungen über die Pseudo-Virgiliana.

Ausserdem hat RIBBECK seine Anschauungen von den eigenthümlichen Schicksalen der Satiren des *Juvenal* in einer Ausgabe (1859) knapp hingestellt und dann in einem besondern Schriftchen 'Der echte und der unechte Juvenal' (1865) erläutert und die nicht minder absonderlichen Fata, die nach seiner Vermuthung dem Text der *Horazischen Episteln* zugestossen, in einer mit 'Einleitung uud kritischen Bemerkungen' versehenen Edition (1869) dargelegt. Endlich hat er auch ein Stück des *Plautus*, das er wiederholt in Vorlesungen behandelt und zu dem er schon früher (Rhein. Mus. XII. XXIX. XXXVI) sehr zahlreiche Vermuthungen mitgetheilt hatte, den 'Miles gloriosus' besonders mit knappem kritischen Apparat herausgegeben (1881).

Bei jeder textkritischen Thätigkeit sind zwei von einander ziemlich verschiedene Geschäfte zu besorgen, wie die Philologen es kurz ausdrücken, die *recensio* und die *emendatio*, nämlich einerseits die Feststellung der Ueberlieferung des Textes und zum Andern die Heilung der auch in der ältesten erreichbaren Textesgestalt noch verbleibenden Schäden durch eigene Divination. Bei RIBBECK heben sich diese beiden Operationen auch in so fern von einander ab, als die Arbeit der *recensio* mustergiltig und erschöpfend zu sein pflegt, die der *emendatio*, die ja niemals abschliessend sein kann, einen ausgesprochen subjectiven Charakter trägt.

Für die *Scaenici* fehlte es, als er zuerst an sie herantrat, an jeder Vorarbeit (die von BOTHE kam nicht in Betracht); nicht einmal die Sammlung der weit verstreuten Bruchstücke konnte den bescheidensten Ansprüchen genügen. Für viele der Gewährsmänner, insbesondere für die Hauptfundgrube der altlateinischen Literatur, das Lexicon des Nonius war der handschriftliche Apparat überhaupt erst zu beschaffen. Schon beim ersten Anlauf hatte RIBBECK dies nothwendige Fundament im Wesentlichen gesichert, wandte ihm aber auch fernerhin unausgesetzte Sorgfalt zu; noch die Ausgabe letzter Hand bringt neues Material.

In der *Virgilausgabe* galt es für den gelesensten Dichter der Römer zum ersten Male die sicheren Grundlagen des Textes zu gewinnen. Die zahlreichen Handschriften, welche die Virgil'schen Gedichte ganz oder theilweise enthalten, waren zu prüfen, die

nicht wenigen wichtigen auf's Neue oder gar zuerst zu vergleichen und nach Werth und Verhältniss zu einander zu bestimmen. Dann war die fast unabsehbare Schaar der Citate von einzelnen Versgruppen, einzelnen Versen oder Verstheilen, wie sie die Späteren liebten, zu sammeln und auszunutzen; auch die Legion von Nachahmern durfte nicht übergangen werden. Und aus alledem war erst die Geschichte des Textes aufzubauen und durch alle Schicksale hindurch bis zur frühesten urkundlich vorliegenden Gestalt zu verfolgen.

Dabei war noch Eins zu bedenken. Virgil galt den lateinischen Grammatikern nicht als *ein* Dichter neben andern, sondern als *der* Dichter, fast noch mehr wie den Griechen Homer. Virgil's Gedichte recensirten und commentirten jene immer und immer wieder, an ihre Sprache und ihren Inhalt knüpften sie ihre Lehren aller Art. So erwies sich als unerlässlich, auch die bis dahin noch wenig behandelte grammatische, d. h. philologische Schriftstellerei der Römer, soweit sie sich auf Virgil bezog — und das war bei Vielen der Haupttheil ihrer gesammten Studien — scharf zu untersuchen und ihren Einfluss auf die Gestaltung des Virgil-Textes zu erwägen.

Das Alles wurde mit nie ermattender Akribie und stets wachem Scharfsinn zu einem geradezu vorbildlichen Muster zusammengearbeitet und dabei nach guter Philologenart auch die mühselige Kärrnerarbeit, die unumgänglich war, nicht den Kärrnern überlassen, auf die doch nie voller Verlass ist, sondern fast durchaus selbst erledigt.

Die *Conjecturalkritik* Ribbeck's dagegen steht mitten in der kräftigen diorthotischen Strömung, die in der deutschen Philologie Mitte des Jahrhunderts herrschte. Ritschl hat diese frei schaltende Kritik zwar nicht erst geschaffen — Bentley hatte sie schon längst geübt, Lachmann und Haupt übten sie neben Ritschl und unabhängig von ihm —, aber er war ihr genialster Vertreter; seine unentrinnbare Dialektik in Verbindung mit den auf diesem Wege gewonnenen, geradezu berauschenden Ergebnissen namentlich seiner Plautus-Kritik und der nahe verwandten Studien auf dem Gebiete des Altlatein und im Verein mit seiner hinreissenden Lehrerenergie sicherten ihr die Herrschaft in den weitesten Kreisen.

Gegenüber dem bequemen früheren Conservativismus, der sich im Wesentlichen mit den aus den besten Handschriften ge-

wonnenen Texten nach Beseitigung einiger offenkundiger und leicht zu hebender Abschreiberversehen begnügte und über die schlimmsten Schäden mit Stillschweigen oder entschuldigenden Worten hinwegglitt, wirkte diese souveraine Kritik wie eine Erlösung und errang nicht wenige, zum Theil glänzende Triumphe. Und so stürmte man im muthigen Vertrauen auf die siegreiche Kraft scharfer Exegese und methodischer Kritik ('nil tam difficile est, quin quaerendo investigari possiet' lautete der Wahlspruch Ritschl's) und gestützt auf die Wahrnehmung der strengen Gesetze der Formgebung in antiker Prosa und Poesie all zu kühn voran, um die Hand des Autors oder Dichters selbst wieder zu gewinnen, und übersprang dabei die Grenzen, die uns ja leider durch die Beschaffenheit des zu Gebote stehenden Materials gesetzt sind, und nicht selten auch die, welche durch die Verschiedenheit der Zeiten bedingt werden.

Dem gegenüber haben sich erst vereinzelt und noch zaghaft, im Laufe der letzten zwei Decennien aber immer allgemeiner und nachdrücklicher zwei Erwägungen geltend gemacht. Einmal hat sich immer mehr herausgestellt, dass die schwerer verdorbenen Texte ihre ärgsten Schäden nicht durch die Dummheit und Nachlässigkeit der Abschreiber Ende des Alterthums und im Mittelalter erlitten, sondern bereits in den ersten Jahrhunderten nach ihrem Erscheinen; und damit entfällt für uns oft genug jede Möglichkeit, mit einiger Sicherheit die ursprüngliche Gestalt des Textes selbst wieder herzustellen. Und zum Andern darf man die Alten nicht nach den gegenwärtigen Anforderungen geläuterten Geschmacks und gewissen modernen Stilgesetzen meistern wollen und noch weniger eine Vollkommenheit voraussetzen, die zunächst doch nur ein reines Postulat ist.. Man muss vielmehr damit rechnen, dass in nicht wenigen Dingen die Alten lässiger oder sorgloser waren oder sein konnten; es gilt jedenfalls bei jedem Autor, gross und klein, sich mit geduldigster Hingebung zu versenken in seine Besonderheit zu denken und sich auszudrücken. So kommt man am Ende gar häufig dazu, an einer Stelle, an der man Anstoss nahm und an sich durchaus berechtigter Weise, zwar nicht eine Schönheit zu entdecken, wohl aber in sorgfältiger Exegese zu verstehen, dass der Autor ebenso geschrieben haben wird, wie überliefert ist, und warum er es gethan.

Aus solchen Erwägungen heraus ist gegenwärtig ein heftiger Rückschlag eingetreten, der bereits stark geneigt ist, wiederum

nach der andern Seite gegen das μηδὲν ἄγαν zu verstossen. Denn immer muss die ebenso leicht zu formulirende als schwer durchzuführende Aufgabe bleiben, nicht zu früh zu verzagen und doch zu rechter Zeit sich zu bescheiden; vor der Ueberlieferung gebührenden Respekt zu haben, aber doch nie ohne strengste Prüfung ihr zu folgen. Und vornehmlich schickt sich auch hier Eines nicht für Alle, und Generalisiren kann nur Schaden stiften.

Ribbeck's erstes kritisches Versuchsfeld bildeten die Ueberreste der *Scaenici*. Wie sie überliefert sind, befinden sie sich zu einem nicht geringen Theil in so trauriger Verfassung, dass sie einfach unverständlich bleiben; wollte man sie also nicht völlig bei Seite lassen, so musste man aus der gegebenen oder vorausgesetzten Situation, aus dem Charakter der auftretenden Personen und aus genauer Kenntniss des dichterischen Sprachgebrauches heraus etwas wenigstens Mögliches herzustellen suchen. Auf diesem Wege hat Ribbeck die Heilung mit jugendlichem Muthe begonnen und mit ungebrochenem bis zuletzt fortgeführt. Dass nach Lage der Sache auch dem erfindungsreichsten Scharfsinn es nicht gelingen könne, die Restitution zu Ende zu bringen, war ihm dabei wohl bewusst; dass trotzdem der Versuch immer wieder gewagt werden müsse, hielt er aber gewiss mit Recht fest. Nur bleibt der glückliche Einfall der Besserung hier noch mehr als sonst ein Geschenk der günstigen Stunde, über die Niemand, auch der Beste nicht, an jedem Tage gebieten kann.

Auch die Worte des *Virgil* und *Plautus* gestaltete er mit freier Kühnheit nach dem Bilde, das er bei seinen langjährigen Studien von beiden Dichtern gewonnen hatte. Schon hier können sich im Einzelnen manche Bedenken regen, so scharfsinnig und ansprechend viele seiner Conjecturen sind.

Seinem Geschmacksurtheil völlig vertrauend, trat er dann an die Behandlung *Juvenal's* heran. Er erkannte in den wohlgelungenen Gedichten I—IX und XI oder vielmehr in ihren überwiegenden Partien die Züge eines ächten Dichters; was matt, schwächlich und voll hohler Declamation war, erklärte er daher kurzer Hand dieses Dichters für unwürdig und schrieb es einem rhetorisirenden Dichterling zu, der die Satiren X und XII—XVI hinzugefügt, aber auch die echt Juvenal'schen Stücke durch jämmerliche Zusätze entstellt habe.

Und ebenso fand er in den *Episteln* des *Horaz*, namentlich in der Ars poetica solchen Mangel an Zusammenhang und Fort-

gang der Exposition, dass er auch im behaglichsten Briefstil einem Horaz nicht zugetraut werden dürfe, und bemühte sich nun eine leidlich verständige Ordnung durch bedeutende Umstellungen einzuführen und schied auch einiges als ganz ungehörige Zusätze aus.

Solche radikale Heilmittel finden jetzt keinen Beifall mehr und erwecken um so weniger Zutrauen, als auch die gewaltsamsten Operationen noch immer nicht ein in allen Theilen wohlgefälliges Ganze herzustellen vermögen. Aber heilsam gewirkt und das Verständniss vertieft haben auch diese Darlegungen, ungleich mehr als die meist recht lahme Polemik aus gegnerischem Lager: fast immer stellten seine scharf eindringenden und energisch vorgetragenen Wahrnehmungen Uebelstände, schwache Punkte, Absonderlichkeiten oder mindestens Besonderheiten ans Licht, an denen man bisher gleichgiltig oder unachtsam vorübergegangen war. Das ist ihr bleibendes und nicht geringes Verdienst, das gegenwärtig stärker betont werden muss, als es früher nöthig war.

Mit *altlateinischen Sprachstudien*, wie sie Ritschl begründet, war schon die Arbeit an den „Scaenici" aufs innigste verknüpft. Die in den fünfziger Jahren von Fund zu Fund fortschreitenden sprachgeschichtlichen Entdeckungen Ritschl's konnten so bei Niemand lebhaftere und verständnisvollere Aufnahme finden, als bei Ribbeck. Er erstattete über sie einen zusammenfassenden Bericht (Jahrb. f. Philol. 1858) und erweiterte sie dabei mit so werthvollen Ausführungen, dass der Meister selbst diesen Bericht als eine unentbehrliche Ergänzung seiner eigenen Forschungen ansah.

Aber eine ganz neue Bahn betrat er ein Jahrzehnt später in seinen '*Beiträgen zur Lehre von den lateinischen Partikeln*' (1869), mit denen er die in Kiel tagende Philologenversammlung als ihr Vorsitzender begrüsste. Immer von etymologischen Untersuchungen ausgehend behandelte er eine Reihe primärer Partikeln (das trennende *ve*, das verneinende *ne*, das relative und indefinite *que*, das demonstrative und deiktische *em*, das fragende *en* u. s. w.) in der Weise, dass er ihre Geschichte in den mannigfachsten Verbindungen, Umbildungen und Anwendungen kritisch verfolgte und dabei durch Zusammenrücken ähnlicher Erscheinungen und Gruppen Licht und Zusammenhang zu gewinnen suchte. Eine höchst anregende, an fruchtbaren Gedanken reiche Monographie, die leider nur die einzige ihrer Art geblieben ist. Eine ganze Reihe

ähnlicher Beobachtungen und Anschauungen müssen seine wiederholt gehaltenen Vorlesungen „über lateinische Grammatik“ geboten haben und man wird es beklagen dürfen, dass weitere Mittheilungen aus diesem Schatz nicht zu erwarten sind.

Leider ist Ribbeck auch nicht dazu gekommen, eine grössere *stilgeschichtliche* Arbeit zu veröffentlichen, zu der Niemand besser gerüstet sein konnte als er.

Dass er mit dem feinsten Unterscheidungsvermögen auf die Eigenthümlichkeiten der in Vorlesungen oder sonst behandelten Autoren in Stil und Sprachgebrauch geachtet habe, lässt sich ja aus nicht wenigen Bemerkungen und Ausführungen in Aufsätzen und Ausgaben — selbst ganz abgesehen von der den „Scaenici“ beigegebenen Sammlung der dramatischen Diction — erkennen. Wahrhaft überrascht war ich aber dennoch bei der Ordnung seines literarischen Nachlasses über den staunenswerthen Umfang der vorgefundenen Adversarien, die solche mit stattlichen Serien von Belegen gepanzerte Observationen vorweg für die lateinischen Dichter aber auch für einige hervorragende Prosaiker enthalten.

Auf dem Wege phantasievoller Nachbildung bewegte sich endlich das erste grössere *litterarische* Werk '*die römische Tragödie im Zeitalter der Republik*' (1875), das die Belohnung für die heissen Mühen um Reinigung und Deutung der kümmerlichen und zufälligen Reste bringen sollte. Hier unternahm Ribbeck nämlich die einzelnen Steine und oft nur „Brocken und Splitter“, die aus den Tragödien der römischen Republik allein übrig geblieben sind, zum ursprünglichen Ganzen wieder zusammenzufügen, das zu erschauen ihn sein künstlerischer Sinn unwiderstehlich drängte. Freilich lässt sich nicht verkennen, dass hier vielfach persönlicher Entscheidung ein sehr grosser Spielraum gelassen werden musste.

Bei den nicht erhaltenen *griechischen* Tragödien, deren Reconstruction Welcker dereinst versucht hatte, bietet der Combination die in umfangreicher Literatur vorliegende Sagenüberlieferung in nicht wenig Fällen ein breites und sicheres Fundament, da auf deren Fassung unzweifelhaft die beliebtesten Dramen der grossen Tragiker stark eingewirkt haben. Ungleich ungünstiger liegt die Sache für die *römische* Tragödie. Zwar gewähren die griechischen Vorbilder, die Nachklänge bei lateinischen Schriftstellern und ab und zu auch bildliche Darstellungen einige Haltpunkte für das Ziehen der Verbindungslinien. Aber sehr oft

ist über Möglichkeiten nicht hinauszukommen, so wohl erwogen diese auch sein mögen.

Uebrigens griff das Buch auch in die von Ritschl begonnenen theatergeschichtlichen Untersuchungen ein und führte sie erfolgreich weiter.

Abschluss, wesentliche Ergänzung und Vollendung erfuhren die gesammten Arbeiten, die sich auf *lateinische Poesie* bezogen, die veröffentlichten wie die unveröffentlichten, in der zusammenfassenden geschichtlichen Darstellung des letzten Decenniums. Erst in Leipzig nämlich entschloss sich Ribbeck diesen lange gehegten und immer wieder hinausgeschobenen Plan zur Ausführung zu bringen. Nun erschienen in rascher Folge (1887—92) die drei Bände '*Geschichte der römischen Dichtung*'. Sie schreiten leicht und ganz ohne gelehrten Ballast einher; selbst die ursprünglich für den Anhang, dann einem besonderen Bändchen vorbehaltenen „Belege, Beweise, Wiederlegungen, gelehrte Zugaben aller Art“ sind schliesslich bei Seite gelegt.[1]) Und was wichtiger ist, der ganzen Haltung nach wendet sich das Buch nicht an den Gelehrten, sondern an die weiteren Kreise der Gebildeten, ohne spezielle philologische Kenntnisse irgend welcher Art vorauszusetzen.

Mit den Gebildeten unserer Nation in unmittelbare Berührung zu treten empfand Ribbeck ein sehr viel stärkeres Bedürfniss, als es die Philologen gemeinhin zu haben pflegen. So hatte es ihn schon in früheren Jahren, als die antiken Klassiker sich noch allgemeiner Beliebtheit erfreuten, gelockt, einem grösseren Publikum sei es einen bedeutenden Dichter, wie Sophokles (1869) oder Euripides (1860) oder Catull (1863), sei es einen so originellen Mann und Schriftsteller, wie die ihm besonders ans Herz gewachsene Figur des älteren Cato (N. Schweizer Mus. I), sei es eine ganze Gruppe literarischer Erscheinungen, wie die mittlere und neuere Komödie (1857) oder die bukolische Poesie (Preuss. Jahrb. XXXII) in lebendigen, geistvollen Schilderungen vorzuführen. Als besonderen Schmuck liebte er diesen Reden auserlesene Stücke in eigenen geschmackvollen Uebertragungen beizufügen, die er seines Vaters Uebung aufnehmend und steigernd mit virtuoser Leichtigkeit zu formen verstand.

1) In der zweiten Auflage des ersten Bandes (1894) sind zwar einige Anmerkungen angehängt, die aber nur nach ganz freier und subjektiver Wahl einige Punkte kurz erörtern, über die sich auszusprechen Ribbeck im Moment Interesse hatte.

Nachdem nun an Stelle der früheren Liebe eine heftige und immer leidenschaftlicher sich geberdende Abkehr von der classischen Literatur eintrat, fühlte er geradezu eine innerliche Verpflichtung, der grundsätzlich der Barbarei zustürzenden neuen Generation das Verständniss der besonders verächtlich angesehenen lateinischen Poesie wieder zu eröffnen.

Das war ein um so zeitgemässerer Gedanke, als wir eine wirklich lesbare römische Literaturgeschichte überhaupt noch nicht besassen. Und bei Ribbeck vereinigten sich alle Vorbedingungen für das Gelingen des schwierigen und wichtigen Unternehmens im vollen Maasse: souveraine Herrschaft über den gesammten, auch in Vorlesungen immer wieder durchgesprochenen Stoff bis in's Einzelste hinein, sicherer, aber durch kein systematisches Vorurtheil gebundener Geschmack gepaart mit lebhafter Phantasie, und stilistische Meisterschaft.

So wird hier in einem zusammenhängenden Cyklus wechselnder Gemälde, die alle mit reichsten und ganz individuell gegriffenen Farben entworfen sind, von dem Entwicklungsgang der römischen Dichtung, von ihren einzelnen Gattungen und von all den grossen und kleinen Dichtern ein Gesammtbild entworfen, wie es seit lange in festen Conturen vor seiner Seele stand.

Auf dem mit wenigen aber markigen Strichen gezeichneten Hintergrunde der sich wandelnden Zeiten heben sich die Geschicke der Dichtung ab. Schon mit der gesammten Stoffvertheilung und der Abgrenzung der einzelnen Gruppen sind manche zuweilen recht schwierige Probleme glücklich gelöst. Scharf umrissen treten sodann die Gestalten der einzelnen Dichter auf, lauter Personen von Fleisch und Blut, nicht selten mit ein paar treffenden Worten oder einem frappanten Bilde so charakterisiert, dass sie wie leibhaftig vor uns stehen.

Von selbst ergab sich, da Ribbeck zum geniessenden Verständniss anleiten wollte, dass er Inhalt und Wesen der einzelnen Dichtungen in tiefgehender und anschaulicher Zergliederung vorführte. Mit feinfühliger Nachempfindung geht er jeder Eigenart nach und bringt diese selbst zur vollen Wirkung. Vor Allem bewährt er hier das, was den grossen Literarphilologen recht eigentlich ausmacht und jetzt auch in philologischen Kreisen immer mehr verloren zu gehen droht, das sichere Stilgefühl, in eminentem Grade. In der Verskunst, der Rhythmik und allen Kunstmitteln der Rede wird eine Fülle unbeachteter und charak-

teristischer Eigenthümlichkeiten, zuweilen hoher Schönheiten an's Licht gestellt. Und über dem Ganzen, das nicht selten auch durch treffliche metrische Uebertragungen belebt wird, liegt eine reizvolle Anmuth der Darstellung ausgebreitet, die auch den ferner stehenden Leser lockt, diesem Führer auf seiner Wanderung durch die römischen Dichterhallen weiter und weiter zu folgen.

Gelang es Ribbeck dieses Lebenswerk ganz zu vollenden, so sind die an Theophrast angeknüpften '*ethologischen Studien*', die man gleichfalls — wie gezeigt — als Lebenswerk ansehen darf, leider ein Torso geblieben.

Es ist ein bezeichnender Grundzug griechischer Schriftstellerei und Dichtung, wie ja überhaupt griechischer Kunst, dass eine feste Tradition Vorgänger und Nachfolger verbindet und so gewisse Normen und Typen sich bilden, die immer wieder Einer vom Andern übernimmt, jeder aber in seiner Weise auszugestalten beflissen ist.

Als man sich nun der schärferen Beobachtung des alltäglichen Lebens und der Gesellschaft in ihren charakteristischen Erscheinungen zuwandte, haben die verschiedensten Zweige der Literatur, die neuere Komödie nicht minder als die Popularphilosophie und Rhetorik sich wetteifernd bemüht, immer schärfer und detaillirter gewisse (in ihren Anfängen zuweilen schon überkommene, öfters erst damals geschaffene) Typen hervorstechender menschlicher Eigenschaften und Leidenschaften herauszuarbeiten. Diese continuirliche Arbeit führte zu einer sehr festen Ethologie, deren Grundstock als ein gemeinsamer betrachtet werden kann, zu dem der Einzelne aber immer neue Motive und Farben hinzubrachte.

Für uns steht im Mittelpunkte dieser köstlichen Erzeugnisse der mimetischen Kunst der Hellenen ein kleines, in übelem Zustande überliefertes Schriftchen *Theophrasts*, χαρακτῆρες betitelt; es enthält eine Sammlung von dreissig solcher Typen, wie Redseligkeit, Ungebildetheit, Unverfrorenheit, Ungeschicklichkeit, Renommisterei, Feigheit u. s. w., wobei jeder Typus erst kurz definirt, dann aber durch eine ganz locker an einander gefügte Reihe drastischer, unmittelbar aus dem Leben gegriffener Beispiele illustrirt wird. Früher von aller Welt mit naiver Erbauung gelesen und als „libellus aureus“ gepriesen, war dieses Büchlein in neuerer Zeit nur wenig beachtet und nie nach Gebühr gewürdigt worden. Erst Ribbeck, wohl zunächst durch die Komiker-

studien auf seine Lectüre geführt und gleich lebhaft von ihm angezogen, erkannte seine weittragende Bedeutung und widmete ihm nun allseitiges und tiefgreifendes Interesse. Zunächst war er auch hier darauf aus, die noch ganz mangelnde handschriftliche Grundlage zu sichern, dann aber erschien es ihm unerlässlich, alle verwandten Züge zu sammeln. Zu diesem Zwecke wurden alle irgend in Betracht kommenden Schriftsteller bis auf die spätesten Lexikographen und Commentatoren herab durchgelesen und ausgebeutet und so gelangte er im Laufe der Jahre zu einer grossartigen Sammlung von Materialien, mit Hülfe deren er nun daran gehen konnte, die griechische Ethologie in vollem Umfange zu bearbeiten.

Es war seine Absicht, an dem Faden des Theophrastischen Büchleins die dort beschriebenen Charakterbilder nach ihrer historischen Entwickelung und ihren mannigfaltigen Spielarten nach und nach zu reproduciren. Ein überaus glücklicher Gedanke, zu dessen Ausführung er leider erst in Leipzig schritt! Er begann (Rhein. Mus. XXXI) mit dem Eiron (dem ironischen Selbstverkleinerer) und behandelte dann den Alazon (den Renommisten) in einer besonderen Schrift (1882), der auch eine vollständige Uebersetzung des Plautinischen „Miles gloriosus“, des unsterblichen „Hauptmann Prahlhans“ beigegeben war. Nur noch zwei Typen, den Kolax (den Schmeichler) und den Agroikos (den Rüpel) liess er folgen; beide wurden unserer Gesellschaft vorgelegt und sind in den Abhandl. Bd. IX und X gedruckt. Alles Andere ist nun unvollendet geblieben; und wenn auch vielleicht noch Einiges soweit verarbeitet ist, dass es veröffentlicht werden kann, so bleibt es immer ein besonders schmerzlicher Ausfall, dass es Ribbeck nicht vergönnt war, wenigstens noch eine längere Reihe von Charakterbildern auszuführen.

Denn das war so recht ein Gebiet, auf dem er sich mit freistem Behagen ergehen konnte und auf dem mehrere seiner besten Eigenschaften, sein offner Sinn für alles ächt Menschliche, sein feines Verständniss für künstlerische Motive, sein graziöser Humor zur glücklichsten Wirkung gelangten. Indess der Weg ist gewiesen, wie diesem fast unbebauten Boden ebenso werthvolle als geschmackvolle Früchte abgewonnen werden können. Und schon in den vier fertig gewordenen Stücken wird eine ganz überraschende Fülle wichtiger Aufschlüsse vor uns ausgebreitet: denn diese in geschichtlicher Abfolge entworfenen

Sittenbilder führen eben so tief in das sittlich-sociale Leben der griechischen Welt mit manchem intimsten Detail hinein, wie sie ein feineres Verständniss für die Schöpfungen der griechischen Komiker auf diesem typologischen Gebiet erst ermöglichen.

Noch ist das Werk zu erwähnen, in dem Ribbeck der Pietät gegen seinen grossen Lehrer einen monumentalen Ausdruck gab, die zweibändige *Biographie Friedrich Ritschl's* (I 1879, II 1881).

Auch hier imponirt zunächst die sichere Bewältigung einer fast erdrückenden Fülle von Material, das in den hinterlassenen Papieren und der weit ausgebreiteten Correspondenz Ritschl's vorlag, das aber nicht in lose aneinander gehängten Excerpten dargereicht wird, sondern zu einem wohlgefügten Ganzen verarbeitet. Aber die packende Schilderung der lebensprühenden und überall Leben entzündenden genialen Natur des Helden im Verein mit der wohlthuenden Wärme und graziösen Frische der Erzählung heben das Buch weit aus der Schaar der Gelehrtenviten heraus. Doch hat es noch ganz andere Vorzüge als schriftstellerische.

Als einen 'Beitrag zur Geschichte der Philologie' bezeichnet es sich selbst: und der ist es gewiss und zwar einer der wenigen wirklich werthvollen, die wir überhaupt besitzen, indem aus der breit angelegten Schilderung der damaligen Richtungen und Zustände innerhalb der classischen Alterthumskunde hervortritt die Gestalt des grossen Forschers, der auf dem Gebiete der Plautuskritik, altlateinischen Verskunst und Sprachgeschichte ganz neue Bahnen wies, und des unvergleichlichen Lehrers, der auf die junge Generation und ihre wissenschaftlichen Arbeiten den tiefgreifendsten Einfluss gewann.

Ja, man darf wohl sagen: in dieser seiner Biographie, die lebendig vor Augen stellt, wie aus den einfachsten Verhältnissen heraus trotz aller körperlichen und sonstigen Hemmnisse eigene Kraft und rastlose Arbeitsfreudigkeit auf die herrschende Höhe führt, wirkt der grosse Lehrer der Jugend nun auch noch auf die jungen Geschlechter der Zukunft mit der Kraft eines leuchtenden und zu immer neuer Energie aufrüttelnden Vorbildes.

Zugleich spricht sich hier theils in directen Bekenntnissen theils durch die Art der Formulirung die ganze wissenschaftliche und menschliche Persönlichkeit des Biographen selbst bestimmter und vielseitiger aus, als das in rein wissenschaftlichen Werken überhaupt möglich ist.

Unmittelbar fügt sich hier an das Letzte, was Ribbeck schrieb, der *Nachruf auf* seinen väterlich geliebten Schüler *Karl Buresch*; vorausgeschickt dem aus des Frühverstorbenen hinterlassenen Papieren zusammengestellten Buche 'Aus Lydien' (1897): ein vollendetes Kabinetsstück biographischer Kunst, bei dem die stille Tragik des jäh dem Absturz zueilenden Lebenslaufes zu wahrhaft erschütternder Wirkung gelangt.

So liegt uns als literarisches Erbe Ribbeck's eine grossartige Fülle von Arbeit vor: nur rastlosester Thätigkeit, wie sie den Freund in seltenem Grade auszeichnete, war es möglich sie zu leisten. Und doch giebt sich in alle dem sein Wesen nur nach gewissen Seiten kund. Erst im Leben und namentlich in dem vertrauten Verkehr und der ergiebigen Correspondenz mit denen, die ihm ganz nahe standen, entfaltete sich der volle geistige und seelische Reichthum und der ganze Zauber seiner beweglichen Natur, seine vornehme Geistes- und Herzensbildung, die ihn mit einer staub- und dunstfreien Atmosphäre umgab und jedem edeln Genuss offen hielt, mit den zartesten Fasern aber in der Antike wurzelte, und nicht zuletzt seine liebenswürdige, mit leiser Ironie gewürzte Laune.

Doch da es hier nicht meine Aufgabe ist, eine Biographie zu skizziren, sondern nur den Gelehrten und Schriftsteller zu schildern, so darf ich bloss noch mit einer letzten Betrachtung zum Schluss eilen.

Der grosse Meister des Stils zeigte sich in Allem, was Ribbeck schrieb, nicht bloss in den Büchern: kein amtliches Schriftstück, kein akademisches Votum, kein Gutachten über eine Doctordissertation, kein Brief bis auf das kleinste Billet herab ging von ihm aus, ohne dass eine feine Nuance des Ausdrucks, eine treffende Pointe, eine besonders zierliche oder epigrammatische Wendung überraschte.

Aber im vollsten Glanze zeigte sich seine Künstlerkraft in den Reden und Ansprachen, die durch seine modulationsreiche, sympathische Stimme noch wesentlich erhöhten Eindruck gewannen. Einzelne Reden, die in das Gebiet der Philologie fallen, sind oben bereits erwähnt; schon in das gegenwärtige Leben hinüber greift seine gleichfalls bereits hervorgehobene Bethätigung als Professor eloquentiae in Kiel: sie steht gleichsam als das letzte Nachspiel der glänzenden Rolle da, die einst der Eloquenz der Humanisten zugefallen war. In Leipzig führte er zwar diesen

Titel nicht; aber thatsächlich *war* er unser Professor eloquentiae, mochte er nun als Rector, oder als College, oder als Classensecretair der Gesellschaft der Wissenschaften unseren Gedanken und Empfindungen prägnanten und treffenden Ausdruck verleihen.

Aus jedem der bezeichneten drei Kreise erinnere ich nur an je *ein* Beispiel, das Allen in besonders theuerem und lebendigem Andenken steht: an die stimmungsvolle, wie gedämpfter Trommelklang auf die Hörer wirkende Kaisertrauerrede, an die classischen, das leuchtende Bild unseres grossen Kunsthistorikers vorführenden Worte am Sarge Anton Springer's und an den ebenso anmuthigen wie geistvollen Bericht, der beim 50jährigen Jubiläum der Gesellschaft über die Arbeiten der verewigten Mitglieder unserer Classe knappen Ueberblick bot.

In diesem Berichte stellte Ribbeck den Gedanken voraus, dass die Berechtigung und Weihe solcher Jubiläen in dem Dankgefühl für die Arbeit unserer Vorgänger liege; auch unserer heutigen Erinnerungsfeier giebt Berechtigung und Weihe das Dankgefühl für die Arbeit des Dahingegangenen, der der unsere war.

INHALT.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

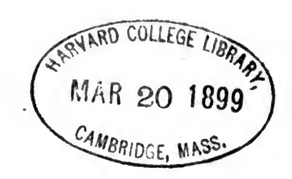
FÜNFZIGSTER BAND.

1898.

V.

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER.
1898.

Einzelpreis 1 Mark.



SITZUNG VOM 3. DECEMBER 1898.

Herr MEISTER hielt einen Vortrag über ein elisches Amnestiegesetz auf einer Bronzetafel aus Olympia.

Herr LIPSIUS legte vor eine Abhandlung des Herrn F. BLASS: „Zur ältesten Geschichte des platonischen Textes“.

F. Blass: *Zur ältesten Geschichte des platonischen Textes.*

Es ist sehr zu bedauern, dass, nachdem durch MAHAFFY's Publikationen alter Papyrus des 3. vorchristlichen Jahrhunderts (FLINDERS-PETRIE Papyri, Part I 1891. II 1893) auch von Platonhandschriften dieser Zeit nicht unerhebliche Reste ans Licht gekommen sind, doch die Meinungen der Kritiker über diesen weitaus ältesten Text des Plato so sehr auseinandergehen, und Manche, wie noch neuerdings J. J. HARTMAN in einer sonst sehr schätzbaren Abhandlung: de emblematis in Platonis textu obviis (Leyden 1898), geradezu darauf auszugehen scheinen, diesen Papyri fast jeden Werth zu bestreiten. Es ist dies um so verwunderlicher, als HARTMAN übrigens, ähnlich wie USENER in seiner Ausgabe des Symposion, an eine weitgehende Verderbniss des Platotextes durch Einschiebsel glaubt; wenn aber sogar diese Verderbniss stark darin auftritt, so ist es doch kaum möglich, dass geringere Verderbnisse darin fehlen sollten. Und dennoch sucht HARTMAN mit allen Mitteln aufzuweisen, dass durch die Fragmente des Laches zwar zwei Interpolationen des gewöhnlichen Textes aufgedeckt würden, dagegen in allen übrigen Fällen von Differenz fast nirgends Veranlassung sei, von der um mehr als 1000 Jahre jüngeren Ueberlieferung zu Gunsten der älteren abzugehen.

Da es nun in der That höchst wichtig ist, über die Ueberlieferung des Platon mit Hülfe dieser alten Dokumente ein sicheres Urtheil zu gewinnen, so will ich hier versuchen, mit möglichster Objektivität die einzelnen Abweichungen zunächst im

Laches, dann auch im Phaidon zu erörtern und so oder so zu entscheiden. Dass die Papyrus fehlerhaft sind, versteht sich von selber; denn alle Papyri haben sich bisher als fehlerhaft erwiesen, zumal die uncorrigirten, zu denen diese gehören. Man sollte indes nicht vergessen, dass auch alle Pergamente trotz Correktur fehlerhaft sind, und dass kein Herausgeber im Stande ist, den Bodleyanus oder den Parisinus einfach abzudrucken.

Die Fragmente des Laches umfassen: 190 B von (ἆρ') οὖν an, bis 192 A ἔροιτο.

190 B *ἆρ' οὖν ἡμῖν τοῦτό γε* (st. *γ'*) *ὑπάρχειν δεῖ, τὸ εἰδέναι* [*ὅ*] *τί ποτ' ἔστιν ἀρετή*; *Ἡμῖν* fehlt in unsern Hdschr., ist aber für die Deutlichkeit eigentlich nöthig, um hervorzuheben, bei wem dies Wissen sein muss. Es konnte auch leicht nach *ἆρ' οὖν* ausfallen. Ueber die scriptio plena *γε*, wie gleich darauf *μηδὲ*, aber doch *ποτ' ἔστιν* wie bei uns, brauche ich nichts zu bemerken.

Das. BC Hdschr. *τίνα τρόπον τούτου ξύμβουλοι γενοίμεθα ὁτῳοῦν*, ohne das nöthige *ἄν*, welches P(apyr.) zweimal giebt: *τίν' ἂν* (so Bekker und alle nach ihm) und *γενοίμεθ' ἄν*. Gegen das doppelte *ἄν* kann niemand etwas haben. Das. *ξύμβουλοι* statt *σύμβουλοι* Hdschr.; während also der Phaidonpapyrus bei dieser Präposition modernisirt ist, hat der des Laches wenigstens einmal *ξύν*, allerdings aber unten 191 D umgekehrt *σύμπαντι* statt *ξ*. Hdschr.

Das. C *ὅπως αὐτὸ κάλλιστα ἂν κτήσαιτο* P, statt *ὅπως ἂν αὐτῷ* (doch *αὐτὸ* richtig *ΓE* r) *κ. κτήσαιτο*. Das *ἄν* gehört zum Optativ und nicht zu *ὅπως*; trotzdem ist seine Setzung hinter *ἄν* natürlich möglich. Man vgl. nun in dem Vorhergehenden: 189 A *ὡς ἄν τις αὐτὸ ῥᾷστα καὶ ἄριστα* (*ΞΓ*: *ἄριστ' ἂν* BT) *κτήσαιτο*. 190 A ebenso, aber alle ohne das zweite *ἄν*. 190 AB *ὅντινα τρόπον ἀκοὴν ἢ ὄψιν κάλλιστ' ἂν κτήσαιτό τις*. B *τίν' ἂν τρόπον τοῖς υἱέσιν αὐτῶν ἀρετὴ παραγενομένη τὰς ψυχὰς ἀμείνους ποιήσειεν*. Also das Adverb, wenn es steht, zieht das *ἄν* zu sich, ausser vielleicht im Falle der Verbindung zweier Adverbien (*ῥᾷστα καὶ ἄριστα*); hier mochte *ὡς ἄν* bequemer scheinen, wiewohl ja die Hdschr. das eine Mal nicht einig sind, und auch doppelte Setzung als möglich erscheint. 190 C werden wir jedenfalls P folgen.

Das. nicht gut P *ουδενεμοιγε* d. i. *οὐδέν' ἔμοιγε*.

Das. P *φαμὲν ἄρα αὐτὸ ὦ Λάχης εἰδέναι ὅ τι ἔστιν*, während

Hdschr. das *αὐτὸ* nach *εἰδέναι* haben. Das ist die so zu sagen regelmässige Stellung, auf die ein Abschreiber auch von selber kam; auf die des Pap. kam er gewiss nur durch eine Vorlage. HARTMAN meint irrig, dass durch die Stellung in P *αὐτὸ* emphatisch würde; das ist es weder bei der einen noch bei der andern.

Das. lässt P die Antwort *φαμὲν μέντοι* irrthümlich aus. Scriba scilicet a priore *φαμὲν* transsiluit ad *οὐκοῦν κτέ.* (H.).

Das. *πλέογ γὰρ* mit der Assimilation, die auch Platon selber gewiss oft geschrieben hat; so noch *ὄγ καὶ* 191 A. *μὲγ γὰρ* und *πλήγ γε* B, *ἐμ φόβοις* und *ἐμ πᾶσιν* E, *τῶγ χειρῶν* (und *ἔγ γε*?) 192 A; etwa ebensoviel Assimilation ist im Papyrus des Phaidon. Ueber *ἐλ λύπαις* s. u. zu 191 E. — Das. *ἴδωμεν* mit T (*εἴδωμεν* falsch B corr.). 190 D Hdschr. *ἀλλ' οὕτω ποιῶμεν ὦ Σώκρατες, ὡς σὺ βούλει.* Nach dem Faks. ist hier keine Abweichung gewesen als *ὅπ[ως* für *ὡς*, und vielleicht *βούληι* für *-λει.* Ueber das neuattische *ει* = *ηι* ergiebt P sonst nichts, weder dafür noch dagegen; *ὅπως* aber (wie ich mit Sicherheit herzustellen glaube) ist besser als *ὡς*, da Sokrates gar nicht bestimmt gesagt hat, wie er es machen will.

Hier schliesst Col. I; von II ist der Anfang verloren, und die erste erhaltene Zeile ist *πολ[λοῖς εἰς ἀνδρεί|(αν)*, also nur 16 Buchstaben, während die nächste 19 hat, und die meisten andern noch mehr. Darin sehe ich aber keinen Grund zu der Annahme, dass P thatsächlich *τὴν ἀνδρ.* gehabt habe (HARTM., nach DIELS bei MAH.); denn auch I, 4 und 15 haben nicht mehr Buchstaben und I, 1 gar nur 15. Die übernächste Zeile: *δοκεῖ — τοῦ[το τοίνυν πρῶτον* scheint umgekehrt zu lang, und es könnte *οὖν* für *τοίνυν* gestanden haben; aber für Variante möchte ich auch das nicht ausgeben, da bald darauf folgt: *εἰπεῖν ἀνδ[ρεία τί ποτ' ἐστίν* (23 Buchst.).

190 DE *ἔπειτα* (so auch P, wie das Faksim. zeigt) *τὸ μετὰ τοῦτο σκεψόμεθα* (P mit BT, andre *-ώμεθα*) *καὶ ὅτῳ κτέ.*; Hdschr. ohne *τὸ*. Wie sollte jemand dies eingeschoben haben? Ausfallen dagegen konnte es ja leicht. HARTMAN findet eine besondere Feinheit darin, dass es fehle: zu dieser zweiten Betrachtung komme es thatsächlich gar nicht, und eben dies deute Sokrates durch das *μετὰ τοῦτο* (ohne *τὸ*) schon an. Das scheinen mir argutiae zu sein: kein Mensch konnte aus der Lesart, wie sie bisher ist, dies entnehmen. Wenn dies zweite Thema von vorn-

herein abgeschoben werden sollte, durfte es nicht so breit angegeben werden, wie es hier geschieht.

190 E *ἀλλὰ πειρῶ εἰπεῖν ὃ λέγω, τ[ὸ]ν ἀνδ[ρεῖον.* Das scheint mir sichere Lesart, obwohl Mahaffy meint, dass zwischen *τ* und *ν* nur das kleine *ι* gestanden haben könne; aber auch *ο* wird sehr klein geschrieben. Zugleich aber einzig richtige Lesart, statt *τί ἐστιν ἀνδρεία;* Dies nämlich stammt aus dem Vorigen: *ἀνδρεία τί ποτ' ἐστί,* Laches' Antwort aber definirt nicht das Abstraktum, sondern das Concretum, von dem fortan zunächst (bis 191 E) die Rede ist. Sokrates hat ihm in dieser Form die Frage gestellt, weil so die Antwort leichter war; das Abstraktum taucht dann in der Erörterung bald auf, indem der *ἀνδρεῖος* dies durch *ἀνδρεία* ist.

Das. *τὸς πολεμίο[υς*(?) wahrscheinlich Platon's Hand; nochmals 191 D *τὸς ἐν τῶι* — (nicht im Phaidonpapyrus).

Das. *καλῶς μὲν λέγεις* P für *εὖ μ. λ.* Hdschr.; vgl. 191 C *μὴ καλῶς σε ἀποκρίνασθαι* — — *οὐ καλῶς* (*σε*) *ἠρόμην. Καλῶς* = „richtig" ist einzig das Wahre, indem *εὖ* etwa = „vortrefflich, brav" ist; auch ist *εὖ* klärlich Assimilation an das vorige: *εὖ ἴσθι ὅτι ἀνδρεῖος ἂν εἴη.*

Das. Hdschr. *τὸ σὲ ἀποκρίνασθαι μὴ τοῦτο ὃ διανοούμενος ἠρόμην, ἀλλ' ἕτερον;* P (*αι*)|*τιοσ ου σαφωσ ειπ[ων* — — | *ποκρινασθαι το[υτο* (od. *τουθ*) — — | *μενοσ ηρομην* [*αλλ ετερον* |. Also *μὴ* stand nicht vor *τοῦτο*, sondern, wenn irgendwo, vor *ἀποκρίνασθαι*; das giebt hier 23 Buchstaben für die Zeile, und in der folgenden ebensoviele (mit *τοῦθ'* für *τοῦτο*). Ich nehme an dieser Zahl so wenig Anstoss wie oben. • Ueber die Stellung des *μὴ* gilt das Gleiche wie über die von *αὐτό* oben C: die der Hdschr. ist die für das leichte Verständniss, und darum verdächtig.

191 A nach Mah. Schreibfehler *ταξει* für *τάξει.*

Col. II geht bis *πολε[μίοις* 191 A; die erste Z. von III bietet — — *αλ]λα τι αν ο*|(*δε*), so dass hier der Raum für das bei uns Dazwischenstehende (*ἐγὼ γοῦν φημί. Καὶ γὰρ ἐγώ*) wirklich unzureichend scheint. ΛΑ steht über ΤΟ]ΙC der nächsten Z., und von dieser gingen dem ΙC 14 Buchstaben voraus; die letzte Z. von II kann, nach der vorhergehenden zu urtheilen, mit -[*μίοις* vollständig gewesen sein. Ob nun ähnlich wie 190 C etwas übersprungen war, oder nur kürzere Fassung (*φημὶ γοῦν* für *ἐγὼ γοῦν φημί*), lässt sich nicht sagen.

Das. P *ὃς ἂν φεύ]γων τοῖς πολε*|*μίοις μάχ*]*ηται,* st. *μάχ. τοῖς*

πολ. Hdschr., was ganz offenbar durch Assimilation an das Vorhergehende (*μένων μάχ. τ. πολ.*) verdorben ist. Desgl. *Ὅμηρός που* Hdschr. nach *ὥσπερ που*, was vorhergeht; richtig *ὥσπερ ποτὲ* P.

Das. P *Αἰνέα* eher als *Αἰνεία*; unten B deutlich *Αἰνείαν*. Das *ε* statt *ει* würde zum Attischen stimmen (MEISTERHANS 32[2]), aber *-α* statt *-ου* ist falsch, ebenso wie unten B *ΤΟΥΤΩΝ* statt *τὸ τῶν*, mit falscher Deutung des alten und platonischen *O* (s. zu 190 E.)

191 B fehlt das von BADHAM getilgte *τὸ ἐκείνων* und das von niemandem getilgte entsprechende *τό γε τῶν Ἑλλήνων*. Hier ist das Eindringen erklärender Zusätze in den Text constatirt und allseitig zugestanden.

Das. P *πλὴγ γε ἴσως ὦ Λάχης τῶν Λακεδαιμονίων*, statt *τὸ Λ.*, offenbar falsch, indem *πλήν* als Präposition construirt wurde; der Artikel *τῶν* zu *Λ.* ist wenig angemessen. Aber gleich darauf *τούτους* P für *Λακεδαιμονίους* Hdschr.; damit ist eine dritte in dieselben eingedrungene Erklärung constatirt.

191 C *τούτους γάρ φασιν καὶ* (Hdschr. *ἐν*) *Πλαται|αῖς*] (oder *-ᾶσιν*, nach DIELS bei MAH.). Dass *Πλατει|* ... dastände, scheint mir Täuschung; über die Endung lässt sich nichts entscheiden (Menex. 245 A *Μαραθῶνι καὶ Σαλαμῖνι καὶ Πλαταιαῖς*). *Καὶ* aber ist gut: „unter anderm“.

Das. [*οὐ|κ ἐθέλειν πρὸς αὐτοὺς* | *μένοντας μάχεσθαι* P, während Hdschr. *πρὸς αὐτοὺς* vor *μάχεσθαι* haben, wozu es grammatisch gehört. Auch hier also ist die Stellung in P zu bevorzugen; der nöthige Nachdruck wird dem *μένοντας* eben durch das Hyperbaton zugeführt.

Das. *ΙΠΠΕΣ* d. i. *-εῖς* statt *ἱππέας*, nicht minder falsch als *Αἰνεία*. Die Schreibung ist in eigenthümlicher Weise hier älter als die Form des Accusativs. — Das. viell. *τ[ὴ]ν νέκει*, mit tilgendem Punkte über dem 2. *ν*.

Das. Hdschr. durch Assimilation corrupt *τοῦτο τοίνυν αἴτιον ἔλεγον, ὅτι ἐγὼ αἴτιος* usw.; *ἄρτι* für *αἴτιον* AST, beinahe richtig; *ὃ ἄρτι* P, womit HARTMAN selbst vergleicht Aristoph. Ach. 41 *τοῦτ' ἐκεῖν' οὑγὼ ἔλεγον*; freilich sagt er, dass *τοῦτο* .. *ὃ* hier nur durch *ἐκεῖνο* möglich werde. Weshalb? Dann *καλῶς σε ἠρόμην* P wohl Assimilation an *καλῶς σε ἀποκρίνασθαι*; D *βουλόμενος γάρ σου* (*σου* om. T) *πυθέσθαι* hat P wie B.

191 D Hdschr. *καὶ τοὺς ἐν τῷ ἱππικῷ καὶ ἐν ξύμπαντι τῷ πολεμικῷ εἴδει*. In P *σύμπαντι* (s. o. zu 190 BC) und anscheinend

ειδεν, statt *καὶ ἐν* aber auch MAH. *ἐντσι*, während mir das *ι* durchstrichen und für *σ* auch *ε* möglich scheint, so dass *ἔν τε* für *καὶ ἐν* herauskommt. Das wäre denn auch vorzuziehen. Weitere Fehler in P: *αλλαι και* für *ἀλλὰ καὶ*; *κινδυνευουσι* anscheinend für *κινδυνοις*, *οσοι τε* für *ὅσοι γε*, *προ λυπας* st. *πρὸς λύπας*; auch das Fehlen von *ἢ* vor *καὶ πρὸς τὰ πολιτικὰ* ist keine Verbesserung, so wenig wie die Umstellung *πρὸς λύπας ἢ φόβους ἀνδρεῖοί εἰσι* (st. *πρ. λ. ἀ. ε. ἢ φόβ.*), so dass hier viele Fehler zusammentreffen. *Καὶ ἔτι* (Ξ = E SCHANZ, dagegen BT *ὅτι*) hat P richtig; *καὶ μένοντες ἢ ἀναστρέφοντες* wie Hdschr., während SCHANZ *καὶ* streicht. Hätte er Recht, so würden wir hier einen gemeinsamen Fehler der gesammten Ueberlieferung constatiren; indes glaube ich *καὶ* als „und zwar" halten zu können.

191 E *καὶ?*] *σφόδρα γε ὦ Σώκρ.* P; so *καὶ .. γε* Ξ G, die andern ohne *γε*. *Καὶ* und *γε* zusammen ergeben einen nicht gewöhnlichen Pleonasmus (*καὶ καλῶς γε* 191 B ist ganz anders); aber *καὶ* in P zu ergänzen wird durch nichts gefordert, und MAH. ergänzt es auch nicht. Indes steht auch Polit. 291 E *καὶ πάνυ γε*, 305 E. 307 A *καὶ σφόδρα γε*.

Das. P *οὐκοῦν ἀνδρείᾳ* (-*εῖοι* Hdschr.) *μὲν πάν|τες οὗτοι ἀνδρεῖοί ε[ἰσιν* (*εἰσιν* ohne *ἀνδρ.* Hdschr.), *ἀλ|λ' οἱ] μὲν ἐν ἡδοναῖς — — οἱ δ' ἐμ φόβοις τὴν ἀνδρείαν κέκτηνται.* SCHANZ schreibt *ἔκτηνται* nach der von ihm bei Platon durchgeführten Regel, da Consonant vorausgeht; es giebt indes in den Hdschr. viele Ausnahmen, und so auch diese Stelle; sehen wir davon ab. Die Echtheit der Lesart in P und die Corruptel in den Pergamenten kann nicht zweifelhaft sein, sobald man nur jene richtig fasst und auch an 23 Buchst. in der mit *τεσ* beginnenden Zeile keinen Anstoss nimmt; die Zeilen sind nun einmal nicht gleich lang. Die Corruptel von *ἀνδρείᾳ* in -*εῖοι* zog den Ausfall von *ἀνδρεῖοι* mit Nothwendigkeit nach sich. Das. zeigt das Faks. *ἐλ λύπαις* (wie *ἐμ φόβοις*).

Das. *τί ποτε οὖν* st. *τί π. ὂν* P, und wieder *τί οὖν ἐμ πᾶσιν* st. *τί ὂν κτέ.*; falsche Deutung des *O* wie oben bei *ΤΟΤΩΝ* oben A. Ferner *τοῦτο πυνθάν[ομαι* statt *τ. ἐπυνθανόμην*, nicht gut, wie HARTMAN aufweist. Auch *τὴν ἀνδρείαν* statt *ἀνδρ.* im nächsten Satze wird wohl Assimilation an den Satz mit *τὴν ἀ. κέκτηνται* sein.

192 A seltsam *ΤΡΕΧΕ* für *τρέχειν*; dann aber sehr gut *καὶ ἔν* (eher *ἔγ*) *γε τῷ μανθάνειν*, indem mit *γε* (fehlt Hdschr.) die

Verschiedenheit dieses Begriffes von den vorigen hervorgehoben wird.

Der letzte Theil dieser Columne ist so zerstört, und das Faksimile bietet so wenig Hülfe, dass es gerathen scheint, von den hier vermutheten Abweichungen völlig abzusehen.

Ziehen wir nun die Summe. I. Schreibfehler in P 190 C *φαμὲν μέντοι* ausgel. 191 A *τάξει. Αἰνέα.* B *τούτων. τῶν Λακεδαιμονίων.* C *ἱππεῖς. σε ἠρόμην.* D *σύμπαντι. εἴδευ. ἄλλαι. κινδυνεύουσι. ὅσοι τε. πρὸ λύπας. ἢ* ausgelassen. *ἢ φόβους* Stellung. E *οὖν* zweimal. *πυνθάνομαι. τὴν ἀνδρείαν.* 192 A *τρέχε.* Es werden vielleicht noch mehr als diese 19 Fehler dagestanden haben; man kann eben nicht alles lesen. Aber dagegen ist die gleichfalls unbekannte Zahl der Verbesserungen, welche das Unlesbare bot, zu stellen.

II. Fehler in B corr.: 190 B *ἡμῖν* ausgel. Das. *τίνα* für *τίν' ἂν.* C *σύμβουλοι. αὐτῷ.* Stellung von *ἄν.* Stellung von *αὐτὸ. ειδωμεν.* D *ὡς. τὸ* ausgel. E *ἀνδρεια τί ποτ' ἐστί* statt *τὸν ἀνδρεῖον. εὖ.* Stellung von *μὴ.* 191 A Stellung von *μάχηται. που.* B *τὸ ἐκείνων* erklärender Zusatz. *τό γε τῶν Ἑλλήνων* desgleichen. *Λακεδαιμονίους* Erklärung. C *ἐν.* Stellung von *πρὸς αὐτοὺς. αἴτιον.* D *ὅτι.* E *ἀνδρεῖοι. ἀνδρεῖοι* ausgel. 192 A *γε* ausgelassen. Das sind 24, also mehr Fehler als in P, und man muss sagen, schlimmere. Rechnet man ab, was aus unsern Hdschr. emendirt wird, so bleiben immer noch 21; rechnet man auch ab, was aus Conjektur emendirt ist, so bleiben, gut gerechnet, noch 18. Das ist ein ziemlich trostloses Resultat für den, welcher den Anspruch erhebt, in B oder doch in der Gesammtheit der Pergamente so ziemlich durchweg die Hand Platon's zu besitzen; auch für den, welcher hofft, die wesentlichen Fehler durch Conjektur wegschaffen zu können. Freilich hat Badham 191 B *τὸ ἐκείνων* getilgt; aber selbst Schanz hat es im Texte gelassen; also war der Beweis doch nicht zureichend, um mehr als Zweifel zu schaffen.

Der bereits 1891 (Flinders-Petrie Pap. I) veröffentlichte Papyrus des Phaidon hat mehr von sich reden gemacht; bekannt ist besonders der sehr geistvolle Versuch Usener's, der Autorität des Papyrus zu Gunsten unserer Handschriften entgegenzutreten (Gött. Nachr. 1892, S. 25 ff. 181 ff.). Gomperz dagegen hat sich auf Seite der ältesten Ueberlieferung gestellt (Ber. d. Wiener

Akad. 1892 Abh. XIV); desgleichen COUVREUR in seiner kleinen Ausgabe des Dialogs, in welcher das geschieht, was man normaler Weise thut: es wird die älteste Ueberlieferung, soweit sie reicht, der Herstellung des Textes zu Grunde gelegt. K. REINHARDT (in den Berichten des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a/M. vom Jahre 1893, S. 138 ff) sucht beiden Ueberlieferungen ihr Recht zu geben. Von HARTMAN ist ein Aufsatz in der Mnemosyne (XX, 152 ff.), nicht erschöpfend; H. verhält sich im wesentlichen ablehnend gegen das Neue wie beim Laches. Ich will, gleichwie bei diesem, die einzelnen Stellen nacheinander unparteiisch prüfen.

Es ist nicht das kleinste Verdienst USENER's, dass er einen berichtigten Text des Papyrus mit den Ergänzungen abdruckt; dieser Text muss freilich nachgeprüft werden, und es sind auch noch einige ganz kleine Fragmente an ihrer Stelle unterzubringen. Das erste Frg. bei MAHAFFY-USENER reicht von *τ]ῶι βίωι* 67 E bis *ἀποϑν]ήισκειν* (so, richtig) *μελ[ετῶσι*. Es sind Zeilenenden des letzten Theils einer Columne[1]), worunter: *τῶι ὄντι ἄρα* mit einem Raume von 11—12 Buchstaben vorher, während die Hdschr. für denselben 15 Buchstaben bieten: *οὐ γελοῖον; πῶς δ' οὔ;* Das heisst, wenn man als sicher annimmt, was nicht sicher ist, dass die vorhergehende Zeile nichts mehr als den Schluss von *N* enthalten habe, in welchem Buchstaben sie abbricht, und doch hat sich die dieser vorhergehende etwas länger fortgesetzt. Aber an dem Ausdruck, wie er überliefert ist, hat COBET Anstoss genommen, und *οὐ γελοῖον* gestrichen (so SCHANZ); dann ist wieder zu wenig für die Lücke da. Man streiche doch einfach *οὐ* und gebe *γελοῖον* dem Simmias: *γελοῖον· πῶς δ' οὔ;* (82 A Antwort *δῆλον δή· πῶς δ' οὔ;*); dann sind 13 Buchst., und der Sinn ist in bester Ordnung.

2. Das 2. Fragment bietet p. 68 A *ἀπη]λλάχϑαι* bis *ὑπὸ* [*ταύτης*. U.'s Anordnung der Zeilen ist hier unrichtig; denn bei *ὑπὸ* ist die Zeile zu Ende, also auch bei *ἀπηλλάχϑαι συνόντος* oder vielmehr *-τας*; denn so oder *-τες* hat da gestanden, keinenfalls *-τος*. Dann fällt also die Lesart unserer Hdschr. *τούτου ἀπηλλάχϑαι συνόντος αὐτοῖς* statt *τούτωι ἀ. συνόντας* als gemeine Erklärung oder Verfälschung zusammen, indem *αὐτοῖς* auch durch

---

1) Ein Stück des Anfangs (D) liegt vielleicht in dem Fragm. T. VII oben rechts vor: *σωμ]ατοσ — π[|]νεφη[*; doch muss dann mehr zwischen *σώματος* und *ἔφη* gestanden haben als *πάνυ μὲν οὖν*.

den Raum ausgeschlossen wird (U.); vgl. ἵνα περὶ αὐτῶν λέγων ἀπαλλάττωμαι Leg. 800 E, KÜHNER II, 619, und für die ψυχή als συνοῦσα τῷ σώματι 81 B. Die Zeilen liefen weiter so: ἢ ἀνθρωπί]νων μὲν παιδικῶ[ν | ἢ (so Us.; Hdschr. καὶ) γυναικῶν] ἢ παίδων (καὶ υἱέων Hdschr.) ἕνεκα (fehlt Hdschr.) ἀπο|θανόντων π]ολλοὶ ἑκόντες (δὴ ἑκ. Hdschr.) ἠθέ|λησαν εἰς Ἅιδου ἐλθεῖν, ὑπὸ κτέ. Das δὴ ist gewiss echt und nur irrthümlich ausgelassen; dafür ist γυναικῶν ἢ παίδων („sei es Frauen oder Knaben", als Spezifikation von παιδικῶν) ebenso gewiss richtig; man vgl. was vorhergeht: οὗ διὰ βίου ἤρων τυχεῖν, und was folgt: φρονήσεως δ' ἄρα τις τῷ ὄντι ἐρῶν; also war von Söhnen, zu denen ein ἔρως nicht besteht, dazwischen sicher keine Rede. Dann aber erscheint die Lesart der Hdschr. καὶ γ. καὶ υἱέων leicht als eine willkührliche Zustutzung, bei der der Gleichklang παιδικῶν ἢ παίδων vermieden werden sollte. Ich denke indes nicht so, sondern das zweideutige παίδων wurde durch υἱέων erklärt, und die Erklärung kam in den Text. So kann auch ἕνεκα (P) echt und in unsern Hdschr. nur durch die Erklärung verdrängt sein; nöthig ist es ja nicht, und konnte auch, sei es durch Erklärung, sei es in reiner Gedankenlosigkeit zugefügt werden.

3. Das grosse Frg. 3 (Taf. V, 2—4) reicht von οὐκ (so, nicht οὐχ) ἄσμενος 68 B bis καὶ φ[όβον 69 A, mit vielen Lücken, aber ohne dass irgendwo eine Zeile vollständig fehlte. Die Varianten sind hier sehr zahlreich.

P. 68 B μηθαμοῦ, eine nicht gerade unmögliche, aber wenig Vertrauen erweckende Form; vgl. 81 B μηθέν. 80 E und 83 B οὐθέν; μηδενὶ nur 83 A (USENER S. 48). In diesen dialektischen Dingen ist der Pap. unzuverlässig, wie er auch niemals ξύν hat.

Das. Hdschr. μηδαμοῦ ἄλλοθι καθαρῶς ἐντεύξεσθαι φρονήσει ἀλλ' ἢ ἐκεῖ, doch B mg. γρ. ἄλλοθι δυνατὸν εἶναι καθαρῶς, was als Ergänzung ἐντυχεῖν verlangt. So hat COUVREUR als Lesung des Pap. festgestellt: μηθ. ἄλλοθι | δυνατὸν εἶναι κα]θαρῶς φρονήσει ἐν|τυχεῖν. εἰ δὲ τοῦτο (oder τοῦθ') ο]ὕτως ἔχει. Der Werth der beigeschriebenen Varianten mit γρ ist auch im Demosthenes erprobt; es ist mir unzweifelhaft, dass, nachdem φρον. ἐντυχεῖν gemäss dem Vorhergehenden A (ἐντεύξ. αὐτῇ) in ἐντεύξ. φρ. verdorben war, nun δυνατὸν εἶναι getilgt wurde. An ἀλλ' ἢ ἐκεῖ (fehlte P) wird Niemand festhalten wollen; vorher in AB steht übrigens nicht ἀλλ' ἤ, sondern einfach ἤ.

Das. πολλὴ ἀλογία ἂν εἴη P für π. ἂν ἀλ. εἴη; letzteres besser.

Aber *ἱκανόν σοι ἔφη τεκμήριον* P ist dem *ἱ. σοι τ. ἔφη* Hdschr. vorzuziehen, weil *τεκμήριον* so den Nachdruck bekommt. Weiterhin fehlte entweder *τοῦτο* (vgl. 83 C) oder *ἀνδρὸς*; dies nehmen Gomperz, Usener, Couvreur als fehlend an. Wichtiger ist, dass für *μέλλοντα ἀποθανεῖσθαι* (nicht hübsch nach *ἴδηι*]ς *ἀγανακτοῦντα*; übrigens schon 64 A und wieder 88 B. 95 C, Reinhardt) nur 6 Buchstaben standen; Usener, Couvreur setzen hier *τούτῳ* ein. Ich finde nichts Sicheres: vielleicht *ἀγανακτοῦντα αὐτῶι* (*τῷ θανάτῳ*, vgl. 63 B); schliesslich wäre zu *ἀγανακτοῦντα* nach dem Vorangegangenen gar keine nähere Bestimmung nöthig, aber die Fortsetzung *ὅτι οὐκ ἄρα ἦ*]*ν* wäre zu wenig für den Raum. *Μέλλοντα ἀποθ.* aber ist jedenfalls Erklärung.

68 C fehlt *ὢν καὶ* zwischen *τυγχάνει* und *φιλοχρήματος*; indes *ὤν*, worauf es allein ankommt, lässt sich in der Lücke vor *τυγχ.* unterbringen, oder auch in der nach *φιλο*[*χρήματος*, wie Couvreur, der nur leider *καὶ φιλότιμος* in *ἢ φιλότ.* ändert, ohne Noth und mit schlimmer Tautologie, da *ἤτοι τὰ ἕτερα τούτων ἢ ἀμφότερα* folgt. Zwischen *ἤτοι* und *υτων* reichen aber 9 Buchstaben nicht aus; U. ergänzt daher *τό γε ἕτερον*, indem auch in der That der Plural *τὰ ἕτερα* falsch ist (s. U.). Wiederum die übernächste Zeile bekäme mit [*ἆρ' οὖν ἔφη ὦ Σιμμία οὐ*] zuviel Buchstaben; ich ziehe es vor, das entbehrliche *ἔφη* zu tilgen, vgl. D, während Usener und Couvreur *ὦ Σιμμία* als fehlend annehmen (vgl. ebenfalls D). — Dass kurz vorher P *ω* statt *ὡς* hätte (U.), glaube ich nicht. — Unerheblich ist *μόνον* P für *μόνοις* (auch Stob. Jambl.), wohl schlechter, übrigens wenig deutlich geschrieben.

68 D *ἐμ φιλοσοφίᾳ* (vgl. U. S. 47) *τὸγ γενναῖον* 80 D. *αὐτόγ γε* und *θεῶγ γένος* 82 B. *τούτωμ μὲν*, *ὅσομ μή*, *τὴμ ψυχὴν* 83 A. *τοσοῦτογ κακόν* 83 B. *ἃμ μάλιστα* 83 C, *ἱστὸμ μετα-* u. 84 A. — *ἔφη* nach *ἀνάγκη* (auch Stob.) fehlt (völlig entbehrlich); ob *τε* nach *ἀνδρείαν*, ist unsicher (Gomp.). — In [*πῶς δὴ* (Rest des *η*) *ὦ Σώκρατες*; *Οἶσθα*] fehlte *ὦ Σώκρατες*, vgl. C. Dass jemand dies zugesetzt hätte, scheint hier nicht recht glaublich (etwas anders 83 B); auch passt es in der verwunderten Frage ganz gut, während *πῶς δή* allein kahl erscheint.

Das. nicht *τὸν θάνατον ἡγοῦνται πάντες οἱ ἄλλοι*, sondern *τομ* . . . . *αι* — — (6 Buchst. recht wenig) | *οἱ ἄ*]*λλοι*. Mahaffy glaubte an verkehrte Assimilation des Nasals, und es ist alsbald darauf *ὑπομείμ*[*ωσι* für *-νωσι* zu vergleichen; Usener

schreibt *τὸ μίρσιμον*, was nach meinem Gefühl viel zu künstlich und unklar ist, um echt zu sein. Ich denke, es stand da: *τὸμ [μὲ]ν̣ θά̣ [ατον π]άν̣[τες ἡγοῦνται | οἱ ἄλλοι*, und dies ist die richtige Lesart, indem *μέν*, obwohl kein *δὲ* folgt, doch vorzüglich in den Sinn passt. Es steht dann das Fragment, welches den unteren Theil der Columne enthält, um eine Kleinigkeit zu weit nach links, was auch durch die folgenden Zeilen empfohlen wird. Weiter *τῶν μεγάλων κακῶν εἶναι* wie Stobaeus und Randlesart in B. Aber *ναὶ μάλα* statt *καὶ μάλα* ist nicht Schreib-, sondern Lesefehler, wie Couvreur richtig feststellt. Aus dem erwähnten *ὑπομειμ[ωσιν* macht derselbe *ὑπομείνωσιν*, als richtige Lesart für *ὑπομένωσιν*; mir will der Aorist nicht scheinen.

Das. E *σωφρονο]ῦσιν* für *σώφρονές εἰσιν* (auch Stob. Jambl.); dies an *ἀνδρεῖοί εἰσι* — *ἀνδρεῖον εἶναι* D angeglichen (Gomp.), während der Sinn völlig gleich ist. — Für *ἀδύνατον εἶναι* ist nicht Raum (wiewohl Couvreur dies in Abrede stellt); *ἀδυνατεῖν* Us.; einfacher ist die Streichung des Infinitivs.

Das. nach P *ἀλλ' ὅμως* ‖ (Ende der Col.) *αὐτοῖς συμβαίνει* (nicht richtig liest U. *-φαίνει*) *τοῦτο* (Schreibfehler für *τούτωι*) *ὅμοι̣[ον | τὸ πάθος τοι ἐπ' αὐτὴν* (*τὸ περὶ ταύτην* Hdschr.) *τὴν | ἀνδραποδώδη σωφροσύνην*. *Τοι ἐπ' αὐτὴν* kann nichts anderes als Corruptel sein; *ἀνδραποδώδη* aber statt *εὐήθη*, vielleicht die hervorstechendste neue Lesart in diesen ganzen Resten, ist nach Usener, Hartman und Reinhardt aus 69 B *καὶ τῷ ὄντι ἀνδραποδώδης* von einem Leser eingeschwärzt. Doch ist der Unterschied zwischen den genannten Kritikern, dass Hartman auch an *εὐήθη* nicht glaubt, sondern dies als aus *σ̣υνήθη* entstellt ansieht. *Εὐήθη* „gutmüthig, einfältig“ ist nun in der That ganz unmöglich[1]), während *ἀνδραποδώδη* sinngemäss ist: diesen *σώφρονες* wird eine unwürdige Knechtung durch andere Lüste vorgeworfen. Was soll denn auch *τῷ ὄντι* an der späteren Stelle heissen, wenn es nicht rückbeziehend ist, wie gleich darauf 69 BC *τῷ ὄντι ἡ κάθαρσις* auf 67 AB zurückweist, und 80 E *τῷ ὄντι τεθνάναι μελετῶσα* auf 64 A. 67 E? Es werde, sagt Usener, auf einen bekannten Ausdruck Bezug genommen, und die Bezeichnung *ἀνδραπ.* sei in den Kreisen der

1) Ob es an der Stelle 82 B möglich wäre, auf welche Reinhardt (nach Immisch, Berl. Philol. Wochenschr. 1892 Nr. 49) verweist, an der es aber in der That auch nicht steht, ist eine sehr verschiedene Frage.

Sokratiker geläufig gewesen. Niemals aber für diese *σωφροσύνη*, vgl. die Belegstellen, die U. zusammenbringt, und die sämmtlich eine grundverschiedene Anwendung des Wortes zeigen. Woher aber kommt *εὐήθης* in unsern Text? Als Erklärung jemandes, der sich an dem harten *ἀνδραποδώδης* stiess, und ein ungefähr äquivalent, aber milder scheinendes Wort suchte.

Der Papyrus fährt indessen fort, in seiner Weise fehlerhaft zu sein. *Στερηθῆναι ἑτέρων ἡδονῶν* für *ἑτ. ἡδ. στερ.* wird niemand annehmen, auch nicht *ἄλλων ἀπέχονται ὑπ' ἐκείνων* (statt *ἄλλων*) *κρατούμενοι*, was Assimilation an die vorige Zeile ist (*υπεκεινων* steht unter *-τεσεκεινων*), mit nichten, wie U. meint, willkürliche Aenderung. Aber dann (69 A) haben umgekehrt die Pergamente fälschlich assimilirt (Reinhardt): *ἀλλ' ὅμως συμβαίνει αὐτοῖς* wie 68 E *ἀλλ' ὅμως αὐτοῖς συμβαίνει*; richtig P *συμβαίνει δ' οὖν αὐτοῖς*. *Δ' οὖν* ist „aber in der That", also gleichwerthig mit *ἀλλ' ὅμως*; wie kann U. sagen, dass der Satz durch diese Partikeln ein das Ergebniss ziehender Schlusssatz würde? Endlich scheint das. A *ἐστιν* nach *ὅμοιον* gefehlt zu haben.

4. Das aus zwei Stücken sich zusammensetzende Fragment von 70 B (Taf. VII, links oben und unter (4)) lässt bei dem verwischten Zustande der Schrift wenig erkennen. Z. 1 der Col.]χειν ειτεμη — εγ[, Z. 2]κεβησηδεωσαν[, Z. 3 [δό|ξαν ἔχεις περὶ α[ὐτῶν. Zwischen 1 und 2 fehlt weniger als zwischen 3 und 4, bei ungefähr gleichem Raum; es stand wohl *τίνα* für *ἥντινα*.

5. Aus 79 BC haben wir das Frg. Taf. VI, 1, mit der richtigen Schreibung *ἀϊδεῖ* für *ἀειδεῖ* (ebenso nachher; s. Usener S. 46 f.), wahrscheinlich auch mit Auslassung von *ἐστὶν* vor *τῶι ἀϊδεῖ*, die wir ohne Weiteres billigen werden.

6. Von 80 D ist *ἔ]πος εἰπεῖν* bis *ἡ τοιαύτη* vorhanden (Taf. VI, 2). Dass in *ἡ δὲ* [*ψυχὴ ἄρα* das *ἄρα* gefehlt hätte (U.), wird von Couvreur in Abrede gestellt; bei fehlenden Zeilenschlüssen wie hier weiss man nie genau, wie gross der von der Schrift eingenommene Raum war. Dagegen *αὐτίκα τῇ* statt *αὐτίκα καὶ τῇ* (Zeilenanfang) mag der Papyrus wie Stobaeus gehabt haben; indes fiel *καὶ* nach *αὐτίκα* sehr leicht aus, und der Sinn scheint es zu fordern. Dass für *οἷ ΔΙ* stände, halte ich für Täuschung. Die Stellung weicht ab in *τοιοῦτον ἕτερον τόπον* P (euphonischer, Mah.) statt *τοι. τ. ἕτ.* Hdschr., *ἀγαθὸν θεὸν καὶ φρόνιμον* P statt *ἀγ. καὶ φρ. θ.* Hdschr. (auch hier P besser). Der Artikel *τὸγ*, den P vor

γενναῖον καὶ . . *ἀϊδῆ* einfügt, entspricht genau dem Vorhergehenden: *ἡ δὲ ψυχὴ ἄρα, τὸ ἀϊδές*, und dem Nachfolgenden: *παρὰ τὸν ἀγαθὸν θεόν*, ganz abgesehen davon, dass er deutlicher macht; denn da vorausgeht *τὸ εἰς τοιοῦτον ἕτερον τόπον οἰχόμενον*, so könnte auch *γενναῖον* zunächst zu *τὸ* . . *οἰχ.* gezogen werden, bis *ἀϊδῆ* die Zweideutigkeit höbe. Für *ἂν θεὸς ἐθέλῃ* Hdschr. Stob. hat P *ἂν θ. θέλει*, mit dem neuattischen *ει* (vgl. unten zu 81 A. 83 A); nach Us. ist *θέλειν* für Platon auch in dieser Formel trotz der Komiker und Redner zu verwerfen.

7. Taf. VI, 3—5, 80 E *ἅτε μελετῶσα* — 81 D *φαύλων*. 80 E *μελετῶσα αἐ[ί]ει* P? Jedenfalls bedeutungslos. Aber richtig *τὸ δὲ* (nach *τοῦτο*) für *τοῦτο δέ*.

81 A *καὶ τῷ ὄντι τεθνάναι μελετῶσα ῥαδίως* P wie Hdschr., während Hirschig, Schanz, Hartman *ῥαδίως* für offenbare Interpolation erklären und einklammern. Couvreur dagegen verweist auf 62 C *ῥᾳδίως ἂν ἐθέλειν ἀποθνήσκειν*. Es ist gleich *μὴ χαλεπῶς φέρουσα*, und viel zu eigenthümlich, um interpolirt zu sein; auch Usener glaubt nicht an Interpolation, aber an Corruptel aus *ἀρράτως*. Ob für *τε* nach *θεῖον* kein Raum war (so U.), lässt sich bei der Zerstörung des vorhergehenden Zeilenausgangs nicht sagen[1]), aber für *αὐτῇ* nach *ὑπάρχει* war keiner, und dies Wort muss weichen. — *Ἀνθρωπίνων* mit CDE, gegen B *-είων*; auch sonst zuweilen stellt sich P auf die Seite der geringeren Hdschr. gegen B. Dann wie es scheint *ἀπηλλαγμεν]ηει*, abgeschrieben aus *E* mit übergeschriebenem *H* *I*; die Auslassung von *δὲ* vor *λε(γεται)* hat der Schreiber selbst verbessert. Dass *ὡς* vor *ἀληθ]ῶς* gefehlt haben müsste, gebe ich nicht unbedingt zu; wenn das Andere so klein geschrieben war wie *ως*, so war wohl Raum. *Τὸν λοιπὸν χρόνον* wie Hdschr., gegen *τὸ λοιπὸν* Stobaeus; das sieht einmal wie gemeinsame Interpolation aus. *Τῶν* vor *θεῶν* fehlt wie bei Stob. und Eusebius, desgl. in D, B corr.; es sollte auch bei Schanz nicht im Texte stehen, in dem es Bekker nicht hatte. Seltsam ist, dass Hartman es gar vertheidigt, da doch weder bestimmte Götter, noch alle Götter bezeichnet werden.

81 B *οιμεμιασμενη* mit Auslassung von *μαι* vor *μεμι*; *γοητευομένη* wie die Hdschr. C (*γεγοητευομ.* BD, *γεγοητευμένη* E und corr. B), wohl Assimilation an die Präsentia vorher; für *ὑπ' αὐ-*

---

1) An *ἀπα[ίρει* für *ἀπέρχεται* zu denken ist ein Irrthum von Gomp.: (*ἀϊ*)ΔΕCA(*πέρχ.*) sieht in P wie ΑΠΑ aus.

τοῦ ὑπό τε τῶν ἐπιθυμιῶν καὶ ἡδονῶν einfach ὑπὸ τῶν ἐπ. [αὐτοῦ καὶ] ἡδ., was Us. nur darum bekämpft, weil auch 66 C τὸ σῶμα καὶ αἱ τούτου ἐπιθυμίαι steht. Aber an unserer Stelle entspricht ja dem τούτου nichts, wiewohl dieser Genitiv αὐτοῦ bei ἐπιθυμ. unmöglich fehlen dürfte: ist doch σῶμα Hauptbegriff der Stelle. Es war also, denke ich, αὐτοῦ ausgefallen und nachgetragen, und daraus wurde die jetzige Lesart zurechtgemacht. Nicht ἄλλ' ἤ, sondern ausgeschrieben ἄλλο ἤ, und selbstverständlich (wie auch der Raum zu zeigen scheint) kein weiteres ἄλλο nach μηδὲν (vgl unten 83 A). Οὗ ἄν τις für οὗ τις ἂν (anders und umgekehrt 83 B); wie es scheint καὶ τ[ὸ ἀϊδές mit wiederholtem Artikel, ganz angemessen, da τὸ δὲ τοῖς ὄμμασι σκοτῶδες vorhergeht und τοῖς ὄμμασι nicht zu ἀϊδές mit gehört; aber falsch σοφίᾳ für φιλοσοφίᾳ.

81 C ἀλλὰ ohne καὶ (richtig auch nach U.) mit E, B corr., Stob.; τοῦτο ὦ φίλε für ὦ φ. τοῦτο, schlechtere Stellung; καὶ vor ἔχουσα fehlte vielleicht.

81 D Hdschr. περὶ ἃ δὴ καὶ ὤφθη ἄττα ψυχῶν σκιοειδῆ φαντάσματα, οἷα παρέχονται αἱ τοιαῦται ψυχαὶ εἴδωλα. In P φαν[τάσματα gleich nach ψυ]χῶν; von χονται αἱ an identisch; dazwischen eine Zeile: . (.)η(oder α)ταφ . . . . . ασθενει . . . . (etwa 10 Buchstaben; vorher nach φαντάσματα war noch für etwa 13 Platz). Usener, welcher ergänzt φαν[τ., οἷα δὴ | ἄν]ω (ω schon Mah.; nach dem Faks. kann ich nur *H* oder *A* erkennen) τάφ[ων ἐν] ἀσθενεί[αι παρέ|χονται, sagt, dass es keines Beweises bedürfe, wie hier ein zweifaches störendes Glossem eingedrungen sei, ἄνω τάφων neben περὶ τοὺς τάφους und ἐν ἀσθ. statt σκιοειδῆ. Es wäre interessant und wichtig, Glosseme in P zu constatiren, und einen principiellen Einwand dagegen giebt es nicht; aber was hier gestanden hat, ist ganz unmöglich sicher zu errathen, also ist es auch unmöglich, Glosseme in P oder Lücken in unserm Texte zu constatiren, welcher ja lückenhaft sein kann, wenn er auch lückenlos aussieht. Zum Beispiel kann man P so ergänzen: ψ. φαν[τάσματα σκιοειδῆ, μόλις | κ]αταφ[ανῆ δι'] ἀσθένει[αν, οἷα παρέ|χονται κτέ. *ΕΙΔΗ* und *ΕΙΑΝ* sehen sich so ähnlich, dass leicht das Auge von einem zum andern überspringen und so die Auslassung geschehen konnte. — Für εἰκός γε hat P εἰκότως γε, wohl fehlerhaft; denn wenn dann Sokrates sagt εἰκὸ]ς (Hdschr.) μέντοι, so passt das nicht zu Kebes' εἰκότως, und wenn Sokrates εἰ|κότω]ς μέντοι, so passt das

nicht zu dem folgenden Accus. m. Inf.: *καὶ οὔ τί γε τὰς τῶν ἀγαθῶν ταύτας* (*αὐτὰς* P wohl schlechter) *εἶναι κτέ.*

8 a, T. VII, 1. Zeilenenden 82 A *τ]υραννίδας* bis *οὐκο]ῦν* | (*εὐδαιμονέστατοι*). Es tritt keine Abweichung hervor.

8 b, T. VII, 2, Zeilenanfänge, am Schlusse auch die Ausgänge dazu, 82 B *οὗτοι εὐδαιμ[ονέστατοι* — C *ἐπιθυμιῶν.* — B | *αὐτο]ὺς* für *τούτους* nach U., aber soviel geht nicht in die Zeile, sondern |*τους* ist anzusetzen. Dann fehlt *ἐστιν* nach *εἰκός*, mit Recht; aber *ἀφικέσθαι* für *ἀφικνεῖσθαι* scheint mir so wenig wie U. richtig. Dass *τε* nach *πολιτικόν* gefehlt habe (so Stob.), ist nicht erwiesen; für *ἥμερον* richtig [*ἡμερώ*|*τερον* (U.); denn *ἥμεροι* im Positiv sind Bienen und Wespen nicht. Für *ταὐτόν γε* hat P *τὸ αὐτὸγ γ.[ε* (*τὸ αὐτόν* auch attische Inschriften, Meisterhans 55[2], 3). Kein Raum ist für *καὶ γίγνεσθαι ἐξ αὐτῶν*, und auch der Sinn ist für Tilgung des *ἐξ αὐτῶν* (U. S. 41); vgl., in demselben Zusammenhange, Rep. X, 620 B *φεύγουσαν ἄνθρωπον γενέσθαι. Εἰκότως* für *εἰκός* mit U. anzusetzen ist kein genügender Grund.

82 C. *Εἰς — θεῶν γένος μὴ φιλοσοφήσαντι — οὐ θέμις ἀφικνεῖσθαι ἀλλ' ἢ* (oder *ἄλλῳ ἢ*) *τῷ φιλομαθεῖ* ist, wie man längst gesehen hat, eine unmögliche Ueberlieferung. P hat *οὐ θέ[μις* mit weiterem Raum für etwa 13 Buchstaben, und in neuer Zeile *ἢ τῷ φιλομα[θεῖ.* Dass nun die Zeile vorher mit *αλλ* geschlossen hätte, ist nach der Schreibsitte der Papyrus nicht glaublich, *ἀφικνεῖσθαι ἄλλωι* aber würde statt 13 16 Buchstaben geben. U. ergänzt indes wie oben B *ἀφικέσθαι*; so bleibt nichts übrig als die lückenhafte Erhaltung von P zu bedauern. Wir gebrauchen den Infinitiv gar nicht, da er aus dem Vorigen ergänzt werden kann, dafür lässt sich *οὔκουν* einschieben: *οὐ θέμις. οὔκουν ἄλλῳ ἢ τῷ φ.* In der nächsten Zeile scheint zwischen *-θεῖ* und *-α* (Ende vorhanden!) |*ὦ ἑταῖρε* Raum für etwa 11 Buchstaben, und die Hdschr. bieten *ἀλλὰ τούτων ἕνεκ(α)* mit 14. U. also setzt *ἀλλὰ διὰ ταῦτα* ein; Couvreur indes findet es möglich, alles unterzubringen, und eine Unmöglichkeit liegt nicht vor. — *Οἱ ὀρθῶς φιλόσοφοι* statt *-οῦντες* wurde schon von E und von Iamblichos geboten; vgl. *τοῦ ὡς ἀληθῶς φιλοσόφου* 83 B, *οἱ δικαίως φιλομαθεῖς* 83 E.

8[c] unterer Theil der folgenden Columne, T. VII, 3, von *εἰπόν[τες* 82 D — *γιγνώ[σκουσι.* Dazu kommt eins der kleinen Fragmente auf derselben Tafel, welches sich in eine Lücke einsetzt:

Z. 2 *πορ*]EYCONTAIA[*υτοισωσο*]YK[*ειδοσιν*
3 *οπ*]HI | EPXON[*ται*] . . . YNTA[*ι* —
4 *δε*]INENANTIA[*τηιφι*]ΛΟCΟΦ[*ι*]AI.

Abweichungen: *πορεύσονται* für *πορεύονται* schlecht. Für *αὐτοὶ δὲ ἡγούμενοι* nach dem Obigen *ἡγο*]*ῦντα*[*ι δὲ* (*οὐ* | *δε*]*ῖν* usw.), und demgemäss nun *ταύτῃ δὴ τρέπονται*, während die Hdschr., wie sie *ἡγούμενοι* bieten, so *δὴ* auslassen. Für *δή* nun ist U. auch ohne die Kenntniss von der Zugehörigkeit des kleinen Fragmentes; dass *αὐτοὶ* fällt, ist nach *αὐτοῖς* kurz vorher ganz willkommen; wenn aber *αὐτοί* erklärende Interpolation ist, werden wir überhaupt P folgen, zumal da derselbe in dem gleichen Satze mit der Auslassung des unnützen und unangenehmen *ἐκείνῃ* nach *τρέπονται* auch U.'s Beifall findet. Dies letztere Glossem wenigstens war schon von Herwerden getilgt. — *Τῇ . . λύσει τε καὶ τῷ* (*τῷ* fehlt Hdschr.) gut, wiewohl U. den Anstoss „schulmeisterlich" findet und Rep. II, 364 E *λύσεις* (ohne Art.!) *τε καὶ καθαρμοί* vergleicht. Dann im nächsten Cap. noch stark abweichend: *πῶς λέγεις ἔφη* (*λ. ἔφη* fehlt Hdschr.) *ὦ Σώκρατες; Ἐγὼ ἐρῶ* (hier *ἔφη* Hdschr.).

8[d] T. VIII, 1 Zeilenenden von *διαδ*]*εδεμένην* 82 E — *ὅ*]*των ἢ τῶν ἄλλων* 83 A. Hier haben die Hdschr. *καὶ τῶν ἄ.*, wohl schlechter; vorher A Anfang P *συλλή*]*πτωρ εἴη τῶι* | (so richtig Us.) wie Hdschr. (*τοῦ* Heindorf, was Mah. in P zu finden glaubte); nach Vermuthung setzt Us. in der folgenden Zeile *δοῦντι* statt *δεδέσθαι* ein, wiewohl der Raum auch für dieses reicht, und *τῷ δεδ.* von Hartman (p. 163) und Reinhardt (p. 148) nicht ungeschickt vertheidigt wird.

8[e] T. VIII, 2, die besterhaltene Columne, *αἰσθή*]*σεων* 83 A — *ἀναλώσας* C. In A fehlt *αὐτοῖς* nach *ἀνάγκῃ*, sehr gut; *ἑαυτὴν* P für *αὐτήν*; gedankenlos assimilirt ist *παρακελεύεσθαι* statt *-ομένη*, nach *συλλέγεσθαι καὶ ἀθροίζεσθαι*. Dann *ἄλλῳ ἀλλ' ἢ* Hdschr., noch ärger als 81 B; P lässt *ἀλλ'* auch hier aus. Für *αὐτὴν αὑτῇ* nur *αὐτῆι*, wohl Nachlässigkeit, vgl. das Vorhergehende und Nachfolgende (*αὐτὴ καθ' αὑτήν* usw.). *Νοήσει* = *-σῃ*; von jetzt ab wird dies (oben zu 80 D) häufiger: *ταύτει* B, das. *λυπηθεῖ* und *φοβηθεῖ*; C *πάσχει*, 84 A *οἴει*, B *ζεῖ* und *τελευτήσει*; doch auch jetzt noch vielfach *-ηι*.

83 B *αὐτὸ καθ' αὑτό τι τ*[*ῶν*] *ὄντων* (Hdschr. ohne *τι*); da *ὅτι ἂν* vorhergeht, so ist *τι* falsch; aber es scheint möglich, mit

Tournier den Fehler in ὅ,τι ἄν zu suchen und ὅταν zu schreiben, wodurch die Fügung hübscher wird (es folgt Gegensatz ὅ,τι δ' ἄν). Dann ὅ,τι δ' ἄν δι' ἄλλων σκοπῇ ἐν ἄλλοις ὂν ἄλλο: P lässt ὂν aus, und es braucht nicht zu stehen, da αὐτὸ καθ' αὑτό Gegensatz ist: z. B. δι' ὀφθαλμῶν ἐν σώμασιν κάλλος. Falsch αἰσθητὸν καὶ ohne τε, s. U. Wichtig aber ist, dass für ὃ δὲ αὐτὴ ὁρᾷ richtig gesetzt ist ὧι δὲ αὐτὴ προσέχει: ist doch das Denken dem Sehen geradezu entgegengesetzt. Da ὁρατόν unmittelbar vorausgeht, liegt in der gewöhnlichen Lesart wieder nichts als Assimilation vor. Usener wendet sich hin und her, um zu dem entgegengesetzten Schlusse zu kommen; man lese nach. Auch Hartman's Argument, dass man ἡ ψυχὴ προσέχει scil. τὸν νοῦν nicht sagen könne, ist nicht stichhaltig: τὸν νοῦν steht ja nicht dabei. — Anscheinend οὕτω ἀπέχεται, nicht unerhört auch in den Pergamenten, Schneider ad Civ. I p. 287 f. Καὶ φόβων durch leichtes Versehen ausgelassen; wohl nur zufällig ebenso Iamblichos. Gut ἐπειδάν τίς τι σφόδρα (Hdschr. ohne τι). Dann macht Schanz mit B pr. C pr. D pr. den entsprechenden Fehler wie eben P, indem er ἢ λυπηθῇ auslässt; in Bezug auf die Stellung stimmt P zu corr. B und Iamblichos (E, corr. C ἢ λυπ. nach ἢ φοβηθῇ). Nicht ὑπ' αὐτῶν wie Schanz, sondern ἀπ' α. gleich allen Hdschr.; ὧν mit BCD, nicht ὅσον wie E (dann οἰηθείη τις ἄν statt ἄν τις οἰηθ., vgl. 68 B. 81 B). Hier könnte man, trotz Madvig, der Adv. I 371 ἀπ' αὐτῶν ὧν vertheidigt, eine gemeinsame Corruptel in P und den Hdschr. behaupten; verstehen würde ich erst ἀπ' αὐ⟨τοῦ τού⟩των ὧν: „keine von diesen übeln Folgen davon, an die man zunächst denken würde, ist so schlimm“.

8f T. VII, 3; ich möchte zu Z. 1—3 Ende ein kleines Fragment von T. VI (rechts von dem zweiten der oben unter 4 aufgeführten), und zu Z. 2 Anfg. ein anderes (oben rechts) hinzuziehen, wonach sich Folgendes ergiebt:

Z. 1 Δ[ιὰ τὰς ἐπιθυμίας, ἀλλ' ὃ π]ΑΝΤΩ[ν
ΜΙΕΓΙϹΤΟΝ[τε κακὸν καὶ ἔσ]ΧΑΤΟΝ
ΤΟ[ῦτο πάσχει καὶ οὐ λογι]ΖΕΤΑΙ ΑΥΤΟ.

Also fehlt hier das entbehrliche ἐστιν hinter ἔσχατον. Die Columne geht, mit starker Zerstörung, weiter bis D καὶ ὁμότροπος.

83 C ferner τ[ί ὦ Σώ]κρατες nach dem Raume, ohne τοῦτο nach τί; wohl Fehler. Gut aber ἡσθῆναι σφόδρα ἢ λυπηθῆναι

statt ἡσθ. ἢ λ. σφόδρα (Hdschr. Iambl.). Dann eine der stärksten Abweichungen: (ἡγεῖσθαι)

π . . . ουαμμαλιστατουτοπασχει
μ . . . ταδεειναιτουτ.ουχουτως
εχ . νταυταδ.εσ . . . . . ορατaηου

Dafür die Hdschr. Iambl.: περὶ ὃ ἂν μ. τ. πάσχῃ, τοῦτο ἐναργέστατόν τε εἶναι καὶ ἀληθέστατον, οὐχ οὕτως ἔχον· ταῦτα δὲ μάλιστα ⟨τὰ⟩ (zugefügt von Heindorf) ὁρατά· ἢ οὔ; Also Correktur ist hier und dort nöthig; denn auch in P wird μάλιστα δὲ zu μ. δὴ emendirt (Tournier, Weil, Gomperz), wenn man nicht gar (Us.) an den Ausfall eines entsprechenden Satzes mit μὲν denkt. Auch π[ερὶ] οὗ ist unmöglich; O für OY (vgl. den Laches) ist leichte Aenderung; Gomperz freilich will πρὸς οὗ, wobei mir aber der Ionismus bedenklich ist. Ταῦτα δ[ὲ] μ[άλιστα] ὁρατά wollen Mah. und Us. auch in P wiederfinden, was mir nicht möglich scheint; hier ist mit ταῦτα δέ ἐσ[τιν τὰ] ὁρατά P wirklich alles geheilt. Vorher aber kann ich doch nicht gleich Gomperz die handschriftliche Lesart schlecht finden: vgl. zu ἀληθέστατον D ἀληθῆ, zu ἐναργέστατον Rep. VI, 511 A ἐναργέσι, VII, 515 E σαφέστερα, in ganz entsprechenden Darlegungen; auch μάλιστα δὴ will mir nicht einleuchten. Dann bleibt aber nichts übrig als zu vereinigen: τοῦτο ἐναργέστατόν τε εἶναι καὶ ἀληθέστατον, μάλιστα δὲ εἶναι („existire") τοῦτο, und für die Verstümmelung hier und dort den Zustand der oder einer Urhandschrift verantwortlich zu machen, in welcher einer der beiden Sätze erst durch Correktur nachgetragen war.

83 D ἅπερ ἂν καὶ τὸ Hdschr., P vielleicht ohne καί; doch ist εἶναι ἅπερ ἂν καὶ τὸ σῶμ] beinahe so lang wie vorher auf gleichem Raume περονᾶι καὶ ποιεῖ σωμ]. Ὁμότροφος τε] καὶ ὁμότροπος mit corr. B, richtig statt -πός τε καὶ -φος: aus der τροφή entsteht der τρόπος.

8g T. VIII, 4, γίγνεσθ]α[ι 83 D — ἀνήνυτον ἔργον πράττειν 84 A. In D εἰς Ἅιδου κ[αθαρῶς oder κ[αθαρὰ (Heindorf); keine Abweichung zu constatiren (Mah., U. Ἅιδου μ[ηδέποτε, was durch das Faksimile widerlegt wird). — Ἀναπλέα τοῦ σώματος ἐξιέναι wie E Iambl., nach Hartman deswegen richtig, weil τοῦ σώματος in der That auch zu ἐξιέναι gehöre. Die Prosa hat aber vielmehr ἐξιέναι ἐξ.

83 E τούτων τοίνυν ἕνεκα [ὦ Κέβης οἱ δικαίως (32 Buch-

staben) ist weitaus zu viel für eine Zeile; ὦ Κέβης wird gefehlt haben und ist vielleicht durch das vorhergehende ὦ Σώκρατες in den Text gekommen. Desgleichen ist zu viel ἀνδρεῖοι οὐχ ὧν οἱ πολλοὶ ἕνεκά φασιν (31 Buchstaben); ich denke ἀλλ̣̣' ([ἀλλὰ? MAHAFFY) οὐχ ὧν οἱ πολλοί (ἕνεκά φασιν früher von HERM. getilgt, φασιν von HIRSCHIG).

84 A zweimal αὑτὴν statt ἑαυτήν (umgekehrt 83 A); δοκεινης (gleichs. δοκεῖν ἧς) Schreibfehler für δ' ἐκείνης; αὐτὴ παραδιδόναι statt αὑτὴν π. richtig (COUVR.); die Tilgung von παραδ. (MADVIG, SCHANZ) ist verkehrt.

9 Taf. VII, 4, Fragm. des oberen Theils der nächsten Columne, von U. nicht berücksichtigt, 84 A ἐναντίως bis B τελευτήσει ε[ἰς. 84 A μεταχειριζομένης wie BCD, angeglichen an Πηνελόπης; auch (E) -νην ist falsch, und -νη zu lesen (COUVREUR). — Τὸ ἀληθὲς | καὶ θεῖ]ον καὶ ἀδόξαστον ohne die wiederholten Artikel, wohl besser, weil weder θεῖον noch ἀδόξ. selbständiges Gewicht hat (anders oben 81 B). Falsch ζῶν für ζῆν, schlechter οἴεται δεῖν οὕ]τω statt οἴ. οὕτω δεῖν.

Nach dieser Uebersicht über die Abweichungen, die viel zahlreicher und bedeutender sind als im Laches, begreift man USENER vollkommen, dass er sich der Anerkennung eines drückenden Thatbestandes gern entziehen möchte. Nicht nur unsere Platonhandschriften sind recht sehr verderbt, sondern auch unsere Kritik hat sich unfähig erwiesen, dem Texte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts sich über die Hdschr. hinaus in erheblichem Maasse anzunähern; denn worin irgend ein Kritiker mit der Ueberlieferung in P gegen die sonstige zusammentrifft, ist minimal wenig. Ein Platoniker nun müsste sich zwar eigentlich über die Erkenntniss freuen; denn ein Gewinn an Selbsterkenntniss ist ein sehr grosser und ernstlicher Gewinn, und das Bedauern darüber, dass wir den Text in schlechterem Zustande haben als wir dachten, kann durch die Freude aufgewogen werden, dass im ganzen und grossen, zumal nicht stilistisch und grammatisch, sondern mehr von der Seite des Gedankens angesehen, der Dialog doch noch so ist, wie er 50—80 Jahre nach seiner Entstehung war. Aber man versteht doch USENER und HARTMAN in ihrer Stellungnahme zu den neuen Thatsachen, und wenn man bedenkt, dass USENER mit den Theologen Fühlung hat,

so versteht man auch, wie er auf den Gedanken kommt, dass im Papyrus absichtliche Correktur eines Schulmeisters im Spiele sei. Die Theologen nämlich sind von langer Zeit her gewohnt, für jede Abweichung in einer von ihnen gemissbilligten Handschrift einen auf Ueberlegung und Absicht heruhenden Grund zu suchen und zu finden, und demgemäss das natürliche Schlussverfahren geradezu umzukehren: was gefälliger erscheint, als richtiger einleuchtet, ist damit verurtheilt; denn nun schiebt der Kritiker einen Abschreiber oder Leser ein, dessen mikroskopischer Betrachtung und äusserst subtilem Gefühl und sorgsamstem Nachdenken die scheinbare Besserung zu danken sei. Ja, wenn es sich um lateinische Dichter in den codices Itali aus der Humanistenzeit handelte! Für die Briefe des Paulus oder die Schriften des Platon halte ich die Existenz solcher Leser oder Abschreiber in irgendwelcher Zeit für Mythus und Aberglauben. Usener gründet auf diese Hypothese von dem in alter Zeit überarbeiteten Platon die glänzenden und blendenden Ausführungen seines zweiten Theils, mit denen ich mich hier nicht zu beschäftigen habe, weil ich die Grundlage nicht als vorhanden ansehe.

Ich denke also, es ist erwiesen, dass Platon's Schriften gleich denen anderer Prosaiker in den ältesten Zeiten recht nachlässig abgeschrieben und die Exemplare wenig collationirt und corrigirt wurden, und dass erstlich auf diese Weise zahlreiche Fehler sich einschlichen: Verschreibungen, Auslassungen, falsche Wortstellung u. dgl. Etwas später, als sie Gegenstand der Schullektüre und Erklärung wurden, ging es so wie mit unsern Schulbüchern, welche zahllose Bleistiftnotizen zu enthalten pflegen, z. B. übergeschriebene Uebersetzung; wie Rutherford das bei Thukydides vortrefflich aufzeigt, musste dies damals grossen Schaden anrichten, weil auch der Text selbst sammt den Correkturen Schrift war und sich namentlich letztere von den Eintragungen kaum unterscheiden liessen. Dies also ist für unsere Hdschr. eine Hauptursache der vorhandenen Fehler, natürlich ohne dass eigentliche „Interpolation" dabei im Spiele wäre. Unter den Abschreibefehlern aber ragt eine Klasse sehr hervor, die aus unbewusster und oft ganz gedankenloser Assimilation an das Vorhergehende (seltener Nachfolgende) begangenen. Zurechtmachung aber und Interpolation (διασκευή) trat dann ein, wenn durch Auslassung oder Assimilation oder sonst einen Fehler grober Widersinn oder Sinnlosigkeit entstanden war, was dann jemand, der keine andere Handschrift zur Colla-

tion bekommen konnte, oder in der collationirten dasselbe fand, nach eigenem Gutdünken zu berichtigen suchte. Nachdem nun alle diese Ursachen eine ziemliche Zeit lang gewirkt hatten, den Text zu verschlechtern, kam dann die Zeit, wo man genauer Acht hatte und auch die Prosaiker philologisch behandelte, so dass zwar viele einmal eingedrungene Verderbnisse blieben, indem keine davon noch freie Handschriften mehr zu erreichen waren, neuen aber mit Erfolg gewehrt wurde.

R. Meister: *Elisches Amnestiegesetz auf einer Bronzetafel aus Olympia.*

In dem jüngst erschienenen zweiten Jahresheft des Österreichischen archäologischen Instituts (Band I, 1898, Tafel VI/VII, S. 197—212) hat Emil Szanto eine interessante Bronzeinschrift von Olympia veröffentlicht, die „durch die freundliche Vermittelung eines auswärtigen Fachkollegen, dem sie ein durchreisender griechischer Sammler zum Kauf angeboten hatte, vor kurzem für Wien erworben und dem archäologischen Institute zur Veröffentlichung überlassen worden ist. Nach Angabe des früheren Besitzers war sie in Olympia 'in der Nähe der deutschen Ausgrabungen' zu Tage gekommen." Sie ist vollständig erhalten und über die einzelnen Zeichen besteht nirgends ein Zweifel. Die Buchstaben sind *στοιχηδόν* geordnet, gehören dem ausgebildeten ionischen Alphabete an und weisen auf die zweite Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. als Entstehungszeit hin; besonders geartet ist nur ⊢, das 28. Zeichen der 12. Zeile, für *h*, das von den herakleischen Inschriften her bekannt, in elischen aber bisher noch nicht nachgewiesen ist. Um die Lesung und Erklärung des Textes hat sich Szanto durch seine scharfsinnige Behandlung grofse Verdienste erworben; doch sind mehrere Punkte unerledigt geblieben, und vor allem ist der eigentliche Zweck des Decretes von ihm nicht richtig erkannt worden.

Text.

Θεός. Τύχα. Ταῖϱ δὲ γεναῖϱ μὰ φυγαδείημ μαδὲ κ|ατ' ὀποῖον τρόπον, μάτε ἐϱσεναιτέϱαν μάτε θηλυτ|έϱαν, μάτε τὰ χϱήματα δαμοσιῶμεν· αἰ δέ τιϱ φυγαδ|είοι, αἴ τε τὰ χϱήματα δαμοσιοία,
5 *φευγέτω πὸτ τῶ Δ|ιὸϱ τὠλυμπίω αἴματοϱ, καὶ κατιαϱαίων ὀ δηλομὴϱ | ἀνάατοϱ ἤστω. Ἐξήστω δὲ καὶ κα(φ)φυγαδεύαντι τοὶ δ|ηλομένοι νοστίττην καὶ ἀττάμιον ἤμεν, ὄσσα κα ὔ|σταϱιν γένων-*

ται τῶν περὶ Πύρρωνα δαμιοργῶν· το|ὶρ δὲ ἐπ' ἄ(σ)σιστα μὰ ἀποδόσσαι μάτε ἐκπέμψαι τὰ χρ|ήματα τοῖρ φυγάδεσσι· αἰ δέ τι 10 *ταύτων πὰρ τὸ γράμ|μα ποιέοι, ἀποτινέτω διπλάσιον τῶ κα ἐκπέμπα κα|ὶ τῶ κα ἀποδῶται. Αἰ δέ τιρ ἀδεαλτώhαιε τἀστάλαν, | ὢρ ἀγαλματοφώραν ἐόντα πάσχην.*

Z. 5 *δηλομηρ* Szanto. — 6 *κα φυγαδεύαντι* Szanto. — 12 *ἀδεαλτώhαι ἐ(ν) τά(ν) στάλαν* Szanto, *ἀδεαλτώhαιε τά(ν) στάλαν* Wilhelm (zu Szantos Abhandlung S. 212 Anm.).

Übersetzung.

Gott. Glück. Die Nachkommen (der Verbannten) aber soll man nicht vertreiben auch nicht auf welche Weise es sei, weder (einen Nachkommen) männlichen noch weiblichen Geschlechts, und die Güter nicht einziehen. Wenn aber jemand (sie) vertreiben und die Güter einziehen sollte, so soll er verbannt flüchten vom olympischen Zeus wegen Blutschuld, und wegen Verwünschungen soll jeder, der (ihn verwünschen) will, straflos sein. Freistehn soll es aber auch jedem, der will, der verbannt war, zurückzukehren und straflos zu sein in Betreff alles dessen, was später geschehen ist als Pyrron und Genossen Damiorgen waren. Die Verwandten aber sollen den Verbannten ihre Güter nicht verkaufen und nicht wegschaffen. Wenn aber (jemand) etwas davon gegen das Gesetz thun sollte, so soll er das Doppelte zahlen von dem was er wegschafft und von dem was er verkauft hat. Wenn aber jemand die Stele der Schrifttafel berauben sollte, so soll er Strafe leiden wie ein Heiligtumsräuber.

Kommentar.

§ 1. *Θεός. Τύχα. Ταῖρ δὲ γενεαῖρ μὰ φυγαδείημ μαδὲ κατ' ὁποῖον τρόπον, μάτε ἐρσεναιτέραν μάτε θηλυτέραν, μάτε τὰ χρήματα δαμοσιῶμεν.*

Um das richtige Verständnis des ersten Abschnitts (Z. 1—6) zu gewinnen, ist vor allem die Bedeutung von *ταῖρ γενεαῖρ* zu bestimmen. Szanto erklärt (S. 200): „Es mufs *γενεά* als Kollektivbegriff gefafst werden und hier nicht Sippe als Einheit sondern die Sippenangehörigen bedeuten. Ob damit ausgedrückt sein soll, dafs dieser Schutz nur den Adelsgeschlechtern zu teil werden soll, oder ob jeder Elier Mitglied einer *γενεά* war, läfst sich bei

unserer Unkenntnis der Verfassung nicht ausmachen.“ Aber die Bedeutung „Sippenangehörige“ ist sprachlich nicht zu rechtfertigen. Von *γενεά* „Sippe, Geschlecht“ kann der Plural *γενεαί* nur „Sippen, Geschlechter“ bedeuten, ein Sinn, der, wie Szanto richtig bemerkt, hier ausgeschlossen ist durch die Apposition *μάτε ἐρσεναιτέραν μάτε θηλυτέραν*, nach der unter *γενεαί* bestimmte Individuen zu verstehen sind. Beliebige „Sippenangehörige“ aber, z. B. Brüder oder Schwestern, können ebenso wenig *γενεαί* genannt werden, wie ein Bruder oder eine Schwester jemandes *γενεά τινος* genannt wurde. Wenn einzelne Personen als *γενεά τινος* bezeichnet werden, so sind es allemal seine Descendenten; Achill ist *Διὸς γενεή* Hom. Il. 21, 191, Herakles und Iolaos sind *Λυγκῆος γενεή* Hes. *'Ασπ.* 327, die Söhne jemandes sind dessen *ἄρρην γενεά* Dionys. *'Ρωμ. 'Αρχ.* 2, 15, *οἱ ἔχοντες γενεάς* sind den *ἄτεκνοι* entgegengesetzt Polyb. 20, 6, 6; der Sinn von *γενεά* ist vergleichbar dem von *γένος*, das neben der Bedeutung „Geschlecht“ wohl die Bedeutung „Descendenz“ hat, aber nicht einen Blutsverwandten im allgemeinen, z. B. einen Bruder oder eine Schwester, bezeichnen kann.[1]) Unser Gesetz beginnt also mit dem Verbot die Nachkommen bestimmter Leute zu vertreiben. Nach dem zweiten Teile des Gesetzes (Z. 6—12) kann es nicht zweifelhaft sein, dafs die Nachkommen der *φυγάδες* gemeint sind. Wie es zu verstehen sei, dafs im Gesetz nicht zuerst von den *φυγάδες* selbst und dann erst von ihren *γενεαί* die Rede sei, darüber giebt das *δέ* im Anfange uns Auskunft. Szanto bemerkt zwar darüber (S. 200): „Das verbindende *δέ* am Anfang hat seine Analogie in der Inschrift von Olympia nr. 5. Dieses Beispiel und der Anfang mit der solennen Formel erweisen, dafs kein Zusatzgesetz

---

1) Ich bemerke das besonders gegen Danielsson (Eranos Bd. III 1898, S. 63), der in dem Kolonialrechte von Naupaktos Z. 16 die frühere Lesung *γένος ἐχέπαμον* wieder aufgenommen hat, indem er meint, dafs dieser Ausdruck auch einen Nicht-Descendenten, z. B. einen Bruder, bezeichnen könne. Aber wo giebt es ein Beispiel solchen Gebrauchs? Meine (von Dittenberger, IGS. III nr. 334 p. 86 angenommene) Lesung *αἴ κα μὴ γένος ἐν τᾶι ἱστίαι ἦι, ἢ 'χεπάμων τῶν ἐπιϝοίϙων ἦι ἐν Ναυπάκτωι* beanstandet er, weil die in dem ersten Bedingungssatze stehende Negation in dem zweiten durch *ἤ* angeschlossenen nicht suppliert werden könne. Vgl. aber z. B. die Inschrift von Astypalaia (GDI. 3472): *ὅστις μὴ ἁγνός ἐστι ἢ τελεῖ ἢ αὐτῶι ἐν νῶι ἐσσεῖται*; Diphilos (Kock II 561) bei Athen. VI 239: *ἀγνοεῖς ἐν ταῖς ἀραῖς ὅτι ἔστιν, εἴ τις μὴ φράσει' ὀρθῶς ὁδὸν ἢ πῦρ ἐναύσει' ἢ κτλ.*

vorliegt.“ Aber am absoluten Anfang, wenn etwas ausgesagt werden soll ohne Beziehung auf Früheres, hat *δέ* keine Verwendung. Es fügt an oder es stellt entgegen; wo es z. B. am Anfange einer Rede erscheint, läſst es (wie *ἀλλά*) dieselbe stets in Gegensatz zu einer vorhergegangenen treten. Von den olympischen Bronzen fängt nicht nur nr. 5, sondern auch nr. 4 mit *δέ* an, aber nichts beweist, daſs auf diesen Platten neue Materien beginnen; sie enthalten einzelne Verfügungen, die ihrem Inhalte nach als Ergänzungen anderer vorhergehender Bestimmungen des olympischen Tempelrechts aufgefaſst werden können, und nach dem feststehenden Gebrauche von *δέ* als solche aufgefaſst werden müssen. Und dies gilt auch von diesem Amnestiegesetz. Es wird in der That durch seinen Inhalt wie durch den Gebrauch von *δέ* als ein „Zusatzgesetz“ erwiesen. Die solenne Formel *Θεός Τύχα* am Anfang genügt nicht als Gegenbeweis. Das Zusatzgesetz nimmt mit *δέ* Bezug auf ein früheres, das die *φυγάδες* betraf, und ist wohl auch auf derselben Stele jenem folgend angebracht gewesen, war aber andererseits das Ergebnis eines neuen, zeitlich von jenem getrennten Volksbeschlusses, der wie jeder andere, das feierliche Präscript erhalten konnte, das, im 4. und 3. Jahrh. nach den erhaltenen Beispielen auf den olympischen Bronzen regelmäſsig gebraucht (vgl. Olymp. 36, 37, 39), in diesem Falle gewiſs nicht als entbehrlich angesehen wurde. Die Güter in dem folgenden Satze *μάτε τὰ χρήματα δαμοσιῶμεν* sind die der Verbannten. Wie Z. 8—10 lehren, sind die Güter der *φυγάδες* noch nicht eingezogen, sondern noch in den Händen der nächsten Verwandten, von denen sie unverkürzt den Exilierten aufgehoben werden sollen. Ich nehme also an, daſs in einem früheren Beschlusse, der vielleicht auf derselben Stele dem unsrigen voranging, die Verbannung gewisser Elier ausgesprochen war. Ihre Kinder aber waren noch in Elis, ihre Güter noch nicht eingezogen, und das Amnestiegesetz, das jenem Verbannungsbeschluſs bald gefolgt zu sein scheint, schützt an erster Stelle die einen vor Vertreibung, die andern vor Einziehung.

§ 2. *αἰ δέ τιρ φυγαδείοι αἴ τε τὰ χρήματα δαμοσιοία, φευγέτω πὸτ τῶ Διὸρ τὠλυμπίω αἴματορ, καὶ κατιαραίων ὁ δηλομὴρ ἀνάατορ ἤστω.*

Die Worte bis *αἴματορ* hat Szanto bereits richtig erklärt. In den folgenden ist *ἀνάατορ* gleich *ἄνᾱτος* aus *ἀϝάτα*; *ἄτα* in der Bedeutung „Strafe“, *ἀτᾶσθαι* in der Bedeutung „gestraft

werden" ist aus dem grofsen gortynischen Stadtrechte bekannt. *κατιαραίων* hat bereits SZANTO mit dem elischen *κατιαραύσειε* Olymp. 2 zusammengebracht, hält es aber für ein Particip von *κατιαραίω*, einer von ihm angenommenen Nebenform jenes elischen *κατιαραύω* (= att. *καθιερεύω*). Ich möchte lieber glauben, dafs in *κατιαραίων* der Genetiv eines zu *κατιαραύω* gehörigen Substantivs *κατιαραῖον* „Verwünschung", dem att. *καθιερεῖον* entsprechen würde, vorliegt. Denn dafs der Genetiv „jeder Konstruktion widerstrebe", wie SZANTO meint, ist nicht richtig, *ἄνατος* „ungestraft, straflos" kann ebenso mit dem Genetiv verbunden werden, wie z. B. *ἀζήμιος* (z. B. *τῶν ἀσεβημάτων* Polyb. 2, 60, 5). Bei dem Subject *ὁ δηλομήρ* hat schon SZANTO Zusammenhang mit *δήλομαι* = att. *βούλομαι* vermutet („wenn es jemandem gelingt *δηλομηρ* als *δηλόμενορ* zu erklären, so wäre die Schwierigkeit gelöst"). Ich halte *δηλομήρ* für eine nominale Bildung, die sich zu *δηλόμενος* etwa so verhält wie *ἐθελοντήρ* zu *ἐθέλων*.

§ 3. *ἐξῆστω δὲ καὶ κα(φ)φυγαδεύαντι τοῖ δηλομένοι νοστίττην καὶ ἀττάμιον ἦμεν, ὅσσα κα ὕσταριν γένωνται τῶν περὶ Πύρρωνα δαμιοργῶν.*

SZANTO schreibt *κα φυγαδεύαντι*, ohne die Partikel *κα* befriedigend erklären zu können. Er sagt darüber folgendes: „Klar ist, dafs dieser Paragraph den Exulanten die Heimkehr gestattet und ihnen Straflosigkeit zusichert. Wären dies aber alle thatsächlich im Exil lebenden Personen, so wäre nicht der Aorist *φυγαδεύαντι* mit *κα* zu erwarten, sondern das Präsens. Der Aorist spricht dafür, dafs jene Personen gemeint sind, die entgegen der Bestimmung des ersten Paragraphen und in Folge einer im zweiten Paragraphen vorgesehenen Übertretung derselben exiliert worden sind. Damit stimmt, dafs ihnen Straflosigkeit für Delicte zugesichert wird, die später als das Jahr des Pyrron — dasjenige, in dem dieses Gesetz erlassen wurde und von dem an daher Verbannungen nur widerrechtlich erfolgen konnten — begangen worden sind. Eine solche Amnestie pro futuro hatte nur dann einen Sinn, wenn die künftigen Verbannungen, die eben durchweg verboten wurden, für den Fall als sie dennoch erfolgten, illusorisch gemacht werden sollten." SZANTO will also *φυγαδεύαντι* hypothetisch aufgefafst wissen für *αἴ τιρ φυγαδεύαιε*, „wenn jemand aus der Zahl der *γενεαί*, entgegen der Bestimmung des ersten Paragraphen, dennoch verbannt sein sollte". Damit ist aber *κα* nicht gerechtfertigt, denn die modale Partikel steht nicht

beim hypothetischen sondern nur beim potentialen Particip. Eine Verbindung aber dieses *κα* mit dem Infinitiv *νοστίττην* würde ebenso wenig zulässig sein, da der Infinitiv mit *κα* nicht nach den Verben des Befehlens steht. Zweifel an der Richtigkeit der Szantoschen Lesung hat bereits Wilhelm (Jahreshefte a. O. Beiblatt Sp. 198) ausgesprochen und die Frage aufgeworfen, ob nicht dieses *καί κα* „nur durch unzeitige Erinnerung des Schriftstechers an die gewöhnliche Verbindung *αἴ κα* verschuldet“ sei. Ich glaube, durch meine Lesung *κα(φ)φυγαδεύαντι* dieses problematische KA gerechtfertigt zu haben. Die Gemination ist auch in *ἄ(σ)σιστα* Z. 9 auf unserer Bronze in der Schrift vereinfacht; dafs sie in *ποττῶ* Z. 4, in *νοστίττην* und *ἀττάμιον* Z. 7 ausgedrückt ist, stimmt zu der Inkonsequenz, die die elischen Bronzen in dieser Beziehung (vgl. Verf., Gr. Dial. II 57) wie in anderen zeigen. Mit el. *καφφυγαδεύην*, dem att. *καταφυγαδεύειν* entsprechen würde, „als Verbannter (irgendwohin) sich begeben haben“, ist zu vergleichen att. *καταφεύγειν* „seine Zuflucht (irgendwohin) nehmen“. Im Aorist steht das Particip, um gegenüber *νοστίττην* den vergangenen Zustand zu bezeichnen: die Rückkehr soll jedem, der verbannt war, freistehen. — Das Verständnis der zweiten Hälfte des Satzes hat sich Szanto verschlossen durch seine Annahme, dafs das Jahr, in dem Pyrron und Genossen Damiorgen waren, das Jahr des Gesetzes selbst sei, und dafs in diesem Gesetze eine „Amnestie pro futuro“ ausgesprochen sei für den Fall, dafs einer gegen die Bestimmungen des ersten Paragraphen in Zukunft verbannt werden sollte. „Einem schon vor dem Jahre des Pyrron Verbannten wäre nur mit einer Amnestie für Delicte, die wirklich oder angeblich vor diesem Jahre begangen worden, gedient gewesen, und wer solche Exulanten verstehen will, müfste sich zu der zwar logisch möglichen, aber dem uns bekannten Sprachgebrauch zuwiderlaufenden Erklärung verstehen, dafs *ὕστερον* hier nicht ‘nachher’, sondern ‘vorher’ bedeutet, eine Bedeutung, die aus der Vorstellung von dem, ‘was hinter einem gewissen Zeitpunkte liegt’, zu gewinnen wäre. Eine solche Sprachschwierigkeit zu vermeiden, wird man sich zu unserer Erklärung entschliefsen müssen.“ Ich folgere umgekehrt: da erstens el. *ὕσταριν* = att. *ὕστερον* dem feststehenden Sprachgebrauche zufolge nur ‘nachher’ und niemals ‘vorher’ bedeutet, und da zweitens unmöglich das Gesetz Amnestie gewähren kann „wegen aller Dinge, die nach dem Jahre dieses Gesetzes geschehen

sein werden“, eine solche „Amnestie pro futuro“ vielmehr nicht nur in Griechenland sondern allerwärts unerhört sein würde, so ist das Jahr Pyrrons nicht das Jahr des Gesetzes selbst, sondern ein früheres, bis zu dem mit der Amnestie zurückgegangen werden mufste, um die Restitution der Verbannten gegen rechtliche Anfechtungen zu sichern. Szanto hat den Erlafs unseres Bronzedecrets in das Jahr 335 v. Chr. verlegt, und diese Datierung pafst zu den Voraussetzungen des Gesetzes in der That sehr gut. Im Frühjahr 335, während Alexander in Illyrien einen gefahrvollen Krieg zu führen hatte und das Gerücht von seinem Tode sich verbreitete, erhoben sich mit andern griechischen Staaten auch die Elier und vertrieben ihre makedonisch gesinnten Mitbürger. Aber die schleunige Rückkehr des Königs und der Fall Thebens brachte den Aufstand der Griechen im Herbst mit einem Schlage zu Ende, und erschüttert durch Thebens Schicksal beeilten sie sich mit ängstlicher Hast alle die begonnenen und ausgeführten antimakedonischen Mafsregeln zu widerrufen und zurückzunehmen, um Alexanders Verzeihung zu erlangen: *Ἀρκάδες μὲν, ὅσοι βοηθήσοντες Θηβαίοις ἀπὸ τῆς οἰκείας ὡρμήθησαν, θάνατον κατεψηφίσαντο τῶν ἐπαράντων σφᾶς ἐς τὴν βοήθειαν· Ἠλεῖοι δὲ τοὺς φυγάδας σφῶν κατεδέξαντο, ὅτι ἐπιτήδειοι Ἀλεξάνδρῳ ἦσαν· Αἰτωλοὶ δὲ πρεσβείας σφῶν κατὰ ἔθνη πέμψαντες ξυγγνώμης τυχεῖν ἐδέοντο* (Arrian 1, 10, 1). Zu der Unfertigkeit dieses Aufstandes, seiner kurzen Dauer und der rasch eintretenden Reaction pafst die in unserer Inschrift hervortretende für griechische Verhältnisse sehr auffallende Halbheit, zufolge deren die Güter der Verbannten noch nicht staatlich eingezogen sondern noch in den Händen der Verwandten sind. Die den Verbannten in der Inschrift gewährte Amnestie bezieht sich dann auf ihre gegen den Staat und gegen Einzelne gerichteten Feindseligkeiten in den mit ihrer Verbannung 335 endenden Parteikämpfen, und das Jahr 336 ist dann das Jahr, in dem Pyrron und Genossen Damiorgen waren (das elische Jahr schlofs wie das unsrige mit dem Monat des Wintersolstitiums, Bischoff, De fastis Graecorum antiquioribus, S. 346 f.).

Warum sind dann aber jene Parteikämpfe nicht nach den Damiorgen des Jahres 335, also nach den Eponymen des laufenden Jahres, sondern nach denen des vergangenen datiert? Ich glaube deshalb, weil die Amnestie auf alle von den Verbannten verübten Feindseligkeiten ausgedehnt werden soll, auch auf solche, die dem

wirklichen Ausbruche der Kämpfe und dem offenen Abfalle von Makedonien noch vorausgingen, um die Rückkehrenden völlig über ihre Sicherheit zu beruhigen. Um dies zu erreichen, mufste man zurückgehen mit der Amnestie bis auf den allgemeinen Landfrieden, den Alexander im Jahre 336 aufs neue, wie vor ihm Philipp, hatte beschwören lassen, in dem Verfolgungen wegen vorhergegangener politischer Kämpfe bereits untersagt waren. Die Amnestie ist also nötig für alle politischen Vergehungen von der im Herbst des Jahres 336 abgehaltenen Tagsatzung von Korinth bis zu der im Frühjahr 335 stattgefundenen Verbannung, und unser Decret gewährt diese Amnestie mit dem Ausdruck *ὅσσα κα ὕσταριν γένωνται τῶν περὶ Πύρρωνα δαμιοργῶν*, denn da nach griechischer Zählweise der Anfangspunkt stets mitgerechnet wird, so ist von den Jahren nach dem Pyrronjahre das Pyrronjahr selbst das erste. Nach alle dem glaube ich, dafs die Inschrift auch nach meiner von Szanto abweichenden Erklärung wahrscheinlich in das Jahr 335 zu datieren ist.

§ 4. *τοῖρ δὲ ἐπ' ἄ(σ)σιστα μὰ ἀποδόσσαι μάτε ἐκπέμψαι τὰ χρήματα τοῖρ φυγάδεσσι· αἰ δέ τι ταύτων πὰρ τὸ γράμμα ποιέοι, ἀποτινέτω διπλάσιον τῶ κα ἐκπέμπα καὶ τῶ κα ἀποδῶται.*

Szanto übersetzt: „Die nächsten Verwandten aber sollen das Vermögen den Flüchtlingen weder herausgeben noch hinaussenden. Wenn aber jemand etwas von diesem gegen den Beschlufs thut, so soll er büfsen das Doppelte von dem, was er hinaussendet und von dem, was er herausgiebt.“ Und er bemerkt dazu (S. 205): „Der Grund des Verbotes der Vermögungsrückerstattung an die Flüchtlinge kann nur in dem Wunsche liegen, ihre Rückkehr zu erzwingen, bei welcher sie natürlich in ihren Besitz wieder eingewiesen worden wären, während Ausfolgung des Vermögens sie mit dem Leben in der Fremde vielleicht befreundet hätte.“ Diese Erklärung ist aus mehr als einem Grunde zu beanstanden. Es handelt sich um das Eigentum der *φυγάδες*. Allerdings, meint Szanto, sind das nicht thatsächlich Verbannte, sondern nur gedachte *φυγάδες*, die vielleicht in Zukunft „entgegen der Bestimmung des ersten Paragraphen und infolge einer im zweiten Paragraphen vorgesehenen Übertretung derselben exiliert worden sind“, und deren Verbannung im Voraus „illusorisch gemacht werden sollte“. Um so weniger durfte in diesem Falle daran gedacht werden diese Leute, deren Verbannung als gar nicht zu Recht bestehend aufgefafst werden soll, in ihrem Eigentums-

rechte so zu kränken, dafs man ihnen von vorn herein durch Gesetz die freie Verfügung über ihre Güter aberkannte und die Ausfolgung ihres Vermögens an sie untersagte. Damit würden ja die elischen Gesetzgeber selbst die gröfste, durch nichts zu entschuldigende Ungerechtigkeit begangen haben. Und wie ungriechisch ist es gedacht, wenn das Motiv dieses ungerechten Beschlusses der Wunsch gewesen sein soll die Rückkehr der Verbannten damit zu erzwingen, damit sie sich nicht vielleicht bei Ausfolgung des Vermögens mit dem Leben in der Fremde befreunden möchten! Tönt nicht das hohe Lied vom Vaterlande durch das ganze Leben dieses Volkes? Hören wir nicht aus aller Munde, wie es kein gröfseres Leid als die Verbannung giebt?

> ὦ πατρίς, ὦ δώματα, μὴ
> δῆτ' ἄπολις γενοίμαν
> τὸν ἀμηχανίας ἔχουσα
> δυσπέρατον αἰῶν',
> οἰκτρότατον ἀχέων.
> θανάτῳ, θανάτῳ πάρος δαμείην
> ἁμέραν τάνδ' ἐξανύσασα· μό-
> χθων δ' οὐκ ἄλλος ὕπερθεν ἢ
> γᾶς πατρίας στέρεσθαι. (Eur. Med. 643 ff.).

Nach meiner Erklärung spricht dieser Satz eine Wohlthat für die *φυγάδες* aus wie das ganze Gesetz: Sie selbst sollen ungekränkt zurückkehren dürfen und keine Verfolgung wegen der vorangegangenen Parteikämpfe zu fürchten haben; inzwischen sollen bis zu ihrer Rückkehr ihre Kinder gesichert werden gegen Vertreibung, ihre Güter gesichert sowohl gegen staatliche Einziehung wie gegen Veräufserung oder Wegschaffung seitens ihrer Verwandten, in deren Händen sie augenblicklich sind. Für diese Erklärung spricht auch der Wortlaut: *ἀποδίδοσθαι* (*τὰ χρήματα*) heifst im gewöhnlichen Gebrauche „veräufsern, verkaufen“, *ἐκπέμπειν* ist üblich im Sinne von „wegschaffen, aufser Landes schaffen, zum Zwecke des Verkaufs“, so dafs sich bei Zusammenstellung beider Verba *ἀποδίδοσθαι* vorzüglich auf den Verkauf von Immobilien, *ἐκπέμπειν* auf den von Mobilien bezieht. Der Dativ *τοῖϱ φυγάδεσσι*, der wohl hauptsächlich jene falsche Erklärung veranlafst hat, ist ein Dativ des Interesses und zwar der sogenannte dativus incommodi, der wohl nicht durch Beispiele belegt zu werden braucht. Haben die Verwandten etwas von

dem Eigentum der Verbannten verkauft, so haben sie dem geschädigten Eigentümer den doppelten Betrag der Summe, die sie dafür erhalten haben, als Entschädigung zu erstatten. Ob der Verkauf selbst bestehen bleiben oder privatrechtlich angefochten werden sollte, blieb wohl der Entscheidung des ursprünglichen Eigentümers nach seiner Rückkehr überlassen.

§ 5. *αἰ δέ τιϱ ἀδεαλτώhαιε τἀστάλαν, ὣϱ ἀγαλματοφώϱαν ἐόντα πάσχην.*

Szantos Lesung *ἀδεαλτώhαι ἐ(ν) τά(ν) στάλαν* ist bereits von Wilhelm in *ἀδεαλτώhαιε τά(ν) στάλαν* korrigiert worden. Das neue Verbum *ἀδεαλτόω* leitet Wilhelm im Beiblatt Sp. 195 ff. von dem für das Kretische bezeugten Adjektiv *δέλτος* „*ἀγαθός*" (vgl. **βέλτος*, *βελτίων*, *βέλτιστος*) ab, wovon **ἄδελτος* im Sinne des *φαύλως ἔχειν* (vgl. *ἀβέλτεϱος ἀβελτεϱία*) und *ἀδελτόω* im Sinne von „unbrauchbar machen, beschädigen, vernichten", komme. Diese Herleitung ist scharfsinnig aber gar nicht wahrscheinlich. Einfacher ist es mit Szanto an das Wort *δέλτος* (kyprisch *δάλτος*) „Schrifttafel" anzuknüpfen. Szanto nimmt mit Bezug auf das Äschyleische *δελτοῦσθαι* „sich etwas aufschreiben" für *ἀδελτοῦν* die Bedeutung „auslöschen" an. Ich erkläre so: Von *δέλτος* „Schrifttafel" stammt das Adjektiv *ἄδελτος* „ohne Schrifttafel", also *στάλα ἄδελτος* „eine Stele ohne Schrifttafel" und *τὰν στάλαν ἀδελτοῦν* „die Stele zu einer ohne Schrifttafel machen", also die Schrifttafel, d. i. hier unsere Bronzetafel, aus der Stele herausreifsen. Schwierigkeit bereitet einzig die Kombination der beiden Vokale -*εα*- in der Stammsilbe. An einen Schreibfehler oder an eine Korrektur des Graveurs durch Nebenschreibung möchte ich nicht denken. Dagegen halte ich es für statthaft, bei der bekannten Ungebundenheit und Unregelmäfsigkeit der elischen Orthographie, die wir auch in dieser Inschrift allenthalben bemerken, in der Schreibung -*εα*- den Ausdruck eines Mittellautes zwischen *ε* und *α* zu erkennen, so dafs der Stammvokal im elischen *δεάλτος* in der Mitte zwischen dem *ε* des ionisch-attischen *δέλτος* und dem *α* des kyprischen *δάλτος* liegen würde. Ähnlich wird der kurze Mittelvokal zwischen *ε* und *ῐ* in attischen und böotischen Inschriften durch *ει* ausgedrückt vor Konsonanten (böot. *Θεισπιεύς*, *Θιόφειστος*, *Φειστίων*, vgl. meine Griech. Dial. I 242, att. *εἰστήλην* u. a.) und vor Vokalen (böot. *Κλεοφάνειος*, *ἀνέθειαν*, *Θειογίτα*, *ϝεϝυκονομειόντων*, att. *βασιλέια*, *ἑιάν*, *κέιωνται* u. v. a., richtiger von Joh. Schmidt, KZ. 27, 295 Anm. 3 und W. Schulze, Quaest.

ep. 165 als ehemals von mir Griech. Dial. I 244 erklärt). Und wenn wir diesem orthographischen Versuch innerhalb des Vorrates unserer elischen Inschriften nur hier begegnen, so teilt er dieses Schicksal mit der orthographischen Neuerung, den elischen Laut, der dem ion.-att. ζ entsprach, durch ττ auszudrücken, die wir gleichfalls nur in unserer Inschrift (in *νοστίττην* und *ἀττάμιον* Z. 7) antreffen.[1])

---

1) Soeben erhalte ich nach Abschlufs meines Manuscripts durch die Freundlichkeit des Verfassers Danielssons Behandlung dieser Inschrift (in der Zeitschrift Eranos, Bd. III, S. 129—148) zugesandt. Er fafst wie ich die *γενεαί* als Descendenten und das Gesetz als ein Zusatzgesetz auf, in andern Punkten gehen unsere Auffassungen aus einander. Ich halte an den meinen fest und habe kein Wort geändert.

Protector der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften

SEINE MAJESTÄT DER KÖNIG.

Ordentliche einheimische Mitglieder der philologisch-historischen Classe.

Geheimer Hofrath *Ernst Windisch* in Leipzig, Secretär der philol.-histor. Classe bis Ende des Jahres 1900.
Geheimer Hofrath *Hermann Lipsius* in Leipzig, stellvertretender Secretär der philol.-histor. Classe bis Ende des Jahres 1900.
Hugo Berger in Leipzig.
Professor *Adolf Birch-Hirschfeld* in Leipzig.
Geheimer Rath *Otto Böhtlingk* in Leipzig.
Professor *Friedrich Carl Brugmann* in Leipzig.
—— *Karl Bücher* in Leipzig.
—— *Berthold Delbrück* in Jena.
—— *Alfred Fleckeisen* in Dresden.
Oberbibliothekar Professor *Oscar v. Gebhardt* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Heinrich Gelzer* in Jena.
—— —— *Georg Götz* in Jena.
Geheimer Kirchenrath *Albert Hauck* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Max Heinze* in Leipzig.
Professor *Rudolf Hirzel* in Jena.
Oberschulrath *Friedrich Otto Hultsch* in Dresden-Striesen.
Geheimer Hofrath *Christoph Ludolf Ehrenfried Krehl* in Leipzig.
Professor *Carl Lamprecht* in Leipzig.
—— *August Leskien* in Leipzig.
—— *Erich Marcks* in Leipzig.
—— *Richard Meister* in Leipzig.

Geheimer Hofrath *August von Miaskowski* in Leipzig.
—— —— *Wilhelm Pertsch* in Gotha.
Oberschulrath *Hermann Peter* in Meissen.
Geheimer Hofrath *Friedrich Ratzel* in Leipzig.
Professor *Wilhelm Roscher* in Wurzen.
—— *Sophus Ruge* in Dresden.
—— *August Schmarsow* in Leipzig.
Hofrath *Theodor Schreiber* in Leipzig.
Professor *Eduard Georg Sievers* in Leipzig.
—— *Albert Socin* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Rudolph Sohm* in Leipzig.
Professor *Georg Steindorff* in Leipzig.
—— *Franz Studniczka* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Georg Treu* in Dresden.
Professor *Moritz Voigt* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Curt Wachsmuth* in Leipzig.
Professor *Richard Paul Wülker* in Leipzig.

Frühere ordentliche einheimische, gegenwärtig auswärtige Mitglieder der philologisch-historischen Classe.

Geheimer Hofrath *Lujo Brentano* in München.
Professor *Friedrich Delitzsch* in Breslau.
—— *Friedrich Kluge* in Freiburg i. B.
—— *Theodor Mommsen* in Berlin.
Geheimer Regierungsrath *Eberhard Schrader* in Berlin.

Ordentliche einheimische Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Geheimer Hofrath *Johannes Wislicenus* in Leipzig, Secretär der mathem.-phys. Classe bis Ende des Jahres 1899.
Professor *Adolph Mayer* in Leipzig, stellvertretender Secretär der mathem.-phys. Classe bis Ende des Jahres 1899.
Professor *Ernst Beckmann* in Leipzig.
Geheimer Medicinalrath *Rudolf Böhm* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Heinrich Bruns* in Leipzig.
Professor *Victor Carus* in Leipzig.

Professor *Karl Chun* in Leipzig.
Geheimer Bergrath *Hermann Credner* in Leipzig.
Geheimer Medicinalrath *Paul Flechsig* in Leipzig.
Geheimer Rath *Hans Bruno Geinitz* in Dresden.
— — *Wilhelm Gottlieb Hankel* in Leipzig.
Geheimer Medicinalrath *Ewald Hering* in Leipzig.
Geheimer Rath *Wilhelm His* in Leipzig.
Professor *Ludwig Knorr* in Jena.
Geheimer Hofrath *Martin Krause* in Dresden.
Professor *Ernst von Meyer* in Dresden.
Geheimer Hofrath *Wilhelm Müller* in Jena.
— — *Carl Neumann* in Leipzig.
Professor *Wilhelm Ostwald* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Wilhelm Pfeffer* in Leipzig.
Professor *Karl Rohn* in Dresden.
Geheimer Hofrath *Wilhelm Scheibner* in Leipzig.
Geheimer Rath *Oscar Schlömilch* in Dresden.
Professor *Ernst Stahl* in Jena.
Geheimer Hofrath *Johannes Thomae* in Jena.
— — *August Töpler* in Dresden.
— — *Gustav Wiedemann* in Leipzig.
Geheimer Rath *Clemens Winkler* in Freiberg.
Geheimer Hofrath *Wilhelm Wundt* in Leipzig.
Geheimer Rath *Gustav Anton Zeuner* in Dresden.
Geheimer Bergrath *Ferdinand Zirkel* in Leipzig.

Ausserordentliche Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Professor *Richard Altmann* in Leipzig.
— *Hermann Ambronn* in Leipzig.
— *Paul Drude* in Leipzig.
— *Friedrich Engel* in Leipzig.
— *Alfred Fischer* in Leipzig.
— *Otto Fischer* in Leipzig.
— *Emil Schmidt* in Leipzig.

Frühere ordentliche einheimische, gegenwärtig auswärtige Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Geheimer Rath *Carl Gegenbaur* in Heidelberg.
Geheimer Regierungsrath *Felix Klein* in Göttingen.
Professor *Sophus Lie* in Christiania.
Geheimer Regierungsrath *Ferdinand Freiherr von Richthofen* in Berlin.

Archivar:

Ernst Robert Abendroth in Leipzig.

Verstorbene Mitglieder.

Ehrenmitglieder.

Falkenstein, Johann Paul von, 1882.
Gerber, Carl Friedrich von, 1891.
Wietersheim, Karl August Wilhelm Eduard von, 1865.

Philologisch-historische Classe.

Albrecht, Eduard, 1876.
Ammon, Christoph Friedrich von, 1850.
Becker, Wilhelm Adolf, 1846.
Brockhaus, Hermann, 1877.
Bursian, Conrad, 1883.
Curtius, Georg, 1885.
Droysen, Johann Gustav, 1884.
Ebers, Georg, 1898.
Ebert, Adolf, 1890.
Fleischer, Heinrich Leberecht, 1888.
Flügel, Gustav, 1870.
Franke, Friedrich, 1871.
Gabelentz, Hans Conon von der, 1874.
Gabelentz, Hans Georg Conon von der, 1893.
Gersdorf, Ernst Gotthelf, 1874.
Göttling, Carl, 1869.
Gutschmid, Hermann Alfred von, 1887.
Hänel, Gustav, 1878.
Hand, Ferdinand, 1851.
Hartenstein, Gustav, 1890.
Hasse, Friedrich Christian August, 1848.
Haupt, Moritz, 1874.
Hermann, Gottfried, 1848.
Jacobs, Friedrich, 1847.
Jahn, Otto, 1869.
Janitschek, Hubert, 1893.
Köhler, Reinhold, 1892.
Lange, Ludwig, 1885.
Marquardt, Carl Joachim, 1882.
Maurenbrecher, Wilhelm, 1892.
Michelsen, Andreas Ludwig Jacob, 1881.
Nipperdey, Carl, 1875.
Noorden, Carl von, 1883.

Overbeck, Johannes Adolf, 1895.
Peschel, Oscar Ferdinand, 1875.
Preller, Ludwig, 1861.
Ribbeck, Otto, 1898.
Ritschl, Friedrich Wilhelm, 1876.
Rohde, Erwin, 1898.
Roscher, Wilhelm, 1894.
Sauppe, Hermann, 1893.
Schleicher, August, 1868.
Seidler, August, 1851.
Seyffarth, Gustav, 1885.
Springer, Anton, 1891.
Stark, Carl Bernhard, 1879.
Stobbe, Johann Ernst Otto, 1887.
Tuch, Friedrich, 1867.
Ukert, Friedrich August, 1851.
Voigt, Georg, 1891.
Wachsmuth, Wilhelm, 1866.
Wächter, Carl Georg von, 1880.
Westermann, Anton, 1869.
Zarncke, Friedrich, 1891.

Mathematisch-physische Classe.

d'Arrest, Heinrich, 1875.
Baltzer, Heinrich Richard, 1887.
Bezold, Ludwig Albert Wilhelm von, 1868.
Braune, Christian Wilhelm, 1892.
Bruhns, Carl, 1881.
Carus, Carl Gustav, 1869.
Cohnheim, Julius, 1884.
Döbereiner, Johann Wolfgang, 1849.
Drobisch, Moritz Wilhelm, 1896.
Erdmann, Otto Linné, 1869.
Fechner, Gustav Theodor, 1887.
Funke, Otto, 1879.
Hansen, Peter Andreas, 1874.
Harnack, Axel, 1888.
Hofmeister, Wilhelm, 1877.
Huschke, Emil, 1858.
Knop, Johann August Ludwig Wilhelm, 1891.
Kolbe, Hermann, 1884.
Krüger, Adalbert, 1896.
Kunze, Gustav, 1851.
Lehmann, Carl Gotthelf, 1863.
Leuckart, Rudolph, 1898.
Lindenau, Bernhard August von, 1854.
Ludwig, Carl, 1895.
Marchand, Richard Felix, 1850.
Mettenius, Georg, 1866.
Möbius, August Ferdinand, 1868.
Naumann, Carl Friedrich, 1873.
Pöppig, Eduard, 1868.
Reich, Ferdinand, 1882.
Scheerer, Theodor, 1875.
Schenk, August, 1891.
Schleiden, Matthias Jacob, 1881.
Schmitt, Rudolf Wilhelm, 1898.
Schwägrichen, Christian Friedrich, 1853.
Seebeck, Ludwig Friedrich Wilhelm August, 1849.
Stein, Samuel Friedrich Nathanael von, 1885.
Stohmann, Friedrich, 1897.
Volkmann, Alfred Wilhelm, 1877.
Weber, Eduard Friedrich, 1871.
Weber, Ernst Heinrich, 1878.
Weber, Wilhelm, 1891.
Zöllner, Johann Carl Friedrich, 1882.

Leipzig, am 31. December 1898.

Verzeichniss

der bei der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften im Jahre 1898 eingegangenen Schriften.

---

1. Von gelehrten Gesellschaften, Universitäten und öffentlichen Behörden herausgegebene und periodische Schriften.

Deutschland.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der naturwiss. Gesellschaft Isis zu Bautzen. 1896/97. Bautzen.

Abhandlungen der Kgl. Akademie d. Wissensch. zu Berlin. Aus d. J. 1897. Berlin d. J.

Sitzungsberichte der Königl. Preuss. Akad. d. Wissensch. zu Berlin. 1897, No. 40—53. 1898, No. 1—39. Berlin d. J.

Acta Borussica. Denkmäler der Preuss. Staatsverwaltung im 18. Jahrh. Herausg. von der Kgl. Akad. d. Wissensch. Behördenorganisation und Staatsverwaltung. Bd. 2. Berlin 1898.

Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. Bd. 23. 24. Berlin 1896. 97.

Pernice, Erich, Hellenistische Silbergefässe im Antiquarium der Königl. Museen. 58. Programm zum Winckelmannsfeste der Archäologischen Gesellschaft. Berlin 1898.

Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft zu Berlin. Jahrg. 30, No. 19. 20. Jahrg. 31, No. 1—17. Berlin 1897. 98

Die Fortschritte der Physik im J. 1892. Dargestellt von der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin. Jahrg. 48. Abth. 1—3. Braunschweig 1897. 98. Namenregister zu Bd. 21 (1865) bis 43 (1887). Bearb. von *B. Schwalbe.* 2. Hälfte. Berlin 1898.

Verhandlungen der physikalischen Gesellschaft zu Berlin i. J. 1897, No. 11. 12. 1898, No. 1—11 (Jahrg. 16. 17). Berlin d. J.

Centralblatt für Physiologie. Unter Mitwirkung der Physiologischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben. Bd. 11 (Jahrg. 1897), No. 19—26. Bd. 12 (Jahrg. 1898), No. 1—20. Berlin d. J.

Verhandlungen der Physiologischen Gesellschaft zu Berlin. Jahrg. 22. (1897/98), No. 1—16. Berlin d. J.

Abhandlungen der Kgl. Preuss. geolog. Landesanstalt N. F. H. 26—28. Berlin 1897.

Die Thätigkeit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt i. d. Z. vom 1. Febr. 1897 bis 31. Jan. 1898. S.-A. Berlin 1898.

Witt, O. N., Die Lebensbedingungen der modernen chemischen Industrie. Rede, gehalten in der Aula der Kgl. Technischen Hochschule. Berlin 1898.

Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. H. 102. 103. Bonn 1898.

Festschrift der Herzogl. Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina zur 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, dargeboten vom Herzogl. Braunschweig. Ministerium. Braunschweig 1897.

Beiträge zur wissenschaftlichen Medicin. Festschrift zur 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, dargeboten vom Herzogl. Braunschw. Staatsministerium. Braunschweig 1897.

Fest-Gruss, gewidmet der 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte vom Verein für Naturwiss. zu Braunschweig. Braunschweig 1897.

Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift zur 29. Versammlung der deutschen anthropolog. Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898. Braunschweig 1898.

Fünfundsiebzigster Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Enthält den Generalbericht über die Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im J. 1897. Breslau 1898.

Abhandlungen des Königl. Sächs. meteorologischen Instituts in Chemnitz. H. 3. Leipzig 1898. — Das Klima des Königreichs Sachsen. H. 5. Chemnitz 1897.

Jahrbuch des Königl. Sächs. meteorologischen Instituts. Jahrg. 14 (1896). I—III. Chemnitz 1896—98.

Vorläufige Mittheilungen der Beobachtungs-Ergebnisse von zwölf Stationen II. Ordnung in Sachsen. Apr.—Dec. 1897. — Decaden-Monatsberichte des Königl. Sächs. meteorolog. Instituts. Jan.—März. Jun. Jul. 1898.

Codex diplomaticus Saxoniae Regiae. Im Auftrage d. K. Sächs. Staatsregierung herausg. v. *O. Posse* und *E. Ermisch*. 1. Haupttheil, Bd. 3. — Urkunden der Markgrafen von Meissen und Landgrafen von Thüringen 1196—1234. Hrsg. von *Otto Posse*. Leipzig 1898.

Zeitschrift des k. sächsischen statistischen Bureaus. Redig. v. *V. Böhmert*. Jahrg. 43 (1897), No. 3. 4. Jahrg. 44 (1898), No. 1—4. Dresden 1898.

Jahresbericht der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden. Sitzungsperiode 1897/98. Dresden 1898.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der naturwissenschaftl. Gesellschaft Isis in Dresden. Jahrg. 1897, Jul.—Dec. Dresden d. J.

Verzeichniss der Vorlesungen und Uebungen an der Kgl. Sächs. Technischen Hochschule f. d. Sommersem. 1898. Für d. Wintersem. 1898/99. — Bericht über die Kgl. Sächs. Techn. Hochschule für 1897/98. Dresden 1898.

Beiträge zur Geschichte des Niederrheins. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins. Bd. 12. 13. Düsseldorf 1898. — *Schaarschmidt, F.*, Zur Erinnerung an Jakobe von Baden, Herzogin von Jülich-Cleve-Berg. Düsseldorf 1897.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt. H. 19. Erfurt 1898.

Sitzungsberichte der physikal.-medicinischen Societät in Erlangen. H. 29 (1897). Erlangen d. J.

Jahresbericht des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M. f. das Rechnungsjahr 1896/97. Frankfurt 1898.

Helios. Abhandlungen u. monatliche Mittheilungen aus d. Gesammtgebiete der Naturwissenschaften. Organ des Naturwissensch. Vereins des Reg.-Bezirks Frankfurt. Herausg. von *Ernst Huth*. Jahrg. 15, Berlin 1898.

Societatum litterae. Verzeichniss der in d. Publikationen der Akademien und Vereine aller Länder erscheinenden Einzelarbeiten auf d. Gebiete d. Naturwissenschaften. Im Auftrage des Naturwissenschaftl. Vereins für den Reg.-Bezirk Frankfurt herausg. von *M. Klittke.* Jahrg. 11 (1897), No. 7—12. Jahrg. 12 (1898), No. 1—4.

Jahrbuch f. d. Berg- und Hüttenwesen im Königreich Sachsen auf d. Jahr 1898. Freiberg d. J.

Programm der Kgl. Sächs. Bergakademie zu Freiberg f. d. J. 1898/99. Freiberg 1898.

Verzeichniss der Vorlesungen auf der Grossherzogl. Hessischen Ludwigs-Univers. zu Giessen. Sommer 1898, Winter 1898/99; Personalbestand W. 1897/98, S. 1898. — *Frank, R.*, Studien zum Polizeistrafrechte (Progr.) — 53 Dissertationen a. d. J. 1897/98.

Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrag d. Oberlausitz. Gesellsch. d. Wissensch. herausg. von *R. Jecht.* Bd. 74, H. 1, 2. — Codex diplomaticus Lusatiae superioris. III. Hft. 3. Görlitz 1898.

Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. N. F. Philologisch-historische Classe. Bd. 2. No. 4—7. Mathematisch-physische Classe. Bd. 1. No. 2. 3. Berlin 1898.

Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Math.-phys. Cl. 1897, No. 3. 1898, No. 1—3. Philol.-hist. Cl. 1897, No. 3. 1898, No. 1—3. Geschäftliche Mittheilungen. 1897, H. 2. Göttingen d. J.

Jahresbericht der Fürsten- und Landesschule zu Grimma über d. Schuljahr 1897/98. Grimma 1898.

Nova Acta Academiae Caes. Leopoldino-Carolinae germanicae naturae curiosorum. Tom. 68—69. Halis 1897. 98. — Katalog der Bibliothek der Kais. Leop.-Carolin. deutschen Akademie der Naturforscher. Lief. 8. Halle 1897.

Leopoldina. Amtl. Org. d. Kais. Leopoldinisch-Carolinisch deutschen Akad. der Naturforscher. H. 33, No. 12. H. 34, No. 1—11. Halle 1897. 98.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Bd. 21. H. 1—3. Halle 1898.

Zeitschrift für Naturwissenschaften. Organ des naturwiss. Vereins für Sachsen und Thüringen. Bd. 68. 69. H. 1. 2. Bd. 70. 71. H. 1. 2. Halle 1895—98.

Mittheilungen der mathematischen Gesellschaft in Hamburg. Bd. 3, H. 8. Leipzig 1898.

Jahresbericht der naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover. 44—47. 1893/94—96/97. Hannover 1897.

Brandes, W., Flora der Provinz Hannover. Hannover u. Leipzig 1897. — Katalog der systematischen Vogelsammlung des Provinzial-Museums in Hannover. — Katalog der Vogelsammlung aus der Provinz Hannover. — Verzeichniss der im Provinzialmuseum zu Hannover vorhandenen Säugethiere. Hannover 1897.

Neue Heidelberger Jahrbücher. Herausg. vom Histor.-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Jahrg. 7, Heft 2. Jahrg. 8, Heft 1. Heidelberg 1897. 98.

Programm der Technischen Hochschule zu Karlsruhe für das Studienjahr 1898/99. — *Luggin, H.*, Ueber die pyroelektrischen Erscheinungen und den photographischen Prozess (Habilitationsschr.) Leipzig 1897. — 3 Dissertationen a. d. J. 1897/98.

Chronik d. Universität zu Kiel f. d. J. 1897/98. — Verzeichniss der Vorlesungen. Winter 1897/98, Sommer 1898. — *Bruns, Ivo*, Montaigne und die Alten (Rede). — *Klostermann, August*, Ein diplomatischer Briefwechsel aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. (Rede). — *Rodenberg, C.*, Gedächtnissrede auf den Fürsten Bismarck. — Plutarchi Vitae Solonis Pars altera apparatu critico instr. et recogn. ab *A. Schoene*. — *Volquardsen, C. A.*, Festrede zur Feier des 50-jährigen Gedächtnisses der Erhebung Schleswig-Holsteins. Kiel 1898. — 87 Dissertationen a. d. J. 1897/98.

Wissenschaftliche Meeresuntersuchungen. Herausg. von der Commission zur wissenschaftl. Untersuchung der deutschen Meere in Kiel und der Biologischen Anstalt auf Helgoland. Im Auftrage des Königl. Minist. für Landwirthschaft, Domänen u. s. w. N. F. Bd. 3. Abtheilung Kiel. Kiel und Leipzig 1898.

Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Jahrg. 38 (1897). Königsberg 1897.

Biblioteka kórnicka in Kórnik: Acta Tomiciana. Tom. 9. A. D. 1527. Editio altera. Przygot. do druku *Zygm. Celichowski*. Poznań 1876. — *Akielewicz. Mik.*, Gramatyka języka litewskiego. Glosownia. ib. 1890. — Annales Stanislai Orichovii Okszii. Secundum codicem gymn. r. Thorunensis ed. T. comes *Dzialyński*. ib. 1854. — Offener Brief d. Abgeordn. Gr. *T. Dzialyński* an d. Abgeordn. Frhrn. v. Vincke. Berlin 1859. — Clenodia seu insignia regis et regni Poloniae. Z kodeksu kórnickiego wyd. *Zygm. Celichowski*. Poznań 1885. — Collectanea vitam resque gestas Joannis Zamoyscii illustrantia. ib. 1861. — *Kapliński, Leon*, Emir Rzewuski. ib. 1881. — *Klaczko, Julj.*, Une annexion d'autrefois. L'union de la Pologne et de la Lithuanie. Paris 1869. — Korespondencya Joach. Lelewela z Tytusem hr. Dzialyńskim. Wyd. *Zygm. Celichowski*. Poznań 1884. — Laurea sive arbor Tarnoviana, 1644. Drzewo genealog. rodziny Tarnowskich. Paryź 1872. — Liber geneseos illustris familiae Schidloviciae 1531. ib. 1848. — Marchołt. Przedruk homogr. z egzempl. prof. J. Przyborowskiego, objaś. *Zygm. Celichowski*. ib. 1876. — Pamiętnik podróży odbytéj r. 1661—63 po Austryi, Włoszech i Francyi. Z rękopismu bibl. kórnickiéj wyd. *Z. C. Toruń*. 1874. — Przesło ze Zwierzyńca Mikołaja Reja. Poznań 1884. — Psałterz puławski. Z kodeksu pergamin. ks. Wł. Czartoryskiego przedruk homogr. wykon. Adam i Stan. Pilińscy. Paryź 1880. — *Reja, Mikolaja*, Apocalypsis to iest dziwna spráwá skrytych taiemnic pánskich, które Janowi św., gdy był wygnan prze wyznánie wiary św. na wysep, kthory zwano Pathmos, przez widzenia y przez anyoly rozlicznie zwiastowane były. . . R. P. 1565. — Kupiec to iest kstałt a Podobieństwo sadu Bozego ostatecznego w królewcu roku 1549. Poznán 1898. — *Romanowski, J. N.*, Otia Cornicensia. Studia nad dziełami: „Zródłopisma do dziejów unii korony polskiéj i w. ks. litewskiego cz. 2. 1." Rozprawy: Obrona potoczna. Incompatibilia. Sprawa z duchow. Statuta z r. 1532. ib. 1861. — Słowniczek łacińsko-polski wyrazów prawa magdeburskiego z 15. wieku. Przedruk homogr. z kodeksu kórnickiego objaś. *Zygm. Celichowski*. ib. 1875. — Statut litewski. Zbiór praw litew. od r. 1389—1529. Tudzież rozprawy sejmowe o tychźc prawach od r. 1544—63. Wyd. z materyałów przygotow. przez *Joach. Lelewela*. 1841. — *Tarnowski, Jan.*, Consilium rationis bellicae (w jez. polskim). Przedruk homogr. z pergamin. egzempl. ks. Wł. Czartoryskiego. W. Tarnowie r. 1558. — *Waitkun, M.*

Mosswid, Przekład litewski pieśni te Deum laudamus z. r. 1549. Z. egzempl. Biblioteki Kórnickiéj wyd. i objaś. *Zygm. Celichowski.* Poznán 1897. — Zródłopisma do dziejów unii korony polskiéj i w. ks. litewskiego. Drukiem ogłos. A. T. hr. z. Kościelca wojewodzic Działyński. 2. I. Sejm piotrkowski r. 1562 i sejm warszawski z r. 1563—64. ib. 1861.

Jahresbericht des Nikolaigymnasiums in Leipzig. Leipzig 1898.

2., 4. u. 5. Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache (rumänisches Seminar) zu Leipzig. Herausg. von *Gustav Weigand.* Leipzig 1895. 97. 98.

Weigand, Gustav, Linguistischer Atlas des dacorumänischen Sprachgebietes. Herausg. auf Kosten der rumänischen Akademie. Lief. 1. Leipzig 1898. — Samosch- und Theiss-Dialekte. S.-A. ebd. 1898.

Jahresbericht und Abhandlungen des naturwiss. Vereins zu Magdeburg 1896—98. Magdeburg 1898.

Jahresbericht der Fürsten- und Landesschule zu Meissen von Juli 1897 bis Juli 1898. Meissen 1898.

Abhandlungen der histor. Cl. der k. bayer. Akad. d. Wiss. Bd. 21, Abth. 3. München 1898.

Abhandlungen der math.-phys. Cl. der k. bayer. Akad. d. Wiss. Bd. 19, Abth. 2. München 1898.

Abhandlungen der philos.-philolog. Cl. d. k. bayer. Akad. d. Wiss. Bd. 20, Abth. 3. Bd. 21, Abth. 1. München 1897. 98.

Baumann, Franz Ludwig, Der bayerische Geschichtsschreiber Karl Meichelbeck 1669—1734. (Festrede). — *Dyck, Walther,* Ueber die wechselseitigen Beziehungen zwischen der reinen und der angewandten Mathematik. (Festrede.). — *Paul, Hermann,* Die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart. (Festrede). München 1897.

Sitzungsberichte der mathem.-phys. Cl. der k. bayer. Akad. d. Wiss. zu München. 1897, H. 3. 1898, H. 1—3. München 1898.

Sitzungsberichte der philos.-philol. u. histor. Cl. der k. bayer. Akad. d. Wiss. zu München. 1897, Bd. 2, H. 1—3. 1898, H. 1—3. München 1897/98.

Neununddreissigste Plenarversammlung der histor. Commission bei der k. bayer. Akad. d. Wiss. Bericht des Secretariats. München 1898.

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. Bd. 13. 1897, H. 2. 3. Bd. 14. 1898, H. 1. 2. München 1897/98.

Neue Annalen der k. Sternwarte in München. Bd. 3. München 1898.

25. Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins f. Wissenschaft u. Kunst f. 1896/97. Münster 1897.

Abhandlungen d. Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg. Bd. 11. Nürnberg 1898.

Jahresbericht der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg. 1897. Nürnberg 1898.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrg. 1897. — Katalog der Gewebesammlung des Germanischen Nationalmuseums. T. 1. Nürnberg 1897.

Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Jahrg. 12, H. 2—4. Jahrg. 13, H. 1. 2. Posen 1897/98.

Jahresbericht des Direktors des Kgl. Geodätischen Instituts (zu Potsdam) 1897/98. Berlin 1897.

Veröffentlichung des Kgl. Preuss. Geodätischen Instituts und Centralbureaus der internationalen Erdmessung: Bestimmungen von Azimuten im Harzgebirge 1887—91. — Die Polhöhe von Potsdam. H. 1. Berlin 1898. — *Krüger, L.*, Beiträge zur Berechnung von Lotabweichungssystemen. — *Helmert, F. R.*, Beiträge zur Theorie des Reversionspendels. Potsdam 1898.

Publicationen des Astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam. Bd. 11. Potsdam 1898.

Württembergische Vierteljahrsschrift für Landesgeschichte. Herausg. von der Württembergischen Kommission f. Landesgeschichte. N. F. Jahrg. 7 (1898). Stuttgart 1898.

Tharander forstliches Jahrbuch. Bd. 48, 1. Dresden 1898.

Jahrbücher der Nassauischen Vereins f. Naturkunde. Jahrg. 51. Wiesbaden 1898.

Sitzungsberichte der physikal.-medicin. Gesellschaft zu Würzburg. Jahrg. 1897, No. 3—9. 1898, No. 1—3. Würzburg d. J.

Verhandlungen der physikal.-medicin. Gesellschaft zu Würzburg. N. F. Bd. 31, No. 8—11. Bd. 32, No. 1—3. Würzburg 1897. 98.

Oesterreich-Ungarn.

Ljetopis Jugoslavenske Akademije znatosti i umjetnosti (Agram). Svez. 12. 1897. U Zagrebu 1898.

Monumenta spectantia historiam slavorum meridionalium. Vol. 29. Zagrebiae 1897.

Rad Jugoslavenske Akademije znatosti i umjetnosti. Knija 132—35. U Zagrebu 1897. 98.

Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika. Izd. Jugoslav. Akad. znatosti i umjetnosti. Svez. 17. U Zagrebu 1897.

Zbornik za narodni život i običage južnih slavena. Svez 2. 3. I. polovina. U Zagrebu 1897. 98.

Znanstvena Djela za Obću Naorbrazby na svijet izdaje Jugoslav. Akad. znatosti i umjetnosti. Knija 1. U Zagrebu 1898.

Brusina, Spiridion, Matériaux pour la Faune Malacologique néogène de la Dalmatie, de la Croatie et de la Slavonie. Agram 1897.

Magyar. tudom. Akadémiai Almanach 1898. Budapest d. J.

Mathematische u. naturwiss. Berichte aus Ungarn. Mit Unterstützung der Ungar. Akad. d. Wissensch. herausg. Bd. 14 (1895/96). Budapest 1898.

Értekezések a nyelv-és-széptudományok Köréből. Kiadja a Magyar tudom. Akad. Köt. 16, szám. 10. Budapest 1897.

Értekezések a történeti tudományok Köréből. Köt. 17, szám. 2—8. Budapest 1897/98.

Archaeologiai Értesitö. A Magyar. tudom. Akad. arch. bizottságának és av Orsz. Régészeti s emb. Társulatnak Közlönye. Köt. 17, szám. 4. 5. Köt. 18, szám. 1—3. Budapest 1897. 98.

Mathematikai és természettudományi Értesitö. Kiadja a Magyar tudom. Akad. Köt. 15, füz. 3—5. Köt. 16, füz. 1. 2. Budapest 1897. 98.

Archaeologiai Közlemények. Kiadja a Magyar. tudom. Akad. archaeologiai bizottsága. Köt. 20. Budapest 1897.

Mathematikai és természettudományi Közlemények. Kiadja a Magyar. tudom. Akad. Köt. 27, sz. 1. 2. Budapest 1897.

Nyelvtudományi Közlemények. Kiadja a Magyar tudom. Akad. Köt. 27, füz. 3. 4. Köt. 28, füz. 1. 2. Budapest 1897. 98.

Monumenta Hungariae historica. Sect. I. Vol. 29. Budapest 1898.

Monumenta Hungariae juridico-historica; Corpus statutorum Hungariae municipalium. T. 4, Pars 2. Budapest 1897.

Monumenta comitalia regni Transsylvaniae. Köt. 20. Budapest 1897.
Rapport sur l'activité de l'Académie Hongroise des sciences en 1897. Budapest 1898.
Bayer, J., A magyar drámairodalom története. Köt. 1. 2. — *Csánki, Dezsö*, Magyarország történelmi földrajza a Hunyadyak korában. Köt. 3. — *Hampel, József*, A réggib középkor emlékei Magyarhonban. — *Chyzer* et *Kulczyński*, Araneae Hungariae. T. 2, Pars 2. Budapest 1897.
Landwirthschaftliche Statistik der Länder der Ungarischen Krone. Im Auftrag des K. Ungarischen Ackerbauministeriums. Bd. 2. 3. Budapest 1897.
Verzeichniss d. öffentl. Vorlesungen an der k. k. Franz-Josefs-Universität zu Czernowitz im Sommer-Sem. 1898. Winter-Sem. 1898/99. — Uebersicht der akad. Behörden im Studienjahr 1898/99. — Die feierliche Inauguration des Rectors f. 1897/98.
Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. Herausg. von dem historischen Vereine für Steiermark. Jahrg. 28. Graz 1897.
Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark. H. 45. Graz 1897.
Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. 3. Folge. H. 41. — Register zu den Zeitschriften: Sammler für Geschichte u. Statistik von Tirol, Archiv für Geschichte u. Alterthumskunde Tirols, Zeitschrift des Ferdinandeums (bis Bd. 40 der 3. Folge). Innsbruck 1897.
Anzeiger der Akademie d. Wissenschaften in Krakau. Jahrg. 1897, No. 10. 1898, No. 1—9. Krakau d. J.
Acta rectoralia almae universitatis studii Cracoviensis. Tom 1, Fasc. 4. Cracoviae 1897.
Biblioteca pisarzów polskich (Wydanictwa Akad. umięj. w Krakowie). No. 34. 35. W Krakowie 1897.
Collectanea ex Archivio collegii iuridici (Archivum komisyi Prawniczej). T. 5. W Krakowie 1897.
Materiały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne. T. 2. W. Krakowie 1897.
Rocznik akademii umięjetności w Krakowie. Rok 1896/97. W Krakowie 1897.
Rozprawy Akademii umięjetności. Wydzialu filologicznego. T. 26. 27. (Ser. II. T. 10. 12.) — Wydz. histor. filoz. T. 35. 36. (Ser. II. T. 10. 11.) — W Krakowie 1897/98.
Scriptores rerum Polonicarum. T. 16. W. Krakowie 1897.
Sprawozdania komisyi fizograficznéj. T. 32. Kraków 1897.
Federowski, Mich., Lud białoruski na Rusi litewskiej. T. 1 (Wydanictwo komisyi antropolog.). — *Piekosiński, Franc*, Rycerstwo polskie wieków średnich (Wydanictwo Akad. umięjetn.) W Krakowie 1896/97.
Lud, Organ towarzystwa ludoznawczego we Lwowie. T. 4, zesz. 1. 2. We Lwówie (Lemberg) 1898.
Almanach České Akademie Císaře Františka Josefa. Ročn. 8. 1898. V Praze d. J.
Archiv pro lexikografii a dialektologii. III. Třid. Česk. Akad. Cís. Františka Josefa. Čisl. 2. V Praze 1897.
Historický Archiv. Čisl. 10—12. V Praze 1898.
Bulletin international. Résumés des travaux présentés. IV. Classe des scienc. mathémat. et naturelles. Médecine. Prague 1898.
Rozpravy České Akad. Cís. Františka Josefa. Třid. I (pro vědy filios., právn. a histor.) Ročn. 6. — Třid. II (mathemat.-přírodn.) Ročn. 6. — Třid. III (Philolog.) Ročn. 6. V Praze 1897.

Věstnik České Akad. Cís. Františka Josefa. Ročn. 6, Čisl. 1—9. V Praze 1897.
Sbírka Pramenův [ka Poznání literárního života. Skupina 1, Řada 1, Čisl. 1. Skup. 3, Čisl. 2. V Praze 1897.
Spisy Jana Amosa Komenského. Čisl. 1—3. V. Praze 1897.
Soustavný úvod ve studium nového řízení soudníh. Dél 1. V Praze 1897.
Gruss, Gust., Základové theoretické astronomie. — *Winter, Zikm.*, Děje vysokých škol Pražských. — *Záturecký, Ad. Pet.*, Slovenska příslovi, pořekadla a úsloví. V Praze 1896/97.
Jahresbericht der k. böhm. Gesellsch. d. Wissenschaften für das Jahr 1897. Prag 1898.
Spisův poctěných jubilejní cenou Král. česk Společnosti nauk v Praze. Čisl. 10. Praze 1898.
Sitzungsberichte der k. böhm. Gesellschaft d. Wissenschaften. Math.-naturw. Classe. Jahrg. 1897. I. II. — Philos.-histor.-philolog. Classe Jahrg. 1897. Prag 1898.
Mittheilung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. No. 8. Prag o. J.
Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Im Auftrag der Gesellschaft zur Förderung deutsch. Wissensch., Kunst u. Literat. in Böhmen geleitet von *A. Hauffen*. Bd. 1, H. 3. Bd. 2, H. 1. Prag 1898.
Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag über d. J. 1897. Prag 1898. — *Loebl, Alf. Hugo,* Das Gründungs-Semester der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. 2. Aufl.
Magnetische und meteorologische Beobachtungen an der k. k. Sternwarte zu Prag im J. 1897. Jahrg. 58. Prag 1898.
Personalstand der k. k. Deutschen Carl-Ferdinands-Universität in Prag zu Anfang d. Studienjahres 1898/99. — Ordnung d. Vorlesungen im Sommersem. 1898. Wintersem. 1898/99.
Krok, časopis věnovaný veškerym potřebám středního školstva. Ročn. 12. Seš. 2—5. V Praze 1898.
Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrg. 36, No. 1—4. Prag 1897/98.
Verhandlungen des Vereins für Natur- und Heilkunde zu Pressburg. N. F. H. 9 (Jahrg. 1894—96). Pressburg 1897.
Bullettino di archeologia e storia dalmata. Anno 20 (1897), No. 12. Anno 21 (1898), No. 1—11. Spalato d. J.
Almanach der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 47. Wien 1897.
Anzeiger der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Math.-naturw. Cl. Jahrg. 1. 9. 11. 13. 14. 24. 34, No. 27. Jahrg. 35, No. 1—12. Phil.-hist. Cl. Jahrg. 2. 4. 7—11. 13. 15—20. Wien 1864—98.
Archiv f. österreichische Geschichte. Herausg. v. der z. Pflege vaterländ. Geschichte aufgestellten Commission der Kais. Akad. d. Wissensch. Bd. 84, H. 1. 2. Wien 1897/98. — Register zu Band 51—80. Wien 1897.
Denkschriften der Kaiserl. Akad. d. Wissenschaften. Mathem.-naturw. Classe, Bd. 64. Phil.-hist. Cl. Bd. 45. Wien 1897.
Sitzungsberichte der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Math.-naturw. Classe. Bd. 106 (1897). Abth. I, II^a, II^b, III. H. 1—10. Bd. 107 (1898) I, No. 1—5. II^a, No. 1. 2. II^b, No. 1—3. Register (XIV) zu Bd. 101—105. — Philos.-histor. Cl Bd. 136. 137 (1897/98). Wien d. J.
Mittheilungen der k. u. k. geographischen Gesellschaft in Wien. 1896. Bd. 40 (N. F. Bd. 30). Wien d. J.

Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Bd. 47, H. 10. Bd. 48, H. 1—8. Wien 1897/98.
Publicationen für die internationale Erdmessung. Astronomische Arbeiten der k. k. Gradmessungs-Commission. Bd. 9. Wien 1897. — Die astronomisch-geodätischen Arbeiten des k. k. militär-geographischen Institutes in Wien. Bd. 10—12. ebd. 1897/98.
Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums Bd. 12, No. 2—4. Bd. 13, No. 1. Wien 1897/98.
Abhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt. Bd. 17, H. 4. Wien 1897.
Jahrbuch d. k. k. geologischen Reichsanstalt. Jahrg. 47 (1897), H. 2—4. Jahrg. 48 (1898), H. 1. Wien d. J.
Verhandlungen d. k. k. geologischen Reichsanstalt. Jahrg. 1897, No. 14—18. Jahrg. 1898, No. 1—13. Wien d. J.
Mittheilungen der Section f. Naturkunde des Oesterreichischen Touristen-Club. Jahrg. 9. Wien 1897.

Belgien.

Académie d'archéologie de Belgique. Annales. T. 49. 50 (IV. Sér. T. 9. 10). Bulletin. V. Sér. des Annales. 1—3. Anvers 1896—98.
Analecta Bollandiana. T. 16, Fasc. 4. T. 17, Fasc. 1—3. Bruxelles 1897.98.
Annales de la Société entomologique de Belgique. T. 41. Bruxelles 1897.
Mémoires de la Société entomologique de Belgique. 6. Bruxelles 1897.
La Cellule. Recueil de cytologie et d'histologie générale. T. 13, Fasc. 2. T. 14. 15, Fasc. 1. Bruxelles 1897/98.

Dänemark.

Oversigt over det Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger i aaret 1897, No. 6. 1898, No. 1—3. Kjøbenhavn d. J.
Det Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Skrifter. Hist. og philos. Afd. 6. Række. Bd. 4, No. 4. — Naturv. og math. Afd. 6. Række. Bd. 8, No. 6. Kjøbenhavn 1897. 98.

England.

Proceedings of the Cambridge Philosophical Society. Vol. 9, P. 7—9. Cambridge 1898.
Transactions of the Cambridge Philosophical Society. Vol. 16, P. 3. 4. Vol. 17, P. 1. Cambridge 1898.
Proceedings of the R. Irish Academy. Ser. III. Vol. 4, No. 4. 5. Vol. 5, No. 1. — List of the members 1898. Dublin 1897/98.
Transactions of the R. Irish Academy. Vol. 31, P. 5. 6. Dublin 1897. 98.
The scientific Proceedings of the R. Dublin Society. N. S. Vol. 8, P. 5. Dublin 1897.
The scientific Transactions of the R. Dublin Society. Ser. II, Vol. 5, No. 13. Vol. 6, No. 2—13. Dublin 1896/97.
Proceedings of the R. Society of Edinburgh. Vol. 19, No. 1. Vol. 21, No. 6. Vol. 22, No. 1. 2. Edinburgh 1891—98.
Transactions of the R. Society of Edinburgh. Vol. 38, P. 3. 4. Vol. 39, P. 1. Edinburgh 1896—98.
Proceedings of the R. Physical Society of Edinburgh. Vol. 13, P. 3. (Session 1896/97.) Edinburgh 1897.
Transactions of the Edinburgh Geological Society. Vol. 7, P. 3. Edinburgh 1897.

Proceedings and Transactions of the Liverpool Biological Society. Vol. 12 (1897/98). Liverpool 1898.

Proceedings of the R. Institution of Great Britain. Vol. 15, P. 2 (No. 91). London 1898.

Proceedings of the R. Socitety of London. Vol. 62—64, No. 382—405. London 1896/97. — Yearbook of the R. Society 1896/97.

Transactions of the R. Society of London. Vol. 187—189. 190, A. London 1897/98.

Proceedings of the London Mathematical Society. Vol. 28. 29. No. 609—654. London 1897/98.

Journal of the R. Microscopical Society, containing its Transactions and Proceedings. 1898, No. 1—6. London d. J.

Memoirs and Proceedings of the Literay and Philosophical Society of Manchester. IV. Ser. Vol. 42, P. 1—5. Manchester 1897/98.

Report of the Manchester Museum Owens College for 1897/98. — Museum Handbooks: *Melvill, J. C.* and *Standen, R.*, Catalogue of the Hadfield Collection of shells from Lifu and Uvea. P. 2. 3. Manchester 1897. — *Bolton, H.*, The Nomenclature of the seams of the Lancashire lower coal measures ib. 1898.

Frankreich.

Mémoires des sciences physiques et naturelles de Bordeaux. V. Sér. T. 1 et Append. 1. 2. T. 2. 3, cah. 1 et Append. Bordeaux 1896. 98.

Procès-verbaux de la Société des sciences physiques et naturelles de Bordeaux. Année 1894/95—96/97. Paris et Bordeaux 1895—97.

Fallot, E., Esquisse d'une carte géologique des environs de Bordeaux.

Mémoires de la Société nationale des sciences naturelles et mathémathiques de Cherbourg. T. 30 (III. Sér. T. 10). Paris 1896/97.

Mémoires de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Lyon. Classe des sciences et lettres. Sér. III. T. 4. Paris et Lyon 1896.

Annales de la Société Linnéenne de Lyon. N. S. T. 43. 44. (1896. 97.) Lyon et Paris 1897. 98.

Annales de l'Université de Lyon. Fasc. 35. Paris et Lyon 1898.

Annales de la Faculté des sciences de Marseille. T. 8, No. 5—10. Marseille 1897/98.

Annales de l'Institut colonial de Marseille. Année 4. 5 Vol. 3 (1896). 4 (1897). Macon, Marseille 1897. 98.

Académie des sciences et lettres de Montpellier. Mémoires de la section des lettres. Sér. II. T. 1, No. 5—7. T. 2, No. 1. — Mémoires de la section des sciences. Sér. II. T. 2, No. 2—4. Montpellier 1895—97.

Bulletin de la Société des sciences de Nancy. T. 14. Fasc. 31. T. 15, Fasc. 32. (Année 29. 30. 1896/97.) Paris et Nancy 1897. 98.

Bulletin des séances de la Société des sciences de Nancy. Année 8, No. 1—4.

Bulletin du Muséum d'histoire naturelle. Année 1896. No. 7. 8. 1897, No. 1—6. 1898, No. 1—5. Paris d. J.

Comité international des poids et mesures. Procès-verbaux des séances de 1897. Paris d. J.

Annales de l'École normale supérieure. T. 3—7 (1866—70). II. Sér. T. 1—12 (1872—83). III. Sér. T. 1—14. 15, No. 1—11. — Tables des matières cont. dans les Sér. I et II. Paris 1866—98.

Journal de l'École polytechnique. II. Sér. Cah. 2. 3. Paris 1897.

Bulletin de la Société mathématique de France. T. 25, No. 8. 9. T. 26, No. 1—9. Paris 1897/98.

Annales de la Faculté des sciences de Toulouse pour les sciences mathématiques et les sciences physiques. T. 11 (1897), Fasc. 4. T. 12 (1898), Fasc. 1—4. Paris d. J.

Griechenland.

École française d'Athènes. Bulletin de correspondance hellénique. Année 21 (1897), No. 11—12. Année 22 (1898), No. 1—10. Athen, Paris d. J.
Mittheilungen des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts. Athenische Abtheilung. Bd. 22, H. 4. Bd. 23, H. 1—3. Athen 1897/98. — Register zu Bd. 16—20. ebd. 1897.

Holland.

Jaarboek van de Kon. Akad. v. Wetenschappen gevestigd te Amsterdam, voor 1897. Amsterdam d. J.
Verhandelingen d. Kon. Akad. v. Wetenschappen. Afdeel. Letterkunde. II. R. Deel 2, No. 1. 2. — Afdeel. Natuurkunde. Sect. I. Deel 6, No. 1—5. Sect. II. Deel 6, No. 1. 2. Amsterdam 1897. 98.
Verslagen en mededeelingen der Kon. Akad. v. Wetenschappen. Afd. Letterkunde. IV. Reeks. Deel 1. 2. — Amsterdam 1897/98.
Verslagen van de gewone vergaderingen der wis- en natuurkundige afdeeling der Kon. Akad. v. Wetenschappen. Deel 6. Amsterdam 1898.
Kon. Zoolog. Genootschap „Natura artis magistra" 1838—1898.
Programma certaminis poetici ab Acad. Reg. discipl. Neerlandica ex legato Hoeufftiano indicti in annum 1899. — *Hartmann, Jac. Joh.*, Laus Mitiae. Carmen in certamine poetico Hoeufftiano praemio aureo ornatum. Acced. 4 poemata laudata. Amstelodami 1898.
Nieuw Archief voor Wiskunde. Uitg. door het Wiskundig Genootschap te Amsterdam. 2. Reeks. Deel 3. St. 3. 4. Amsterdam 1898.
Wiskundige opgaven met oplossingen door de leden van het Wiskundig Genootschap. Deel 7, Stuk 4. 5. Amsterdam 1898.
Revue semestrelle des publications mathématiques. T. 6, P. 1. 2. Amsterdam 1898. — Tables des matières contenues dans les Vol. 1—5 (1893—97). Amsterdam et Leipzig 1897.
Programma van jaarlijksche prijsvragen voor h. j. 1898, ter beantwoording uitgeschr. door het Wiskund. Genootsch.
Annales de l'École polytechnique de Delft. T. 8. Livr. 3. 4. Leide 1897.
Verhandelingen rakende den natuurlijken en geopenbaarden Godsdienst, uitgeg. door Teylers Gotgeleerd Genootschap. N. Ser. Deel 16. Haarlem 1898.
Archives néerlandaises des sciences exactes et naturelles, publiées par la Société Hollandaise des sciences à Harlem. Ser. II. T. 1, Livr. 4/5. T. 2, Livr. 1. Harlem 1897. 98.
Archives du Musée Teyler. Sér. II. Vol. 5, P. 4. Vol. 6, P. 1. 2. Harlem 1898.
Handelingen en mededeelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden over het jaar 1897/98. — Spelen van Cornelis Everaert. Uitg. door *J. W. Muller* en *L. Scharpé*. Leiden 1898.
Levensberigten der afgestorvene medeleden van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden. Bijlage tot de Handelingen van 1897/98. Leiden 1898.
Tijdschrift voor Nederlandsche taal- en letterkunde, uitgeg. van wege de Maatsch. der Nederl. Letterkunde. Deel 17 (N. F. 9). Afl. 1—4. Leiden 1898.
Annalen der Sternwarte in Leiden. Bd. 7. Haag 1897.

Nederlandsch kruidkundig Archief. Verslagen en mededeelingen der Nederlandsche Botanische Vereeniging [Leiden]. Ser. III. Deel 1, Stuk 3. — Prodromus Florae Batavae. Vol. 2, P. 2. Edit. altera. Nijmegen 1898.

Aanteekeningen van het verhandelde in de sectië-vergaderingen van het Provinciaal Utrechtsch Genootschap van kunsten en wetensch., ter gelegenheid van de algem. vergad. gehouden den 16. Juni 1897. Utrecht d. J.

Questions mises au concours par la Société des arts et des sciences établie à Utrecht, 1898.

Verslag van het verhandelnde in de algem. vergad. van het Provinciaal Utrechtsch Genootschap van kunsten en wetensch., gehouden d. 16. Jun. 1897. Utrecht d. J.

Werken van het Historisch Genootschap gevestigd te Utrecht. N. Ser. No. 60. 's Gravenhage 1898.

Onderzoekingen gedaan in het Physiol. Laboratorium d. Utrechtsche Hoogeschool. Register 1848—1897. Utrecht 1898.

Italien.

Bollettino delle pubblicazioni italiane ricevute per diritto di stampa. No. 289—311. Firenze 1897. 98.

Atti e Rendiconti dell' Accademia di scienze, lettere ed arti di Acireale. N. S. Vol. 8 (1896/97). Memorie e Rendiconti. Acireale 1898.

Memorie dell' Accademia delle scienze dell' Istituto di Bologna. Ser. V. T. 5. 6. — Rendiconto delle sessioni. 1895/96. N. S. Vol. 1 (1896/97). Bologna 1895—97.

Pubblicazioni del R. Istituto di studi superiori pratici e di perfezionamento in Firenze. Sezione di filosofia e filologia: *Casanova, Eug.*, La carta nautica di Conte di Ottomano Freducci d'Ancona. Firenze 1897. *Barozzi, L.* e *Sabbadini, R.*, Studi sul Panormita e sul Valla. ib. 1891. — Sezione di medicina e chirurgia e Scuola di farmacia: Rendiconto sommario dell' Istituto ostetrico-ginecologico (Maternità) di Firenze, per cura de *Giov. Inverardi.* ib. 1892. *Chiarugi, Giul.*, Contribuzioni allo studio dello sviluppo dei nervi encefalici nei mammiferi. ib. 1894. *Rossi, Umberto,* Sulla struttura dell' ovidutto del Geotriton fuscus. ib. 1895. *Rossi, Umb.*, Contributo allo studio della struttura, della maturazione e della distribuzione delle uova degli anfibi. ib. 1895. — Sezione di scienze fisiche e naturali: *Luciani, Luigi,* Il cerveletto. ib. 1891, *Oddi, Rugg.* e *Rossi, Umb.*, Sul decorso delle vie afferenti del midolla spinale. ib. 1891. *Ristori, Gius.*, Cheloniani fossili di Montebamboli e Casteani. ib. 1895.

Le Opere di Galileo Galilei. Edit. nazionale. Vol. 8. Firenze 1898.

Memorie del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Classe di lettere e science morali e polit. Vol. 20 (Ser. III, Vol. 11). Fasc. 6. — Classe di science matematiche e naturali. Vol. 18 (Ser. III, Vol. 9), Fasc. 4. 5. Milano 1897/98.

R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Rendiconti. Ser. II, Vol. 30. Milano 1897.

Spicilegium Casinense. T. 3. Montecassino 1897.

Miscellanea Casiensia. Anno 1 (1897) P. 1. 2. Montecassino d. J.

Società Reale di Napoli. Atti della A. Accad. di archeolog., lettere e belle arti. Vol. 19 (1897/98). Rendiconto delle tornate e dei lavori dell' Accad. di archeologia, lettere e belle arti. N. S. Anno 11 (1897). Giugn.-Dic. Anno 12 (1898) Genn.-Magg. — Atti della R. Accad. di scienze morali e politiche. Vol. 29. Napoli 1897/98.

Atti e Memorie della R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova. N. S. Vol. 13. Padova 1897.

Annuario del Circolo matematico di Palermo. Anno 15 (1898) Palermo d. J.

Rendiconti del Circolo matematico di Palermo. T. 12, Fasc. 1—6. Palermo 1898.

Atti e Rendiconti dell' Accademia medico-chirurgica di Perugia. Vol. 9. Fasc. 4. Vol. 10, Fasc. 1. Perugia 1897/98.

Annali della R. Scuola normale superiore di Pisa. Vol. 19. (Filosofia e Filologia, Vol. 12). Pisa 1897.

Processi verbali della Società Toscana di scienze naturali residente in Pisa. Vol. 11—12, Lugl. 1897—Marz. 1898.

Atti della R. Accademia dei Lincei. Memorie della Classe di scienze morali, storiche e filologiche. Ser. V, P. I. Vol. 4. 5. P. II. (Notizie degli scavi), Vol. 5, Nov.-Diz. 1897. Vol. 6. Genn.-Lugl. 1898. — Rendiconti. Ser. V. Classe di scienze fisiche, matematiche e naturali. Vol. 6 (1897), II. Sem., Fasc. 12. Vol. 7 (1897) [I. Sem.]. Fasc. 1—12. II. Sem., Fasc. 1—11. — Classe di scienze morali, storiche e filologiche. Vol. 6 (1897), Fasc. 10—12. Vol. 7 (1897), Fasc. 1—6. — Rendiconto dell' adunanza solenne del 12. Giugno 1897. Roma d. J.

Mittheilungen des Kais. Deutschen Archaeologischen Instituts. Römische Abtheilung (Bollettino dell' Imp. Istituto Archeologico Germanico. Sezione Romana). Bd. 12, H. 3. 4. Bd. 13, H. 1—3. Roma 1897. 98.

Atti della R. Accademia dei Fisiocritici di Siena. Ser. IV. Vol. 1, Fasc. 8/9. Vol. 7, Fasc. 7/8. Vol. 8, Fasc. 9/10. Vol. 9. Processi verbali delle adunanze 1897, No. 1—3. Siena 1889—98.

Atti della R. Accademia delle scienze di Torino. Vol. 33, Disp. 1—15. Torino 1897/98.

Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino. Ser. II. T. 47. Torino 1897.

Osservazioni meteorologiche fatte nell' anno 1897 all' Osservatorio della R. Università di Torino. Torino 1898.

Atti del R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Ser. VII. T. 8, Disp. 3—10. T. 9, Disp. 1—7. Venezia 1896—98. — Concorsi a premio del R. Istituto Veneto. 1898.

Memorie del R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Vol. 26, No. 1. 2. Venezia 1897.

Luxemburg.

Recueil des mémoires et des travaux publ. par la Société botanique du Grand-Duché de Luxembourg. No. 13. 1890—96. Luxembourg 1897.

Rumänien.

Buletinul Societătii de sciinţe fizice (Fizica, Chimia si Mineralogia) din Bucaresci-Romănia. Anul 6, No. 5. 6. Anul 7, No. 1—5. Bucaresci 1897/98.

Russland.

Acta Societatis scientiarum Fennicae. T. 22. 23. Helsingforsiae 1897.
Observations publiées par l'Institut météorologique central de la Société des sciences de Finlande. Livr. 1. Observations météorologiques faites à Helsingfors en 1896. Vol. 15. Helsingfors 1897. — Observations météorologiques publiées par l'Institut météorologique central. Resumé des années 1881—90. Kuopio 1897.
Öfversigt af Finska Vetenskabs-Societetens Förhandlingar. 39 (1896/97). Helsingfors 1897.
Finlands Geologiska Undersökning. Kartbladet 32. 33 (u. Beskrifn.) Kuopio 1896. 98.
Učenyja Zapiski Imp. Kasanskago Universiteta. 1897, No. 12. 1898, No. 1—11. Kasan d. J. — 5 Dissertationen a. d. J. 1897. 98.
Universitetskija Izvěstija. God 37, No. 12. God 38, No. 1—10. Kiev 1897/98.
Bulletin de la Société Impér. des Naturalistes de Moscou. Année 1897. No. 2—4. 1898, No. 1. Moscou d. J.
Učenyja Zapiski Imperatorskago Moskovskago Universiteta. Otděl juridičeskij. Vypusk 13. 14. O. istoriko-filolog. V. 23. O. fisiko-matemat. V. 13. O. estestvenno-istoričesk. V. 14. O. medicinsk. O. 7 i Pribavlenie. Moskva 1896—98.
Bulletin de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Ser. V. T. 7, No. 2—5. T. 8, No. 1—3. St. Pétersbourg 1897. 98.
Mémoires de l'Academie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. T. 42, No. 13. Ser. VIII. Cl. phys.-mathém. Vol. 5, No. 6—13. Vol. 6, No. 1—10. Cl. hist.-philol. Vol. 1, No. 7. Vol. 2, No. 1. Vol. 3, No. 1. St. Pétersbourg 1897/98.
Annales de l'Observatoire physique central, publ. par. *M. Rykatchew.* Année 1896, P. 1. 2. St. Pétersbourg 1897.
Comité géologique, St. Pétersbourg. Bulletins. T. 16, No. 1. 2 et Suppl. T. 17, No. 1—5. — Mémoires. Vol. 16, No. 1. St. Pétersbourg 1897/98.
Acta Horti Petropolitani T. 14, Fasc. 1. S. Peterburg 1898.
Scripta botanica Horti Universitatis Imp. Petropolitanae. Fasc. 14. S. Peterburg 1897.
Trudy S. Peterburgskago Obščestva estestvoyspytatelej. — Travaux de la Société des naturalistes de St. Pétersbourg. T. 28, fasc. 3. Sect. de botanique. Sect. de zoologie et de physiologie. T. 27, fasc. 3. T. 28, fasc. 2. St. Pétersbourg 1897/98. — Protokoly zasědanij. Vol. 27, No. 5. 7. 8. Vol. 28, No. 1—6.
Godičnyi Akt Imp. S. Peterburgsk. Universiteta za 8. Februar 1898. S. Peterburg.
Obozrěnie propodavanija nauk v Imp. S. Peterburgsk. Universiteta na osenne i vesenne polugodie 1898/99. S. Peterburg 1897.
Ustav filosofskago obščestva pri Imp. S. Peterburgsk. Universiteta. S. Peterburg 1897.
Zapiski istoriko-philolegičeskago Fakulteta Imp. S. Petersburgskago Universiteta. Čast 21. 37. 41. 44. 45. S. Peterburg 1889—97.
Katalog russkich knig biblioteki Imp. S. Peterburgsk. Universiteta. T. 1. S. Peterburg 1897.
Vizantijskij vremennik (*Βυζαντινά Χρονικά*), izdavaemyi pri imp. Akad. nauk. T. 4, Vyp. 3—4. T. 5, Vyp. 1. 2. S. Peterburg 1897 98.
Sbornik statej učenikov prof. Barona Victora Romanoviča Rozena 1872—97. S. Peterburg 1897.

Correspondenzblatt des Naturforscher-Vereins zu Riga. Jahrg. 40. 41. Riga 1898.

Beobachtungen des Tifliser Physikalischen Observatoriums i. J. 1896. Tiflis 1898.

Schweden und Norwegen.

Sveriges offentliga Bibliotek Stockholm, Upsala, Lund, Göteborg. Accessions-Katalog. 10—12 (1897). — Tioårs-Register 1886—95. Stockholm 1896—98.

Bergens Museum. Aarbog for 1897. Bergen 1898.

Sars, G. O. An Account of the Crustacea of Norway. Vol. 2, P. 9—12. Bergen 1898.

Forhandlinger i Videnskabs-Selskabet i Christiania. Aar 1897. Christiania 1898.

Skrifter udgivne af Videnskabsselskabet i Christiania. Math.-naturvid. Kl. 1897. Hist.-filos. Kl. 1897. Kristiania 1897.

Jahrbuch des Norwegischen meteorologischen Instituts für 1896/97. Christiania 1897/98.

Nyt Magazin for Naturvidenskaberne. Bind 36 (4. R. Bd. 4), H. 1—4. Christiania 1897/98.

Det Kon. Norske Frederiks Universitets Aarsberetning for 1896/97. Kristiania 1897.

Universitets-Program for 1895, II. 1896, I. II. 1897, I. II. Christiania 1897.

Archiv for Mathematik og Naturvidenskab, udg. af *A. Helland, Sophus Lie, G. O. Sars* og *S. Torup.* Bd. 18. 19. 20, H. 1. 2. Kristiania 1896—98.

Grøn, Christ., Studier over gummøs syfilis. Kristiania 1897. — *Rygh, O.,* Norske Gaardnavne. Forold og Inledning. Bd. 1. ib. 1897. 98. — *Uchermann, V.,* De døostumme i Norge. Text (Deel 1. 2) og Karten. ib. 1892—97.

Göteborgs Kungl. Vetenskaps- och Vitterhets-Samhälles Handlingar 4. Följd. H. 1. Göteborg 1898.

Acta Universitatis Lundensis. Lunds Universitets Års-Skrift. T. 33. (1897) I. II.

Acta mathematica. Hsg. v. *G. Mittag-Leffler.* 21. 22, 1. 2. Stockholm 1897. 98.

Bihang till Kongl. Svenska Vetenskaps-Akademiens Handlingar. Bd. 23. Stockholm 1897/98.

Kongl. Svenska Vetenskaps-Akademiens Handlingar. Ny Följd. Bd. 29. 30. Stockholm 1896—98.

Öfversigt af Kongl. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar. Årg. 54. (1897). Stockholm 1898.

Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademiens Månadsblad. Årg. 23 (1894). Stockholm 1897/98.

Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, utg. af Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademien. D. 16, H. 4. Stockholm o. J.

Astronomiska Jakttagelser och Undersökningar anstälda på Stockholms Observatorium. Bd. 6, No. 3. Stockholm 1898.

Entomologisk Tidskrift utg. af Entomologiska Föreningen i Stockholm. Årg. 18 (1897). Stockholm d. J.

Nova Acta Reg. Societatis scientiarum Upsaliensis. Ser. III Vol. 17, 2. Upsaliae 1898.

Skrifter utg. af Kongl. Humanistiska Vetenskapssamfundet. Bd. 5. Upsala u. Leipzig 1897.

Skrifter utg. af Svenska Literatursällskabet: 1. Dagboks anteckningar af J. G. Oxenstierna 1769/71 Utg. genom. *G. Stjernström* I. II. Upsala 1881. — 2. Skrifter af Carl Gustav Tessin. Utg. af *G. Frunck.* I. II. ib. 1882.

Bulletin of the Geological Institution of the University of Upsala. Vol. 3, P. I, No. 5. Upsala 1897.

Bulletin mensuel de l'Observatoire météorologique de l'Université d'Upsal. Vol. 29 (1897). Upsal 1897/98.

Eranos. Acta philologica Suecana. Ed. *Vil. Lundstöm.* Vol. 2, Fasc. 3. 4. Vol. 3, Fasc. 1. Upsaliae 1897/98.

Berättelser om Folkskolorna för 1872—92. Stockholm 1872—98. — Läroverkskomiténs betänkande. 1—3 (Text och Tabeller) ib. 1884—95. — Underdånigt betänkande och förslag afgifn. d. 30. Sept. 1878 af den för utarbetande af förslag till stadga för en examen för blifvande lärare vid rikets allmänna elementarläroverk. ib. 1878. — Underdåniga utlåtanden och yttranden angående Läroverkskomiténs. I—III. ib. 1885. 86.

Utlåtande af Faculteter och Sektioner samt det större Konsistoriet vid Universitet i Upsala argående den s. k. Universitetskomiténsförslag och betänkande. s. l. e. a. — Sommerkurserna i Uppsala 1893—95. 97.

Annerstedt, Claes, 1) Upsala Universitets bibliotek 1872—96. Upsala 1897. 2) Om samhällsklasser och lefnadssätt under förra hälften af 1600-talet (Föreningen Heimdals Folkskrifter No. 33. 34) Stockholm 1896. — *Blomberg, Hugo,* Om svenskt statsborgarskap. Upsala 1891. — *Brinkman, C. G. v.,* Vitterhets-försök. Aftryck för vänner och bekanta. D. 1. 2. ib. 1842. — *Dalsjö, Magnus,* Lärarebildningen vid tyska universitet. ib. 1888. — *Davidson, David,* 1) Kommentar til bevillnings förordningen. Upsala s. a. 2) Om beskattningsnormen vid inkomststatten. ib. s. a. — *Elfstrand, M.,* Hieracia alpina aus den Hochgebirgsgegenden des mittleren Skandinaviens. Upsala 1893. — *Heckscher, J.,* Kreditsalget og Saelgerens Standsningsret. Kjøbenhavn, Stockholm 1885. — *Hjärne, H.,* Öfversigt af Sveriges ställning till främmande master vid tiden för 1772 års statshvälzning. Upsala s. a. — *Nordling, Joh. Theod.,* 1) Ijjôbs Bok öfersalt från grundspråket Upsala 1877. 2) De allmänna vokalförändringarna i hebreiska språket. 2. upl. ib. 1879. 3) Den svaga verb-bildningen i hebraiskan. 2. upl. ib. 1879. — *Nylunder, K. U.,* C Graf von Landberg als Kritiker. Upsala o. J. — Orientalistkongressen i Stockholm-Kristiania några skildringar från utlandet utg. af *K. U. Nylander.* ib. 1890. — Två svenska biografier från medeltiden. Utg. af *Henr. Schück.* I. s. l. e. a. — Malavika et Aguimitra. Drama indicum Kalidasae adscriptum. Ed., conv. etc. *Otto Frid. Tullberg.* Bonnae 1840. Gregorii Bar Hebraei in Jesaiam Scholia et in Psalmos scholiorum specimen ed. *O. F. Tullberg.* Upsaliae 1842. — *Wingård, C. Fr.* af, Öfversigt af Christna kyrkans senare händelser och nuvarande tillständ. ib. 1843.

Schweiz.

Jahresverzeichniss der Schweizerischen Universitäten 1897-98. Basel 1898.

22. Jahresbericht der Histor. u. Antiquar. Gesellschaft in Basel. Vereinsj. 1896/97. Basel 1897.

Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel. Bd. 12, H. 1. Basel 1898.

Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens. N. F. Jahrgang 41 (1897/98). Chur 1898. — *Lorenz, P.,* Die Fische des Kantons Graubünden. Zürich 1898.

Index lectionum in univers. Friburgensi per mens. aest. 1898 et per mens. hiem. 1898/99. Friburgi Helvet.

Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Jahrg. 41. Supplem. Jahrg. 42, H. 3. 4. Jahrg. 43, H. 1—3. Zürich 1897. 98.

Serbien.

Srpska kralj. Akademija. Glas. 53. Godišnjak. 10 (1896). — Spomenik. No. 31. — Spomenica o prenosu pracha Vuka Stef. Karadžića iz Beča u Beograd. — Milićević, Manastir Kalenić. Beograd 1897. 98.

Evangélie velikoslavnoga kneza Miroslava. — Évangéliaire ancien serbe du prince Miroslav. Jzdanje njegova veličanstva Aleksandra I kralja Srbije. Beograd 1897.

Nordamerika.

Annual Report of the American Historical Association for the year 1896. Vol. 1. 2. Washington 1897.

Transactions of the American Philological Association. Vol. 28 (1897). Boston d. J.

Journal of the American Oriental Society. Vol. 19, No. 2. New Haven 1898.

The American Monthly Microscopical Journal. Vol. 7, No. 12. Vol. 8, No. 8. 12. Vol. 17, No. 7. 8. Washington 1886—96.

Maryland Geological Survey. Vol. 1. Baltimore 1897.

Johns Hopkins University Circulars. No. 134—138. Baltimore 1897. 98.

American Journal of Mathematics pure and applied. Publ. under the auspices of the Johns Hopkins University. Vol. 20, No. 1—3. Baltimore 1898.

American Journal of Philology. Vol. 18, No. 1—4. Baltimore 1897/98.

American chemical Journal. Vol. 19, No. 5—10. Vol. 20, No. 1—7. Baltimore 1897. 98.

Memoirs from the Biological Laboratory of the Johns Hopkins University. 4, 1. 2. Baltimore 1898.

Johns Hopkins University Studies in historical and political science. Ser. XV, 6—12. Ser. XVI, 1—9. Baltimore 1897. 98.

Memoirs of the American Academy of arts and sciences [Boston]. Vol. 12, No. 4. Cambridge 1898.

Proceedings of the American Academy of arts and sciences. Vol. 33, No. 5—27. Vol. 34, No. 1. Boston 1897. 98.

Memoirs of the Boston Society of natural history. Vol. 5, No. 3. Boston 1898.

Proceedings of the Boston Society of natural history. Vol. 28, No. 6—12. Boston 1897. 98.

Bulletin of the Museum of comparative Zoology, at Harvard College, Cambridge, Mass. Vol. 28, No. 4. 5. Vol. 31, No. 5—7. Vol. 32, No. 1—8. Cambridge, Mass. 1897. 98.

Field Columbian Museum. Publications. No. 21—28. Chicago 1897. 98.

Tufts College Studies. No. 5 [College Hill] 1898.

Jowa Geological Survey. Vol. 6. 7. Des Moines 1897.

The Microscope. An illustr. Monthly Journal devot. to Microscopiche Science. Vol. 9, No. 7. 8. Vol. 12, No. 4. 5. N. S. Vol. 1, No. 7. Vol. 4, No. 5. Detroit and Washington 1889—96.

The Journal of comparative Neurology. Ed. by *C. L. Herrick.* Vol. 7, No. 3. 4 Vol. 8, No. 1—3. Granville 1897. 98.

The Proceedings and Transactions of the Nova Scotian Institute of science. Ser. II. Vol. 2. P. 3. Halifax 1897.

Proceedings of the Indiana Academy of sciences 1896. 97. Indianapolis d. J.

The Kansas University Quarterly. Vol. 1—6. 7 (Ser. A, B), No. 1—3. Lawrence 1892—98.

The University Geological Survey of Kansas. Vol. 1. 2. 4. Topeka 1896—98. — Annual Bulletin on Mineral Resources of Kansas for 1897. Lawrence 1898.

University of Nebraska. Bulletin of the Agricultural Experiment Station of Nebraska. Vol. 9, No. 50—54. Lincoln 1897/98.

Boletin del Instituto geológico de México. No. 10. México 1898.

Memorias de la Sociedad científica „Antonio Alzate". T. 8, Cuad. 9—12. T. 9, Cuad. 11. 12. T. 10, Cuad. 5—12. T. 11. México 1895—98.

The Canadian Antiquarian and Numismatic Journal. Ser. III, No. 1. 2. Montreal 1897.

Report for the year 1897/98, presented by the Board of Managers of the Observatory of Yale University to the President and Fellows. (New Haven o. J.)

Annals of the New York Academy of sciences. Vol. 11, No. 1. 2. New York 1898.

Transactions of the New York Academy of sciences. Vol. 16. New York 1898.

American Journal of Archaeology. Vol. 11, No. 4. N. S. Vol. 1, No. 1—6. New York 1896. 97.

Bulletin of the American Museum of natural history. Vol. 9. 11, P. 1. New York 1897. 98.

Memoirs of the American Museum of natural history. Vol. 1, P. 3. Vol. 2. Anthropology. I. New York 1898.

Annual Report of the American Museum of natural history. 1897. New York 1898.

Bulletin of the American Geographical Society. Vol. 29, No. 4. Vol. 30, No. 1—4. New York 1897. 98.

Proceedings and Transactions of the R. Society of Canada. Ser. II. Vol. 3. Ottawa 1897.

Proceedings of the Academy of natural sciences of Philadelphia. 1897, P. 3. 1898, P. 1. 2. Philadelphia d. J.

Transactions of the Wagner Free Institute of science of Philadelphia. Vol. 3, P. 4. Vol. 5. Philadelphia 1898.

Proceedings of the American Philosophical Society, held at Philadelphia. Vol. 2. 3. 7, No. 62. Vol. 36. 37, No. 156. 157. Philadelphia 1844—98.

Transactions of the American Philosophical Society held at Philadelphia. N. S. Vol. 19, P. 2. 3. Philadelphia 1898.

Observatorio meteorológico del Colegio del Estado de Puebla. Resumen correspondiente á cada dia. Jul.-Dicemb. 1897. — Prognostico dado para el año de 1897.

The Transactions of the Academy of science of St. Louis. Vol. 7, No. 17. 20. Vol. 8, No. 1—7. St. Louis 1897/98.

Missouri Botanical Garden. 3. Annual Report. St. Louis 1892.

Bulletin of the Essex Institute. Vol. 26, No. 4—12. Vol. 27—29. Salem 1894—97.

Proceedings of the California Academy of sciences. Ser. III. Vol. 1, No. 3. 5. San Francisco 1897.

Transactions of the Kansas Academy of science. Vol. 15 (1895/96) Topeka 1898.

Report of the Board of Irrigation Survey and Experiment for 1895/96. To the Legislature of Kansas. Topeka 1897.

Proceedings of the Canadian Institute. N. S. Vol. 1, P. 4—6. Toronto 1897. 98.

Transactions of the Canadian Institute. No. 9. Suppl. No. 10. Toronto 1898.

University of Toronto Studies. Vol. 1. 2. Economic Series. Nr. 1. Biological Series. No. 1. Psychological Series. No. 1. Toronto 1897. 98.

Bureau of Education. Report of the Commissioner of education for the year 1895/96. Vol. 2. 1896/97. Vol. 1. Washington 1897. 98.

U. S. Department of Agriculture. North American Fauna. No. 13. — Report of the Secretary of Agriculture. 1898. — Yearbook of the U. S. Department of Agriculture 1897. Washington 1898.

Smithsonian Miscellaneous Collections. No. 1084. 1087. 1090. 1093. 1125. Washington 1897/98.

Smithsonian Contributions to knowledge. No. 1126. Washington 1898.

Goode, G. B., The Smithsonian Institution 1846—1896. The history of its first half century. Washington 1897.

Bulletin of the U. S. National Museum. No. 39, Part L. Washington 1897.

Proceedings of the U. S. National Museum. Vol. 19. Washington 1897.

Report of the Superintendent of the U. S. Coast and Geodetic Survey, showing the progress during the fiscal year ending with June 1896. Washington 1897.

Bulletin of the U. S. Geological Survey. No. 87—89. 127. 130. 135—149. Washington 1896—98.

Monographs of the U. S. Geological Survey. Vol. 25—28. 30. Washington 1895—98.

17. annual Report of the U. S. Geological Survey to the Secretary of the Interior. 1895/96, P. I. II. Washington.

Südamerika.

Anales de la Sociedad científica Argentina. T. 44, Entr. 6. T. 45. 46, Entr. 1—5. Indice general. T. 1—40. Buenos Aires 1897. 98.

Boletin de la Academia nacional de ciencias de la Republica Argentina. [Córdoba]. T. 15, Entr. 4. Buenos Aires 1897.

Anales del Museo nacional de Montevideo. Tom. 3, Fasc. 9. 10. Montevideo 1898.

Annuario publicado pelo Observatorio do Rio de Janeiro para o anno de 1898. (Anno 14.) Rio de Janeiro 1897.

Revista do Museu nacional do Rio de Janeiro. Vol. 1. Rio de Janeiro 1896.

Actes de la Société scientifique du Chili. T. 7, Livr. 4. 5. Santiago 1897. 98.

Boletim da Commissão geographica e geologica de São Paulo. Nr. 10—14. 1895—97.

Asien.

Notulen van de algemeene en bestuurs-vergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van kunsten en wetenschappen. Deel 35, Afl. 1. 2. Batavia 1897.
Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde, uitgeg. door het Bataviaasch Genootschap van kunsten en wetenschappen. Deel 40, Afl. 1. 2. Batavia 1897.
Verhandelingen van het Batav. Genootschap van kunst. en wetensch. Deel 49, St. 3. Batavia, 's Hage 1897.
Nederlandsch-Indie Plakatboek 1602—1811, door *J. A van der Chijs*. Deel 16. Uitgegeven door het Batav. Genootschap van kunsten en wetenschappen. Batavia, 's Hage 1897.
Natuurkundige Tijdschrift voor Nederlandsch-Indie, uitgeg. door de Kon. Natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch-Indie. Deel 57 Ser. X, Deel 1). Batavia 1898.
Imperial University, Japan. Calendar for the year 2556/57 (1896/97). Tōkyō 1897.
Annotationes Zoologiae japonensis. Vol. 10, P. 2. 3. Tokyo 1898.
Mittheilungen aus der medicinischen Facultät der Kais. Japan. Universität.. Bd. 3, No. 3. Bd. 4, No. 1. 2. Tokio 1897. 98.
Tōkyō sūgaku-butsurigaku kwai Kiji. Maki No. 9. Dai 1. s. a.

Australien.

Proceedings of the R. Society of Victoria. Vol. 10, P. 2. Melbourne 1898.
Journal and Proceedings of the R. Society of New South Wales. Vol. 31 (1898). Abstract of Proceedings. Nov. 1897—Oct. 1898. — Australian Museum. Report for 1897. Sydney d. J.

---

2. Einzelne Schriften.

Ball, Rob., The 12. Memoir of the theory of screws. S.-A. Dublin 1898.
Bashforth, Francis, Replica di Krupp alla protesta del Sign. Bashforth. Translat. Cambridge 1898.
Buresch, Karl, Aus Lydien. Epigraphisch-geographische Reisefrüchte. Hrsg. von *Otto Ribbeck*. Leipzig 1898.
Catalogo della Biblioteca Boncompagni. I. II. Roma 1893. 96.
Cayley, Arthur, The collected mathematical papers. Supplem.-Vol. Cambridge 1898.
Geinitz, H. B., Die Calamarien der Steinkohlenformation und des Rothliegenden im Dresdener Museum (Mittheilungen a. d. Kgl. mineral-geolog. u. praehistor. Museum zu Dresden, H. 14.) Leipzig 1898.
Janet, Charles, Sur les rapports de l'Antennophorus Uhlmanni avec le Lasius mixtus. S.-A. Notice sur les travaux scientifiques présent. par Charles Janet à l'Académie des sciences au concours de 1896. Lille s. a.
Le Jolis, Aug., Remarques sur la nomenclature algologique. S.-A. Paris 1896.
Meyran, Octave, Les noms de genre. S.-A.
Pâris, Souvenirs de Marine. Collection de plans ou dessins de navires et de bateaux anciens ou modernes existants ou disparus. Part. 1—5. Paris 1882—92.

Saint-Lager, Genre grammatical des noms génériques. — Grandeur et décadence du Nard. S.-A. Paris 1897. — Notice sur Alexis Jordan. S.-A. ib. 1898.

Socolow, Serge, Nouv. Recherches astronomiques. Moscou 1896. — Des planètes se trouvant vraisemblablement au delà de Mercure et de Neptune. ib. 1897.

Vogel, H. C., Einige Bemerkungen über den Kirchhoffschen Spectralapparat. S.-A. — Ueber das Spectrum von α Aquilae und über die Bewegung des Sternes im Visionsradius. S.-A. Berlin 1898.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INHALT.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

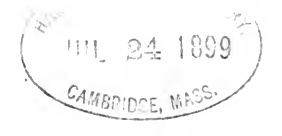
EINUNDFÜNFZIGSTER BAND.

1899.

LEIPZIG

BEI B. G. TEUBNER.

INHALT.



BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

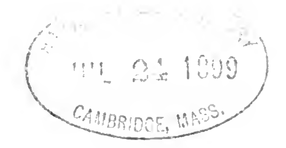
EINUNDFÜNFZIGSTER BAND.

1899.

I.

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER.
1899.

Einzelpreis 2 Mark.



SITZUNG VOM 4. FEBRUAR 1899.

Herr Wülker hielt einen Vortrag über den Briefwechsel zwischen Ad. Ebert und Ferd. Wolf (erscheint in den „Berichten").

Herr Schmarsow legte eine Abhandlung vor über die Compositionsgesetze Lor. Ghiberti's an der ersten Broncethür des Baptisteriums in Florenz (für die „Abhandlungen") und hielt einen Vortrag über den Meister E. S. und das Blockbuch „Ars moriendi".

August Schmarsow: *Der Meister E. S. und das Blockbuch „Ars moriendi".*

Mit den Fortschritten unsrer Forschung über die Geschichte des Holzschnitts und Kupferstichs im 15. Jahrhundert verbindet sich vielfach die Klärung der bisherigen Ansichten über das Verhältnis der deutschen und niederländischen Kunst. Mit Freuden begrüfsen wir deshalb jeden Zuwachs an Veröffentlichungen des oft weit verstreuten und schwer zugänglichen Materiales, das dieser Erkenntnis zu dienen vermag. So erscheint eben jetzt gewifs dankenswert und willkommen die Publikation des einzigen vollständigen Oxforder Exemplares jener Folge von 11 Kupferstichen zur Ars moriendi, die erst neuerdings von Max Lehrs mit Recht für den Meister E. S. in Anspruch genommen sind, und damit verbunden einerseits die Kopieen dieser Stiche von dem sogenannten Erasmus-Meister, andrerseits jenes berühmte Blockbuch der Sammlung Weigel, die sich beide im British Museum zu London befinden.[1]) Mit Hülfe dieser getreuen Abbildungen in

1) The Master E. S. and the Ars Moriendi, a chapter in the History of Engraving during the XVth century . . . by Lionel Cust, F. S. A. Oxford 1898. Vgl. dazu Max Lehrs, Der Künstler der Ars moriendi und die wahre erste Ausgabe derselben, Jahrb. d. k. preufs. Kunstsammlungen XI, 3. 1890 S. 161 ff. (mit einigen Abbildungen sehr ungleichen Wertes). Die Ars moriendi der Weigelschen Sammlung war 1881 von der Holbein-Society nach sorgfältig gezeichneten Kopieen von F. C. Price in Litographie herausgegeben von W. Harry Rylands mit Vorrede von George Bullen.

Facsimiledrucken werden wir erst in Stand gesetzt, das Verhältnis der Stiche des Meisters E. S. und die Holzschnitte des Blockbuches zu einander in unmittelbarer Vergleichung zu prüfen und die Urteile der Spezialforscher, denen die Mehrzahl der Fachgenossen nur mühsam nachzugehen vermochte, mit gleichen Mitteln gegen einander abzuwägen. Die vorausgeschickte Abhandlung von Lionel Cust schliefst sich durchaus den Ergebnissen von Max Lehrs an, dessen Umsicht und Sachkenntnis wir schon manche glückliche Bereicherung auf diesem Gebiet verdanken. Der englische Gelehrte anerkennt und bestätigt auch die Schlufsfolgerungen, die Lehrs aus dem Vergleich dieser Kupferstiche mit den Holztafeldrucken der Weigeliana gezogen hat, dafs nämlich die einzig erhaltene Folge von Stichen des Meisters E. S. in Oxford als die wahre Editio princeps der Ars moriendi anzusehen sei, während die Bildtafeln des Blockbuches wenig mehr als vergröfserte Kopieen der gestochenen Originale darstellen.

Wenn diese Ueberzeugung von Lehrs und Cust als endgiltig angenommen werden müfste, so wäre damit allerdings eine Verschiebung der bisherigen Meinungen in mehr als einem Sinne unvermeidlich. Nicht allein die Geschichte der graphischen Künste während der wichtigsten Frühzeit hätte ihre Darstellung und ihre Auffassung wesentlich abzuwandeln. Auch die allgemeine Kunstgeschichte würde sich, besonders bei der Frage nach dem Anteil der deutschen und der niederländischen Kunst an der durchgehenden Entwicklung der Renaissance diesseits der Alpen, nicht enthalten dürfen, dieser Entscheidung zu Gunsten des deutschen Kupferstechers Rechnung zu tragen. Handelt es sich doch für den Goldschmied, den wir am Oberrhein, auf Grund sprachlicher und heraldischer Erwägungen am ehesten im Breisgau, erwachsen glauben, nunmehr um das künstlerische Eigentumsrecht an einer Bilderfolge, die in zahlreichen Vervielfältigungen verbreitet, während der zweiten Hälfte des 15. Jhrdts. zu einem wesentlichen Bestandteil des geistigen Lebens geworden ist und eben deshalb als religionsgeschichtliche Urkunde nicht minder denn als schöpferische Leistung der Griffelkunst in jeder Charakteristik damaliger Anschauungen verwertet werden sollte.

Die Bedeutung dieser Frage macht es dem Kunsthistoriker zur Pflicht, die Schlufsfolgerungen der beiden Spezialforscher auch unter dem Gesichtspunkt der weiteren Zusammenhänge damaliger Kunstentwicklung ins Auge zu fassen. Und grade hier scheint

die wissenschaftliche Kritik des vorhandenen Materiales sich allzu sehr auf die Berücksichtigung antiquarischer oder spezieller, dem Sondergebiet der graphischen Kunst allein entnommener Instanzen zu beschränken und den rechtzeitigen Ausblick in das höhere und umfassendere Gebiet der Malerei zu versäumen, so dafs sie in Gefahr kommt, Fehlschlüsse zu begehen, deren Tragweite denn doch für uns Alle zu grofs ist, um sie unbeanstandet sich einbürgern zn lassen.

Das Blockbuch „Ars moriendi“ aus der Sammlung Weigel hatte bisher den gröfsten Anspruch auf Originalität behauptet. Seine elf Bildtafeln schienen die künstlerische Schöpfung, die dem Cyklus zu Grunde liegt, in ihrer ursprünglichsten Form zu bieten, soweit die erhaltenen Ausgaben sie heute zurückzuverfolgen gestatten. Betrachten wir deshalb diese Holztafeldrucke zunächst einmal ohne jede vorgefafste Meinung auf den Gehalt des Wissens und Könnens hin, über den der Urheber der gezeichneten Vorlagen verfügte, als käme es darauf an, ihren historischen Platz erst zu bestimmen. Schon die schlichte Einfassung aller Tafeln lehrt uns etwas ganz Positives. Es ist keine einfache Gränzlinie oder ein Paar von Parallelstrichen rings um die rechteckige Bildfläche gezogen, deren Breite sich zur Höhe beinahe wie 6 : 8 verhält; sondern es ist ein fester Rahmen konstruiert, wie aus einer Holzleiste, deren Dicke sorgfältig in Perspektive gesetzt wird, so dafs dieser Rand sich nach innen zu vertiefen scheint; ja diese Vertiefung ist oben und an der rechten Seite sogar durch Querschraffierung im Sinne solcher optischen Wirkung regelrecht schattiert, so dafs über den angenommenen Lichteinfall von rechts oben kein Zweifel bleibt. Das heifst, der Künstler rechnet von vornherein mit den Anforderungen einer exakten Raumdarstellung auf Grund der Linearperspektive und der Schattenkonstruktion. Diese praktischen Grundlagen des Realismus beherrscht er soweit, dafs sie zum Ausgangspunkt seines ganzen Verfahrens werden, um die leere weifse Fläche in ein Bild zu verwandeln. Er geht also der Anschauung des Raumes samt den Körpern darin mit Zahl und Mafs zu Leibe. Das unterscheidet ihn schon von mancher früheren Generation, deren Zeichnung in der Fläche bleibt und sich der zweidimensionalen Ausdehnung anschmiegt, nur hier und da einmal tastend eine Anweisung auf die dritte Dimension zu geben versucht. Man vergleiche daraufhin die Entwicklungsreihe

der ersten deutschen Stecher, vom Meister der Spielkarten zu dem der Liebesgärten und von diesem zum Meister E. S., der in seinen Anfängen, die bis vor 1450 zurückreichen, seine Gestalten auf unbezeichneten Grund hinsetzt, selbst bei sitzenden Figuren keinen Anhalt für die Orientierung unseres Raumsinnes anbringt, und erst später, namentlich auf den signierten Blättern mit den Daten 1465, 1466, 1467 sich auf ausführliche Schilderung der Bühne einläfst.

An diesen perspektivischen Rahmen, der auf den Textblättern des Blockbuches mit sichtlicher Freude wiederholt, aber zuweilen in falscher Stellung der Schattenseiten (Cust 51. 53. 55 und wieder anders 61) angebracht wird, setzt auf dem ersten und fünften Bilde (Cust Ia und IIIa) der ebenso perspektivisch verjüngte Fufsboden an, dessen Fliesenbelag auf dem ersten Bild viel sorgfältiger beobachtet und in mehreren Reihen durchgeführt ist als auf dem späteren, das die Schulregel der Konstruktion dagegen roher und ungeschickter zur Schau stellt, indem die Platten mit der Schmalseite nach vorn gekehrt sind, — gewifs ein Moment, das mindestens auf die Beteiligung verschiedener Holzschneider hinführt. Aber auch der Zeichner hat bei den übrigen Blättern auf die Wiederholung dieses Netzes von Transversalen verzichtet und nach Feststellung des weitern Aufbaues, der für alle gilt, der Schattierung allein vertrauen dürfen, ja vielleicht auch sonst die Vorlage für den Holzschneider nicht immer zum gleichen Grade der Genauigkeit ausgearbeitet, zumal da die Einzelheiten des Schauplatzes wiederkehren sollten. Den Hauptanhalt für die räumliche Orientierung und den Vollzug der Tiefendimension gewährt die Bettstelle des Sterbenskranken durch alle Scenen hin. Aber dieses Bett ist wieder anders auf die Bühne gestellt, als die früheren Zeichner getan haben würden und tatsächlich überall, wie in den zahlreichen Darstellungen vom Tode der Maria, bisher getan haben, so lange ihnen die Gesetze der Linearperspektive nicht so geläufig, oder die Ausbeutung der Raumwerte nicht so Bedürfnis waren, wie diesem klar berechnenden *„Prospettivo“*, den man auf italienischem Boden als resoluten Quattrocentisten bezeichnen würde. Er zeigt das Lager nicht in der bequemsten Ansicht von der Langseite parallel zur Grundlinie des Schauplatzes, auch nicht von dem Fufsende in der Hauptaxe vorn an der Rampe, sondern schräg gestellt in der Diagonale von links unten nach rechts hinauf, so dafs auf seiner beschränkten Bildfläche möglichst viel Spielraum

ringsum, links und rechts, zu Füſsen und zu Häupten des Sterbenden, für die verschiedenen Parteien übrig bleibt, die sich hier um seine Seele streiten sollen. Beweist die Ansicht der hölzernen, einfach und derb gearbeiteten Bettstatt in dieser schwierigen Uebereckstellung und die Verteilung der Schatten auf ihren Pfosten oder Wandungen wieder die Sicherheit des Meisters in solchen Dingen, die er mit Behagen hier durch eine Bekrönung auf dem Pfosten, dort durch einen Baldachin am Kopfende oder ausgeschwungenen Schnitt der Lehne variiert, so kann der Verzicht auf jede genauere Ausführung des Hintergrundes, wie etwa der Zimmerwände, nur ebenso bewuſste Rechnung mit den Bedingungen klarer Komposition und verständlicher Gestaltung des Figürlichen bedeuten. Dieser Hauptsache zuliebe läſst er seine Raumschilderung mit der weiſsen Fläche abschneiden. Seine perspektivische Konstruktion des Schauplatzes ist auſserdem unter so hohem Augenpunkt genommen, daſs hier im Hintergrunde doch nur Halbheiten noch erscheinen würden. Diese Wahl der Aufsicht von oben her ist aber ein charakteristisches Kennzeichen der niederländischen Maler in der ersten Hälfte oder besser dem zweiten Viertel des 15. Jhdrts., bei denen selbst noch manche Versehen unterlaufen. Bei den Holzschnitten vollends müssen wir stets mit dem mangelhaft geschulten Auge der Arbeiter und den Hindernissen des Materiales rechnen, so daſs Ungleichmäſsigkeit der Wiedergabe noch nicht auf Inkorrektheit der Vorlage zurück zu schlieſsen erlaubt.

Die räumliche Abgränzung der Bühne nach hinten zu konnte um so eher wegbleiben, je fester sich dieser Zeichner auf die raumschaffende Kraft auch seiner Figuren selbst auf dem weiſsen Grunde verlassen durfte. Wie die eckigen Bettpfosten mit oder ohne Pyramidalspitze oder Kugel darauf, oder wie die Säule mit dem Götzenbild, setzt er seine Figuren als Körper in den Raum, die ihren Platz behaupten, so daſs wir ihnen zutrauen, sie würden sich hart aneinander stoſsen wie wirkliche Dinge sonst. Dieser Eroberer der Wirklichkeit macht darin keinen Unterschied zwischen den irdischen Personen, die hier am Lager auftreten, und dem Teufelsspuk der Hölle oder den Erscheinungen des Himmels. Ja, die klassischen Muster aus ferner Vergangenheit wie Salomo, der sich durch ein Weib zum Götzendienst verleiten läſst, oder die Schemen der Vorstellungswelt, die der Gedanke an Selbstmord auslöst, gewinnen so volle Leibhaftigkeit, wenn auch nicht immer das volle Gröſsenmaſs der anwesenden Menschen. Die Heiligen

mit ihren Attributen in der Hand treten so greifbar nahe, wie die Erinnerungsbilder längst verflossener Sünden in vollendeter Hallucination; der Sturz des Paulus mit dem Donnerwetter (in Gestalt einer stilisierten Wolkenfalbel, aus der Steine herabfallen) hinterdrein geschieht mit Rofs und Reiter zu Füfsen des Bettes fast so wahrheitsgemäfs wie der Sturz des gedeckten Tisches und der Fufstritt gegen den Beichtvater nur gegeben werden können; das Wohnhaus mit Vorratskammer und Stallung wird ebenso dreidimensional im Sterbezimmer aufgebaut, wie die Lämmer des guten Hirten sich ans Lager drängen, oder der Hahn des Petrus und die Taube des heiligen Geistes auf dem Bettrand hocken; der reuige Schächer, der am Holze hängt, steht genau so tatsächlich am Fufsende, wie Christus am Kreuz vor dem Angesicht des armen Sünders im Todeskampf.

Ueber die verstandesklare Sinnesart dieses eingefleischten Realisten ist ebensowenig Ungewifsheit möglich, wie über die Leistungsfähigkeit seiner Figuren in ihrem Ausdruck und Gebaren, in ihrem ruhigen Dasein oder lebendigen Tun. Jede dieser Figuren ist für ihre Stelle berechnet, und an diesem Punkte, wo sie einzugreifen hat, übt sie unfehlbar ihre Wirkung aus, vor allen Dingen die mimische Funktion, die nur ihr bestimmt war. Untersuchen wir aber die Grundlage ihrer Gestaltenbildung näher, so kommen wir auf eine Schule, die unmittelbar aus der Skulptur an den Gränzen Nordfrankreichs hervorwächst, als deren Mittelpunkt wir etwa Tournay bezeichnen dürfen, wenn wir die Beziehungen zur Hauptstadt der französischen Könige und zur Residenz der burgundischen Herzoge, Paris seit Charles V und Dijon seit Phillipp dem Kühnen nicht aus den Augen verlieren. Es ist niemand anders als Rogier van der Weyden, der so nachweislich die Principien dieser bildnerischen Schulung im Zusammenhang mit der gotischen Bauhütte, mit ihrer Kenntnis der Proportionen und der Perspektive, in die Malerei überträgt, und nur allmählich in seinen Kompositionen die gewohnte Einordnung in die architektonische Räumlichkeit und Umrahmung aufzugeben sich bequemt. Es sind seine feinknochigen und beweglichen Figuren, die uns hier begegnen, mit ihrer etwas eckigen Eleganz, ihren mageren aber nervigen Extremitäten, ihren schmalen aber fest gebauten Köpfen, ihren scharf wie in Stein gemeifselten oder aus Buchsbaumholz geschnitzten Gesichtern, deren Fleisch und Haarfarbe ebenso wie ihre Gewandstoffe mehr den Eindruck polychromer

Skulpturen als den naturfarbiger Lebewesen oder wirklicher Gewebe hervorbringen, d. h. mehr bemalt als gemalt sind.

Es fragt sich nur, in welchem Grade diese Abkunft von dem Brüsseler Ratsmaler Rogier van der Weyden aus Tournay angesichts dieser Holztafeldrucke der Weigelschen Ars moriendi zugegeben werden müsse. Da ist zunächst zu betonen, dafs nicht allein die Heiligen des Himmels und die Menschenkinder in ihrem Zeitkostüm oder ihrer Nacktheit sich genau so auf dem grofsen Altarwerke zu Beaune finden, das auf den äufsersten Flügeln den Eingang der Auserwählten durch die goldne Pforte des himmlischen Jerusalem und gegenüber den Sturz der Verdammten in den Abgrund der Qualen darstellt, auf den Aufsenseiten aber grau in grau die Verkündigung und die Einzelfiguren des nackten Sebastian und des Eremiten Antonius (neben vollfarbigen Stifterportraits) darbietet. Auch die Ausgeburten der Unterwelt verraten ihrerseits durch die konsequente Durchbildung des organischen Gewächses selbst in abenteuerlichster Verquickung tierischer und menschlicher Formen sicherlich ebenso ihre Herkunft aus einer plastisch gewissenhaften, bildnerisch im echt gotischen Sinne routinierten Schule deren phantastische Erfindungen noch den Zusammenhang mit dem geläufigen Kapital flandrisch-französischer Portalskulpturen niemals verläugnen. Die gemeifselten Darstellungen des jüngsten Gerichts sind die gemeinsame Quelle. Und die erstaunliche Leistung Martin Schongauers in der Entrückung des hl. Antonius wird erst erklärlich, wenn wir das doppelte Erbteil der Bildner und der Miniatoren aus der französisch-burgundischen Kunst gebührend in Rechnung setzen. Diese Dämonen der Weigelschen Ars moriendi sind keine Fehlgeburten einer ungeschulten, wenn auch originellen, im Augenblick nur aus sich selber schöpfenden Traumwelt, sondern die — man möchte sagen — lebensfähigen Mifsgeburten einer perversen Natur, konsequente Gebilde eines realistisch gesonnenen, aber in allen Sätteln gerechten, in der Generation der Sataniden wolbewanderten Kenners des *Inferno cristianissimo.* Selbst die Wertabstufung des Mafsstabes, die dem Grade der Verwirklichung entspricht, ist ein geläufiges Kunstmittel des Rogier van der Weyden. Sogleich auf dem ersten Blatte der Sterbenskunst haben wir das Register beisammen, vom Protagonisten der Versucher bis zu dem kleinen Selbstmörder und seiner nackten Verfolgerin mit Geifsel und Rute, die als Ursache und Wirkung, anticipierte Verkörperungen des Ideenlaufs, nur als

Symbole des Begriffs hier auftauchen, aber auch als puppenhafte Körper noch ihre Gravitation ausüben bis in die Sphäre des Willens hinein. Und diese Verkleinerung des Maſsstabes geschieht hier, wie nicht unbemerkt bleiben darf, im graden Gegensatz zur perspektivischen Verjüngung des Raumes, aus der Mitte her nach vorn, unmittelbar an der Rampe dieser sicher entworfenen Bühne. Ist nicht System in diesen Widersprüchen?

Damit rühren wir aber wieder an den Kern der Gesamtökonomie, an das Ineinanderwirken der räumlichen und der körperlichen Faktoren. Und beachten wir nun noch einmal, mit welcher stereometrischen Unerbittlichkeit hier das Bett des Sterbenden, die Säule mit dem Idol, das Kreuz mit dem reuigen Schächer, ja der Crucifixus selber in gröſstmöglicher Höhe hineingesetzt werden in den Innenraum, wie aufgepflanzt auf dem Podium, wo das spannende Schauspiel sich so drastisch vollzieht, — so kann der entscheidende Vergleich mit dem Altarwerk ROGIERS im Museum von Antwerpen nicht ausbleiben, das er für JEAN CHEVROT, 1437—60 Bischof von Tournay, gewiſs nach dessen Einzug (1440) für seine Kathedrale gemalt. Wir erblicken im Mittelschiff des gotischen Domes den Gekreuzigten in voller Höhe und Körperlichkeit aufgerichtet, wie ein mächtiges Skulpturwerk, am Fuſse des Stammes auf dem Fliesenboden die Gruppe der wehklagenden Seinen, in derselben vollrunden holzgeschnitzten und bemalten Plastik, aber unter dem merkwürdig hoch genommenen Augenpunkt, so daſs wir auf sie herabschauen. In den Kapellen der Seitenschiffe links und rechts aber wie am Hochaltar werden die sieben Sakramente vollzogen, leibhaftig und bunt wie die tägliche Wiederkehr in den Lebensäuſserungen kirchlicher Praxis, nur zusammengehalten durch die Räumlichkeit des gotischen Baues, von dem wir viel zu viel in voller Schärfe zu sehen bekommen, durch die streng durchgeführte perspektivische, mehr durch übersichtliche Klarheit im Interesse der Baukunst, als durch malerische Gesamtwirkung im Sinne eines Bildes ausgezeichnete Disposition, und endlich durch die polychromen Engelchen, die gleich flatternden Vögeln mit langwehenden Gewändern die Verbindung aller Momente mit der einen Hauptsache, dem Sühnopfer am Kreuz, doch mehr verstandesmäſsig und farbensymbolisch bedeuten, als sinnlich und genieſsbar für das Auge vermitteln.

In den Kapellen ringsum gewahren wir nicht nur die nämlichen Menschenfiguren wie in dem WEIGELschen Blockbuch, sondern

auch die nämlichen Kompositionsgesetze. Man beachte die seitliche Verlegung des Augenpunktes aus dem Mittelrahmen nach links, analysiere einmal die Taufe und Firmelung oder die Trauung und die letzte Oelung, bei der vollends das Bett des Sterbenden, der nackt unter der Decke liegt, so rücksichtslos aus der Behausung des Bürgers in das Gotteshaus gestellt ist, wie der Crucifixus dort aus der Kirche in die Stube, und frage sich, wie die Anordnung mutatis mutandis in dem Holzrahmen dieser Bildtafeln des Blockbuches ausfallen würde. Schneiden wir die überflüssige Höhe des Kirchenbildes weg, so haben wir das Verhältnis aller Bestandteile, besonders die konstitutive Grundlage des Aufbaues aus Körpern und Raumfaktoren beisammen, wie in den Holzschnitten für deren eigenste Bedürfnisse doch diese fest organisierte, stereometrisch konsequente und plastisch ausgerechnete Oekonomie nicht erfunden zu werden brauchte. Wie in Rogiers Kathedralgemälde steckt in dem Sterbezimmer, das uns die elf Holztafeldrucke in Variationen eines Grundschemas vorführen, das volle Erbteil der gotischen Bauhütte, — für die monochromen Bilder gewifs ein Ballast von Realität, der nur für die harten Köpfe des Quattrocento und die Herzenshärtigkeit dieser Christengeneration vielleicht notwendig, auch in der Kunst erklärlich wird. Haben wir das festgefügte Gerüst, das beiden Kunstwerken gemeinsam ist, einmal blosgelegt, dann mag auch auf Rogiers andre Hauptwerke, wie die Kreuzabnahme im Escurial, oder den Marien- und den Johannisaltar in Berlin, oder das Triptychon aus S. Columba von Köln in der Pinakothek zu München hingewiesen werden. Selbst ein Blick auf die Berner Teppiche mit Geschichten des Grafen Herkenbald, die allein uns einen Begriff wenigstens von den frühen Gerechtigkeitsbildern im Rathaus zu Brüssel vermitteln, nachdem die Originale verbrannt sind, wird lehrreich wegen der Darstellung des Sterbenskranken in seinem Bett, während der Crucifixus im Antwerpener Bilde, der in seiner Parallelstellung der Beine mit den Holzschnitten übereinstimmt, doch den Vergleich mit dem späteren Wiener Kreuzigungsaltar zur Seite schiebt.

Nur einmal, auf der letzten Bildtafel des Blockbuches, wird das sonst durchgehende Grundschema der Komposition verlassen, d. h. nur umgekehrt: das Sterbebett aus der einen Diagonale der Bildfläche in die andere verschoben, so dafs es mit dem Kopfende nach der linken Seite steht. An diesen auffallenden Unterschied

hat die neueste Kritik ihre Hebel angesetzt, um das bisherige Werturteil über die Weigelsche Ars moriendi zu verschieben, das Ansehen des Blockbuches als Editio princeps zu untergraben und sie als nichts anderes denn eine vergröfserte Kopie der Kupferstichfolge des Meisters E. S. zu erweisen. Hier soll der Zeichner der Holzschnitte sich nicht anders zu helfen gewufst haben, als mit einer Umkehrung der ganzen Komposition, so dafs ihm die Symmetrie mit der ganzen übrigen Reihe verloren gieng.[1])

Fragen wir nach der Ursache, weshalb hier überhaupt eine Umgestaltung angenommen werde, so müssen wir schon auf die Ausführungen von Max Lehrs selber zurückgreifen, um seinen Gründen womöglich gerecht zu werden. „Den deutlichsten Beweis für die Priorität der Stiche, sagt er, bietet das Schlufsblatt der Folge mit dem Triumph über alle Versuchungen in der Todesstunde.“ Wie er annimmt, „war dem Meister E. S. bei dieser Komposition [d. h. im Ausführen einer eigenen Erfindung] der für einen Anfänger in der Kunst des Kupferstichs entschuldbare Irrtum passiert, dafs er — die Spiegelwirkung des fertigen Abdrucks einen Moment aufser Acht lassend — gegen alle Tradition Maria rechts und Johannes links vom Gekreuzigten stellte [Lehrs rechnet vom Beschauer aus] und dem entsprechend Christi Haupt nach rechts (zur Mutter) blicken liefs, sowie seinen linken Fufs über den rechten legte. Die entgegengesetzte Anordnung [nämlich die, dafs Maria zur Rechten ihres Sohnes, Johannes zu seiner Linken steht] ist in der Kunst des späteren Mittelalters dermafsen typisch, dafs man bei Darstellungen des Gekreuzigten gewöhnlich schon hieran erkennt, ob eine Platte zum Abdruck bestimmt sei, ob es sich um ein Niello oder um den Abdruck einer Zierplatte handle. Es ist daher nicht zu verwundern, dafs schon der Meister des hl. Erasmus in seiner gestochenen Kopie dieses Blattes die Stellung der betenden Zeugen berichtigt und dem Haupt Christi die vorgeschriebene Richtung gab. (Die falsche Fufslage behielt er bei.)“

„Der Künstler der xylographischen Ausgabe machte sich indefs die Sache noch leichter, indem er aus demselben Grunde die ganze Komposition von der Gegenseite kopierte, ohne zu bedenken, dafs auf diese Weise das Kopfende des Sterbebettes nach links statt wie auf den vorhergehenden Blättern nach

1) Cust a. a. O. p. 20.

rechts zu stehen kam. Ist es demnach denkbar, dafs der Meister E. S. wenn wir *ihn* als Kopisten ansehen wollen, eine solche Veränderung ohne ersichtlichen Grund vorgenommen haben würde, um dagegen einen für seine Zeit unerhörten ikonographischen Fehler einzutauschen? Diese Annahme ist meines Erachtens ganz ausgeschlossen, und damit ist die Priorität der Stiche zur Genüge dargetan. Ihm gebührt die Ehre der Erfindung jener für das XV. Jahrhundert hochbedeutsamen Kompositionen, und seine Ars moriendi ist in Wahrheit die erste und älteste des später so beliebten und verbreiteten Volksbuches, das Urbild aller in Kupfer gestochenen und in Holz geschnittenen Kopieen." (Lehrs a. a. O. p. 167.)

Allerdings, ein *ersichtlicher Grund* sollte vorhanden sein, weshalb diese letzte Komposition in dem einen Falle so, im zweiten grade entgegengesetzt gewendet ist. Die Durchführung der gleichen Richtung auf allen Blättern der Folge spricht zunächst sehr selbstverständlich für die Kupferstiche des Meisters E. S., solange wir nur diese Symmetrie ins Auge fassen und in der Holzschnittfolge dann die auffallende Abweichung davon bemerken. Wenn nun aber der ersichtliche Grund für diese Umdrehung der letzten Komposition doch noch ein andrer und bei weitem augenfälligerer wäre, als der ikonographische Fehler des Meisters E. S., bei dem übrigens auch die Kerze dem Sterbenden in die linke Hand gesteckt wird, während der Priester sie ihm im Holzschnitt wol dem Ritus angemessener in die Rechte giebt[1]), — wenn wir damit gar auf das ursprüngliche Motiv stiefsen, das bei der Erfindung der Komposition, d. h. bei der Originalzeichnung, die doch auch beim Kupferstiche wol als vorher festgestellt angenommen werden müfste, entscheidend mitgewirkt hätte, und so schon von vornherein die unbequeme Veränderung der sonst mechanisch wiederholbaren Hauptdisposition veranlassen mufste?

1) Ich lege auf diesen von Lehrs und Cust übersehenen Punkt kein gröfseres Gewicht, da die gleichzeitigen Darstellungen vom Tode der Maria, wenn die Kerze vorkommt, unter sich sehr variabel erscheinen. Vgl. aber Schongauers Stich, wo sie in die Rechte gegeben wird, mit dem Bilde des Meisters von Flémalle in London, wo beide Hände zusammenliegen, und dem des Hugo van der Goes in Brügge, wo das Licht erst angezündet wird. Auf dem Sterzinger Altar von H. Multscher 1458 kommt dieser Ritus nicht vor, dagegen bei Pacher in St. Wolfgang und sonst.

Wir dürfen doch nicht vergessen, dafs die Holzschnittfolge aus der Weigeliana ein Blockbuch ist. Für diesen Zweck ist der beigegebene, auf besondern Tafeln geschnittene, aber mit demselben perspektivisch (z. T. fehlerhaft schattiert) dargestellten Rahmen eingefafste Text natürlich mit Hülfe eines Schriftgelehrten hergestellt worden. Die Folge von Bildtafeln ist freilich auch, wie wir hernach hervorheben müssen, nicht ohne geistlichen Einrat, ja nicht ohne eingehende Verständigung des Künstlers mit dem Kleriker (der hier übrigens in der Mönchs-Kapuze auftritt! also den Wirkungskreis der Bettelorden mitten im Volke bezeichnet) zu Stande gekommen. Aber sie hängt mit dem beigelegten Textinhalt nicht so unauflöslich zusammen, dafs gleichzeitige Entstehung beider angenommen werden müfste. Die xylographischen Textseiten könnten erst nachträglich hinzugefügt sein, vielleicht gar für den Gebrauch des Geistlichen, jedenfalls des lateinkundigen Lesers mehr als für den Laien. Die Bilderfolge wenigstens kann für sich bestehen. Und die Gesamtdisposition des Cyklus beweist zwingend, dafs sie unabhängig von den Textplatten für sich getroffen wurde. Ja, die Anordnung der Textseite rechts neben der Bildtafel, wie die vorliegende Publikation sie der Einfachheit halber darbietet[1]), widerspricht gradezu der ursprünglichen Einteilung des Stoffes, sowol in auschaulich-künstlerischer als auch in logisch-gedanklicher Beziehung. Die ursprüngliche Anordnung der elf Bilder ist auch die des scholastisch durchpointierten Traktates, d. h. so gedacht, dafs fünf Versuchungen geschildert werden und fünf Tröstungen oder Errettungen daraus, und zwar so, dafs diese zweimal fünf Auftritte paarweis korrespondieren. Auf die Temtacio dyaboli de fide folgt als Gegenstück die Bona inspiratio angeli de fide; auf die Temptacio dyaboli de desperacione folgt ebenso die entsprechende Bona inspiratio angeli contra desperationem; der Temptacio dyaboli de impaciencia steht die Bona inspiratio angeli de paciencia gegenüber; der Temptacio dyaboli de vana gloria die Bona inspiracio angeli contra vanam gloriam;

---

1) Ueber die Druckanordnung des erhaltenen Exemplares und die leeren Seiten darin vgl. Weigel u. Zestermann, Anfänge der Druckerkunst, wo auch ausführlich über das Verhältnis des xylographischen Textes zu dem umfassenderen Traktat Speculum artis bene moriendi gehandelt worden ist. Vgl. auch G. Bullens Einleitung zur Ausgabe von 1881.

endlich der Temptacio dyaboli de auaricia die Bona inspiratio angeli contra auariciam. Das heifst das Bild der Versuchung ist immer auf der einen Seite links, die Befreiung daraus durch den Engel rechts daneben zu setzen. Auf diese ursprüngliche Anordnung gründen sich alle mit Beichtvater-Kasuistik angegebenen Einzelbezüge ebenso wie die Berechtigung des schematischen aber übersichtlichen Parallelismus der Scenen, die sich gegenseitig unterstützen. Auf diese fünf Paare korrespondierender Glieder folgt nun als Einzeldarstellung der Triumph über alle Versuchungen in der Todesstunde, wie ein Abgesang, eine Schlufsstrophe des in zwei Stollen aufgebauten Gedichtes. Der Mönch giebt dem Sterbenden die geweihte Kerze in die Hand. Rechts hinter dem Bett stehen vor seinen brechenden Augen der Erlöser am Kreuz mit der Fürbitterin Maria zu seiner Rechten, hinter ihr zunächst Magdalena und Paulus nebst acht andern Nothelfern (deren Heiligenscheine wenigstens wir zählen können); die übrigen vier erscheinen zur Linken Christi hinter Johannes. Am Fufsende des Bettes drängen sich und entweichen im Vordergrunde nach links sechs Teufel in ohnmächtiger Wut über das verlorene Spiel; denn über dem Kopf des Verscheidenden schweben vier Engel und einer von ihnen empfängt die Seele in Gestalt eines nackten Menschenkindes, das fromm die Hände zum Gebet gefaltet hält. Dieser Schlufsakt gehört natürlich auf das letzte Blatt als Kehrseite sozusagen aller vorangegangenen. „Das Blatt hat sich gewendet“, sagt das Volk noch heute; „Es ist ein Umschwung eingetreten“ schreiben die Gebildeten, und meinen, wenn nichts weiter folgt, einen definitiven Abschlufs. Hier lautet die Rede: „Ende gut, Alles gut!“ — Diesem Platz der Darstellung auf der letzten Seite des Heftes von Holztafeldrucken entspricht auch die Umkehrung der Komposition so notwendig, so sachgemäfs und zugleich künstlerisch so wirksam für das Gefühl, das im Betrachter erzeugt werden soll, — dafs wir uns wundern, wie so feinen Kennern das Bewufstsein von dieser psychologischen Veranstaltung nicht aufgegangen sein sollte. Ich mufs gestehen, ich kann nicht anders, als diese Redaktion für die ursprüngliche halten. Denn diese Anordnung des Cyklus entwickelt sich unmittelbar aus den Principien der Disposition derartiger Stoffe z. B. auch in Wandgemälden des Mittelalters. Die korrespondierenden Paare kennen wir noch aus den Rathausbildern mit Darstellungen der Gerechtigkeit von Rogier in Brüssel, von Dirk

Bouts in Löwen, von Gerard David in Brügge z. B. und die Rolle des Schlufsstückes scheint in Löwen wenigstens das Jüngste Gericht gespielt zu haben. Genug, ich wage es bis auf bessere Belehrung, mir ein Blockbuch ohne störend dazwischen eingeschobene Textseiten zu denken, das auf der ersten leeren Seite nur den Titel „Ars moriendi“ trug, vielleicht aus Rücksicht auf das Reiberdruck-Verfahren ganz oben am Rande, oder vom Rubricator geschrieben. Doch soll hier von technischen Vermutungen, grade den Spezialkennern gegenüber ganz abgesehen werden. Desto mehr freilich mufs die logische Disposition und der dramatische Aufbau des Ganzen, vor allen Dingen aber die künstlerische Anordnung des Cyklus in fünf einander gegenseitig entsprechenden Paaren mit einem Schlufsbild als zwingendes Charakteristicum der Originalausgabe betont werden.

Schon damit würde die gestochene Folge des Meisters E. S. mit ihrem Anspruch auf Priorität vor dem Weigel'schen Blockbuche zurückstehen müssen. Grade diese sinnfällige Klarheit des Processes in fünf Akten und der Auflösung am Ende wird nicht so fühlbar, sowie wir die letzte Komposition der durchlaufenden Symmetrie gemäfs in der nämlichen Richtung denken, wie dies im Stich des Meisters E. S. vorliegt. Fragen wir aber auch hier nach einem „ersichtlichen Grund“, der ihn zur Bevorzugung dieser Gleichsinnigkeit veranlafst haben könnte. Lehrs läugnet die Denkbarkeit eines solchen, während er ihn beim Blockbuch bei der Hand hatte. Fangen wir bei dem trivialsten an, so wäre es zunächst die Bequemlichkeit des Stechers, der mit seiner Kupferplatte noch nicht so frei schaltet wie in späterer Zeit und zahlreicher Fehler und Versehen in der Perspektive überführt worden ist.[1]) Die Uebertragung der nämlichen Grundanlage auf alle elf Platten könnte schon an sich bestimmend gewesen sein, besonders wenn die Konstruktion der Raumdarstellung dem Goldschmied noch nicht geläufig war. Es ist ja anerkannt, dafs diese Folge zur Ars moriendi der frühern Periode des Meisters angehört, und selbst auf der berühmten Patene sitzen die Kirchenväter noch nicht eben geräumig und klar in ihren Studierstuben. Zweitens aber dürften wir den Sinn für Symmetrie in der ganzen Reihe bei ihm doch ebenso ins Feld führen, wie der Verstofs dagegen bei dem Blockbuch gerügt wird. Beide Gründe könnten bei

1) Vgl. dazu Beispiele bei Lehrs a. a. O. p. 162 Anm. 1.

der Originalerfindung ebenso mitgespielt haben, wie bei der Kopie. Das Eintauschen ikonographischer Fehler ist weder in dem einen noch in dem andern Falle dem Meister E. S. zum Bewufstsein gekommen, bevor seine letzte Platte zum Abdruck vollendet war, und er hat jedenfalls nicht Veranlassung genommen, den fehlerhaften Stich durch eine verbesserte Redaktion zu ersetzen.

Der triftigste Grund scheint mir aber ein dritter zu sein, der noch mit andern Abweichungen zwischen der gestochenen und geschnittenen Bilderfolge zusammenhängt, — das ist die praktische Bestimmung seiner Arbeit, das Absehen auf einen bestimmten Zweck, ohne das kein Künstler damals eine solche Geduldsprobe wie zehn oder elf gleichartige Stiche auf sich nahm. Es handelt sich bei diesen kleinen Kupfern eben nicht um die Herstellung eines geschlossenen Cyklus, der als Heft oder Reihe für sich in die Welt treten und als Ganzes bestehen konnte, auch wol nicht um lose Blättchen, die, wie Lehrs meint, von den oberen gebildeteren Kreisen zum Einlegen in ihre Breviere gekauft werden sollten. Es handelt sich meines Erachtens um Ersatz für Miniaturen, d. h. um eine feste Folge, die an die leergelassenen Stellen der Handschrift eingeklebt werden sollte, und zwar des zugehörigen Traktats, der Ars moriendi. Das winzige Format der Stiche (ca 90 : 70 mm) weist ihnen auch bei den üblichen Gröfsenverhältnissen damaliger Andachtsbücher immer einen Platz im fortlaufenden Text, kaum eine eigene Blattseite allein an. Auch die Gegenüberstellung im Sinne der ursprünglich gedachten Anlage korrespondierender Paare würde sich grade hier kaum anders annehmen lassen als bei Textseiten aufsergewöhnlichen Formates, so dafs damit für uns ein gewichtiger Grund für die Priorität des Meisters E. S. in Wegfall käme. Das Schlufsbild aber hat, wo sein selbständiges Auftreten auf einer Blattseite aufhört, und weiterer Text sich beliebig anschliefsen mochte, gar keine innere Veranlassung mehr, als Kehrseite aller vorangehenden Bilder zu erscheinen, d. h. den endgiltigen Umschlag nach dem fünfmaligen Für und Wider dieser Disputation des Schutzengels mit den Dämonen zu vollziehen; denn diese Wirkung des Abschlusses übernimmt der gelesene Text.

An diesem Charakter als Illustrationen des religiösen Traktates müssen wir für die Stiche des Meisters E. S. und seines Kopisten vom hl. Erasmus um so entschiedener festhalten, je unverständlicher sie für sich selbst erscheinen. Die Holzschnitte des Block-

buches enthalten im Bilde selbst eine Anzahl von Schriftbändern, deren Legende die notwendigen Winke zur Erklärung darbietet. Auf den Kupferstichen fehlen sie begreiflicher Weise schon wegen des kleinen Formates. Aber sollten wir deshalb dem Laien damaliger Zeit, und sei auch nur an die oberen gebildeteren Kreise als Käufer gedacht, ohne Weiteres die Fähigkeit zutrauen, die einzelnen Momente der Darstellung, auf die es ankommt, richtig zu erfassen? Bei einem so ernsten, für die Erbauung und Seelsorge sorgsam durchgearbeiteten Gegenstand, darf doch Bilderfreude und Kunstinteresse allein nicht in Frage kommen; sondern der lehrhafte Zweck, der ohne die Hülfe des Wortes hier nicht erreicht würde, fällt sehr ins Gewicht.

Greifen wir nur einige Beispiele heraus. Schon auf dem ersten Blatt schwankt wol die Auslegung: was bedeuten die beiden Marionetten vorn, das nackte, junge Weiblein mit Rute und Geifsel, das bürgerlich gekleidete Herrchen, das ein Messer wie zum Stofs erhebt und mit der Rechten auf die Nachbarin weist. Man meint, er wolle sie erdolchen; aber mit der linken Hand? und so bei Weg lang im Tanzschritt, wie beide dahersteigen? — Ein Teufel, der den Kranken an der Schulter fafst, weist ihn auf dies Menuet hin. Erst das Schriftband auf dem Holzschnitt erklärt, was der Versucher meint: „Interficias te ipsum", — und lehrt, dafs der Meister E. S. uns das Beispiel, wie einer sich die Kehle abschneidet, so linkshändig und linkisch gegeben, dafs wir kaum das Messer anerkennen. Und erst der Selbstmörder als solcher macht die bedrohte Gefährtin zur drohenden Verfolgerin, zur Reue oder Strafe nach Art der Erinnyen, deren Geifsel er sich soeben entzieht, d. h. zur Ursache der Verzweiflungstat. Und auch so noch würde man in dem ersten Blatt schon hier ein Moment der Temptatio de desperatione vermuten können, der das zweite Bilderpaar gewidmet werden soll, wenn nicht das Gegenstück mit dem Spruch des Engels „Sis firmus in fide" auch die Versuchung zur Abgötterei „Fac sicut pagani" als Hauptsache des ersten Anlaufs bestätigte. Auf dem Kupferstich, der wirklich die Verzweiflung schildert, wird die Beziehung zwischen den Teufeln und den Personen gar nicht klar. Der eine Dämon zeigt dem Kranken ein junges Weib, als verspräche er diesen Lohn für den Abfall; der andre hebt eine Urkunde gar triumphierend hoch, als sei es der Pakt mit dem Satan, den dieser Faust einst unterzeichnet; ein dritter hat einen nackten Mann seines Rockes und Geldsackes

entledigt; ein vierter bedroht ein Opfer, das schon am Boden liegt, mit dem Dolche, und der fünfte weist auf eine sitzende Figur mit Stab in der Hand, die uns selber keine Auskunft giebt, was sie bedeute. So haben wir eine Hand voll Irrtümer beisammen: erst die Schriftbänder sagen „occidisti", „avarus vixisti", „perjurus es" u. s. w., d. h. dafs die Figürchen lauter begangene Sünden vorstellen, deren Gesamtregister auf jener Urkunde vorgewiesen wird: „Ecce peccata tua!" — Wie gänzlich falsch würde man auf dem Blatte IV A die drei Kronen auslegen können, die von Teufeln überbracht werden. Und wer würde den Zusammenhang zwischen dem Hinweis auf die irdischen Güter und die natürlichen Erben auf der einen Seite und dem Menschenpaar, hinter dem ein Engel einen Vorhang hält, wol ganz im Sinne des Seelsorgers deuten, wenn die Holzschnitte nicht mit ihren Schriftbändern die Aufforderung „Provideas amicis" und gegenüber die Warnung „ne intendas amicis" hinzufügten, wobei noch das „Provideas ecclesiae" verschwiegen bleibt. Selbst im Schlufsbild zeigt der Stich nur einen erneuten Ansturm der Teufel und nichts von ihrer Flucht, nur den Tod und die Errettung der Seele durch die Engel, nicht aber den eignen Sieg über alle Versuchungen.

Ohne die erklärenden Beischriften sind also diese Stiche mit der vielfach unklaren Gestikulation ihrer kleinen Figuren, die grade durch das Fehlen der Schriftbänder entsteht, und mit ihrem Mangel an entscheidendem Ausdruck in den Gesichtern, doch in sehr beträchtlichem Grade auf die Hülfe eines erklärenden Textes angewiesen. Nun aber zeigt der Vergleich mit den Bildtafeln des Blockbuches, die nicht weniger als 36 erläuternde Schriftbänder enthalten, noch eine wichtige Tatsache. Die Kupferstiche des Meisters E. S. haben an mehreren Stellen empfindliche Lücken in der Komposition, die um so mehr auffallen, als das Streben nach gleichmäfsiger Füllung sehr deutlich durch die Reihe geht, und zwar grade da einschneiden, wo in den Holzschnitten die Schriftbänder flattern und die Vermittlung herstellen, die hier vermifst wird. So z. B. über dem Haupte des Kranken in der zweiten Versuchung, wo aufserdem die Bettwand hinter dem Kopfkissen fehlt. So beim Ausbruch der Ungeduld gegen Beichtvater und Betschwester (III A) und beim Angebot der Kronen (IV A) oder beim Hinweis auf die Freunde (V A). — Ganz besonders auffällig aber ist der Umstand, dafs auf der Errettung aus Hoffart

(IV B) wieder das ganze Kopfende des Bettes fehlt, während der Engel statt des Schriftbandes, das auf dem Holzschnitt sich breit entrollt und die entscheidende Mahnung „Sis humilis“ trägt, das nämliche Urkundenblatt in der Hand hält, mit dem auf dem Blatte II A vorher der Teufel als Sündenregister droht. Die Urkunde hat hier statt der Legende gar keinen Sinn; sie kann also nur nachträglich als Füllstück wiederholt sein, und dieser Mifsgriff macht den Lückenbüfser zum Denuncianten eines fahrigen Kopisten. Das heifst der Stecher hat für seine Folge die Holzschnitte des Blockbuches zu Grunde gelegt und hat dabei entweder des stark verkleinerten Mafsstabes seiner Blätter wegen, oder der Bestimmung seiner Stiche als Ersatz für Miniaturen in Handschriften des religiösen Traktates der Sterbenskunst zufolge, die Schriftbänder weggelassen, die ihrerseits als wesentliche Bestandteile der ursprünglichen Redaktion des Blockbuches zu betrachten sind, je mehr die Korresponsion der Bilderpaare die störende Einschiebung einer Textseite vermeiden liefs. Diesen Sachverhalt umzudrehen und anzunehmen, erst der Redactor des Blockbuches habe in die gestochenen Kompositionen des Meisters E. S. seine „banderôles“ nachträglich eingestreut, ist wol ein Einfall sehr zweischneidigen Charakters. Er holt aus gegen den Zeichner und verwundet dabei den Kritiker. Diese Schriftbänder durchschneiden nicht nur nirgends die Kompositionen der Holztafeldrucke in einer dem Geschmack der Entstehungszeit widersprechenden Weise, sondern bewähren fast immer das dekorative Geschick der entwerfenden Künstlerhand. Sie erscheinen nicht selten als notwendige Emanationen der Figuren, als Ausläufer der Gestikulation und Bewegung der Gestalten selbst. Sie verstärken als begleitende Wiederholung des Hauptzuges ihrer Nachbarn die beabsichtigte Wirkung, auf die es ankommt: z. B. bei dem Auseinanderfahren des Geziefers auf Blatt I B, II B, III B; sie versinnlichen das Durcheinander der andringenden Stimmen II A und VI, sie vollführen gar die Mimik der prahlerischen Vanagloria in ihrem aufgerichteten Dastehen und Emporrecken (IV A). Genug, sie offenbaren uns einen beachtenswerten Zug in dem künstlerischen Wesen des Meisters, dem wir die Erfindung der Originale beimessen: die noch geläufige Verbindung dekorativer Schulung mit dem monumentalen Aufbau im Sinne des Realismus, der an sich schon den Grundstock der Komposition bildet, aber die Zierlust und allseits gleichmäfsig sich ausbreitende Fülle des Flächenstiles noch nicht

völlig ablehnt, besonders hier in graphischen Blättern. Wir möchten grade neben der verstandesmäſsigen Konstruktion des Raumes und der Körper diese flotte Sicherheit des Wurfes, mit der die Legenden in den Gestaltenzug hineingeschlungen sind, nicht entbehren, wo es gilt die kunsthistorische Erscheinung genau an ihrer Stelle aufzufassen, oder gar zu bestimmen, wohin sie gehört. Diese Bänder verknüpfen den ausgemachten Quattrocentisten noch lebendig und liebenswürdig genug mit der lehrhaften Kunst des Mittelalters und der Ideenwelt der kirchlichen Weltanschauung. Vielleicht hilft uns der Grad dieser Fähigkeit fernerhin wesentlich mit, die Person des Meisters — sei es auch nur apagogisch — zu erweisen.

Betrachten wir ebenso vorurteilsfrei die Stiche des Meisters E. S. als stecherische Leistungen seiner Hand, so gehören sie gewiſs, wie Lehrs dargetan hat, der Frühzeit an: „jener Periode, welche auf seine Erstlingsarbeiten in besonders groſsem Maſsstabe bei flockiger, unentwickelter Technik unmittelbar folgt. Sie zeigen bereits eine sichere virtuose Führung des Stichels, der hier zuerst eine volle malerische, ja farbige Wirkung der Bilder anstrebt, aber auch noch jene perspektivischen Mängel und Fehler, welche vielen andern gleichzeitigen Arbeiten seiner Zeit anhaften.“ Mit Rücksicht auf die Kopieen des Erasmus-Meisters nach dieser Folge zur Ars moriendi läſst sich der Zeitpunkt dieses Wandels festlegen. „Die Kopie muſs noch in die fünfziger Jahre fallen.“ Grade die Verkleinerung des Maſsstabes hat den Meister E. S. zur Koncentration gleichsam seiner stecherischen Vorzüge, zur glücklichen Verwertung seiner Mittel im Sinne des Materials und damit zur Ausbildung des eigenen Stiles für den Kupferstich geführt. Der Hauptreiz dieser Oxforder Reihe beruht auf dem farbigen Glanz und den neuen Errungenschaften in der Wiedergabe mehrfach abgestufter Schatten, die stellenweis an Helldunkelversuche streifen. Ihretwegen nimmt man gern zeitweilig die zahlreichen Mängel der Zeichnung und die Verstöſse gegen die Formwahrheit in den Kauf. Daſs z. B. am Kopfende des Bettes bei der Versuchung durch Ungeduld (III A) der Pfosten „trotz des hohen Augenpunktes von unten statt von oben gesehen wird“, ist ein Versehen bei der Stecherarbeit, wie unsern Schriftmalern noch ein umgedrehtes S oder N unterläuft, und künstlerisch nicht von so durchgreifendem Belang. Bei dem Vergleich erst mit der xylographischen Ausgabe der Weigeliana, die den Fehler nicht hat, fällt es auf. Aber heiſst es nicht zu viel heraussehen, wenn

Lehrs meint: „Es leuchtet ein, dafs der Meister E. S., wenn er seine Komposition dem Holzschnitt entlehnt hätte, den Pfosten, wie er dort gegeben ist, kopiert und nicht künstlich die richtige Perspektive in eine falsche verwandelt haben würde.“ Es ist wol nichts anderes als ein Fall von Flüchtigkeit, deren wir mehrere hervorgehoben, oder von Nachlässigkeit, die solchen Bettpfosten mitsamt dem anstofsenden Stück der Schmalwand am Kopfende gelegentlich überhaupt vergafs. Einem Stecher allerdings, der nach Lehrs seine Kompositionen gar ohne genaue Vorzeichnung unmittelbar auf der Platte entworfen hätte, vermöchte man solche Dinge nicht zuzuschieben. Da dürften entweder die festen Haltpunkte der Raum- und Körperdarstellung nicht fehlen, oder aber dergleichen Probleme überhaupt aus dem Spiel bleiben. Nehmen wir dagegen den Urheber der xylographischen Ausgabe als Kopisten an, dann sollte er bei Bearbeitung dieser fehlerhaften Stiche solche Hauptsachen der Linearkonstruktion erst nachträglich verbessert und eingerenkt haben? Erst dieser hätte den nur einmal vorkommenden Betthimmel, auf dem die Taube des heiligen Geistes sich niederläfst (Ib), von demselben Fehler wie jenen Bettpfosten befreit, nämlich von dem Verstofs gegen die Perspektive, dafs seine Firstlinie statt nach der Innenseite des Raumes schräg abwärts zu laufen, hier im Stiche schräg aufwärts flieht. Man betrachte das durchscheinende Blatt einmal von der Rückseite oder im seitlich gehaltenen Spiegel neben dem Holzschnitt, so weifs man, wie der Meister E. S. gearbeitet, d. h. nicht aus seiner geistigen Raumvorstellung heraus gezeichnet, sondern unter dem Zwang eines optischen Eindrucks kopiert hat. Ganz ähnlich ist es ihm beim Kreuz des reuigen Schächers (IIb) ergangen, das doch raumschaffender Faktor der Komposition ist, d. h. konstitutiver Bestandteil der Bildanschauung wie die Bettstelle selbst. Und wo ist der Vorderarm dieses armen Sünders links neben der Wolke geblieben? Der Stecher hat ihn vergessen.

Diese Schwäche seines Wissens und Könnens offenbart sich jedoch vollends bei der Versuchung durch Habsucht (Va), wo das ganze Haus des Sterbenskranken mit dem wohnlichen Obergeschofs und dem wolgefüllten Weinkeller (oder Lagerraum zu ebner Erde) und dem Pferdestall daneben, wo der Reitknecht soeben das Leibrofs am Zügel führt, durch Teufelsmacht am Fufs des Bettes hingestellt erscheint. Auf den Weindieb im Keller, der ein Fafs mit dem Messer angebohrt hat und nun den köst-

lichen Trank im Kruge auffängt, verzichtet der Stecher, d. h. auf den peinlichsten Anblick unter dem Fenster des Oberstocks, wo im Holzschnitt der Schatz gezeigt wird: „Intende thesauro“. Und wie armselig sind daneben die Tür des Stalles, der über die Schwelle schreitende Reiter und das Pferd wiedergegeben! Wer das nicht besser machen kann, als der Stich es zeigt, umgeht solche Kraftprobe realistischer Kunst auch wol im Zug der eigenen Erfindung und begnügt sich mit Andeutungen einfacherer Art. Wer aber im Stande ist, solch Architekturstück mit Genrescenen drinnen und draufsen so korrekt hinzustellen, wie der Zeichner des Blockbuches, der braucht nicht nach Vorlagen zu greifen, wie die Blättchen des Meisters E. S., der ums Jahr 1466 erst ein viel bescheideneres Specimen dieser Art als Kapelle unser lieben frouwen von Einsiedeln aufzuweisen hat, bei der sich gar ketzerische Seitenblicke auf Martin Schongauer und Hans Memling einschleichen möchten.[1])

Wie denken sich überhaupt die Verfechter der Priorität des Stechers den genauen Hergang bei der Vergröfserung der winzigen Vorbilder in den Mafsstab der Holztafeldrucke? Bei solcher Ausweitung in die vierfache Gröfse pflegt das Ergebnis doch fast immer eine Entleerung der Formen, eine Verflachung der Charaktere, eine Verödung oder Uebertreibung des Ausdrucks zu sein. Ein Blick auf die Kopieen des Erasmusstechers in dem gleichen kleinen Format bezeugt schon die Veräufserlichung: „Stark markierte Konturen, nach Art der eingebleiten Glasgemälde, kontrastieren auffallend mit den äufserst feinen Schattierungen“ charakterisiert sie schon Fr. v. Bartsch, dem Max Lehrs völlig beistimmt. Wie mufste das erst im Holzschnitt ausfallen, in dem die äufserst feinen engen Strichlagen der Schattierung keinen Eingang finden, also auch keine Ergänzung der derberen Umrisse gewähren konnten? Will sich schon die Zumutung, der Blockbuchzeichner habe all die Verbesserungen auch konstitutiver Faktoren der Komposition erst nachträglich hinein gebracht, mit den Grundbedingungen künstlerischen Schaffens garnicht vertragen, zumal in jener Zeit, wo die Exaktheit der Perspektive erst erobert wird und zu den Errungenschaften der führenden Hauptmeister selbst gehört, so bedürfte die Schlufsfolgerung, dem soeben

1) Vgl. z. B. Wurzbach im Repert. f. Kwschft. 1893: „Wann war der Meister E. S. in den Niederlanden?“

erst aus der Goldschmiedsübung erwachsenden Meister E. S. gebühre die Ehre der Erfindung jener für das XV. Jahrhundert so hochbedeutsamen Kompositionen, doch wol anderer Beweise, als die ikonographischen und antiquarischen Momente, die dafür in die Wagschale geworfen werden.

Doch gerade der Stilcharakter der Holztafeldrucke wird dafür als entscheidendes Argument in seiner Ganzheit und Eigentümlichkeit angerufen. Wenn man die Ars moriendi der Weigeliana mit den übrigen Holztafeldrucken des XV. Jahrhunderts vergleicht, so fällt, wie Lehrs mit vollem Recht betont, „zunächst der Stil der Zeichnung auf, welcher unter allen gleichzeitigen Holzschnitten ohne Analogon dasteht. Nirgends finden wir diese Typen, das lebhaft entwickelte Mienenspiel der menschlichen und die unerschöpfliche Vielgestaltigkeit der Teufelsfiguren, nirgends eine so wolverstandene wenn auch auffallend schlanke, ja magere Formgebung, nirgends einen mit soviel Geschmack und Verständnis angeordneten Faltenwurf.“ Vollkommen einverstanden, wenn wir uns klar bleiben, dafs bei dieser Charakteristik von der erstaunlichen Klarheit und Konsequenz räumlich-körperlichen Gestaltens abgesehen wird, auf die wir als Grundlage des Wissens und Könnens vor Allem hingewiesen haben, d. h. dafs die Summe positiver Kenntnisse und geläufiger Fertigkeiten aufser Rechnung geblieben ist, welche doch wol die unveräufserliche Voraussetzung auch des zeichnerischen Stiles bilden, dem man so hohe Qualitäten nachrühmt.

Dann kommt der verhängnisvolle Passus von Lehrs: „Nehmen wir an, dafs ein Ikonograph, welcher die Stiche des Meisters E. S. genau kennt und sie häufig angesehen hat, so dafs ihm die künstlerische Eigenart und das Wesen des Meisters wol vertraut sind, zum ersten Male die Holzschnitte der Ars moriendi sähe, so müfste er notwendig zu dem Schlufs kommen, dafs der Meister E. S. auch die Holzschnitte oder wenigstens die Vorlagen dafür gefertigt habe.“ — Sollte dieser Ikonograph, fragen wir dagegen, selbst wenn er nichts wäre als das und der kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise rings um ihn her wirklich so fremd gegenüberstünde, wie es heute kaum mehr vorkommt, — sollte dieser Ikonograph nicht doch einen Augenblick vor dem Schlufs erstaunen, dafs sein Goldschmied, der sich aufs Kupferstechen verlegt, zu einer Zeit, wo ihm noch mancherlei Schwächen der Darstellung nachgerechnet werden können, oder meinetwegen auch im ganzen weiteren Verlauf seiner stecherischen Tätigkeit bis 1466,

das geistige Eigentumsrecht beanspruchen dürfe auf eine künstlerische Schöpfung von solchem ikonographischen Reichtum der Phantasie. Sollte der vertraute Kenner des gesamten heute ihm beigemessenen Stichwerkes, mit Ausschlufs natürlich der Oxforder Folge zur Ars moriendi, das Wesen dieses Meisters ohne Weiteres für umfassend genug halten, auch die Zeichnungen zur Sterbenskunst der Weigeliana in sich aufzunehmen? — nur ikonographisch allein.

Dann wäre die Voraussetzung bei diesem logischen Procefs doch jedenfalls, dafs die künstlerische Eigenart des Stechers E. S. durchaus original und in seiner Zeit einzig dastehend wäre. Aber eben diese Voraussetzung ist noch nicht erwiesen. Wir mögen von dem Breisgauer immerhin auf Grund der Forschungen von Lehrs selber annehmen, dafs er „zu den originellsten und schaffenskräftigsten seiner Zeit gehört“, d. h.: als Stecher. Wenn „man unter mehr als 300 Stichen nicht eine einzige Kopie nachweisen kann“, d. h. keine Kopie nach andern Stichen oder Gemälden u. dgl. uns erhaltenen Kunstwerken, so ist damit für die Originalität seiner Stiche noch die weiter zurückliegende Instanz nicht erledigt, wie weit er etwa nach gezeichneten Vorlagen gearbeitet, und zwar Vorlagen fremder Hand, wie oft er sich etwa an den Entwürfen eines schöpferischen Künstlers von gröfserem Kaliber inspiriert habe. Unter wessen Leitung oder Einflufs hat er allmählich jene Mängel und Fehler seines Anschauungsvermögens überwinden gelernt, die dem Ikonographen schon zu klagen geben? Woher stammt überhaupt das Erworbene und Ererbte, wenn einmal anerkannt wird, dafs er seinen Stil nicht fertig mitgebracht, als er sich aufs Kupferstechen einliefs? Wenn wir direkte Vorlagen in vielen Fällen nicht nachzuweisen vermögen, liegt das doch wol mit daran, dafs wir deutsche und niederländische Zeichnungen des XV. Jahrhunderts, Originalskizzen selbst berühmter Meister in so geringer Zahl besitzen. Die Frage selbst aber läfst sich auch den vorliegenden Stichen gegenüber nicht zurückhalten, und L. Cust antwortet bereits mit der Anerkennung vieler Spuren des Einflusses von — Rogier van der Weyden! Ist es dann aber noch möglich, die Behauptung von Lehrs so voraussetzungslos aufrecht zu erhalten, wie Cust es trotzdem versucht?

Wenn Lehrs die Ansicht aussprach: „jene oben charakterisierten Eigentümlichkeiten, welchen die xylographische Ausgabe der Ars moriendi ein gut Teil ihres Ruhmes verdankt“, seien nur *erborgte* Vorzüge; denn „es ist die Formensprache des Meisters

E. S., welche sie in mehr oder minder wortgetreuer Uebersetzung redet", so verleitete ihn eben jene zum Glaubensartikel erhobene absolute Originalität seines Stechers, die aus der blofsen Antithese des ausgemachten Nachstechers vom hl. Erasmus sich ergiebt (vgl. Cust S. 4), zu dem Hysteron-Proteron, das in dieser Schlufsfolgerung vorliegt, die gestochene Folge der Ars moriendi zu Oxford sei „in Wahrheit das Urbild aller in Kupfer gestochenen und in Holz geschnittenen Kopieen".

Die soeben erschienene Publikation des schwer zugänglichen Materiales hat uns die Beweisstücke in die Hand gegeben, das Gegenteil darzutun. Das Blockbuch der Weigeliana behauptet seinen weit überlegenen Anspruch auf Originalität. Die ganze Reihe von Beispielen der Stilübereinstimmung zwischen Werken des Meisters E. S. und dem Blockbuch, die Lehrs 1890 beigebracht hatte, dreht ihre Beweiskraft um zu Gunsten der Holztafeldrucke und bezeugt, dafs der Meister E. S. die wesentlichen Eigenschaften seines Stiles derselben Quelle verdanken müsse, aus der die Zeichnungen zu dieser charaktervollsten Schöpfung der damaligen Xylographie entsprungen sind. Man vergleiche doch tatsächlich einmal die Typen und das Mienenspiel dieser Köpfe von Menschen, Heiligen und Teufeln, die Gestaltenbildung im Uebrigen und die mimische Kraft, die dem Gebaren oder der Haltung dieser Figuren, in ruhigem Dastehen oder lebendigster Bewegung innewohnt, mit den entsprechenden Bestandteilen der Oxforder Stiche. Legt man z. B. den Charakterkopf des hl. Petrus am Lager (IIb) oder des hl. Antonius (IVb) neben die Leistungen des Meisters E. S., so mufs sich das Verhältnis beider klären. Vielleicht empfiehlt es sich, um das gänzliche Zurückbleiben des Stechers hinter dem Holzschneider recht fühlbar zu zeigen, sogleich den Kopf des hl. Petrus von Rogier v. d. Weyden, etwa aus der Madonna-Medici in Frankfurt a/M. und des Schutzpatrons der Spitäler aus dem Altarwerk in Beaune (beide von Braun photographiert) daneben zu halten. Neben dem Lager des Erkrankten steht auf dem ersten Blatt des Blockbuches, grade unter dem herabfahrenden Teufel mit dem Ruf „Infernus fractus est", eine Gruppe von drei Männern im Gespräch. Cust sieht in ihnen „unzweifelhaft Haeretiker", während es wahrscheinlich ein Angehöriger oder der Hausmeier des Patienten, in Zipfelmütze, der Arzt in der Kappe (man vergleiche den heiligen Medicus

auf dem Medicäerbilde aus Florenz im Städelschen Institut!) und der Geistliche oder der Notar im Spitzhut sind, d. h. jedenfalls Personen aus der Wirklichkeit, der Gegenwart — nicht der Vergangenheit. Die Spendung der Sakramente in dem Altarbilde zu Antwerpen bietet die schlagendsten Vergleiche; aber auch die Darbringung im Tempel auf dem Kölner Triptychon in München hat einen ähnlichen Joseph, während S. Lucas, der die Madonna malt, die Abwandlung in vollere Behäbigkeit erkennen läfst. Für die göttlichen Personen zu Häupten des Lagers ist aufser der Tafel in Beaune ein Blick auf die Kreuzabnahme im Escurial lehrreich, besonders im Vergleich mit der grau in grau gemalten Veräufserlichung durch Schülerhand „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ (im Prado), einer Darstellung Christi und der Juden, die auch für die Gewandung den Erfordernissen des Holzschnittes näher kommt. Mit dem Apostel, der den Meister hier begleitet, vermag der Goldschmied E. S. schon eher zu wetteifern, als mit den scharfgemeifselten, immer energisch charakterisierten Köpfen Rogiers selber. Der Sterbende selbst auf seinem Lager zeigt auf den einzelnen Tafeln mannichfaltige Variationen, nicht allein in den Zügen, sondern auch im Haarwuchs und in der festen Form des Kopfes, — Abwandlungen, die nicht allein auf Rechnung der Holzschneider, sondern auch der Vorlagen gesetzt werden müssen, die sonach nicht zur selben Zeit oder in einem Zuge für sich entstanden, sondern als Nebenarbeit neben andern Aufträgen einhergegangen sein dürften.[1]) Solche Wandlungen erlebt z. B. der Evangelist Johannes auf den Gemälden Rogiers, den sicher anerkannten, die uns erhalten sind. Und wer sähe nicht, dafs seine Maria unter dem Kreuz am ehesten der Fürbitterin am Lager des sterbenden Christenmenschen entspricht! So auch bei der Grablegung in den Uffizien die Schmerzensmutter, und die würdevolle Magdalena auf dem Flügel der Wiener Kreuzigung, der gegenüber die Veronica mit dem Schweifstuch wieder den Christustypus des Blockbuches erklären hilft. Die jugendlichen Mädchenköpfe dagegen der Heiligen, die am Sterbebett erscheinen, entsprechen mit ihrem langen, hinter die Ohren zurückgenommenen Haar und dem Scheitel über der vorgewölbten Stirn, so völlig der Maria von der Geburt Christi am Miraflores-Altar zu Berlin, bis zur Madonna des heiligen Lucas in München,

1) Vgl. unter diesem Gesichtspunkt auch das oben über die Verschiedenheit der Fufsböden Ia und IIIa Gesagte.

oder unter dem Zeltdach in Frankfurt. Mögen sie Magdalena, Barbara und Katharina vorstellen, oder eine Freundin des Todeskandidaten, wir finden sie alle wieder, auch unter seltsamem Kopfputz als Salome, mit der Brautkrone bei der Trauung oder als Gevatterin bei der Taufe, als Stifterin im Gebet. Selbst die Magd mit Speise und Trank bei dem ungeduldigen Kranken (III A) ist eine so ausgesprochene Rogiersche Gestalt, dafs sie, herausgelöst aus dem Blockbuch, sicher auf ihn zurückgeführt würde. Verträgt sie doch die Nachbarschaft so asketisch strenger Heiligen wie S. Stephan auf dem Gegenstück (III B) und Laurentius hinter Katharina, die samt und sonders in den Kupferstichen so kläglich mifsraten sind, während grade sie auf dem Holztafeldrucke noch den feierlich ernsten Charakterbildern des Medicäeraltars an die Seite gestellt werden dürfen, dessen Entstehung um 1449—50 wol gesichert ist. Grade dieses Blatt des Blockbuches schlägt den Kupferstich des Meisters E. S., dessen stecherische Reize wir nicht verkennen, in der Zeichnung der Figuren und im Ausdruck der Köpfe vollständig; es gehört zu den wertvollsten Leistungen des Xylographen und ist mit Recht durch die Signatur, ein gotisches [i] weifs auf schwarzgrundiertem Täfelchen, ausgezeichnet. Im vollbärtigen Kopfe Gottvaters ist grade hier der Einflufs des Genter Altarwerkes deutlich zu spüren, auf das der Kanzler Rollin bei seiner Bestellung des jüngsten Gerichtes für Beaune gewifs ausdrücklich Bezug genommen hat; die Ausführung des letztern dürfen wir aber zwischen den Beginn des Spitalbaues 1443 und die Bestätigungsbulle Eugens IV. von 1447, also jedenfalls vor die Pilgerreise Rogiers nach Rom ansetzen. Der Christus mit Geifsel und Rute daneben (III B) zeigt die gröfste Verwandtschaft einerseits mit Rogiers Hauptbild im Escurial, andrerseits mit einer der feinfühligsten Holzschnitt-Incunabeln, die aus jener Zeit auf uns gekommen sind, eben jenem namenlosen Schmerzensmann, der bei Weigel und Zestermann (I, 134) wiedergegeben, ganz sicher brabantischen Ursprunges ist, wie das Blockbuch „Ars moriendi“ in seiner Originalausgabe selbst.

Das nämliche Blatt (III A) der Holztafeldrucke bietet auch mit den folgenden (IV B und V B) oder vorausgehenden (I B und II B) die willkommenste Gelegenheit zum Vergleich der Engel Rogiers, sei es auf dem Johannesaltar in Berlin (oder der Wiederholung in Frankfurt, die er als verkäufliche Waare mit nach Italien genommen haben könnte), oder auf der Verkündigung in

Beaune, von Schulwiederholungen wie in Antwerpen und im Louvre (die mit den Madonnen in Wien und beim Earl of Northbrook zusammen stimmt, aber auch den Einfluſs des Meisters von Flémalle nicht verkennen läſst), oder von dem Spätwerk aus S. Ursula zu Köln, jetzt in München, nicht mehr zu reden. Selbst in minder glücklichen, hier verquetschten, dort ganz ausgebliebenen Stellen der Reiberdrucke, wie in dem Mönchskopf des Schluſsblattes, ist die Originalzeichnung des Rogier noch unverkennbar geblieben.

Der künstlerische Gesamteindruck des Blockbuches aus der Weigeliana, das 1872 aus Leipzig nach England verkauft wurde, beruht aber neben der charaktervollen Zeichnung alles Figürlichen, die selbst bei Teufelsfratzen zur Bewunderung hinreiſst, wesentlich noch auf einer andern, bisher viel zu wenig gewürdigten Eigenschaft, — das ist die groſsartige raumschaffende Kraft des Malers, der sie gedacht und entworfen hat. Grade die Erkenntnis des *πρῶτον ψεῦδος* in der Schluſskette bei Max Lehrs und Lionel Cust hat uns veranlaſst, die Analyse der Kunst in den Vorlagen der Holztafeldrucke nach dieser Seite, d. h. ihrer konstitutiven Faktoren der Raumdarstellung und der positiven Grundlagen realistischer Komposition voranzustellen. Wie könnte der Goldschmied und Kupferstecher, der überall von der Flächenbehandlung ausgeht, hier mit einem Anspruch an Priorität den groſsen Malern gegenübertreten, denen die Eroberung dieser Errungenschaften für ihre eigene Kunst nur auf Grund ihres ererbten Zusammenhanges mit der Bauhütte und der Steinmetzentradition wie der Holzplastik Flanderns gelungen ist und gelingen konnte. Diese dreidimensional gedachte Gestaltenbildung und Raumbildung aber, die mit Hülfe der Perspektive in Linearkonstruktion, Beleuchtung und Schattierung auf die Fläche ihrer Bilder übertragen ward, ergab dann auch bei dem Zusammentritt beider Faktoren von selbst gewisse wiederkehrende Kompositionsregeln, die mit Bestimmtheit auf Rogier van der Weyden zurückgeführt werden können. Aus dieser Quelle schöpft der Meister E. S. seine Vorzüge wie seine Mängel, wie z. B. die Annahme eines ungebührlich hohen Augenpunktes, die wir in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, wie bei Konrad Witz von Basel wiederfinden.

Wenn sich andrerseits die Notwendigkeit ergäbe, auch bei seinem berühmten und berüchtigten Figuren-Alphabet, nicht allein der burgundisch-flandrischen Trachten halber, sondern auch in Rücksicht auf den künstlerischen Grundgedanken und die praktische Absicht

der Erfindung, die doch sicher nicht das Vergnügen der Phantasie allein, sondern auch ein plastisch-konstruktives Problem der Gestaltung war, auf die benachbarte Bildnerei niederländisch-französischer Bauhütten zurückzugreifen? Tragen doch einige dieser fabelhaften Gebilde mehr Genialität im Leibe, als der Breisgauer Goldschmied sonst verrät, aber auch den Rest von Felspartien und Sockelmotiven am Zeuge, deren Einbezug in die Buchstabenkonstruktion doch auf ausgedehnteren Untergrund weist als sie das dünne Gold- oder Silberblech des Goldschmiedreliefs darbieten würde. Schnitzwerke aus Buchsbaumholz, wie Ueberreste der Steinplastik zeigen dasselbe damals, und grau in grau gemalte Statuetten oder gar Gruppen auf den Altarwerken, wie z. B. S. Hieronymus mit dem Löwen und S. Georg im Kampf mit dem Drachen auf dem Brüsseler Atelierstück, das zwischen Rogier und Memling in Frage steht (Kat. Nr. 31).

Wenn wir nun mit dem Verhältnis der Oxforder Kupferstichfolge aus der Frühzeit des Meisters E. S. zu dem Weigelschen Blockbuch „Ars moriendi" rechnen, d. h. die Abhängigkeit des Stechers von diesen Holztafeldrucken anerkennen müssen, so wird neben allen Vorzügen des Stiles, die er hier für seine Formensprache zu dauerndem Besitz erborgt hat, doch auch der dekorative Schwung der Bandrollen dem Verständnis des Ornamentisten wol eingeleuchtet haben. Mit der Annahme dieses natürlichen Verhältnisses zu dem grofsartigen Cyklus des Blockbuches, dessen ursprüngliche Disposition in fünf Paaren korrespondierender Auftritte und einem Schlufsstück er ablehnt, seinen andersartigen Zwecken, Ersatz für teure Miniaturen zur Illustration von Handschriften zu liefern, entsprechend, tun wir dem Meister E. S. ebensowenig Unehre an, wie mit der Anerkennung mancher andern Spuren des Einflusses von Rogier, — dem eigentlichen Urheber jenes Cyklus von gezeichneten Vorlagen. Verdankt doch noch ein Gröfserer, Martin Schongauer, den auch wir in persönlicher Beziehung zum Stecher E. S. denken, die schwungvolle Bewegung, die in seiner Kreuztragung, seinen Passionsscenen sonst den Strom des Geschehens, den fortschreitenden Zug der epischen Erzählung so mächtig versinnlicht, d. h. einen Vorzug, mit dem er weit über Rogiers stockende Handlung auf seinen erhaltenen Gemälden hinauseilt und den Allergröfsten vorgearbeitet hat, eben diesem beweglichen Schwung der Bänder und Figuren zugleich, dem mimischen und dekorativen Gesamtzug dieser Holzschnittbilder zur Ars moriendi!

Darnach erübrigt nur noch ein Punkt, der die ursprüngliche Vorlage zur Weigelschen Ars moriendi betrifft und schon aus dem Obigen hervorleuchtet, hier aber besonders betont werden mag: die Möglichkeit einer selbständigen Gestalt, als Folge von Zeichnungen oder von Miniaturen, seien sie monochrom, Clairobscurs mit Schraffierung, oder mehrfarbig ausgeführt, und andrerseits die inhaltliche Abhängigkeit von früheren Bildern der Sterbenskunst. Doch bleibt die Originalität so stark, dass sie als Neuschöpfung angesehen werden darf, bei der wir sogar nach einer allmählichen Entstehungsgeschichte fragen. Rogiers persönliche Beziehungen zur Karthause zu Scheut bei Brüssel und durch seinen Sohn Cornelis zur Karthause von Hérinnes dürften, also auch nach 1450, vielleicht zur Erklärung beitragen, so dafs die Datierung des Blockbuches zwischen 1450—60 sich auch von dieser Seite anböte. Solche Möglichkeiten dürfen ruhig offen bleiben für die weitere Forschung. Die Hauptsache jedoch gestattet leider keinen Vorschlag zu schonender Vermittlung.

GESAMMTSITZUNG BEIDER CLASSEN AM 23. APRIL 1899.

Herr SCHMARSOW sprach über die Stellung der deutschen Architektur in der Kunstgeschichte des 15. Jahrhunderts (für die Berichte).

Herr BIRCH-HIRSCHFELD hielt einen Vortrag über die Wiedergeburt der antiken Tragödie im klassischen Zeitalter der französischen Dichtung (für die Abhandlungen).

Herr BÖHTLINGK sandte eine Fortsetzung seiner „Kritischen Beiträge“ ein.

Otto Böhtlingk: *Kritische Beiträge.* (Fortsetzung zu Bd. 50, S. 86.)

25—29.

In diesen Tagen ist der lange erwartete zweite Band von ALFRED HILLEBRANDTS Vedischer Mythologie erschienen. Er bringt viel Neues, Ueberraschendes und Bestechendes, ob auch überall Zutreffendes, das werden auf diesem Gebiete competentere Fachgenossen besser als ich beurtheilen können. Ich vermag in meinem hohen Alter mich in das mythologisch-phantastische Chaos des Veda nicht mehr hineinzufinden. Ich gestatte mir hier nur auf die gegen meine Auffassung einiger Veda-Verse mit grosser Urbanität geübte Kritik zu antworten und den geehrten Verfasser auf einige, wie ich glaube, unrichtige Erklärungen von Wörtern und Redewendungen aufmerksam zu machen, die er vielleicht vermieden hätte, wenn ihm meine in diesen Berichten veröffentlichten Deutungen gegenwärtig gewesen wären.

25.

Auf S. 88 fgg. im 45. Bande dieser Berichte habe ich zwei vedische Rätsel, mit deren Lösung sich schon MAX MÜLLER, HAUG, GRASSMANN, LUDWIG, HILLEBRANDT und zuletzt ROTH beschäftigt hatten, einer neuen Prüfung unterworfen, da ich gegen die gegebenen Lösungen theils sprachliche, theils sachliche Einwendungen zu machen hatte. An einen, wie mir schien, glücklichen Gedanken ROTHS anknüpfend, meinte ich in den Rätseln den Glauben an die Seelenwanderung entdeckt zu haben. Dieser

Deutung kann Hillebrandt, wie er S. 8, N. 2 bemerkt, nicht beistimmen. Dagegen wäre Nichts einzuwenden, wenn H. eine andere ihm richtiger erscheinende Deutung vorzuschlagen hätte. Dass er seine Deutung noch jetzt aufrecht erhalten sollte, ist mir ganz undenkbar. Sonne und Mond hat der Inder gewiss nicht in ewig verschiedener Richtung gehen lassen und sicherlich auch gewusst, dass diese beiden Himmelskörper nicht selten zu gleicher Zeit gesehen werden.

Wenn Hillebrandt sich daran stösst, dass der Glaube an die Seelenwanderung schon im RV. erwähnt werde, so ist darauf zu antworten, dass es doch nicht so ganz unwahrscheinlich sei anzunehmen, ein Dichter habe vereinzelt für seine Person einen Gedanken ausgesprochen, der erst in der Folge, vielleicht lange nach ihm, zu einem Dogma erhoben wurde, an dem weder Brahmanen noch Buddhisten zu rütteln wagten. Einem Dogma pflegt eine lange Entwickelungszeit vorauszugehen.

26.

S. 131, N. 4 wird aus TBR. 1, 1, 3, 3 citirt: *agnir devebhyo 'nilāyata ākhurūpam kṛtvā* u. s. w. In der Bibliotheca indica steht निलायत ohne Avagraha und mit Recht. Ich habe dieselbe Stelle im 44. Bande dieser Berichte auf S. 210 besprochen und daselbst bemerkt, dass निलायत ein ganz regelmässiges Imperfectum von अय् mit निल् = निर् sei. Hillebrandt hat dieses unbeachtet gelassen, obgleich er meinen Artikel, wie aus der Note 1 auf S. 78 zu ersehen ist, gekannt hat. Was mag er sich bei jener seltsamen Form, die er auf S. 137, N. 1 wiederholt, gedacht haben? Ein vor die Präposition tretendes Augment liesse sich zur Noth wohl denken (vgl. अपलायिष्ठाः unter पलाय् im PW. und व्यपलायत R. 2, 78, 13), aber dann würde die Form अनिलयत und nicht अनिलायत lauten; zwei Augmente wären vom Uebel. In ZDMG. 52, S. 607 habe ich zu निलयते noch das periphrastische Perfectum निलयां चक्रे hinzugezogen. Hiermit ist पलायां चक्रे zu vergleichen. Das richtige आखु रूपम् mit zwei Accenten hat Hillebrandt stillschweigend in *ākhurūpam* geändert. आखु ist Nominativ; vgl. PW. unter रूप Sp. 421, Z. 14 fgg. von unten.

27.

Auf S. 140 übersetzt Hillebrandt die erste Hälfte von R̥V. 10, 52, 6 = VS. 33, 7

त्रीणि शता त्री सहस्राणि अग्निम् ।
त्रिंशच्च देवा नव चासपर्यन् ।

„3339 Götter verehrten den Agni“. Im 43. Bande dieser Berichte S. 255 fg. sage ich: „Ich bin der Meinung, dass hier nicht 3339 Götter, sondern drei Gruppen von Göttern gemeint sind, und dass 9 die Gesammtzahl der zu jeder Gruppe gehörigen Einer angiebt, dass also von 303, 3003 und 33 Göttern die Rede ist. Vgl. zu dieser Auffassung Br̥h. Âr. Up. 3, 9, 1 fgg., wo gesagt wird, dass die in einer Nivid[1]) erwähnten Zahlen 303 und 3003 lediglich die Majestät der Götter ausdrückten, in Wirklichkeit seien ihrer nur 33. Mit anderen Worten: Die allgemein angenommene Zahl 33 der Götter wird dichterisch nach einem bestimmten, sehr einfachen Princip zu Hunderten und Tausenden potenzirt. Benfey versucht die Zahl 3339 auf eine sehr künstliche Weise als Potenzirung von 33 zu erklären. Er sagt: ‘Bei der Multiplication ist diese Zahl (d. i. 33) in 30 und 3 getheilt, jene mit 10 und 100, diese aber nur mit sich selbst, der heiligen Dreizahl, multiplicirt.’ 3333 würde dem Inder wohl verständlicher und nicht weniger heilig gewesen sein.“ Wenn der Dichter die Zahl 3339 hätte ausdrücken wollen, würde er wohl die Hunderte nach den Tausenden gesetzt haben; vgl. meinen Artikel über षष्टि ebend. S. 254 fg.

28.

R̥V. 9, 17 wird in den vier ersten Versen der irdische Soma besungen. Der fünfte Vers lautet:

अति त्री सोम रोचना । रोहन्न भ्राजसे दिवम् ।
इष्णन्त्सूर्यं न चोदयः ॥

Zu Oldenbergs Uebersetzung der zwei ersten Stollen: „Durch die drei Lichträume, o Soma, strahlst du gleichsam (wie die Sonne), zum Himmel steigend“ und zur Erklärung: „Dies bezieht sich natürlich auf den zur Speise geflossenen Somasaft“

1) Es kann damit der hier besprochene Vers gemeint sein.

bemerkt Hillebrandt S. 236: Soma strahle nicht „gleichsam“, sondern wirklich, er habe ja ketu's, raçmi's; er besteige auch den Himmel wirklich (9, 36, 6) und fahre darüber hin; und *ná* sei hier keine Vergleichspartikel, die ziemlich überflüssig wäre und auf *bhrāj* bezogen an falscher Stelle stünde, sondern eine Verstärkung wie *νή*, worin ihm Delbrück, Syntax 2, 540 beistimme.

Wenn Delbrück zugiebt, dass die Vergleichungspartikel न mit *ναί* (so bei D.) identisch sei und also ursprünglich etwa „wahrlich“ bedeutet hätte, so ist er doch nicht der Meinung, dass im Sanskrit sich diese Bedeutung noch erhalten hätte. Für ihn ist dieses vedische न stets nur Vergleichungspartikel. Die Bedeutung „wie, gleichsam“ läugnet Hillebrandt natürlich auch nicht, aber an der in Rede stehenden Stelle soll न die Bedeutung von *νή* haben. Ist es wohl wahrscheinlich, dass neben einer Unzahl von Stellen, wo न = इव ist, an dieser einen Stelle diese Partikel gleichbedeutend mit *νή* wäre? Ich sage „an dieser einen Stelle“, da ich annehme, dass H. in Folge meiner Bemerkungen im 50. Bde. dieser Berichte, S. 83 fg. seine Auffassung von नेति नेति in der Bṛh. Âr. Up. aufgegeben hat. Andernfalls hätte er sich wohl auch auf diese Stelle berufen.

Ich glaube aber auch nicht, dass न = इव etwas mit *νή* oder *ναί* zu thun hat, bin vielmehr der Meinung, dass dieses न, wie auch viele andere Sanskritisten und Sprachvergleicher annehmen, mit der Negation न identisch ist. Fragen wir mit „nicht“, so streifen wir an die Gleichheit oder Aehnlichkeit. „Ist der da nicht N. N.?“ bedeutet doch so v. a. „der da sieht dem N. N. sehr ähnlich“. Damit dieses vergleichende न, das mit dem vorangehenden Worte auf das Engste verbunden ist, nicht als Negation zum folgenden Verbum finitum gezogen wurde, trat, wie ich glaube, in der Rede nach न eine kleine Pause ein und diese bewirkte, dass die Partikel mit einem folgenden Vocale keine Verbindung einging. Den Hiatus vor folgenden Vocalen scheint schon Benfey auf gleiche Weise sich erklärt zu haben am Schluss von § 7 seiner musterhaften Abhandlung „Behandlung des auslautenden *a* in *ná* 'wie' und *ná* 'nicht' im Rigveda“.

न ist also auch in dem oben angeführten Verse = इव, und Oldenberg hat Recht, wenn er die Anrede auf den irdischen Soma bezieht. Nicht zu billigen ist aber, dass er न mit भ्राजसे und nicht mit रोहन् verbindet, zu dem es seiner Stellung nach

zunächst gehört, und dass er „wie die Sonne" einschaltet. Ganz verfehlt ist GRASSMANNS Uebersetzung: „Du strahlst der Sonne gleich, die durch drei Räume auf zum Himmel steigt." Es ist ja nicht vom Aufsteigen der Sonne, sondern von dem des Soma die Rede. Das Richtige hat LUDWIG (II, S. 432) getroffen: „Gleichsam über die dreifache glanzsphäre zum himel steigend erstralst du." Wenn der irdische Soma gleichsam zum Himmel steigt und dort strahlt, so ist er zum himmlischen Soma, d. i. zum Monde geworden. Mit dieser Auffassung kann, so meine ich, auch HILLEBRANDT sich zufrieden geben.

29.

Auf S. 241 fgg. wendet sich HILLEBRANDT gegen meine Auffassung von RV. 3, 53, 14 im 43. Bde. dieser Berichte, S. 260 fgg. und sucht die seinige zu rechtfertigen. Am Schluss sagt er, dass es ihm eine grosse Freude sein würde, wenn es ihm gelänge, durch seine Ausführungen meine Zustimmung zu erringen. Ich habe diese Ausführungen sorgfältig erwogen, kann aber beim besten Willen ihnen nicht beistimmen. Die erste Hälfte

किं ते कृण्वन्ति कीकटेषु गावः ।
नाशिरं दुह्रे न तपन्ति घर्मम् ।

übersetzt H.: „Was sollen dir, o Indra, die Kühe bei den Kīkaṭas? Nicht melken ja diese dir Milch noch kochen sie den Gharma". Wenn ich die Paraphrase im 1. Bde. „Was sollen dir die Kühe bei den Kīkaṭas, die dir keinen Milchtrank bereiten und keinen Pravargya" missverstand, indem ich annahm, dass H. auch im zweiten Stollen die Kühe als Subject fasste, so war dieses verzeihlich, da die Ausdrucksweise jedenfalls zweideutig war, mir aber zu Gunsten HILLEBRANDTS zu sprechen schien. Nach meinem Sprachgefühl nämlich und auch nach dem aller Vorgänger, mit Einschluss von SÂJAṆA, kann im zweiten Stollen wie im ersten nur गावः das Subject sein. Wenn die Kīkaṭa's gemeint wären, dürfte ein ये oder ते nicht fehlen. Dass नाशिरं दुह्रे zu den Kühen passt, muss auch H. zugeben, er meint aber, dass दुह् im Medium auch „melken" bedeute. Das ist ganz richtig, aber, wie GRASSMANN bemerkt, mit reflexiver Begriffswendung, die hier nicht am Platze wäre, was auch H. empfunden hat, sonst hätte er nicht „dir" hinzugefügt. न तपन्ति घर्मम् „sie kochen

nicht den Gharma“, worauf H. grosses Gewicht legt, kann, was ohne Weiteres zuzugeben ist, nur uneigentlich von den Kühen gesagt werden, bietet aber nichts Auffallendes. In allen Sprachen gestatten sich Dichter und Prosaiker eine solche übertragene Redeweise. Wenn in Goethes Faust dieser auf Mephistopheles' Bemerkung „Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommner Gast“ antwortet „O selig der, dem er (d. i. der Tod) im Siegesglanze die blut'gen Lorbeer'n um die Schläfe windet“, so haben wir hier denselben Tropus wie in न तपन्ति घर्मम्. Desgleichen, wenn Faust „Aus der Strassen quetschender Enge“ sagt. An „Die Handschrift A. liest so und so“ nimmt man keinen Anstoss. कथय् (s. PW. u. कथय् 3) am Ende) kann wie „verraten“ etwas Unbelebtes zum Subject haben. Man behalte auch im Auge, dass die Subject-Frage, die Grammatik, die vorgebrachten Deutungen mit eiserner Nothwendigkeit erheischt.

Zu नैचाशाख habe ich nichts Neues beizubringen. Dem Leser überlasse ich es zu entscheiden, welche von den zwei Auffassungen der zweiten Hälfte des Verses

आ नो भर प्रमगन्दस्य वेदः ।
नैचाशाखं मघवन्रन्धया नः ।

sich gehaltvoller und bedeutsamer erweist. Hillebrandt übersetzt: „Bringe uns her des Pramaganda Habe. Was sie von dem (Strauch) mit niedrigen Zweigen besitzen, übergib uns.“ Meine oder vielmehr die J. Muir'sche Uebersetzung lautet: „Bringe uns die Habe Pramagandas und gib ihn, den Naik'âçâkha, in unsere Gewalt.“ Zu bemerken habe ich nur, dass ich trotz der durchsichtigen Etymologie von नैचाशाख nicht verpflichtet bin zu sagen, weshalb Pramaganda so benannt wird; es genügt, dass gegen diese Bezeichnung weder von sprachlicher noch von sachlicher Seite ein triftiger Einwand erhoben werden kann. Hillebrandts Erklärung gründet sich ganz auf die Etymologie. Da नैचाशाख auf नीचाशाख zurückgeht, und da dieses einen Strauch mit niedrigen Zweigen bezeichnen kann, so muss, da H. hier durchaus den Soma finden will, diese Pflanze solche Zweige haben und, obgleich diese Eigenthümlichkeit einer Unzahl anderer Pflanzen zukommt, darnach benannt worden sein. Ich hoffe, dass diese Hypothese die kühnste in Hillebrandts Werke ist.

30.

Die verdächtigen, von Aufrecht als Ungethüme bezeichneten Formen प्रजिघ्यतु und प्रजिघ्यति in Ait. Br. 8, 28 hatte Bruno Liebich in seinem „Panini“ S. 76 als dritte Personen Pl. von हि, das hier nach der dritten Klasse flectirt werde, gedeutet. Im 48. Bde. dieser Berichte, S. 160 sprach ich meine Bedenken in Bezug auf diese Erklärung aus, die Liebich in einem Briefe an mich anerkannte. Er räth, ehe man sich zu Etwas entscheide, zu warten, bis man Sâjaṇas Meinung über diese Formen erführe. In dem nun erschienenen 4. Bde. der neuen Ausgabe des Ait. Br. in der Bibliotheca indica finden wir auf S. 296 die erwartete Erklärung. पराङ् प्रजिघ्यतु wird mit विमुखो भूत्वा प्रकर्षेण गच्छतु umschrieben, पराङ् प्रजिघ्यति mit विमुखो भूत्वा दूरे गच्छति. Diese Erklärungen scheinen mir zu Gunsten meiner Conjecturen प्रजिगातु und प्रजिगाति zu sprechen. Da Sâjaṇa über die seltsamen Formen kein Wort verliert, vermuthe ich, dass ihm die richtigen Formen vorgelegen haben, und dass die falschen aus dem nach seiner Zeit entstellten Texte in seinen Commentar übertragen worden sind. Auf einen ganz sicheren Fall einer solchen Uebertragung habe ich in meinen kritischen Bemerkungen zu Hir. Gṛhyas. 2, 9, 7 in ZDMG. Bd. 52, S. 87 aufmerksam gemacht. Das völlige Verschwinden der Form जिगाति mit den Brâhmaṇas und die den Abschreibern geläufige Verbindung जिघ्य im Perfect von हि mögen die Corruptel begünstigt haben.

31.

Der Anfang von Kaush. Up. 3 lautet in der Bibl. ind.: प्रतर्दनो ह वै दैवोदासिरिन्द्रस्य प्रियं धामोपजगाम युद्धेन च पौरुषेण च। तं हेन्द्र उवाच। प्रतर्दन वरं वृणीष्वेति। स होवाच प्रतर्दनः। त्वमेव मे वृणीष्व यं त्वं मनुष्याय हिततमं मन्यस इति। तं हेन्द्र उवाच। न वै वरो ऽवरस्मै वृणीते त्वमेव वृणीष्वेति। अवरो वै किल मेति होवाच प्रतर्दनः। Schwierigkeiten bieten nur die letzten Worte Indras न वै वरो u. s. w. und die Antwort Pratardanas. Cowell übersetzt: „The superior chooses not

for the inferior; choose thou for thyself." Pr. antwortet: „Let not the inferior (choose)" oder „Let not the boon become no boon." M. Müller: „No one who chooses, chooses for another (nach der v. l. वरः परस्मै)" und „Then that boon to choose is no boon for me (nach der v. l. म इति)." de Harlez: „Le supérieur ne choisit pas pour l'inférieur; choisis donc, car tu es l'inférieur." Pr. antwortet: „Qu'il n'en soit pas ainsi." Sehr kühn verfährt Deussen, wenn er annimmt, ein Abschreiber habe die beiden Namen vertauscht; er lässt Indra auch अवरो u. s. w. sprechen und übersetzt demnach: „Der Höhere wählt doch nicht für den Niedern! Wähle du nur selbst; denn du bist doch niederer als ich (also मे = मद्)." In einer Fussnote gibt er zu, dass der letzte Satz auch als Antwort Pratardanas gefasst werden könnte: „dann wird mir also kein Geschenk zu teil."

Gegen die mitgetheilten Uebersetzungen[1]) lässt sich Manches einwenden. Man erwartet, dass Indra und Pratardana natürlich sprechen, sich keiner Wortspiele bedienen. Ein Wortspiel wäre es, wenn वर hier nicht dieselbe Bedeutung hätte wie am Anfange, d. i. Wunsch; desgleichen, wenn अवर das erste Mal Adj. von अव, das zweite Mal अ + वर wäre. Ferner fragt man sich, warum ein Höherer nicht für einen Niederen Etwas wählen sollte. Auch ist nicht वर, sondern पर der Gegensatz zu अवर; vgl. परावर.

Mit ganz geringen Aenderungen erhalten wir, wie ich glaube, einen in jeder Beziehung einwandfreien Text. Dem Scholiasten hat die Lesart न वै वरः परस्मै वृणीते vorgelegen; वरः ist natürlich nicht, wie er annimmt, so v. a. वरं, sondern einfach ein Schreibfehler dafür. Die v. l. der anderen Recension auf Seite 129 hat das richtige वरं, aber fälschlich मे statt वै. Zu übersetzen ist also: „Man pflegt nicht für einen Andern einen Wunsch zu wählen, wähle also du." Statt अवरो वै किल मेति hat der Scholiast अवरो वै तर्हि किल म इति vor sich gehabt. Statt म ist स zu lesen, und damit ist वरः gemeint. „Dann ist ja der mir gewährte Wunsch gar kein mir gewährter Wunsch."

1) Die Kritik erstreckt sich nicht auf Müllers Uebersetzung, da diese das Richtige bietet.

Nun ist auch अवरः am Platz, während für „Dann wird mir also kein Wunsch zu teil" man न वरः erwartet hätte. Die auf die oben mitgetheilte Stelle folgenden Worte अथो खलु — सत्याद्देव नेयाय सत्यं हीन्द्रः auf Pratardana zu beziehen, wie Deussen thut, ist ganz verfehlt. Indra, nicht Pratardana, hatte Etwas versprochen und musste sein Wort halten, da er die Wahrheit ist, und er thut es auch, da er dem Wunsche Pratardanas nachgibt.

32.

Die Worte यदातमस्तन्न दिवा न रात्रिः Çvetâçv. Up. 4, 18 habe ich oft hin und her erwogen, ohne zu einem befriedigenden Ergebniss zu gelangen. Çaṁkarâk'ârja zerlegt यदातमस् in यदा und अतमस् und fasst तमस् in der übertragenen Bedeutung „Finsterniss des Geistes". Ihm haben sich alle bisherigen Uebersetzer angeschlossen. Bei Röer heisst es: „When there is no darkness (when all ignorance has disappeared), then there is neither day nor night", bei F. Max Müller: „When the light has risen, there is no day, no night"; dazu die Fussnote: „Atamas, no darkness, i. e. light of knowledge." Deussen lässt als Dichter den vorausgesetzten Fall sogleich eintreten. Er übersetzt: „Das Dunkel weicht: nun ist nicht Tag noch Nacht mehr"; dabei verweist er in einer Fussnote auf K'hând. Up. 3, 11, 3 und 8, 4, 1. 2; diese Stellen haben aber mit der hier uns beschäftigenden nicht das Geringste zu thun.

Anstoss habe ich von jeher an der unnatürlichen Zerlegung von यदातमस् genommen, desgleichen daran, dass im Nachsatze तद् auf यदा folgt, was erst im PW.[2] mit einer einzigen Stelle belegt wird. Auch der aus यदा अतमस् sich notdürftig ergebende Sinn hatte nichts Bestechendes.

Man erwarte keine Conjectur von mir, der Text ist, wie ich glaube, richtig überliefert und ergibt einen guten, den Leser vielleicht ernüchternden Sinn, wenn man यदातमस् in यद् und आतमस् zerlegt, was doch am Nächsten liegt, und die beiden Worte durch „was an die Finsterniss grenzt" übersetzt. Fragt man mich, was damit gemeint sei, so antworte ich „die Zeit unmittelbar vor Sonnenaufgang". Es klingt zunächst etwas sonder-

bar, dass diese Zeit weder Tag noch Nacht sein soll, entspricht aber genau der indischen Anschauung. TBr. 1, 7, 1, 7 lesen wir: व्युष्टासीत्। अनुदितः सूर्यः। न वा एतद्दिवा न नक्तम्. Dieselbe Zeit ist ebend. 1, 6, 7, 5 mit साकं सूर्येणोद्यता und 1, 1, 4, 3 mit अर्धोदिते सूर्ये gemeint. Es ist die Stunde, zu welcher Prağâpati die Geschöpfe erschuf, und Indra die Unholde Vṛtra und Namuk'i erschlug, denen weder bei Tage noch bei Nacht beizukommen war. Vgl. Bd. 45, S. 132 dieser Berichte.

Im folgenden Stollen ist न सन्न चासच्छिव u. s. w. statt न सन्न न चासंच्छिव zu lesen. Vielleicht haben andere Ausgaben das Richtige, mir steht die Upanishad nur in der Bibliotheca indica zu Gebote.

August Schmarsow: *Reformvorschläge zur Geschichte der deutschen Renaissance.*

Unsere deutsche Kunstgeschichte leidet an einem hartnäckigen Zwiespalt der Auffassungsweisen grade dort, wo sie anfängt, dem modernen Empfinden verständlich zu werden und dem historischen Urteil des heutigen Forschers ein genaueres Eingehen auf die Entwicklung des Einzelnen zu gestatten, — das heifst grade an jenem Uebergang, wo die Einen vom „Ausgang des Mittelalters“, die Andern vom „Beginn der neuen Zeit“ zu sprechen pflegen. — Oft freilich laufen diese beiden Bezeichnungen in beliebigem Wechsel durcheinander, ohne dafs man bei ihrer Anwendung sich jedesmal Rechenschaft gäbe, dafs mit der Wahl des einen oder des anderen Ausdruckes auch ein Wechsel des Standpunktes und damit ebenso des Mafsstabes verbunden ist, die doch notwendig unsere Charakteristik bestimmen, vielleicht aber von vornherein unsere Erkenntnis einseitig verschliefsen. Der Kunsthistoriker glaubt sich genauer auszudrücken, wenn er statt jener allgemeingeschichtlichen Bezeichnungen die Namen der Stile „Gotik“ und „Renaissance“ verwendet, die nach ihrem bisherigen Gebrauch einen tief innerlichen Unterschied bedeuten wollen. Die Kunstwissenschaft ist wenigstens bestrebt, den „gotischen Stil“ als Inbegriff des mittelalterlichen Geistes zu fassen, während sie bei „Renaissance“ mit Vorliebe an die Aeufserung eines frischen, völlig andersgearteten Sinnes denkt, der viel eher auf Ueberwindung des mittelalterlichen Bannes ausgeht. Wer angesichts einer kunstgeschichtlichen Erscheinung von Gotik spricht, ist immer versucht, zugleich das System der mittelalterlichen Weltanschauung dahinter und somit kirchliche Befangenheit darin zu erblicken; er entnimmt den Mafsstab für deren Beurteilung nicht allein dem innersten Wesen jenes Stiles, sondern auch dem Urteil, das über die Kulturverhältnisse der Zeit, in der dieser Stil auftrat, verbreitet ist. — Wer dagegen in einem Kunstwerk

die Züge sucht, die als anerkannte Merkmale der Renaissance gelten, der will in ihm zugleich die Urkunde des neuen, dem Mittelalter entwachsenen Geistes erkennen, der dem modernen Fühlen und Denken schon so viel näher kommt.

Diese Entscheidung zwischen zwei Stilcharakteren gilt durchgehends für die europäische Kunstgeschichte in ihrem gemeinsamen Gange, im Sinne ihrer internationalen Entwicklung, wie bei romanischen so bei germanischen Völkern zugleich. Sowie aber statt dessen der nationale Standpunkt als der eigentlich mafsgebende angenommen wird, oder die Betrachtungsweise sich diesseits der Alpen hält, da gewinnt durch die besondern Verhältnisse der nordischen Kunst jene Wahl des einen oder andern Ausdrucks noch eine besondere Bedeutung. Dies eben ist in ganz eigentümlicher Weise bei uns in Deutschland der Fall. Zumal da, wo das Bestreben genauerer Abgränzung der Stilphasen unter sich hinzukommt, und die beiden Bezeichnungen „Spätgotik“ und „Frührenaissance“ aneinander rücken, um scharfe Auseinandersetzungen zwischen den beiderseitigen Ansprüchen zu ermöglichen, da ergiebt sich bislang ein verhängnisvoller Widerspruch, der mittlerweile tief eingewurzelt ist, und der für unsere Heimat wie für die gesamte nordische Kunst umher die gröfste Verwirrung hervorruft.

Künstlerische Erscheinungen, die sowol zeitlich als örtlich dicht neben einander stehen, ja notwendig zusammen gehören, werden zwei verschiedenen Stilen zugewiesen, in zwei verschiedene Kunstperioden eingeordnet, d. h. auseinandergerissen und als Bestandteile zweier womöglich ganz entgegengesetzter Entwicklungsreihen begriffen, wie man eben Gotik und Renaissance zu fassen pflegt. Solch ein Widerspruch in der Charakteristik mehrerer gleichzeitiger Kunstwerke am selben Orte stellt sich zunächst ein, wenn diese verschiedenen Kunstgattungen angehören. Wir rechnen z. B. eine Kirche noch zur Spätgotik, während die Wandgemälde im Chor, obgleich sie früher entstanden sein mögen, als der Bau des Langhauses vollendet ward, schon dem neuen Stil beigemessen werden. Gelegentlich aber wird ein Kunsthistoriker, der von der Baukunst ausgegangen ist, der Neigung nachgeben, auch diese Malereien noch spätgotisch zu nennen, obwol die Elemente des neuen Wesens schon unverkennbar überwiegen. In der Baukunst und ihrer Ornamentik herrscht nach der gebräuchlichen Bezeichnung der gotische Stil noch länger

als ein Jahrhundert, während in der Malerei schon immer allgemeiner auch im Norden von „Frührenaissance" gesprochen wird. Ja, dieser Widerstreit in der Zuweisung an verschiedene Stile betrifft dann auch die einzelnen Bestandteile eines und desselben Werkes selbst, und läfst das Ganze, das als Schöpfung womöglich der selben Hände, der nämlichen Person, eines durchaus gesunden und ganzen Künstlers entstanden war, vor dem Auge des Kritikers als ein heilloses, wenn auch noch so „interessantes" Zwitterding erscheinen.

Das eben ist das Wesen jeder Uebergangsperiode, wird man sagen, dafs sich das Alte mit dem Neuen durchdringt und oft gar seltsam mit einander verquickt. Gewifs! gegen das Vorhandensein solcher Uebergangserscheinungen soll kein Zweifel erhoben werden. Nicht allein in Deutschland, in Frankreich und im Norden sonst haben wir dergleichen anzuerkennen, sondern auch auf dem Boden der italienischen Renaissance, wo die Gotik doch nie recht heimisch gewesen sein soll, vor allen Dingen in Oberitalien. Wie steht es mit der Porta della Carta am Dogenpalast oder mit den Chorschranken der Frari in Venedig, wie vollends mit dem Mailänder Dom und seinem Skulpturenschmuck? Es ist nicht gleichgiltig, ob wir den Namen Gotik oder Renaissance gebrauchen, wenn es darauf ankommt zu wissen, wo steckt das Neue? Sollte es nicht auch verborgen in altertümelndem Gewande vorhanden sein? Der Name schon kann darüber täuschen oder irre führen.

Bei uns in Deutschland aber verbindet sich mit dieser Stilbezeichnung fast durchgehends noch ein entscheidendes Urteil über den Gang, oder vielmehr den Stillstand der deutschen Kunst, bei dem wir uns schwerlich beruhigen dürfen, wenn einmal der nationale Standpunkt eingenommen wird. Wir reden in der Baukunst von Spätgotik, gestatten also dem Gotiker über diese Erscheinungen das Urteil zu sprechen. Der strenge Vertreter dieses Stiles, der seine Begriffe an französischen Kathedralen gebildet, vermag aber die Leistungen der Spätgotik in Deutschland nur schwer noch in ihrer künstlerischen Berechtigung anzuerkennen. Er ist viel eher geneigt, von Entartung und von Verfall zu reden. Wo immer sein Mafsstab angelegt wird, der doch schliefslich französischer Herkunft ist, ergiebt sich ein abfälliges Urteil, und das Bild der deutschen Architekturgeschichte kann, vom Standpunkt des reinen Gotikers betrachtet, sich nur unklar und

verschwommen ausnehmen. Das Endergebnis ist gewiſs nicht befriedigend. Wer die Entwicklung der deutschen Kunst im 15. Jahrhundert dem heimischen Verständnis näher bringen möchte, verzichtet wohl ganz auf die Einbeziehung der Bauwerke und erklärt, wie Springer, die Malerei habe die führende Rolle gespielt.

Von „deutscher Renaissance" dagegen beginnt man in der Baukunst zu reden, wenn die italienischen Stilformen bei uns eindringen, so daſs im Grunde doch nur von italienischer Renaissance in Deutschland gesprochen werden dürfte, wie später von holländischer Renaissance auf deutschem Boden. Auch hier giebt den Maſsstab wieder ein Fremdes. Und gestatten wir, wie dort dem Gotiker, hier dem Kenner der italienischen Renaissance, das Urteil über die Leistungen der deutschen Architektur abzugeben, so muſs das Ergebnis ungefähr ebenso lauten. Die deutschen Baumeister sind nicht allein lange zurückgeblieben hinter dem italienischen Fortschritt, sondern die Nachahmung antikischer Art gelingt ihnen auch dann nur in sehr beschränktem Grade. Beim besten Willen ihre Fortschritte anzuerkennen, kann der stete Vergleich mit italienischen Mustern doch nur unbefriedigend ausfallen; denn die Aneignung bleibt lange äusserlich und ungeschickt, und von der Hauptsache, die über Zierrat und Einzelformen des klassischen Erbteils hinausgeht, kann erst spät, in den Tagen der italienischen Hochrenaissance oder gar erst nach dieser kurzen Blütezeit die Rede sein.

Der deutsche Forscher vermiſst in beiden Fällen die Aufweisung des Eigensten, die Anwendung des nationalen Prinzips. Solange es bei unsern Stilbezeichnungen „Spätgotik" und „Frührenaissance" an diesem deutschen Kern gebricht, solange muſs das Eigentümlichste der deutschen und vielleicht der gesamten nordischen Kunst verloren gehen. Sproſst in der Kunst dieser Zeit aufkeimenden Lebens überall nichts, das als schöpferische Kraft, als urwüchsige Originalität zu gelten Anspruch hätte? Was nach dem fremden Maſsstab gemessen, in die Kategorie der Absonderlichkeit, des zähen Festhaltens am Hergebrachten, des bloſsen Zurückgebliebenseins hinter dem glänzenden Fortschritt der südlichen Nachbarn herabgedrückt werden muſs, — wie stellt es sich dar, wenn es am eignen selbstgewachsenen Maſsstab gemessen würde? Aber giebt es einen solchen heimischen Maſsstab? Bis jetzt scheint ein deutsches oder gar germanisches

Prinzip, das sich als Richtschnur einer Entwicklung verfolgen liefse, überhaupt nicht entdeckt oder höchstens etwa für figürliche Darstellung als wünschenswert anerkannt zu sein. Oder kam es nur für diese Periode des Uebergangs abhanden? — weil auch hier die Unterscheidung des Alten und des Neuen nicht durchgeführt worden, weil unzureichende Kriterien den Blick für charakteristische Leistungen beirrt und eine Verwechslung mit den letzten Ausläufern mittelalterlicher Kunst ermöglicht hatten?

Dann läge die Unklarheit und Verworrenheit des heutigen Urteils nicht an der unzulänglichen Ausdrucksweise, an Namen und Stilbezeichnungen allein, sondern an einem methodischen Fehler, den die Kunstgeschichte mittlerweile zu verbessern im Stande sein dürfte, sobald sie ihn einmal herausgefunden. Vielleicht ist dieser Fehler garnichts anderes, als die notwendige Schattenseite bisher erworbener Vorzüge und kann im natürlichen Fortschritt von selbst eliminiert, oder als Rückschlag der bisherigen Unterlassungssünden in eine fruchtbare Potenz verwandelt werden.

I.

Die Kunstwissenschaft hat im Bemühen, ihre Forschungsmethode dem besondern Gegenstand entsprechend auszubilden und von dem Verfahren ihrer Nachbarinnen zu unterscheiden, das Augenmerk vor allen Dingen auf die formalen Eigenschaften ihrer Objekte gerichtet und mufs es immer wieder darauf richten. Nur ist der Begriff Form selber variabel. Es wächst die Form mit ihren gröfsern Zwecken, könnte man hier sagen, obgleich damit nur Eine Richtung dieses Wandels bezeichnet wird und die innere Mannichfaltigkeit der Metamorphose sonst ausser Betracht bleibt. Wie dem Philologen ist es auch zeitweilig dem Kunsthistoriker ergangen; er ist bei der Grammatik der Einzelformen stehen geblieben, auf die er bei strenger Vergleichung immer wieder hingedrängt wird. Exakte Analyse des Einzelnen und Kleinen lernt auch der minder veranlagte Beobachter regelrecht ausführen. Auf Grund solcher waren die Bezeichnungen der damit unterscheidbaren Stile geprägt. Nach den Einzelheiten, die besonders ins Auge fielen, nannte man sie: Rundbogenstil hiefs, was wir romanische, Spitzbogenstil, was wir gotische Baukunst nennen. Sowie man aber zu der Erkenntnis vordrang,

dafs nicht diese Einzelformen das Wesen des Stiles ausmachen, sondern dafs ein Zusammenhang zwischen ihnen bestehe, d. h. sowie man zur Syntax überging, mufsten diese Bezeichnungen fallen. Die Beobachtung und Betonung der gegenseitigen Bedingtheit, der Verbindung zwischen den Baugliedern, die man gern mit dem Gewächs des eigenen organischen Leibes verglich, führte zur Erkenntnis der konstruktiven Wechselbeziehungen zwischen allen Teilen des Aufbaues, und ihr wollen die Namen Romanismus und Gotik gerecht werden. Besonders die Gotik erfreut sich der vollen Anerkennung, aber auch der erbitterten Anfeindung, eines ausgemachten Systems. Merkwürdig nur, dafs man so lange Zeit braucht, auch die Uebertragung dieses Systems auf das gesamte Gebiet der darstellenden Künste weiter zu verfolgen, d. h. es in Plastik und Malerei ebenso aufzusuchen, wie man es in letzter Verkleinerung doch bei der Ornamentik bestätigt findet.

Doch genug, von dieser Erkenntnis aus begriff der Historiker wie der Systematiker die Abwandlung der gotischen Baukunst bis in ihre letzten Spuren. Die Gewölbekonstruktion gewährte dafür den Anhalt. Und wenn hernach das Rippengerüst mit seinen füllenden Kappen auch nicht mehr hervortritt, sondern nur die äusserliche Erscheinung des Spitzbogens oder mannichfaltiger Komplikationen im Stern- und Netzgewölbe den Zusammenhang mit den konstruktiven Errungenschaften der Gotik noch vor Augen stellt, — dies konstruktive Erbteil genügt, um auch die verschiedensten Abwandlungen als „Spätgotik“ unter den allgemeinen Stilbegriff zu subsumieren.

Dies ist der Standpunkt der Mehrzahl unserer Forscher noch heute. In der Lösung konstruktiver Probleme glaubt man ja die Entstehung der Gotik zu finden und den Kern des Bausystems zu ergreifen. Darnach müfste auch die Geschichte des Stiles im Wesentlichen in der Geschichte konstruktiver Lösungen aufgehen. Virtuose Spielereien mit solchen Problemen oder abstrakte Künsteleien mit ihrer Berechnung sind auch das Höchste, das man den Letztlingen nachzurühmen weifs. Indessen, — ist nicht dieser ganze konstruktive Apparat auch in den Tagen höchster Blüte des Stiles, ja bei seiner Entstehung selbst, nur Mittel zum Zweck? Wäre wirklich die Lösung konstruktiver Probleme Selbstzweck der gotischen Architektur als Kunst gewesen?

Ganz allmählich dringt wol, trotz mancherlei Anfechtung durch entgegenstehende Gewohnheit, die Einsicht durch, dafs der

Kern der architektonischen Schöpfung anderswo zu suchen sei, als in den tektonischen Bestandteilen oder in dem Baumaterial, aus denen das fertige Werk zusammengesetzt ist, anderswo als in diesen Mitteln, die doch nur dem schöpferischen Willen dienen sollen. Die Bedingungen, die in und mit diesen Herstellungsmitteln gegeben sind, können die vorschwebende Idee, den Raumgedanken, der verwirklicht werden soll, wol zeitweilig modificieren, können seine Ausführung bei den ersten Versuchen hemmen, einschränken; sie können ihn aber auch fördern, weiter heraustreiben zu kühnerer Entfaltung, sie können, wo sie als sicheres Erbteil vorhanden sind, seine Ausgestaltung von vornherein begünstigen. Eins aber ist sicher, die treibende Kraft steckt nicht in den Einzelformen, sondern macht sich diese, auch wo sie nicht da sind, oder macht sie sich zurecht nach dem eigenen Willen, wo sie anders vorhanden sind. Die treibende Kraft steckt auch nicht in der Konstruktion, sondern macht sich diese, wo sie nicht da ist, oder wandelt sie solange ab, bis sie ihr Genüge leistet, oder schaltet frei mit allen brauchbaren Möglichkeiten, ohne sich um den ursprünglichen Sinn oder die einstige Entstehung zu kümmern, wenn sie nur leisten was sie jetzt sollen. Das stilbildende Prinzip kann also nur in der Raumform selber gesucht werden, die doch gewifs auch ein Formprinzip ist, und schon durch das Verhältnis der drei Dimensionen allein ihren formbestimmenden Einflufs auf alle Bauglieder und Einzelbildungen ausüben mufs. Die Hauptsache, auf die es zur geschichtlichen Erkenntnis der Stile zunächst ankommt, ist also das Raumgebilde als solches; die innere Raumform ist der Kern der architektonischen Schöpfung.[1])

---

1) Vgl. die Aufstellung dieses Prinzips in meiner Leipziger Antrittsrede: „das Wesen der architektonischen Schöpfung“ 1893. Der Haupteinwand dagegen ist als Frage formuliert worden, wie denn der Raum die stilbildende Kraft besitzen solle, die ich ihm zutraue. Darauf oben die Antwort: man vergifst, dafs der konkrete Raum, d. h. die Raumform, die verwirklicht wird, doch selber Form ist, die als Formprinzip auf alle Teile weiterwirken mufs. Neuerdings hat Richard Streiter (Architektonische Zeitfragen, Berlin 1898, S. 114) gemeint, mir entgegenhalten zu müssen: „die romanische Gewölbebasilika unterscheidet sich von der frühgotischen in Bezug auf Raumbildung fast garnicht.“ Die Folgerung müfste also lauten, beide gehörten im Grunde auch demselben Stil an. Warum wird denn nicht gesagt, dafs eine grofse Anzahl historisch geschulter Architekten, eben diese Auffassung

Wenden wir diesen Grundsatz auf die gotische Architektur an, so werden wir genötigt, noch einen Schritt weiter als es bisher geschehen, hinter das Bekannte und Greifbare zurückzugehen, d. h. statt der Gewölbekonstruktion und ihrer Fortschritte, statt des einzelnen Gewölbjoches vielmehr die Gesamtform des Innenraumes ins Auge zu fassen. Eine weitere Konsequenz dieser Lehre jedoch wäre die, dafs der Zusammenhang mit den konstruktiven Errungenschaften der gotischen Baukunst noch kein zureichender Grund sei, das Bauwerk, das diesen Zusammenhang aufweist, zum gotischen Stil zu rechnen. Darnach wäre der Begriff der Spätgotik ganz anders zu definieren als bisher. Nicht die Einzelformen, die trotz mancherlei Abwandlung oder Ent-

---

von der Einheit der Entwicklung zwischen beiden sogenannten Stilen der mittelalterlichen Baukunst vertritt? Mit dieser Ansicht, die sich auf andre Gründe beruft, trifft aber die meinige noch nicht überein; denn die Raumbildung der flachgedeckten sog. frühromanischen Basilika weicht jedenfalls von der frühgotischen so weit ab, dafs ich sie nicht unter einem Stil begreifen kann. Die richtige Folgerung aus meinem Prinzip wäre zunächst nur die, dafs die Raumbildung schon vor dem Eintritt der frühgotischen Formensprache und Gewölbekonstruktion einen Umschwung erlebt habe, dafs eben auch hier weder die konstruktiven Lösungen der Aufgabe, noch die Einzelbildung der Bauglieder zur Erkenntnis ausreiche, sondern nur die Aufgabe selbst, die Neuschöpfung des Raumgebildes, gleichgut mit welchen Mitteln, hier also gleichgut, ob mit spätromanischen Formen und Konstruktionen oder mit frühgotischen. Das Beispiel, das man gegen mich ins Feld führt, beweist also nur die Brauchbarkeit meines Prinzips, Klarheit in die Periode des sogenannten Uebergangsstiles zu bringen, den man zwischen Romanismus und Gotik eingeschoben hat. Ganz ähnlich steht es wol mit dem Verhältnis der frühromanischen zur altchristlichen Basilika, auf die Streiter sich beruft. Habe ich mich verpflichtet, die üblichen Bezeichnungen der Baustile als unantastbar hinzunehmen, und von meinem Einteilungsprinzip behauptet, es müsse die Erklärung dieser hergebrachten Terminologie leisten? Im Gegenteil, es mufs damit aufräumen. Ebenso wenig habe ich behauptet, jeder Stil habe nur eine einzige Raumform oder einen durchgehenden Typus für alle seine Raumgebilde hervorgebracht. Also der Einwurf: „würde man eine römische Basilica forensis und das Pantheon (als Innenräume) für Bauwerke ein und desselben Stiles erklären können?“ trifft mich weder nach der einen, noch nach der andren Seite, und die Antwort steht schon bei Jakob Burckhardt in seiner Definition der specifischen „Raumstile“. Auf die letzte Frage nach der Sophienkirche „in klassischer Einkleidung“ antworte ich: ja! und abermals ja! Dies Raumgebilde würde den neuen Stil offenbaren, auch dann.

artung noch immer die Gewohnheit der gotischen Formensprache erkennen lassen, nicht die Gewölbekonstruktion auf Grund des Rippensystems und die klare Sonderung des notwendig funktionierenden Gerüstes von den blos füllenden Teilen dazwischen, d. h. das Prinzip des Gliederbaues, wären die entscheidenden Merkmale. Die Zugehörigkeit zum gotischen Stil auch in einer letzten Entwicklungsphase könnte nur behauptet werden auf Grund einer wesensgleichen Raumform. Das spätgotische Raumgebilde als solches müfste wenigstens eine Summe wichtigster Eigenschaften mit dem streng gotischen Raumgebilde auf der Höhe der Stilentwicklung gemein haben. Sowie aber in dem Raumganzen ein durchgreifender Unterschied hervorträte, sowie der Grundgedanke der fertigen, wenn auch aus lauter ererbten Herstellungsmitteln zu Stande gekommenen Schöpfung sich als neu und andersgeartet erwiese, so hätten wir kein Recht mehr, dies Bauwerk nach gotischen Anforderungen zu beurteilen und den Mafsstab des mittelalterlichen Stiles anzulegen; mag der strenge Gotiker auch noch so sehr von Entartung der Steinmetzenarbeit, oder von Unklarheiten der Konstruktion reden, das letzte Werturteil über die Hauptsache der Leistung gebührt nicht ihm, sondern dem unbefangenen Betrachter des Raumgebildes, dem Historiker der Raumschöpfungen, einem Systematiker der Baukunst, der über den Parteistandpunkt der Stilisten hinaus ist, oder wenn es durchaus sein mufs, dem Anwalt eines andern Stiles.

Aber welches Stiles denn? Was ist dies bis zu einem gewissen Grade noch gotisch eingekleidete, gotisch konstruierte Bauwerk dann? Nun sicherlich eine Urkunde neuen Wollens, ein Zeuge andersgearteten Geistes oder mindestens völlig veränderten, kräftig sich äufsernden Raumgefühls. — Der Kunsthistoriker aber wird vor die entscheidende Frage gestellt: wenn es keine „Spätgotik“ mehr ist und sein soll, dann müfste es ja nach Allem, was wir bisher wissen, „Renaissance“ sein, um so mehr, als es einen neuen schöpferischen, der gotischen Raumbildung entfremdeten Grundgedanken zum Ausdruck bringt.

Das ist auch meine volle Ueberzeugung, dafs die Entscheidung so fallen mufs. Nur diese Auffassung vermag dem künstlerischen Gehalt vollständig gerecht zu werden und befreit uns von dem unselbständigen Festkleben an fremden und äufserlichen Merkmalen, der Einzelformen und der Konstruktionsmittel, die man erlernt.

Damit kommt aber selbstverständlich auch die bisherige Definition der Renaissance in Deutschland als ebenso ungenügende, nach äufserlichen Formelementen bestimmte, zu Fall. Bis heute spricht man, wie gesagt, von Renaissance in der deutschen Baukunst, wenn die Einzelformen der italienischen Architektur eindringen, wenn die Bekleidung mit Säulenordnungen und Pilastern, wenn die Verdrängung des Spitzbogens durch den Rundbogen in Fenstern, Arkaden u. dgl. beginnt. Das ist aber für uns kein ausreichender Grund, ebenso wenig wie die antikisierende Ornamentik; sondern erst die Raumbildung im Sinne des neuen Stils wäre das entscheidende Kriterium. —

Wann aber tritt diese ein? Wenn es sich auch da wieder um die Uebertragung des italienischen Raumgefühls nach Deutschland handelte, so kämen wir sicher in die Zeit der italienischen Hoch- ja eigentlich erst der Spätrenaissance, jedenfalls auf eine nachträgliche Herübernahme des fertigen Vorbildes, nicht auf eine schöpferische Tätigkeit von eigner Art. Die Entscheidung aber, um was es sich handelt, steht nicht dem Kenner der italienischen Renaissance als Verfechter dieses Stiles zu, der den Deutschen zunächst fremd ist, wie die Gotik auch dereinst, sondern sie mufs dem deutschen Forscher, dem Kenner des heimischen, echt nationalen Wesens überlassen bleiben, zunächst unbekümmert um die Vorstellungen, die bereits Gemeingut der internationalen Kunstgeschichte geworden sind. Es handelt sich weder um die Ideale französischer Gotik und ihre Geschichte auf deutschem Boden, noch um die Ideale italienischer Renaissance und ihre Verbreitung oder Verwandlung diesseits der Alpen, sondern um die Ideale der deutschen Baukunst und ihre Verwirklichung in der eigenen Heimat, vornehmlich im fünfzehnten Jahrhundert.

Wie wäre es jedoch, wenn die deutsche Baukunst das Haupterfordernis, das wir an die Entstehung eines neuen Stiles, einer selbständig schaffenden Architekturperiode stellen, die Gestaltung eines neuen andersgearteten Raumgebildes bereits früher erfüllt hätte? Die unbefangene vergleichende Erforschung der Architektur als Raumkunst kommt zu diesem Ergebnis. Es giebt eine ganze Reihe solcher Bauwerke, die mit vollem Rechte als neue Raumschöpfungen anerkannt werden dürfen, sobald wir einmal von der Einkleidung im Einzelnen absehen oder doch die Konstruktionsmittel und die Formbildung ihrer Glieder als sekundäres Moment betrachten.

II.

Begreiflicherweise begegnen diese Schöpfungsbauten zunächst da, wo die Haupttätigkeit der mittelalterlichen Baukunst gelegen hatte, auf kirchlichem Gebiete, und zwar zu einer Zeit, wo eine neue Aufgabe, die Stadtkirche, sich darbot, die freilich nicht unmittelbar, wie man es wol darstellt, aber doch als Gelegenheitsursache zu einer neuen Lösung geführt hat. An erster Stelle verdient die Kreuzkirche von Gmünd in Schwaben genannt zu werden, die 1351 durch Heinrich den Parler von Köln gegründet und bis zu seinem Tode 1377 weitergebaut, bis 1410 vollendet dastand.[1]) Es ist ein einheitlicher Hallenraum, Chor und Langhaus aneinander geschoben und durch die Fortsetzung der Seitenschiffe als Umgang um das Chorinnere mit einander verschmolzen. Das Allerheiligste ist so in das Gemeindehaus aufgenommen, für weitere Altäre ein Kranz niedriger, nur die Zwischenräume zwischen den Strebepfeilern füllender, nach aufsen nicht polygon vorspringender Kapellen bestimmt. Ein für das Auge horizontal sich ausbreitendes Sterngewölbe überdeckt das Ganze, von schlanken Rundpfeilern durchhin getragen. Nur einzelne Symptome verraten noch den Erstlingsversuch grade an den Stellen, wo er vom Gewohnten abweicht: wo zwischen Chor und Langhaus ein Turm hier, die Sakristei dort sich herausschiebt, der Boden sich erhöht, durch den Kapellenkranz die Zweigeschossigkeit sich einstellt, die nach aufsen einen Kontrast zum Hauptkörper, aber auch entschlossene Horizontalabstufung zur Schau trägt. — Dies Beispiel wirkt als Vorbild ringsum bis nach Bayern hinein und findet in nächster Nähe seine weitere Vollendung: klar und verstandesmäfsiger in S. Georg von Nördlingen (1427—1454 [Beginn des Turmbaus] —1505), einem herrlichen Saalbau; lichtvoll und schlank gewachsen in S. Georg zu Dinkelsbühl (1444—1464—92). Sehr bezeichnend unterscheiden sich von diesen Stadtkirchen die letzten Anwandlungen

1) Die Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Bauten ist allmählich aufgegangen; ich finde sie am klarsten herausgefühlt, wenn auch nicht prinzipiell durchschlagend verwertet bei Lübke, besonders in der Deutschen Kunstgeschichte; Kugler macht einen Einschnitt in der Geschichte der Baukunst um 1350, ohne nähere Motivierung und ohne weitern Verfolg des Neuen, das seitdem aufkeimt. In der Bearbeitung des Schnaaseschen Bandes ist aber infolge der neuen Ansichten seines Mitarbeiters ein Widerspruch zur ursprünglichen Disposition fühlbar.

monumentaler Grösse in Ulm, in Landshut und in München. Weiträumigkeit ist überall das Ideal; aber es wird damit auch die mächtige Höhe beibehalten, nur die Masse nicht erleichtert nach oben, sondern mit hinauf genommen wie in voller Wucht. Nur in Ulm sollte im Turmbau die Durchbrechung bis zur luftigen Helmspitze emporsteigen als Kontrast zu dem gewaltigen Kirchenkörper. Allein eben dieser Innenraum, der den Wetteifer mit dem letzten komplicierten Kathedralbau in Regensburg deutlich verkündet, aber auch den Gegensatz dazu, in der Unterordnung des Chores, der Gleichheit der Schiffe und ihrer schlichten Endigung schroff genug ausspricht; er wurde im Lauf der Zeit durch Einstellung neuer Trägerreihen wesentlich verändert, und eben dadurch dem Eindruck der Kirchen von Gmünd und Nördlingen näher verwandt als die ursprüngliche Absicht gewesen. Schlicht und einheitlich, wuchtig und ernst ist der gestreckte Langbau der Frauenkirche in München (1468—88), deren gewaltiges Turmpaar ohne Helmspitzen das Wahrzeichen der Stadt geblieben. Die saalartige Einheit des Grundplanes aber prägt sich am deutlichsten in Ingolstadt aus (Chor 1427—39, das Uebrige bis an den Anfang des 16. Jh.), wo die Uebereckstellung der beiden Westtürme im Innern ursprünglich ein korrespondierendes Gegenbild des Chorhauptes hervorbrachten.

Nur dem bescheidneren Gemeindehaus, wie es in Gmünd geschaffen war, gehörte die Zukunft. Der Chor der Pfarrkirche von Bozen zeugt in der zweiten Hälfte oder gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts von einer direkten Uebertragung nach Tirol, wo sich durch zugewanderte Meister aus Schwaben zunächst, dann auch durch heimische Kräfte eine fruchtbare Tätigkeit in derselben Richtung eröffnet. Die Pfarrkirchen in Hall bei Innsbruck, deren Gewölbeschlufssteine von 1434 datiert sind, in Sterzing 1417—1473, in Schwaz (1460—65—1500) bestätigen die Aufnahme des nämlichen Wollens bald in bescheidenen Gränzen, bald im vollen Aufschwung zur Weiträumigkeit, aber stets als saalartige Halle, deren Eindruck auch in Schwaz, mit dem gedoppelten Chor und den vier Schiffen, ungestört, ja in vollster Breite vorwaltet, dann aber in der Franziskanerkirche daselbst (1507—1515) zu einer reifsten Vollendung gesteigert wird.

Diese Tiroler Hallenkirchen sind deshalb so wichtig, weil sie das deutsche Bauideal bis über die Gränzen der italienischen Kultur hinaustragen (z. B. Pergine im Val Sugana), das der Maler

Michael Pacher, mit der Kunst Paduas und Venedigs wol vertraut, bewufst als Tempel gefeiert hat, wo wir gewifs antikische Rekonstruktionen im Sinne Squarciones oder Mantegnas erwarten (St. Wolfgangsaltar), und weil sie Stand halten gegenüber dem Andringen der italienischen Formensprache, bis die Rokokozeit sie mit Stuck und Malereien entstellt hat. Ist doch die Hofkirche in Innsbruck, die 1553—63 erbaut ward, nichts anderes, als eine Wiederholnng des nämlichen Raumgebildes, nur in der Einzelbildung der Kapitelle u. dgl. dem klassizierenden Geschmack der vorgerückten Zeit entsprechend angenähert, und deshalb als Musterleistung deutscher Renaissance in Anspruch genommen.[1])

Gleichzeitig mit dem Auftreten des Kölner Parliers Heinrich in Gmünd und der Seinigen, deren Wirksamkeit sich weit hinaus nach Süden erstreckt, entwickelt sich im Norden, auf dem Köln benachbarten Gebiet, wo immer eigene Selbständigkeit behauptet war, in Westfalen, eine durchaus verwandte Neubildung. Umbauten und Erweiterungen vorhandener Werke, in denen stets die Neigung zu breitgelagerter Weiträumigkeit und massiger Erscheinung des Innern gewaltet hatte, erschweren die Erkenntnis oder doch die Zeitbestimmung in voller Klarheit. Aber auch hier fehlt es nicht an Schöpfungsbauten, die den saalartigen Charakter der Stadtkirche, die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Raumes, und das Bedürfnis nach horizontaler Ausbreitung des Deckengewölbes aufser Zweifel stellen. Als solche Bekenntnisse des neuen Wollens, die in einem Gufs gelungen, seien nur die Wiesenkirche in Soest (im Chor 1343, in den Türmen 1422 begonnen) und die Lambertikirche in Münster (1375 beg.) hervorgehoben, während die Chorbauten der Marienkirche in Osnabrück (1406—24) und in Lippstadt (1478) die Fortdauer des nämlichen Strebens im 15. Jahrhundert bezeugen, auf das es uns hier ankommt.

Uebergehen wir, nur der Kürze wegen, die Beiträge, die der Kirchenbau der norddeutschen Tiefebene, besonders in Brandenburgischen Backsteinwerken geliefert, — verzichten wir, wenn auch sehr ungern, auf den Blick zu unsern Hansestädten an der

1) Vergl. neuerdings besonders B. Riehl, Die Kunst an der Brennerstrafse, Leipzig 1898, S. 58, wo auch über einschiffige Kirchen der sog. Spätgotik willkommene Angaben gemacht sind.

Ostsee, wo sich ein Vergleich mit den Niederlanden aufdrängt, wo eine Perle reiner Gotik wie die Klosterkirche in Doberan neben zahlreichen Zeugen monumentalen Sinnes von Lübeck bis Danzig und weiter hinaus schon die Neigung zu malerischen Reizen und perspektivischem Zauber bekundet, — lassen wir auch den wertvollen Einfluſs des Deutschordens im Osten hier aus dem Spiel, weil er an andrer Stelle zu Worte kommen muſs, und vermeiden die Anerkennung bedeutsamer Metamorphosen selbst in späten Mönchskirchen, wie auf dem Sande in Breslau, nur um den wichtigsten Faden desto straffer festzuhalten.

Ein Meister aus Westfalen, Arnold mit Namen, erscheint im jetzigen Königreich Sachsen und tritt in Verbindung mit einer Reihe von Bauten, die zur letzten Zusammenfassung der wesentlichen Tendenz aus Nord und Süden überleiten.[1]) Die Marienkirche in Zwickau (Chor 1453—75, Turm 1473—1506, nördlicher Anbau am Chor 1505—1517) und die Kirche in Mittweida sind noch komplicierte Gebilde, in denen das Breiterwerden ohne Rücksicht auf den Grundplan der ursprünglichen Anlage, nur die Lockerung des Systems bestätigt, aber zugleich den Boden für völlig freie Neuschöpfungen bereitet. Die Kunigundenkirche (1470 voll.) und die Petrikirche (1476—99) zu Rochlitz geben die bescheidenere Form des Gotteshauses für die bürgerliche Gemeinde klar und einfach, wenn auch mit eigenem doch untergeordnetem Chor. Ein äuſserer Umstand (die Bestimmung zur Fürstengruft) trennt am Dom zu Freiberg den Chor vom Gemeindehaus ab und gewährt so die Möglichkeit, dies letztere als einheitlichen Versammlungssaal zu entwickeln, hier schon mit bewuſst ausgebildeter Empore als mittlerer Horizontalzone ringsum (1481—1501). Dies zweite Moment, das am Chor von S. Lorenz in Nürnberg (1439—1477) zuerst aufgetreten war, weist auf die Einmündung des süddeutschen Stromes, den wir vorher verfolgt, aus Franken her. Und unverkennbar schlieſsen sich die letzten Steigerungen und folgerichtigen Abklärungen hier im Erzgebirge an die Schöpfungsbauten von Gmünd und Dinkelsbühl oder Ingolstadt ebenso an,

1) Vgl. für das Folgende besonders die Leipziger Dissertation von E. Haenel, die auf Grund einer Preisaufgabe der philos. Fakultät im kunsthistorischen Institut entstanden ist: Spätgotik und Renaissance, Stuttgart P. Neff Verlag —, auf deren genauere Angaben und weitere Zusammenstellung des einschläglichen Materials ich mich hier beziehen darf.

wie an die von Soest und Münster in Westfalen. In Annaberg (1499 begonnen, 1520 gewölbt) und in Schneeberg (1515—26) stehen sie vollendet vor unsern Augen, und die Abzweigung nach Pirna (Stadtkirche 1504—1546) wie die Uebertragung in das deutsche Nachbargebiet zu Brüx in Böhmen (Stadtkirche 1517—32)[1]) bezeugen, wie der durchgreifende Wirkungskreis eines Jakob von Schweinfurt das bewufste Festhalten an der gelungenen Ausprägung des gemeinsamen Raumgefühls.

Wer nur Einzelformen der Bauglieder oder Gewölbkonstruktionen als Merkmale eines Stiles anzusehen gewohnt ist, wird ziemlich ratlos dastehen, wenn er ehrlich genug ist, ohne vorgefafste Meinung aus den sichtbaren Kennzeichen allein das entscheidende Urteil gewinnen zu wollen. Wer aber das Raumgebilde als solches herauszuschälen weifs und diese Raumform als die eigentliche Schöpfung des Architekten anerkennt, der wird keinen Augenblick in Zweifel bleiben, dafs hier zur Vollendung gedeiht, was seit der Mitte des 14. Jahrhunderts schon in einzelnen Werken sich vorbereitet und durch das ganze 15. Jahrhundert sich weiter entwickelt, gegenüber manchen andern Anwandlungen, besonders konservativ hierarchischer Tendenz, fortschreitend sich geklärt hat. Es giebt also eine durchaus originelle deutsche Architektur in der Periode, von der wir reden, längst ehe die Formensprache und die Ziermotive oder gar die Raumideale der italienischen Renaissance über die Alpen hereingetragen wurden ins deutsche Land. Kurz gesagt: was in der deutschen Baukunst bisher „Spätgotik“ heifst, das ist zum guten, ja zum besten Teil deutsche „Frührenaissance“ und gewährt uns das Bild einer eigenen Entwicklung, die sich dem italienischen Quattrocento durchaus als Parallele an die Seite stellt, d. h. sowol gleichzeitig verläuft als künstlerisch sich entsprechend — nämlich dem Wesen und der Vergangenheit des Volkes diesseits der Alpen entsprechend — charakterisiert.

Sowie wir einmal erklärt haben: so sieht die „deutsche Renaissance“, die auf heimischem Boden erwächst, aus — ehe fremde Einflüsse formaler Art Macht gewinnen, da geht es wie dem Eisen bei der Berührung eines kräftigen Magneten. Dauert diese Berührung nur lange genug, so richten sich alle Moleküle,

---

1) Vgl. Jos. Neuwirth, Die Baugeschichte der Stadtkirche in Brüx. 1897.

der Anziehung folgend, und was bis dahin der gotische Pol aus weiter Entfernung nur schwach noch zu halten vermochte, was durch Zwischenschiebung anders gerichteter Teile vollends gelockert war, so dafs keine ausgesprochene Tendenz hervortreten mochte, das kehrt sich alles schnell und unerwartet dem neuen Kraftcentrum zu, sowie wir den Pol der Renaissance heranbringen, seine Wirkung zu erproben. Bald ist die ganze Reihe anders orientiert, und die Richtung des Zuges klar ausgesprochen. Die Entschiedenheit, mit der er sich äufsert, die Wucht, mit der dieser Umschwung eintritt, und der energische Widerstand, der sich jedem Versuche der Lostrennung von diesem neugewonnenen Pol entgegensetzt, beweisen, dafs wir es mit gutem edlem Stahl zu tun haben und nicht mit rostzerfressenem altem Eisen, das man als wertloses Gerümpel abtut.

III.

Das bewährt sich, wie schon am Kirchenbau, erstrecht am Profanbau der ganzen Periode. Sowie die Formen der Auszierung und der Konstruktion, als Mittel eines gemeinsamen über sie hinaus greifenden Zweckes, bei der Betrachtung zurücktreten dürfen, und die Raumbildung als solche, die Disposition der Räume neben- und übereinander das Hauptaugenmerk bildet, so drängt sich auch eine Fülle mannichfaltiger Erscheinungen unter den einheitlichen Gesichtspunkt, und der Fortschritt im Sinne der Renaissance mufs einleuchten. Hier eröffnet sich für die Geschichte der deutschen Wohnung und der öffentlichen Gebäude ein lange vernachlässigtes, hinter den Kirchenbau unbilliger und mifsverständlicher Weise zurückgedrängtes Arbeitsfeld. Wenn schon der Kirchenbau immer deutlicher, wie in Italien seit Brunelleschi's Tagen, zu dem menschlich absehbaren Mafsstab zurückkehrt[1]), so gewinnt der Horizontalismus des Stockwerkbaues für profane Zwecke schon eine prinzipielle Bedeutung, die der Durchführung des Vertikalismus im Sinne der Gotik von Anfang an widerstrebt. Schon im Verlauf des 14. Jahrhunderts ist der Kampf und Ausgleich dieser

1) Als ein Uebergangsglied zwischen kirchlicher und profaner Baukunst erscheint mir schon „Unser liben frouwen Sâl" in Nürnberg, die Karl IV. zu Repräsentationszwecken zunächst, nach Art des Festsaals mit Kapelle (Chörlein) daran erbauen liefs. Andere Vorbereitungen auch im westfälischen Kirchenbau und im Ordenslande Preufsen.

beiden Richtungen bei allen Profanbauten aufserordentlich lehrreich. Kein Zweifel, dem Horizontalismus gehört die Zukunft; denn das Bürgerhaus und das Rathaus, die Fürstenwohnung wie der Landsitz werden alle zu Aeufserungen des gemeinsamen Strebens nach menschenwürdigem Dasein, vollziehe sich nun die Wiedergeburt des ganzen Menschen zunächst mit Hülfe des Gemeinsinns, der Genossenschaft, oder hernach auf diesem Grunde als Verherrlichung des Individuums. Hier ist die Stelle, wo die wertvolle Erbschaft des Deutschordens zu Worte kommen mufs, und die Betätigung des Selbstgefühls deutscher Hansestädte im Wetteifer mit den westlichen Nachbarn. Hier wird im Wohnbau des Bürgers die Stammeseigentümlichkeit der Väter verwertet, in die Städte hereingenommen, nach den neuen Bedingungen abgewandelt, durch Gewohnheiten fremden Zuzugs aus andern Gauen beeinflufst, im Verkehr mit auswärtigen Mittelpunkten des Handels auch neue Form gewonnen. Das gesteigerte Leben drängt überall zu angemessener Raumschöpfung. An den westlichen Gränzen vollzieht sich der Austausch mit den Niederlanden und Frankreich, in den Hansestädten hier und da auch mit England; im Süden, besonders an den Strafsen über die Alpen, winkt das lockende Vorbild Italiens zum Lebensgenufs im Freien, und das Vorbild der Edelsitze und Villen wird in den Städten ebenso fühlbar wie draufsen im Dorf bei den Bauern.

Auch hier aber läfst sich in Tirol verfolgen, wie keineswegs die deutsche Bauweise selbstverständlich vor der fremden zurückweicht, wie ein unselbständiges zurückgebliebenes Wesen vor dem überlegenen Herrn und Meister. Es ist vielmehr eine lange wechselreiche und charaktervolle Entwicklungsgeschichte, die wir vor uns ausgebreitet sehen, und spät noch stellen sich die heimischen Raumformen stolz und selbstbewufst mitten im italienischen Sprachgebiet, besonders aber an den strittigen Gränzen dem antikischen Wesen gegenüber. Davon erzählen die Burgen auf den Höhen an der Brennerstrafse entlang, davon Landhäuser der Herrn in den Dörfern, der Bürger und Patrizier in den Städten, davon die Schlösser der Bischöfe, der Fürsten und der Kaufleute. Von Schwaz mit Tratzberg und Innsbruck mit dem goldenen Dachl steigen wir hinauf nach Sterzing mit seinem Jöchelsturm und den Burgen Reifenstein und Sprechenstein, nach Brixen mit seinem Winkelhof, oder Pallaus und Felthurns, dann hinunter nach Bozen mit Haselburg und Runkelstein, wo von der andern Seite die

Richtung von Meran herüber mündet. Aber weit vorgeschoben gegen den Aufstieg italienischer Kultur stehen die Schlösser, selbst Stadt- und Landsitz des Trentiner Bischofs, die alten „spätgotisch" eingekleideten Teile des festen Vescovado zu Trient und die Burg über Pergine im Val Sugana. Der Gegensatz gegen die wälschen Nachbarn zwingt uns hier, die Frage nach dem deutschen Bauwesen schärfer zu stellen als sonst, und nicht zu ruhen, bis wir in den charakteristischen Unterschied seiner Raumbildung und Anordnung eingedrungen sind.[1]) Da gilt es ein Zurückgreifen nach Norden, über Bayern und Franken und Schwaben hinaus, und höchst willkommen wird ein ausführliches Bekenntnis wie das Fürstenschlofs zu Meifsen, das derselbe Arnold Westfaeling, den wir vorher beim Kirchenbau genannt, im letzten Jahrzehnt seines Lebens 1471—81 erbauen durfte. Da belohnt sich der Ausgang von den Bauten der Deutschordensmeister, der Blick in die Herrenwohnung der Marienburg, und wir lernen, dafs dem Deutschen sein Heim sich ganz anders gestaltet als dem Südländer, sich anders gestalten mufs aus der innersten Natur seines Lebens heraus. Welch eine unerschlossene Fundgrube für die Psychologie der Raumbildung liegt allein in dem Vergleich solcher Beispiele. Und seltsam, weit unten in einem andern Alpental, der Dora Baltea, die zwischen dem grofsen und kleinen St. Bernhard hinunter strömt nach Aosta, findet sich im Castello d'Issogne, das Giorgio di Challant († 1509) ums Jahr 1490 erbaut hat, in einer Reihe von Zimmern, die man „spätgotisch" nennt[2]), der nämliche Charakter und an traulicher Stätte das selbe Bekenntnis warmherziger Gemütlichkeit wie in Duerers „Hieronymus im Gehäus".

Angesichts solcher und ähnlicher Erscheinungen, auf die vorerst nur flüchtig hingedeutet werden soll, mufs die Unzulänglichkeit des bisherigen Begriffes von Renaissance wol zugestanden werden. Wie die letzte der genannten Beispiele liegen zahlreiche andere, die nicht in diesen Begriff eingehen, auf oberitalienischem

---

1) Dies entbehre ich auch bei Riehl a. a. O., der die Bedeutung des Erkers oder Chörle so hübsch hervorhebt, sie aber als deutsches Wahrzeichen auch nach Trient und Rovereto verfolgen durfte. Vgl. auch P. Clemen, Tyroler Burgen, Wien und Leipzig 1894, wo umgekehrt der Einflufs des italienischen Palastes auf die Tyroler Schlösser besprochen wird, und Steub, Drei Sommer in Tyrol, 3. Aufl München 1895.

2) Vgl. die Publikation von R. Forrer, Spätgotische Wohnräume und Wandmalereien aus Schlofs Issogne mit 12 Lichtdrucktafeln Strafsburg 1896.

Boden. Italienische Forschungen über das Verhältnis von Renaissance nnd Barock haben mich aber schon früher zu der Erklärung geführt: der Name „Renaissance" könne und dürfe in der Kunstgeschichte nur *eine* Periode bezeichnen, deren historische Bedingungen durchaus einseitig verkannt würden, wenn man sie nur in der Nachahmung der Antike suche wie bisher. Diese Periode setzt vielmehr in erster Linie das Mittelalter voraus, auf das sie folgt, aus dem sie herauswächst, so sehr sie sich im Gegensatz dazu fühlen mag. Wir brauchen zu ihrer Erklärung diesen Faktor ebenso notwendig wie das wiederentdeckte Altertum, zu dem man damals zurückkehren möchte, ja, wir brauchen dies Erbe der leiblichen Väter vielleicht notwendiger als das Ideal, dem die neue Generation nachstrebt, — und es fragt sich, ob dies letztere nicht eher die eigene Natur ist als die Antike, die man wieder zu erobern wähnt. Alle Kunsttradition, alle Schulung im Handwerk ist „gotisch" — mittelalterlich, ohne Frage; und es wäre Sache der vorurteilsfreien Forschung festzustellen, wie viel trotz alles antikischen Eifers die Anschauungen und Empfindungen der Künstler noch mittelalterlich bleiben, gleich den Darstellungskreisen, die Volk und Kirche von ihnen neu belebt zu sehen verlangen, und wie viel, wo man darüber hinausgewachsen ist, mehr der Selbstbefreiung im Angesicht der Natur, der aufrichtigen Wirklichkeitstreue verdankt wird, als der klassischen Lehrmeisterin, der Kunst der Antike? — In dem unvermittelten oder doch ungenügend ausgeglichenen Nebeneinanderbestehen der mittelalterlichen Vererbung und der eigenen, sei es direkten, sei es indirekten (durch die Antike vermittelten) Erwerbung liegt der Charakter der Kunst beschlossen, die wir „Frührenaissance" nennen. „Wichtiger noch erscheint die Erkenntnis, dafs der entwickelte Stil, den wir „Hochrenaissance" nennen, seinem innersten Wesen nach nicht sowol auf einer glücklicheren Nachahmung der Antike beruht, sondern vielmehr auf einer glücklichen Vereinigung des mittelalterlichen und antiken Kunstideales, und zwar im Sinne eines Neuen, das kulturgeschichtlich nur als die Wiedergeburt des ganzen Menschen zu harmonischer Entwicklung aller Anlagen, zu glücklichem Zusammenwirken seiner physischen und psychischen Kräfte bezeichnet werden darf.[1])

---

1) Schmarsow, Barock und Rokoko (Beiträge zur Aesthetik der bildenden Künste II) Leipzig 1897 S. 37 ff., wo übrigens Beobachtungen über die Architektur des Mittelalters und der Renaissance, besonders in Oberitalien, direkt auch hier einschlagen.

Diese Auseinandersetzungen, die ganz objektiv von der Betrachtung der italienischen Renaissance ausgehen, ja im Hinblick auf Vollender der Hochrenaissance wie Lionardo, Bramante, Rafael als unerläfslich erkannt worden, — sie gelten in vollem Umfange für die gleichzeitige Entwicklung in Deutschland und den Niederlanden, wie in Frankreich und dem Norden überhaupt. Diese Definition erst eröffnet uns das Verständnis des Werdens und giebt uns den echten Mafsstab in die Hand für die Bewertung unsres heimischen Wesens.

Bis dahin kam für die „deutsche Frührenaissance“ die Architektur eigentlich garnicht in Betracht; denn die gleichzeitigen Leistungen dieser Kunst wurden als Anhängsel der vorigen Periode abgetan. Ein Teil von ihnen gehört ja zweifellos zu den Letztlingen der Gotik; aber schon wo ein „Aufflackern schöpferischer Kraft“ bemerkbar wird, sollte man vorsichtiger fragen, ob es auch wirklich das letzte eines veralteten Kunstprinzips oder das erste eines neuen bedeutet. Die Tradition der Formen übt, besonders wo sie kirchlich geheiligt ward, auf lange Zeit ein bedrückendes Uebergewicht aus; aber eben diese Formensprache im Einzelnen und Aeufserlichen darf uns nicht beirren: sie ist natürlich das letzte, das im Norden beseitigt wird, und sie grade scheint nur mit fremder Hülfe verdrängt werden zu können, jemehr ihr die ererbte Gewohnheit des ganzen Kunsthandwerks und der kleinbürgerlichen Kreise überhaupt den hartnäckigsten Rückhalt gewährt. Um so wichtiger wird für die weitere Durchführung des hier geforderten Prinzips das Studium der Profanarchitektur, die eben aus dem innersten Geist der Renaissance heraus von jetzt ab, für Jahrhunderte hinaus, Barock und Rokoko einbegriffen, den *Vortritt* vor der kirchlichen gewinnt. Der Umschwung liegt in der sogenannten spätgotischen Zeit. Wir sehen in ihm die Ursache des Neuen, das wir auch im Kirchenbau nachgewiesen, also den Hauptstrom der fortschreitenden Entwicklung.

IV.

Dies Ergebnis klingt ganz anders als die bisherige Erklärung: die führende Rolle unter den Künsten habe die Malerei übernommen. Der Nachweis einer reichen Architektur, die den Namen „deutsche Frührenaissance“ für sich beanspruchen darf, berichtigt

auf einmal das Verhältnis der Künste, das sich verschoben haben sollte, ohne dafs wir erfahren hätten weshalb, und wie es zugegangen. Wie unwahrscheinlich klang eine solche Behauptung für den Kenner des Mittelalters, in dem die Baukunst so allbeherrschend überwiegt. Unter solchen Auspizien der Kunstübung konnte ein Umschwung zu Gunsten der Malerei nicht plötzlich eintreten, sondern hätte einer langen Vorbereitung bedurft. Und wo wäre in gotischen Kirchen der Platz dazu gewesen, wo die Vorbereitung, — etwa in der Glasmalerei der Fenster? Eine Veränderung der Architektur erst mufste das Feld für die Maler frei machen, die Wandflächen wieder darbieten, auf denen sie sich ergehen konnten, oder den Platz schaffen für ihre Tafelbilder. Nicht sowol die Kirche im strengen Sinne der Gotik, als vielmehr die Seitenkapellen und Nebenaltäre, der Bruderschaft, der Zunft, der Familie und endlich des einzelnen Stifters gewähren diese Freiheit in gewissen Gränzen. Die Rathäuser, die Tuchhallen, die Gildenstuben und die Wohnungen selbst sind es, die sich den Burgkapellen und den Kreuzgängen anreihen und zum Schauplatz umfassender Malereien werden. Bis dahin fehlt dieser Kunst die technische Vollendung und der Anspruch auf vollwertige Schätzung, die zu einer führenden Rolle berechtigen mögen. Als Kleinkunst von miniaturartiger Schärfe kann sie auch bei höchster Vollkommenheit schwerlich die tonangebende Stellung im Gesamtleben gewinnen, sondern bleibt eine vornehme Liebhaberei. Diese Mittel erobert sie erst durch den Fleifs von Generationen.[1])

Ganz anders stellt sich die Sache allerdings, wenn man in jener Behauptung die *Malerei als Kunst* mit der *Richtung auf das Malerische* zusammenwirft oder verwechselt. Die „Entdeckung des Malerischen" kann durch alle Künste gehen und bestimmt damals allerdings das Schicksal fast aller Schwestern mehr oder minder verhängnisvoll mit. Diese Beobachtung aber machen wir ebenso jenseits wie diesseits der Alpen. Es ist also kein besonderes Merkmal der deutschen Kunst im engeren Sinne.

Die Kunst der Malerei dagegen bedarf zur Erklärung ihres damaligen Ganges wie im Süden so im Norden der Herleitung

---

1) Vgl. hierzu den Versuch einer biogenetischen Erklärung der „niederländischen Frührenaissance" von Fr. Carstanjen in der Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie 1895.

aus der mittelalterlichen Tradition. Aber nicht in jenem äufserlichen, sei es formalen sei es technischen Sinn allein, wie es bisher versucht worden; auch hier kann die Auffassung wol mittlerweile tiefer in ihr Wesen hineingreifen. — Was helfen uns Umrifs und Schraffierung, was Färbung und Bindemittel, was all die Befangenheiten oder Errungenschaften des Verfahrens, deren Mannichfaltigkeit der zusammenfassende Blick des Historikers doch aus den Augen verliert. Es sind ja doch, wie Einzelformen und Konstruktionsweisen in der Baukunst, nur Mittel zum Zwecke, Herstellungsmethoden, die in den Dienst der psychischen Macht treten, über die wir zunächst Aufschlufs verlangen. Nehmen wir dies Verfahren zum Mafsstab, richten unsere Bewertung nach dem Grade ihrer Vollkommenheit, so urteilen wir von einem Standpunkte aus, von dem die Künstler selbst ihr Tun und Treiben garnicht selber absehen konnten, anticipieren die Fortschritte von Generationen und schieben ihnen einen Zweck unter, den sie vielleicht garnicht gewollt oder auch nur gekannt haben, nämlich die Nachahmung der Natur, die adäquate Wiedergabe des Gesehenen im Abbild.[1]) Damit nehmen wir für das Mittelalter voraus, was die folgende Periode, die uns hier beschäftigt, erst entdeckt hat. Auch das ist eine Tat der Renaissance, die Wiedergeburt des Menschen in die Natur hinein, die eigne des Menschen wie der Welt um ihn her. Erst von diesem neugewonnenen Standpunkt aus gewinnen die Bezeichnungen „typisch" oder „konventionell" für die Darstellung der Dinge aus der Wirklichkeit ihren Sinn, nämlich den der Negation adäquater Wiedergabe der Figuren oder des Schauplatzes. Wenn vollends der Begriff „konventionell" aus der logischen Entwicklungsreihe herausfällt; wenn er zu allen Zeiten, wo ein gewisses Stadium erreicht und geläufig geworden ist, seine Anwendung finden kann; wenn dagegen die Verwertung jener andern unter sich ebenbürtigen Begriffe, zu denen wir „typisch" und „individuell" rechnen, für die Werke der Baukunst in demselben Sinne ganz unstatthaft erscheint: — so drängt schon das einfachste Bedürfnis zusammenfassender Betrachtung selbst darauf hin, einen andern Mafsstab zu suchen, der nicht den beiden bildenden Künsten im engern Sinn, Malerei und Plastik,

1) Vgl. Rud. Kautzsch, Einleitende Erörterungen zu einer Geschichte der Deutschen Handschriftenillustration. Leipziger Dissertation 1894. zu den betr. Stellen in Lamprecht's deutscher Geschichte; die Terminologie stammt übrigens aus Schnaase.

allein entnommen ist, sondern sich ebenso auf die andern Schwesterkünste übertragen läfst. Wenn es klar geworden, dafs der mittelalterliche Zeichner oder Maler vielmehr für die poetische Vorstellung und im innigsten Bündnis mit der leicht entzündbaren Phantasie des Lesers oder Hörers arbeitet, so tut ihm jenes Ansinnen a posteriori, das Realitätsgefühl späterer Generationen zu befriedigen, nur Gewalt an, und das Prinzip zur Charakteristik seines eigensten Tuns kann nur aus dem Grunde einer Psychologie geschöpft werden, die dem Geist der Innerlichkeit gerecht zu werden weifs, der durch die höchsten Leistungen mittelalterlicher Kunst bezeugt wird. Erst wenn diese Charakteristik der „gotischen" Malerei in ihrer reinsten Blüte gelungen, wird es auch möglich werden, die Differenzierung des Neuen folgerichtig darzulegen, d. h. die Renaissance der Malerei im Abendlande, zumal bei uns in Dentschland zu verstehen. Genau so, wie in Italien einem Bramante die Schöpfung der Hochrenaissance nicht anders gelingen konnte, als durch Verwertung des reichen mittelalterlichen Erbes, das in der Lombardei vor ihm ausgebreitet lag, und durch dessen Verbindung mit den Offenbarungen der antiken Architektur, deren Raumgedanken ihm in ihrer ganzen Grofsartigkeit aufgegangen waren, genau so ergiebt sich der Aufstieg zur Hochrenaissance in Deutschland für Albrecht Duerer, den Maler, nicht sowol auf Grund seiner wirklichkeitstreuen Gemälde, seines mühsamen Kleibelns mit naturgemäfsen Farben, sondern auf Grund seiner durchgeistigten Griffelkunst, durch die Verbindung der köstlichsten Schätze mittelalterlicher Poesie, des volkstümlichen oft gar phantastischen Inhalts mit der geläuterten Formensprache und der gewaltigen Raumdarstellung, die doch in Kupferstich und Holzschnitt auf so manchen, dem Maler mit vollen Farben sonst zu Gebote stehenden Faktor der vollen Verwirklichung verzichten.[1]) In diesen tief innerlichen, durch und durch poetischen Schöpfungen, Einzelblättern wie Cyklen, liegt der Höhepunkt der deutschen Renaissance. Und aus dem alten Bündnis der Malerei mit der Dichtung, mit dem geschriebenen und gesprochenen Wort erklärt sich auch das Zurückbleiben der eigentlichen Dichtkunst selbst und der verhängnisvolle Umschwung, der die bildende Kunst nach kurzer Blüte ereilt, seitdem das „Wort" wieder mächtig geworden

---

1) Vgl. Schmarsow, Zur Frage nach dem Malerischen (Beiträge zur Aesth. d. bildenden Künste I.) Leipzig 1896. S. 89 ff. u. 95 ff.

und eine angstvolle Gemütsbewegung um der Seelen Heil das ganze Volk ergreift. Damals schlingt sich im Kirchenlied ein andres Band, zwischen Dichtung und Musik, und dieser neue Appell an die Innerlichkeit des nordischen Charakters entspricht dem Bedürfnis nach Kunst auf lange hinaus und gar bald an erster Stelle. Zu seiner Zeit aber verdient Albrecht Duerer durchaus für den Norden denselben Platz, wie Lionardo da Vinci drüben; dieser hat die italienische, jener die deutsche Hochrenaissance heraufgeführt.[1])

Zwischen der Gotik des Mittelalters und der kurzen Hochrenaissance während der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts liegt aber auch für die deutsche Malerei der Uebergang, die Werdezeit des Neuen, wie in Italien sich ebenso das Quattrocento charakterisiert. Hier ist der richtige Platz, mit aller Gewissenhaftigkeit von der allmählichen Entdeckung des Malerischen zu handeln, aber noch lange keine Veranlassung von der führenden Rolle der Malerei zu reden. Hier ist auch neuerdings eifrig und viel gearbeitet worden. Die bequeme Hypothese vom niederländischen Einfluſs, der jeden Fortschritt erklären sollte, beginnt zu weichen und wird auf beweisbare Einzelfälle zurückgedrängt durch die Ueberzeugung, daſs auf deutschem Boden an den verschiedensten, oft den vom niederländischen Verkehr entlegensten Stellen zu gleicher Zeit dieselbe Richtung eingeschlagen wird.[2]) Der Drang zur Natürlichkeit der Dinge, zu Wirklichkeit und Wahrheit des Sichtbaren geht durch das ganze Abendland, nur in mannichfaltigen Graden und Aeuſserungsweisen je nach dem Charakter des Stammes und der historisch gewordenen Sinnesart der bisherigen Kunst. Es wachsen eben nicht plötzlich Rosen auf den Disteln und Trauben auf den Dornen. Das Studium der

---

1) Im Verzeichnis meiner Vorlesungen zu Breslau findet sich schon ein Kolleg über „Albrecht Duerer und Lionardo da Vinci"; die Zusammenstellung beider Namen muſs allein schon den Sachverständigen auch den Grundgedanken vermittelt haben, der darin ausgesprochen liegt.

2) Vgl. R. Kautzsch, a. a. O. B. Riehl, Studien zur Gesch. der bayerischen Malerei des 15. Jahrhunderts, Oberbayrisches Archiv Bd. 49. 1896. H. Semper, Die Brixener Malerschule 1891. u. s. w. B. Haendcke, Dissertation über Furtmayr, besonders über die Mettener Handschriften aus der 1. Hälfte des 15. Jh. Für die Tafelmalerei ist von besondrer Wichtigkeit, die Abhandlung Fr. v. Rebers in den Sitzungsberichten der K. bayr. Akad. d. Wissenschaften, Ueber die Stilentwicklung der schwäb. und fränkischen Malerschulen 1897. und über H. Multscher 1898.

Handschriftenmalerei hat uns schon ein gut Stück weiter geführt in dieser Erkenntnis, die nur mit dem Grundprinzip zur Auffassung als deutsche Renaissance, das hier vorgeschlagen wird, durchaus übereintrifft. Das heimische Wachstum wird uns aber erst recht aufgehen, wenn sich mit dem umsichtigen Bearbeiten der Miniaturen die Beachtung und Veröffentlichung der Wandmalereien, nicht der Tafelbilder allein verbindet. Bayern und Tirol haben uns bis jetzt schon die wichtigsten Aufschlüsse geboten; Schwaben würde nicht nachzustehen brauchen, wenn es dem Beispiel Badens folgte. Mit der Tafelmalerei von der einen, mit Holzschnitt und Kupferstich von der andern Seite wächst allerdings erst der Umfang der Malerei zu dem mächtigen Bilderstrom, der durch alle Gauen flutet.

Langsam keimt aus dem erwachenden Sinn für das Stoffliche der Dinge auch das Gefallen an der Sachlichkeit und Treue der Wiedergabe. Die Freude am sichtbaren und tastbaren Aeufsern, an der natürlichen Färbung und Textur, eine gewisse, uns vielleicht kindlich erscheinende, Lust an aller Art Zeug, an kostbaren Geweben, an Edelsteinen und Gold, die allmählich zum Prunken mit der Ueberfülle solcher materiellen Werte ausartet, ergiebt die Grundlage, nicht allein für die Schätzung mühsamen Klaiblens sondern auch der malerischen Reize; die Innerlichkeit der deutschen Auffassung versetzt sich grade in diese Erzeugnisse, wo Natur und Menschenhand schon zusammen gearbeitet haben, und gewinnt durch sie den Zugang zu dem Allermateriellsten. Sie erfafst den Niederschlag der Bewegungen, die solche Gewebe zu Stande gebracht haben, d. h. die motorischen Reize sich durchdringender Beziehungen eher als die sichtbaren Wahrzeichen des natürlichen Zusammenhangs der Dinge. Von dem Gefühl für das Stoffliche, für Goldschmiedsarbeit und Brokat, für Pelzwerk und Stickereien, geht auch das Gefühl für die Einzelheiten der Natur aus: einzelne Blumen und Zweiglein, Käfer und Schmetterlinge, Vögel und kleine Tiere werden eher in den Schatz der Beobachtung aufgenommen als ein Stück nur ihrer zugehörigen Umgebung, eine einzelne Bruchstelle im porösen Gestein eher als die Felswand. Durch ein Hinterpförtchen schleicht sich das Alltägliche in die heiligen Geschichten ein und verwandelt sie in Hausmärchen nach dem Herzen des deutschen Kleinbürgers. Vom Kleinen und Nebensächlichen beginnt die Vermenschlichung und spät erst, wenn das wahrhaft Menschliche den eigentlichen Inhalt ausmacht,

und, um rein als solches zur Geltung zu kommen, das überflüssige Beiwerk wieder abstreift, dann erfüllt sich auch hier die Wiedergeburt von Innen heraus.

Wir bedürfen einer eingehenden Psychologie der deutschen Kunst, so hingebend und liebevoll wie wir sie der italienischen Renaissance gewidmet haben. Sie wird uns lehren, dafs die Entwicklung hier grade den umgekehrten Weg einschlägt als im Süden, eben von Innen nach Aufsen. Die vollendete Form der äufsern Erscheinung, die plastische klare Gestaltung, die Schönheit des organischen Leibes im Sinne der Antike oder der Italiener, ist das Letzte, eine Errungenschaft der Hochrenaissance, die wieder niemand anders als Duerer verdankt wird.

V.

So kann das ganze Kapitel der *Gestaltung* bei uns daheim nur im Zusammenhang mit der mittelalterlichen Kunstübung, aus der Erbschaft der Gotik begriffen werden. Eben deshalb bereitet die Betrachtung der sogenannten „spätgotischen *Plastik*“ in Deutschland als „deutsche Renaissance“ vielleicht noch mehr Schwierigkeiten als die Malerei. Das Widerstreben gegen diese Auffassung, das sich gewifs geltend machen wird, liegt aber zum grofsen Teil an der unzulänglichen Vorstellung von der gotischen Skulptur, die sich nicht scharf genug an die Beispiele des strengen Stiles hält, sondern beliebig in Frühgotisches und Spätgotisches ausgreift. Seltsamer Weise hat die Erkenntnis der Gotik als Stil, als System, noch so wenig Anwendung auf die beiden andern bildenden Künste gefunden, auf Plastik und Malerei, die eben durch diese Anwendung des Hausgesetzes der Architektur auf ihr ganzes Schaffensgebiet zur Ausbildung eines einheitlichen Kunststiles herangezogen werden. Dafs dieses Hausgesetz der Architektur, auf das Gebiet der figürlichen Darstellung übertragen, vor allen Dingen die Durchführung bestimmter Proportionen in jeglicher Gestaltung bedeuten müsse, scheint man sich nirgends recht klar gemacht zu haben. So erst gewinnt aber jede Figur ein festes Verhältnis zu ihrer räumlichen Umgränzung, sei dies ein Tabernakel für die Statue, ein Vierpass für das Relief, ein eingerahmter Ausschnitt im Fenster oder an der Wand für das Flachbild. Und aus dem Zusammenwirken des Gehäuses und der Gestaltung darin ergeben sich die weitern Gesetze des Gruppen-

baues und der Austeilung in der Fläche, die Folgerungen tektonischer und dekorativer Füllung. Mit der Lockerung des gotischen Bausystems mufs auch die straffe Schulung der Gestaltenbildner verfallen. Sie verlieren den festen Rückhalt am Aufbau des Ganzen und werden oft ratlos über die Hauptsache: wie stelle ich meine Figur hin, auf dafs sie selbständig dastehe. Bis dahin war alle Aufmerksamkeit auf das tektonische Gerüst gerichtet, das organische Gewächs nicht in seiner Unabhängigkeit anerkannt. Das Studium des Nackten war durch die Berechnung des Gliedermannes oder gar eines linearen Schemas verdrängt. Unter der Gewandung steckt fast immer nur eine Art Skelett, ja statt des Mannequin nur eine tektonische Werkform, an deren Stelle die Figur fungiert. Kein Wunder, wenn darnach die Freiheit eigener Beobachtung mehr beim Gewande als beim Körper einsetzt und eher auf malerische Draperie verfällt als auf plastischen Zusammenhalt, oder gar auf klare Betonung der entscheidenden Gliedmafsen darunter. Der Fortschritt, den wir anerkennen, geht lange Zeit nicht über die sichtbaren Körperteile der Gewandfigur, wie Kopf und Hände, höchstens die Füfse noch hinaus. In der Gesamtauffassung macht sich ebenso lange nur ein unsicheres Schwanken zwischen tektonischem Aufbau und flächenhafter Reliefanschauung bemerkbar. Die letztere scheint mit ihren malerischen Vorzügen den Sieg behalten zu sollen. Spät erst und vereinzelt regt sich der Sinn für die Hauptsache plastischer Gestaltung, das Verständnis für das organische Gewächs des menschlichen Körpers selber und die volle Rundung seiner Formen. Seit der späten und kurzen Blüte romanischer Skulptur liegt aber dies plastische Gefühl den deutschen Stämmen, die sich am Kunstleben besonders beteiligt haben, ferner als irgend etwas Anderes.

Der entscheidende Umschwung in der Bildhauerei hat sich denn auch nicht wie im Kirchenbau bei uns vollzogen, sondern bei unsern westlichen Nachbarn, in den Niederlanden und Burgund, und zwar zur selben Zeit, seit der Mitte schon des 14. Jahrhunderts. Höchst bezeichnend für die Wichtigkeit des systematischen Zusammenhangs mit dem Baustil setzt er ein mit einem Wechsel in der Proportion der Figuren. Sie werden untersetzt und gedrungen. Niederländische Steinmetzen, die in Paris und sonst im Dienst der französischen Könige beschäftigt werden, sind offenbar die Träger dieser Neuerung, die sich mit ausgesprochener Neigung zu Wirklichkeitstreue verbindet und vor

dem Derben und Unedlen nicht zurückschreckt. Die Mannichfaltigkeit der Charaktere wird hier, ausgehend von Stammesunterschieden und Rassengegensätzen erobert. Diese Fortschritte gipfeln am Ende des 14. Jahrhunderts und am Anfang des 15. schon in den Leistungen des Holländers Claus Sluter, im Dienst des Herzogs von Burgund zu Dijon. Wer ihre strotzende Fülle und rücksichtslose Wahrheit der Charakteristik unbefangen beurteilt, der wird wol kaum den Mut haben, sie noch — allein den umgebenden Architekturteilen und der zugehörigen Ornamentik etwa zuliebe — mit dem Namen „spätgotische Skulptur" zu bezeichnen. Es ist niederländische Frührenaissance so gut wie die Gemälde der van Eyck, die unmittelbar diesem Vorgang der Plastik folgen. Der niederdeutschen Stammeseigentümlichkeit für das Plastische zugleich und das Charaktervolle danken wir im Verein mit dem kecken Wurf des Burlesken auch in kirchlicher Umgebung, wie er am Hof der französischen Könige beliebt war, das überraschende Hervorbrechen des ganz Individuellen an der Wende noch des alten Jahrhunderts. Und bei der Mischung von Spott und Bigotterie in dieser burgundischen Atmosphäre gedeiht das Auftreten der alten Sonderlinge, die uns als Moses und die Propheten gezeigt werden, noch unbefangener, als in den Bildnissen der frommen Stifter mit ihren Schutzheiligen an der Karthause.

Dagegen steht die deutsche Plastik, zeitlich wie dynamisch weit zurück. Und eben das entspricht wieder dem Wesen unsers Volkes von damals, wie dem ganzen Hergang der heimischen Entwicklung. Aber aufserordentlich beachtenswerte Beiträge für die gleichzeitige wie für die weitere Geschichte der Skulptur diesseits der Alpen, haben die deutschen Stämme doch aufzuweisen. Und zwar müssen wieder grade die innersten Gegenden, die dem mächtigen Einflufs der burgundisch-niederländischen Schöpfungen fremd geblieben, unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ueberall jedoch liegt das Hauptgewicht des plastischen Schaffens auf der Darstellung der zeitgenössischen Personen für die Grabmonumente und schreitet unablässig fort zur vollen Wiedergabe des Individuellen. Diese Tatsache allein genügt für unsre Behauptung, dafs nur die Auffassung als „Renaissance" dem künstlerischen Wert dieser sogenannten spätgotischen Skulptur gerecht zu werden vermöge.

Die Inventarisation der Denkmäler hat überall, in Ober- wie in Niederdeutschland eine überraschende Fülle solcher Werke zu Tage gefördert. Es bedarf nur noch gleichmäfsiger Publikation und durchgreifender Zusammenordnung zu Gruppen des Gleichartigen, um eine stattliche Entwicklungsreihe vor Augen zu stellen. Wie steht allein ein Hans Mueltscher von Ulm in der Mitte dieses Zeitraums da, seitdem sein Altar von Sterzing (1458) veröffentlicht worden![1]) — Das ganze Gebiet der Holzplastik, das sich vorwiegend auf die Altarschreine erstreckt, scheint untrennbar mit der Tafelmalerei verbunden, um so mehr, je deutlicher die Verquickung des Stiles dieser Altarbilder selbst mit dem Wesen der Holzschnitzerei aufgewiesen worden. Und dennoch müssen sie daneben wieder sorgfältig auseinandergehalten werden; denn die Beobachtung der Unterschiede ist nicht minder lehrreich als die der Uebereinstimmung. Auch die italienische Plastik des Quattrocento bleibt ohne stetige Seitenblicke auf Malerei und Goldschmiedsarbeit nur halb verstanden und halb erklärt, obgleich die Macht des plastischen Ideals soviel früher und stärker hervorbricht als bei uns. Die malerische Tendenz, die sich dagegen geltend macht, gewinnt im Norden nur weiteren Umfang und führt zu den seltsamsten Irrungen zwischen den Künsten, zumal in den Reliefs der Altäre, deren Schreinfächer oft mit vollgerundeten Figuren erfüllt sind. Deshalb müssen alle jene Beobachtungen über die Freude am Stofflichen, die Versenkung in Natur und Gebaren des Materials, von denen oben bei der Malerei die Rede war, auch hier ihren Platz finden, zumal da wirkliche Bemalung und Ausstaffierung, nicht selten in ganz transitorischer Auffassung, hinzukommt und die Gränzen verwischen hilft.

Den letzten Schlüssel für die Entfremdung vom eigentlichen Wesen des plastischen Schaffens finden wir jedoch erst bei einer gemeinsamen Betrachtung der Künste in noch weiterem Umfang, d. h. indem wir nicht allein die nächste Nachbarin Malerei, sondern auch die Architektur, von der wir vorhin bei der Gotik ausgegangen, und das gesamte Gebiet der Tektonik und Ornamentik herbeiziehen. Sie alle bieten gemeinsame Züge, die unter dem Gesichtspunkt bildnerischer Gestaltung und ihrer Elemente zusammengefafst werden können. Hier grade stofsen wir auf die

---

1) Kunsthistorische Gesellschaft für photographische Publikationen, Vierter Jahrgang, 1898.

Einzelformen der Einkleidung, auf die künstlerische Ausgestaltung der Werkstücke, auf die Profilierung der Kämpfer und Basen, der Rippen und Simse, auf die Betonung der konstruktiven Funktionen und auf das freie Spiel der Dekorationsmotive, d. h. auf die Kennzeichen, nach denen man gemeinhin noch immer den Stil zu bestimmen pflegt. Grade hier wird unserm Vorschlag, den bisherigen Begriff von „Spätgotisch" aufzugeben oder in strengerem Sinne zu beschränken, der lebhafteste und hartnäckigste Widerspruch begegnen. Es sei deshalb nochmals ausdrücklich erklärt, dafs es uns auf den Namen grade für dies Gebiet der Tektonik und Ornamentik, der handwerklicheren Kleinkunst zunächst garnicht ankommt, dafs die übliche und bequeme Bezeichnung ruhig bestehen bleiben mag, bis genauere Auseinandersetzung und eindringliches Verständnis bessere Einsicht verbreitet haben. Dies zu leisten betrachte ich aber als eine unerläfsliche Aufgabe der Psychologie unsrer deutschen Kunst.

Sollen unsre vorläufigen Winke auch hier von der gotischen Ornamentik im engern Sinne d. h. von der des strengen aber völlig durchgebildeten Stiles ausgehen, so ist ihr Zusammenhang mit dem Bausystem selbst immer anerkannt worden. Das Hausgesetz der Architektur hat sie nicht allein vollständig durchdrungen, sondern ihre Formensprache so völlig assimiliert, dafs ihre linearen wie ihre plastischen Gebilde nichts anderes sind als die Wiederholung der konstruktiven Verbindungen und tektonischen Glieder. In Stabwerk und Mafswerk der Fenster waltet, obgleich in schlanker Gestrecktheit, noch einigermafsen der Ernst des gesetzmäfsigen Aufbaues; wo die nämliche Struktur aber nur die Flächen bekleidet oder in luftig durchbrochener Arbeit nach aufsen tritt, da erscheint dies Zierwerk tatsächlich wie hervorgetrieben durch den Ueberschufs der Kräfte, indes auch hier nur als Wiederholung der nämlichen Motive und Kombinationen, in abermaliger Verkleinerung, wie ein üppiges Spiel im Triumph über die Materie. Nirgends wird die Lehre, als beginne jeder neue Stil in der Ornamentik zu keimen und erobere sich von da aus die übrigen Künste, Architektur und Kunsthandwerk, Plastik und Malerei, so durch den tatsächlichen Gegenbeweis ad absurdum geführt, wie von der Ornamentik des gotischen Stils auf seiner Höhe. Hier ist das Bausystem das Primäre und die Ornamentik das Abgeleitete, ihr Abhängigkeitsverhältnis zur Achitektur ganz unanfechtbar.

Die Anwendung des nämlichen Hausgesetzes auf Plastik und Malerei ist vorhin berührt worden. Diese Einheitlichkeit des Stiles in allen Künsten, die der Gotische wie kaum ein zweiter aufzuweisen hat, — grade dadurch das Spiegelbild der kirchlichen Weltanschauung des Mittelalters in ihrer scholastischen Durchführung — diese straffe Disciplin im Dreibund unter der Hegemonie des Architekten hat aber notwendig einen aufserordentlich starken Verbrauch des gemeinsamen Grundmotives zur Folge. Und was ist dieses künstlerische Prinzip, das die Einheitlichkeit des Schaffens ermöglicht? — fruchtbar und unerschöpflich genug mufs es erschienen sein, da es die „allein seligmachende“ Formel bot. In dem gotischen Bausystem waltet nicht, wie in der klassischen Architektur, das Verhältnis von Kraft und Last, von tragenden und getragenen Teilen unter der Vorherrschaft der Ruhe, sondern der *Bewegung.* Auf dem Moment der Anspannung, des Kraftaufwandes, der gegenseitigen Bedingtheit im Aufrechterhalten des erreichten Aufschwungs liegt der Accent. Auf der Betonung dieses lebendigen Faktors, der Energie, beruht die aesthetische Wirkung. Für den durchwandelnden Betrachter wird es zum Gefühl eines stetigen Hinüber- und Herüberströmens der Kräfte. Die Form aller Glieder dieses Aufbaues ist darauf berechnet, die Streckung der Sehnen die Hauptsache, nicht die Rundung und Fülle des Körpers. Für die Betrachtung und den Genufs dieser echt plastischen Erscheinung, die im antiken Bau so beruhigend überwiegt, ist hier weder Platz noch Mufse. Mit der Verschiebung des Tones auf die Bewegung ist aber das ganze Motiv transponiert. Es ist nicht mehr *plastisch,* sondern *mimisch.* Nicht die Gestalt, sondern die Gebärde ist es, worauf Alles ankommt. Daraus ergiebt sich alles Uebrige als notwendige Folgerung. Das gesamte plastische Interesse, über das die kunstübenden Völker während der Herrschaft der Gotik verfügten, ist durch diese Uebertragung ins Mimische abgelenkt. Für die Gestaltung der Körper in Ruhe, für den Genufs des leiblichen Daseins in selbstgenugsamer Beharrung bleibt kaum etwas übrig. Und diese Transposition ins Mimische bedeutet im Vergleich mit dem echt plastischen Wesen ja nicht mehr und nicht weniger als einen Akt der Verinnerlichung. Hier wird überall an die Gesetze und die Erlebnisse unsrer Nerven, unsrer Seele, unsrer Innenwelt appelliert. Poetische und musikalische Analogieen, Gemütsbewegungen und Vorstellungslauf stellen sich eher ein, als An-

schauungen der Aufsenwelt. Und wenn es gelingt, dies mimische Grundmotiv in Steinmetzenarbeit und Bildwerk zu verkörpern, so ist damit die Gesamtheit der „Artes plasticae“ unter die Herrschaft des Geistigen in uns genommen. Die Bauglieder, die Streben und Bögen, die Dienste und Rippen sind ganz Gebärde, abstrakte Gebärde von unten bis oben. Tritt die Menschengestalt oder ein Tier, eine Pflanze dafür ein, so interessieren ihre Formen nur soweit als sie Träger der Gebärde sind; je ausgreifender diese durch den ganzen Körper geht, desto besser; ist sie nur eine Teilbewegung, so bleibt das Uebrige gleichgiltig und deshalb in der Ausführung schematisch. Nicht das Blatt in ruhiger Lage sondern in gespreizter Spannung, die Knolle im Aufstieg sich emporschmiegend, oder in stark markierter Schwellung, am vollkommensten aber auch spätesten die aufsteigende oder auf und ab fortlaufende Ranke, weil sie von einem Ende bis zum andern in lebendigster Bewegung — sich gebärdet.

Kein Wunder, wenn nach einem solchen Aufwand an Kraft und motorischem Ausdruck, den man in allen Gebieten der bildenden Künste bis hinein in die Erzeugnisse des Handwerks und die kleinsten Ornamente durchverfolgt, sich am Ende die Erschöpfung einstellt, wenn die natürliche Gebärde erlahmt und die künstlich berechnete Spannung an die Stelle tritt. Der Rückschlag gegen das Uebermafs erregten, angestrengten Gebarens ist unverkennbar in dem Stadium, das man Spätgotik nennt. Die Masse des Steins meldet sich wieder in ihrem natürlichen Recht, ja in ihrer trägen Wucht und bleibt unorganisiert bestehen. Die Profile erschlaffen oder verschwinden ganz, der vielfach eingezogene und vorspringende Pfeiler vereinfacht sich im Sinne des Kompakten, räumt dem Rundpfeiler seinen Platz ein, und nimmt die Rippen oder Grate des Gewölbes unvermittelt auf seinen Kämpferrand, der ebenso gut grades Gebälk tragen könnte. Das Gewölbe selbst betont nicht mehr die Stellen wirklicher Spannung, trägt nicht mehr die Funktionen der Kraft zur Schau, sondern verbirgt die Konstruktion unter einem Netz von Scheinrippen, in denen nur die Bewegung ausklingt, wie in einem Spiel. Dort oben in der Höhe, wo der Betrachter nicht unmittelbar, nicht im Bereich der eigenen Tastregion berührt wird, sondern nur mit den Blicken sich ergehen mag, schlingt sich der Reigentanz zu Sterngebilden und einfachen Durchschneidungen der Linien, nicht mehr im Aufschwung zum Scheitel, sondern immer lässiger sich ausbreitend,

wie eine horizontal gelagerte Decke oder ein leicht geblähtes Velarium über den Säulen hin.

Die plastische Dekoration mit Stab- und Mafswerk verliert ihre Straffheit, die Bogenformen werden geschmeidiger, weicher und bequemer, oder sie lassen dem graden Horizontalschlufs der Masse seinen Ernst, nur noch den Uebergang im Winkel vermittelnd. Ueberall wird aus dem Gestein selbst das Rippenwachstum ausgeschieden und auf einzelne bevorzugte Stellen, wie Prachtportale und Fenster verspart. Hier aber gewinnt es bald einen ganz andern Charakter: das Interesse haftet nicht mehr an der gespannten Energie der Bewegung, sondern an dem natürlichen, gleichsam sich selbst überlassenen Wachstum des Pflanzengebildes, mit dessen wirklicher Erscheinung die Aehnlichkeit immer gröfser wird. Die Naturbeobachtung, vom Innenleben auf die Aufsenwelt zurückgewendet, macht sich geltend und nimmt das Motiv in anderm Sinne auf. Bald sehen wir am Mauerwerk, das als tektonische Masse anerkannt dasteht, sich knorriges Geäst von starkem Epheu oder vollrundes Gezweig von andern Bäumen anheften, wie in zufälligem Gedeihen der Vegetation draufsen an Burgruinen oder Kirchhofsmauern. Die gradlinigen Durchschneidungen und Durchkreuzungen in mehrfacher Wiederholung, wie sie vorher und neben diesem vegetabilischen Schmuck auftreten, sind nur das vorbereitende Bekenntnis der Loslösung des Ornaments aus dem innern Zusammenhang mit der Struktur des Baukörpers selber, wie die Netz- und Sterngebilde über den Wölbungen droben. Nur mit dem Unterschied, dafs hier in unmittelbarer Nähe des durchwandelnden Betrachters auch das Dekorationsmotiv mehr mit den Anforderungen an die Tastregion, die Statik und Mechanik unsers eigenen Leibes zu rechnen hat. Der Sinn des Umschwungs kann nicht zweifelhaft sein: es ist der Realismus der *Renaissance*, *nicht mehr* — nach langer Unterbrechung durch die ganz abstrakte Mimik des Linearen und Tektonischen der strengen Gotik — noch *eine letzte Aeufserung* des Naturgefühls, wie es beim Beginn *der Frühgotik* sich geregt hatte.[1])

---

1) Ein Beweis dafür liegt auch in der Geschichte der statuarischen Kunst. Eine Zeit lang sind die Gestalten, oft in übermäfsiger Gestrecktheit ihre Selbständigkeit betonend, doch ohnmächtig im Motiv, wo nicht ganz motivlos; sie halten ihre Attribute ganz äufserlich und

Was vom gotischen Standpunkt aus als Entartung und Verfall geschildert worden ist, das erscheint unter dem Gesichtspunkt der Renaissance als eine Reihe von wolverständlichen Symptomen im Vollzug der Wiedergeburt. Freilich, da der neue Stil, wie wir nachgewiesen haben, mit der Raumbildung anfängt und allmählich die Masse des raumumschliefsenden und raumgliedernden Materials wieder in ihre einfache, sachgemäfse Bedeutung einsetzt, indem sie den Schein eigenen mimischen Ausdrucks abstreift, so bleibt das weite Gebiet der Ornamentik auf lange hin der willkommene Spielraum, auf dem sich das altgewohnte Gebaren in mannichfaltigster Lebendigkeit ergehen kann. Wir anerkennen diese Zone zunächst als neutrale, weil wir nicht den Aberglauben teilen, als müsse die Entstehung des Stiles aus dem Kleinen und Nebensächlichen abgeleitet werden, — machen aber andrerseits darauf aufmerksam, dafs dies zunächst belanglose Formenspiel doch unverkennbar zum Tummelplatz der neuen Sinnesart wird und eine Umdeutung aller Motive aus dem Mimisch-Abstrakten in das Plastisch-Konkrete, aus der innerlichen Bewegung in die äufserliche Erscheinung, aus dem Geistigen ins Natürliche verfolgen läfst. Die ruhige Existenz, das wirkliche Aussehen, der beharrliche Zustand gewinnt überall die Oberhand. Mit dem Begriff der Renaissance, wie wir ihn oben aufgestellt, vermögen wir diesen Symptomen diesseits der Alpen genau ebenso gerecht zu werden wie denen in Oberitalien, der Dekoration der Porta della Carta am Dogenpalast in Venedig oder der Skulpturenfülle des Domes von Mailand, der Terracottaplastik in der Pellegrinikapelle von St. Anastasia in Verona oder den Wandmalereien eines Vittore Pisanello.

So aber begrüfsen wir überall neues Leben, schöpferische Originalität, eine einheitliche durch und durch charakteristische Entwicklung, ohne der Anhänglichkeit für die altgewohnte Formensprache, der langbewährten Treue für das mittelalterliche Erbteil irgendwie zu nahe treten zu müssen. Von selbst ergeben sich aber die Vorteile des durchgehends gültigen Prinzips auch für die Hauptsache, wie bei uns daheim, so auf dem benachbarten Boden Italiens, Frankreichs, der Niederlande und weiter hinaus. Dem oberitalienischen Kirchenbau, an erster Stelle dem Mailänder

---

fremd, während die Draperie sich malerisch ausbreitet und den Zusammenhalt der Gliedmafsen verhüllen darf.

Dom selbst, und dem französischen Palastbau (vgl. auch Musée de Cluny und Maison de Jacques Coeur), den flandrischen Rathäusern, Hallen und Stadtkirchen, den englischen Schlössern und Colleges vermögen wir nur gerecht zu werden, wenn wir sie als Raumgebilde fassen, und meinetwegen der Renaissance, der sie angehören, mit Jakob Burckhardt als spezifischem Raumstil beizukommen suchen.

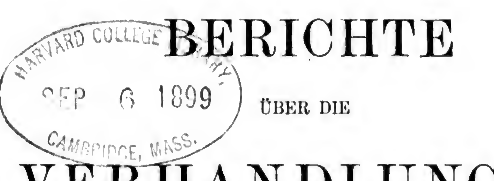
Damit leuchtet auch die Bedeutung des gefundenen Prinzips für die internationale Kunstgeschichte wol in die Augen. Für die ganze Reihe der europäischen Kulturvölker stellt sich die Entwicklung und Entfaltung der Renaissance als ein gleichartiger nur nach der Stammeseigentümlichkeit und der Vergangenheit der Nationen sich differenzierender Vorgang heraus. Der Parallelismus beginnt mit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, gegen dessen Ende die neuen Leistungen überall die Oberhand gewinnen und den weiteren Fortschritt bestimmen. Das italienische Quattrocento findet in Deutschland ebenso, wie in den Niederlanden und sonst, seine Analogie. Auch die kurze Dauer der Hochrenaissance ist gemeinsam; denn die schöpferische Kraft, die sich bis dahin in die Kunst ergossen hat, wird durch andre Momente des nationalen Lebens, hier durch die religiöse Bewegung und das Reformationswerk, dort durch die Staatenentwicklung oder den Aufschwung wissenschaftlicher Erkenntnis absorbiert. Genug, die Ströme teilen sich, und der internationale Austausch verändert ihre Bahnen. Aber als zugehörig zur grofsen Renaissancebewegung erweisen sich auch die Phasen, die wir in der Kunstgeschichte zunächst als Zeitalter des Barock und Rokoko bezeichnen. Erst mit der archäologischen Renaissance, dem Klassicismus, geht die Epoche zu Ende.

Wenn so aber die Einheit vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch das ganze fünfzehnte hin bis zur glücklichsten Blütezeit in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten auch in Deutschland allseitig erwiesen ist, wenn ebenso, wie in Italien ein Lionardo da Vinci, bei uns die Holbein und Vischer, vor Allen aber ein Albrecht Duerer in ihrer Jugendentwicklung noch ganz dem „Quattrocento“ angehören, um in ihrer Reife die „Hochrenaissance“ emporzuführen, so ergiebt sich noch ein Erträgnis der Kunstgeschichte, das auch der Periodisierung der allgemeinen Geschichte

zu Gute kommen mag. Mit seinen augenfälligen Beweisen in der Hand mufs der Kunsthistoriker Einspruch erheben gegen jeden Versuch, beim Beginn des sechzehnten Jahrhunderts einen Einschnitt zu statuieren, der mehr als eine Sonderung zweier Phasen des nämlichen Entwicklungsprozesses bedeuten soll. Wie unsre Geschichte der Reformation gewöhnt ist, bis auf die Entstehungsursachen der religiösen Bewegung zurückzugreifen, die Zeiten der Kirchenspaltung und der deutschen Mystik in ihre Betrachtung hineinzuziehen, so kann und mufs es auch die Kunstgeschichte grade bei der Auffassung halten, der wir hier das Wort geredet haben, zur wahren Durchführung des nationalen Standpunktes, der allen übrigen vorgeht.

INHALT.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

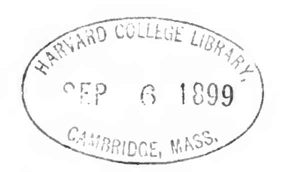
EINUNDFÜNFZIGSTER BAND.

1899.

II.

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER.
1899.

Einzelpreis 1 Mark 60 Pfg.



SITZUNG VOM 4. FEBRUAR 1899.

R. P. Wülker: *Briefwechsel zwischen* Adolf Ebert *und* Ferdinand Wolf.

Beinahe achtundzwanzig Jahre lebte Adolf Ebert hier in Leipzig und wirkte an unserer Hochschule, er zog viele Schüler heran, mit denen er, waren sie ihm näher getreten, gerne und lebhaft verkehrte; und doch können sich selbst seine nächsten Freunde kaum rühmen, über Ebert's Leben irgend etwas eingehenderes vernommen zu haben. Er war ausserordentlich zurückhaltend mit allem, was sein äusseres und inneres Leben betraf: es hieng dies mit seinem ganzen Wesen zusammen. Trotzdem, wie Diez als der beste Kenner romanischer Grammatik und Sprache auf ihren verschiednen Gebieten galt, er als der tiefste Forscher romanischer Literatur der verschiednen Völker zu betrachten ist, und seine Verdienste um die Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert seines Wirkens allgemein anerkannt wurden, so bewahrte er sich doch nach wie vor eine ausserordentliche persönliche Bescheidenheit, durch die er sich schon in Marburg ausgezeichnet hatte. Nicht nur gieng er jeder lauten Anerkennung seiner erfolgreichen Wirksamkeit, jeder öffentlichen Feier seiner Person sorgfältig, fast ängstlich aus dem Wege, wie sich dies vor allem zeigte, als seine vielen dankbaren Schüler seinen siebzigsten Geburtstag im Jahre 1890 feierlich begehen wollten, er nahm auch kein Ehrenamt in der philosophischen Fakultät an[1]): bis zu seinem Lebensende führte er ein stilles Gelehrtenleben.

Jedoch, verlief Ebert's Leben äusserlich auch ruhig, inner-

1) Das einzige Ehrenamt, das Ebert nicht ausschlug, war das des stellvertretenden Vorsitzenden in der philologisch-historischen Klasse der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Er versah dieses Amt von 1883 bis zu seinem Tode 1890.

lich war es reich und bis in die ersten Jahre seines Leipziger Aufenthaltes recht bewegt. Kämpfe für seine wissenschaftlichen Ansichten und seine politische Ueberzeugung blieben ihm durchaus nicht erspart; und welche Mühen und Anstrengungen, welche Ueberlegungen und Erwägungen es kostete, bis der grosse Plan, ein Centralorgan für die neuentstandnen romanischen Studien in Europa und Südamerika zu gründen, ausgeführt war, und zwar nur durch Ebert's unermüdliche Tätigkeit zu Stande kam, dies wussten bisher nur ganz Wenige, und auch diese sind seitdem, kurz nach Ebert, von uns geschieden.

Glücklicherweise aber sind uns noch die Briefe Ebert's an Wolf erhalten, die sich auf das 'Jahrbuch für romanische und englische Literatur' beziehen.[1]) Diese sind von grosser Bedeutung, sowol um Ebert's Leben und Tätigkeit kennen zu lernen als auch an der Hand der Entstehung und Entwicklung des Jahrbuches das allmäliche Aufwachsen der ganzen romanischen Philologie (die allerdings in den fünfziger Jahren noch ein recht kümmerliches Dasein führte) zu verfolgen. Wir sehen beim Lesen der Briefe, die sich vom April 1851 bis Ende des Jahres 1864 erstrecken, wie der junge Gelehrte, nachdem er nach ganz kurzer akademischer Tätigkeit in Göttingen sich im stürmischen Jahre 1849 nach Marburg umhabilitiert hatte, nun in seinem engern Heimatsland voll frischer Hoffnung seine Vorlesungen in der Lahnstadt beginnt und mehr und mehr sein Lehrgebiet ausdehnt. Von Haus aus Historiker, aber durch die geschichtlichen Untersuchungen auf das Studium des Spanischen gebracht[2]), widmete er bald diesem und dem Italienischen, vor allem den Literaturen dieser Sprachen, wie auch der deutschen Kultur- und Literaturgeschichte seine Hauptaufmerksamkeit. Ein geschichtliches Kolleg kündigte Ebert in Marburg überhaupt nur

1) Die Verwandten Wolf's schickten Ebert's Briefe nach Wolf's Tod (1866) an Ebert zurück. Diese Sammlung von 125 Briefen ist wol vollständig erhalten. Wenn sich manchmal ziemlich lange Pausen zwischen einzelnen Briefen finden, so erklärt sich dies meist aus den Briefen selbst. Wolf's Briefe an Ebert sind auf der Leipziger Universitätsbibliothek niedergelegt, wohin auch der vorliegenee Briefwechsel kommen soll.

2) Ebert's Doktorschrift war betitelt: 'Historia Ioannis secundi Castellae regis usque ad pugnam apud Olmedum narrata'. Ihr folgte nach fünf Jahren (1849) ein grösseres Werk: 'Quellenstudien aus der Geschichte Spaniens'.

einmal noch an, im Wintersemester 1850/51, dafür aber tritt neben neuerer deutscher Literaturgeschichte, neben Spanisch und Italienischer Literaturgeschichte, bald eine Vorlesung über das Drama im allgemeinen (Wintersemester 1851/52), eine über die moderne englische Sprache (Sommersemester 1852) und endlich im Wintersemester 1852/53 die 'Geschichte der französischen Literatur', ein schon lange vorbereitetes Kolleg, woran sich bald 'Altfranzösische Grammatik mit besonderer Rücksicht auf die Bildung der Neufranzösischen Sprache' anschloss (Sommersemester 1854). In seinen englischen Kreis nahm er seit 1855 noch die Erklärung Shakespeare'scher Stücke und andrer Englischer Dichtungen (nach Herrig) 1858/59 auf, in den italienisch-französischen Provençalische Grammatik (1857/58) nebst Erklärung ausgewählter Provençalischer Stücke (1858/59) sowie Italienischer Dichtungen (1857/58). Im letzten Marburger Semester folgten dann noch zwei neue Vorlesungen (Nr. 24 u. 25).[1]) Wir sehen, dass es für die da-

---

1) Ebert's Vorlesungen in Marburg waren folgende:
Für 1849 sind noch keine in das gedruckte Vorlesungsverzeichnis aufgenommen.

Sommersemester 1850:

1. Geschichte der deutschen Literatur seit Opitz bis auf unsere Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die sociale und politische Entwicklung der Nation (4stündig).
2. Spanische Sprache (2stündig).

Wintersemester 1850/51:

3. Allgemeine Geschichte von der Eroberung Constantinopels bis zum Tode Carls V., verbunden mit Kritik der wichtigsten Quellen (5stündig).
4. Ueber Schiller und Goethe, vom kulturgeschichtlichen Standpunkte (einstündig).

Sommersemester 1851:

5. Geschichte der italienischen Literatur (2stündig).
   Ferner wieder Nr. 1.
6. Literaturgeschichtliche Societät.

Wintersemester 1851/52:

Wieder Nr. 1.
7. Ueber das Drama (einstündig).
   Wieder Nr. 2.

Sommersemester 1852:

8. Italienisch, mit Benutzung seines in der Kürze erscheinenden Handbuches (4stündig).
9. Englische Sprache (3stündig).
   Wieder Nr. 1.

malige Zeit schon ein recht grosser Kreis von Vorlesungen war, und ausser in Bonn, wo Diez seit 1821 tätig war, wurde auf

---

Wintersemester 1852/53:

Wieder Nr. 8.

10. Geschichte der französischen Literatur (3stündig).

Wieder Nr. 4.

Sommersemester 1853:

11. Die Anfangsgründe des Englischen (wol nicht = Nr. 9) (3stündig).

Wieder Nr. 8.

12. Ueber das Theater des Mittelalters (einstündig).

Wintersemester 1853/54:

Wieder Nr. 2.
„ Nr. 1.
„ Nr. 5.

Sommersemester 1854:

13. Altfranzösische Grammatik mit besonderer Rücksicht auf die Bildung der Neufranzösischen Sprache (2stündig).

Wieder Nr. 8
„ Nr. 4.

Wintersemester 1854/55:

Wieder Nr. 9.
„ Nr. 2.

Sommersemester 1855:

14. Shakespeare's Hamlet und Macbeth erklärt (3stündig).
15. Ausgewählte ältere französische Gedichte erklärt (3stündig).

Wieder Nr. 5.

Wintersemester 1855/56:

Wieder Nr. 9.
„ Nr. 1.
„ Nr. 12.

Sommersemester 1856:

Wieder Nr. 11.
„ Nr. 13.
„ Nr. 12.

Wintersemester 1856/57:

16. Shakespeare's Macbeth und Sommernachtstraum erklärt (3stündig; vgl. auch Nr. 14).

Wieder Nr. 2.
„ Nr. 10.

Sommersemester 1857:

Wieder Nr. 14.
„ Nr. 13.
„ Nr. 8.

Wintersemester 1857/58:

17. Ausgewählte italienische Gedichte (2stündig).
18. Provençalische Grammatik (3stündig).

Wieder Nr. 1.

neusprachlichem Gebiet nirgends soviel geboten als damals in Marburg. Aber allerdings Studenten der neuern Sprachen gab es damals nur wenige, und so begreifen wir sehr wol die Klagen Ebert's während seines ganzen Marburger Aufenthaltes über

---

Sommersemester 1858:

Wieder Nr. 11.
„ Nr. 18.
„ Nr. 10.

Wintersemester 1858/59:

Wieder Nr. 13.
19. Ausgewählte provençalische Gedichte erklärt (nach Bartsch's Chrestomathie; einstündig).
20. Ausgewählte Stücke aus Herrig's British classical Authors (3stündig).
Wieder Nr. 8.

Sommersemester 1859:

21. Shakespeare's Hamlet erklärt (2stündig; vgl. Nr. 14).
Wieder Nr. 17.
22. Geschichte der französischen Literatur des Mittelalters (2stündig; vgl. auch Nr. 10).

Wintersemester 1859/60:

23. Shakespeare's Macbeth erklärt (2stündig; vgl. Nr. 16 u. 14).
Wieder Nr. 8.
„ Nr. 18.

Sommersemester 1860:

Wieder Nr. 21.
„ Nr. 13.
„ Nr. 2.

Wintersemester 1860/61:

Wieder Nr. 9.
„ Nr. 8.
„ Nr. 10.

Sommersemester 1861:

Wieder Nr. 9.
„ Nr. 18.
„ Nr. 17.

Wintersemester 1861/62:

Wieder Nr. 23.
„ Nr. 2.
„ Nr. 13.

Sommersemester 1862:

24. Einleitung in das Studium der romanischen Sprachen und Literaturen (2stündig).
25. Crestien von Troies Roman dou Chevalier au lyon (einstündig).
Wieder Nr. 5.

Dass öfters das gleiche Kolleg zwei Semester hintereinander angezeigt ist, erklärt sich daraus, dass bei der geringen Zahl der Neuphilologen in Marburg manche Vorlesungen nicht gehalten wurden.

seine unbefriedigende Tätigkeit. Dazu kam, dass er unter den damaligen schlimmen Verhältnissen in Kurhessen arg zu leiden hatte. Bei dem allmächtigen Minister Hassenpflug, der von 1850—1855 an der Spitze des Ministeriums stand, und seinem vortragenden Rat und Referenten über die Gelehrtenschulen und die Landesuniversität, Vilmar, dem bekannten Theologen und Literarhistoriker, war Ebert in den Ruf eines Demokraten gekommen. Sicherlich war dieser Vorwurf unberechtigt, allein er wurde die Ursache, dass man sich, unter Hassenpflug-Vilmar, Ebert's Ernennung zum ausserordentlichen Professor im Ministerium eifrig widersetzte.[1]) Dies erkannte der junge Gelehrte bereits 1852 (vgl. Brief 4), ganz deutlich trat dann diese Eingenommenheit gegen ihn hervor, als im Winter 1853/54 ihn der Senat der Universität in empfehlendster Weise zum ausserordentlichen Professor mit Gehalt vorschlug. Es erfolgte auf den Antrag gar keine Antwort aus Kassel, und selbst als der Senat um Ostern 1854 ein neues Schreiben an das Ministerium richtete (vgl. Brief 7), hatte dies ebensowenig Erfolg. Man begreift daher die düstere Stimmung Ebert's in der damaligen Zeit, wie sie sich in den Briefen 4, 5, 7 ausspricht, und das scharfe Urteil in Brief 8; um so mehr, als, wie schon angedeutet, seine akademische Tätigkeit bei der Stellung, die damals die Neuere Philologie im akademischen Studium einnahm, keine irgendwie bedeutende war (vgl. Brief 4). Dass damals der schon im 34. Jahre stehende Gelehrte daran dachte, die akademische Laufbahn ganz aufzugeben und entweder an einer Bibliothek, wie sein Freund Wolf, ein Unterkommen zu suchen oder auch Deutschland ganz zu verlassen, kann man ihm wol nachfühlen!

Zum Glück war gegen Ende des Jahres 1853 gerade Ebert's erstes Werk auf romanischem Gebiete, sein 'Italienisches Handbuch', herausgekommen und fand fast überall die günstigste Beurteilung. Ganz besonders aber gefiel es Ferdinand Wolf. Und da wir sehen, wie rührend Ebert sich stets dem Urteil des ältern Fachgenossen unterwirft, wie er dieses stets, auch noch in spätern Jahren, über sein eignes stellt, so können wir uns denken,

1) Alles, was man Ebert, nach seinen eigenen Mitteilungen an Freunde, etwa vorwerfen konnte, war, dass er einmal einen Brief an Robert Blum richtete. Da Blum bereits im November 1848 erschossen wurde, muss dies Schreiben schon vor Ebert's Habilitation in Göttingen fallen.

wie erfreut Ebert über das gespendete Lob war (vgl. Brief 6). Auch nahm zu dieser Zeit Ebert's ganzes Denken die Gründung eines Centralorgans für alle Gebiete des Romanischen sehr in Anspruch, so dass er darüber seine schlimme aussichtslose Lage vergass (vgl. Brief 8). Die Verhandlungen über das „Jahrbuch“ mit verschiednen Verlegern, der Briefwechsel über dessen innere Einrichtung mit Wolf dehnen sich bis zum Mai 1858, also über drei Jahre, aus. Endlich (Brief 33) konnte Ebert seinem Freunde melden, dass er 'die wichtige Handlung vollzogen und den Verlagscontract über das Jahrbuch unterzeichnet habe'.

Ebert hätte jedoch nicht der überlegende, vorsichtige Mann, der er war, sein müssen, wenn er sich nun ganz der Freude über das Gelingen seines Lieblingsplanes hingegeben hätte. Wol war er sich bewusst, dass jetzt erst die Arbeit anfienge. Bald kamen denn auch nicht nur die gewöhnlichen Verdriesslichkeiten einer Redaktion, dass Mitarbeiter Beiträge versprachen, sie dann aber nicht einlieferten, dass der Verleger übertriebne Ansichten von dem Ertrage einer Zeitschrift hegte und, als er sich darin getäuscht sah, dies den Redakteur entgelten liess u. dergl., sondern als alles glücklich im Gang war und das Jahrbuch in Deutschland wie in Frankreich und Italien Anklang gefunden hatte, brach der österreichisch-italienische Krieg aus. Im Hinblick auf das Jahrbuch, das Centralorgan für alle romanischen Studien in Europa und den andren Weltteilen, verstehen wir Ebert's Befürchtungen in Brief 51 und die Worte in Brief 53: „Mag bei dem ausbrechenden Weltkriege der Himmel das Jahrbuch in seine Obhut nehmen, das die Brüderlichkeit der Nationen zur geistigen Basis hat.“ (Vgl. auch Brief 57.)

Die Bemühungen der Marburger Fakultät, Ebert zum ausserordentlichen Professor zu machen, hatten nach Hassenpflug's Rücktritt endlich Erfolg. Hassenpflug's letzter 'Regierungsakt' war, dass er November 1855 einen früheren Realschullehrer mit 700 Thlr. (für Ebert waren 400 Thlr. beantragt) als ausserordentlichen Professor an der Universität anstellen wollte. Allein dieser Herr lehnte die Berufung ab (Brief 13). Nun trat ein neues Ministerium an die Stelle Hassenpflug's, und Vilmar wurde gleichfalls von seiner bisherigen Stellung entfernt und als Professor der Theologie nach Marburg versetzt. Im März 1856 (Brief 15) erneuerte der Senat nochmals seinen Antrag, Ebert zum Professor zu ernennen. Letzterer selbst machte sich zwar

wenig Hoffnung, wenn er auch 'nicht die Stelle eines ausserordentlichen, sondern eines *ordentlichen* Professors der romanischen Literaturen in ganzer Ausdehnung bis zum englischen Buchstabieren herunter' sieben Jahre lang vertreten hatte (Brief 17). Diesmal kam es aber doch günstiger als Ebert erwartet und zu hoffen gewagt hatte. Nachdem nochmals beim Senat von Kassel aus angefragt worden war, wie es mit den politischen Ansichten des zu Befördernden stände und alle Ordinarien (auch Vilmar?), trotz verschiedenster politischer Meinungen erklärt hatten, dass nichts gegen Ebert vorläge, ernannte ihn der Kurfürst zum ausserordentlichen Professor. (Brief 19.) Obgleich nun Ebert endlich einen Schritt vorwärts gekommen war und festen Fuss in Marburg gefasst hatte, sehnte er sich nach den gemachten Erfahrungen aus Hessen fort. Sein Buch über die 'Entwicklungsgeschichte der französischen Tragoedie' erschien gerade und fand nicht nur in Deutschland (besonders auch bei Wolf), sondern auch in Frankreich grossen Anklang (vgl. Brief 20, 21). Dadurch wurde der Name des Verfassers bekannt. Auch finden sich von da an Kritiken aus Ebert's Feder im „Literarischen Centralblatt" (Brief 22).

Kehren wir nun zur Entwicklung des Jahrbuches zurück! Im Anfang des Sommers 1859 brachte der Krieg in Italien dem Herausgeber eines romanischen Jahrbuches noch manche Besorgnisse, bis der Waffenstillstand und Präliminarfrieden von Villafranca wieder 'bessere Hoffnungen aufkommen' liess (Brief 60). Die folgenden Briefe beschäftigen sich alsdann fast ausschliesslich mit der Redaktion des Jahrbuches und mit den Mitteln, seine Verbreitung möglichst zu fördern (vgl. unter andern Brief 64. 65). Doch fasste Ebert damals schon den Plan zu einem neuen grossen Werke, zu einer „Entwicklungsgeschichte des Dramas und Theaters in Europa bis zur Entstehung der neuen Bühne" (vgl. Brief 59. 61). Von Vorstudien dazu meldet Brief 65. Dass aber auch Anderes damals sein Herz bewegte, beweisen gelegentliche Aeusserungen, wie die bei Gelegenheit des Todes der Schwiegertochter Wolf's (Brief 58), wenn die Stimmung auch nicht mehr so trübe ist, als sie sich in frühern Briefen zeigt (vgl. Brief 28. 46 u. a.). Nach wenigen Jahren ruhigen Fortbestehens des Jahrbuchs trat jedoch wieder die Frage an Ebert heran, was aus der Zeitschrift in Zukunft werden solle. Der Kontrakt in Berlin war auf drei Bände gemacht: im März 1861 kündigten die Verleger für den vierten Band den Vertrag (Brief 84). Es galt daher, einen neuen

Verleger zu finden und dazu machte Ebert allerlei Pläne, wie die Zeitschrift vorteilhafter einzurichten sei (Brief 79. 80. 81. 82), besonders hoffte er, dass der König von Baiern ihr eine Unterstützung zuwende (Brief 85). In Brief 79 spricht er zuerst den Gedanken aus, dass er, wenn das Fortbestehen des Jahrbuches gesichert sei, von der Redaktion zurücktreten wolle. Ueberhaupt verrät dieser Brief wiederum eine recht trübe Stimmung, wenn Ebert auch die Hoffnung auf die Zukunft der Zeitschrift „ganz und gar nicht aufgeben will" (Brief 81), obgleich die Hoffnungen auf die Unterstützung durch Maximilian II. geschwunden waren (Brief 86). Ebert's guter Glaube an die Lebensfähigkeit des Jahrbuches wurde denn auch belohnt: Juli 1861 wurde ein neuer Verlagsvertrag mit der Firma Brockhaus unterzeichnet (Brief 90), und im Dezember desselben Jahres erschien das erste Heft (IV, 1) im neuen Verlag (Brief 95). Das nächste Jahr brachte unerwartet Ebert's Berufung nach Leipzig. In Brief 99 deutete er dem Freunde an, dass man mit ihm von Leipzig aus Verhandlungen angeknüpft habe, und am 15. Juni 1862 (Brief 100) meldet er ihm, 'dass er den Ruf nach Leipzig als Ordinarius für romanische Sprachen und Literaturen erhalten und angenommen habe und gegen Ende September dahin übersiedeln werde.' Zwar hatte man auch jetzt nochmals von Marburg aus (wo Hassenpflug, der erst den 10. Oktober 1862 starb, und Vilmar lebten) versucht, in einem anonymen Brief nach Dresden, Ebert als politisch gefährlichen Mann darzustellen, doch war dieses Schreiben ohne weitern Eindruck geblieben. Schon ehe Ebert nach Leipzig kam, hatte sich mit dem nunmehrigen Kollegen Zarncke ein freundschaftliches Verhältnis angeknüpft, das noch enger dadurch wurde, dass der Neuangekommene in dasselbe Haus zog, und immer mehr zunehmend bis zu Ebert's Tod währte. Der erste Brief aus Leipzig ist vom 26. Oktober 1862 (Brief 104), worin Ebert über das Thema seiner Antrittsvorlesung, die Mittwoch den 29. Oktober stattfand, spricht und über die er im nächsten Brief (Brief 105) berichtet. Als Ebert's Nachfolger wurde Lemcke, bis dahin in Braunschweig, vorgeschlagen (Brief 104. 105) und auch ernannt, allerdings zunächst nur als ausserordentlicher Professor, obgleich der Senat einen Ordinarius wollte.

Die neue akademische Tätigkeit nahm Ebert sehr in Anspruch und daher, besonders da auch manche Misshelligkeiten mit dem neuen Verleger entstanden, fasste Ebert den festen Entschluss,

die Redaktion des Jahrbuches niederzulegen. Mit Schluss des fünften Bandes führte er seinen Plan aus. Sein Amtsnachfolger in Marburg, Lemcke, übernahm nun auch die Redaktion (Brief 121. 124). Mit der Niederlegung dieser Tätigkeit bricht der Briefwechsel ab, nur einundeinviertel Jahr vor Wolf's Tod (der letzte Brief ist vom 27. November 1864). Doch schliesst er nicht, ohne uns noch zwei wichtige Ereignisse zu melden, wichtig für das äussere, und noch mehr für das innere Leben Ebert's.

Ebert's Mutter war mit ihm nach Leipzig gezogen. Nachdem sie schon seit Herbst 1862 gekränkelt hatte, nahm ihre Krankheit einen schlimmen Verlauf und sie starb im Januar 1864 (Brief 117). Wie sehr Ebert an ihr hieng, spricht sich in den schlichten Worten des Briefes aus, und darin, dafs er an ihrer Seite für sich ein Grab kaufte, in dem er nun ruht. Ebert fühlte sich sehr vereinsamt, er bezog noch im Laufe des Jahres eine andere Wohnung, wo er sich nach den neuen Verhältnissen einrichtete.

Das andere Ereignis aber ist, dass Ebert, nachdem er das Centralorgan für die romanischen Studien gegründet hatte, das alle Völker romanischer Zunge verbinden sollte, jetzt aber durch Abgabe der Redaktion, wieder freie Zeit für grosse wissenschaftliche Arbeiten gewonnen hatte, an ein grosses Werk dachte, das in kräftigen Umrissen und in einzelnen Ausführungen vor die Augen stellen sollte, wie die abendländische Kultur und Literatur sich aus der christlich-lateinischen entwickelt hat und mit ihr verbunden ist. Die 'Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande bis zum Beginne des XI. Jahrhunderts' sollte nicht nur die romanischen Völker umschliessen, sondern auch die germanischen. 'Wie die Bildung des Mittelalters eine gemeinsame ist, das Product des Zusammenwirkens der germanischen und romanischen Nationen auf der Basis der aus dem Altertum überlieferten Kultur, und zwar nicht allein der klassischen, römisch-hellenischen, sondern auch der orientalisch-hellenischen d. i. spezifisch christlichen: so ist die Literatur, die aus dieser Bildung hervorgeht, die selbst der Ausdruck derselben ist, auch eine gemeinsame, ein einheitlicher Organismus. Die Geschichte desselben von seinen Anfängen an zu erzählen, ist die Aufgabe, die ich mir gestellt habe: es ist dies die allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters.'[1])

---

1) Vgl. das Vorwort zur 1. Auflage des I. Bandes.

So lässt uns der Schluss des Briefwechsels mit Wolf noch einen Blick in die neue wissenschaftliche Tätigkeit Ebert's tun (vgl. Brief 109. 123). Wie sich des rastlosen Gelehrten wissenschaftliche Tätigkeit in Marburg um das 'Jahrbuch' schliesst, so wurde die 'Geschichte der Literatur des Mittelalters' der Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Denkens und Tuns in Leipzig.[1])

Es war Ebert vergönnt, 1887 dies treffliche Buch zu vollenden und zwei Jahre später den ersten Band noch völlig umzuarbeiten. Damit war zu Ende gebracht das 'grosse Werk, das den ganzen Rest meines Lebens beschäftigen soll' (Brief 123). Vorausahnend schrieb dies Ebert, denn ein Jahr später wurde er von seiner Tätigkeit abberufen. Allein das grosse Werk hat Ebert's Namen nicht nur in Deutschland, sondern in allen Ländern romanischer Zunge berühmt gemacht[2]) und ihn zum Ruhme deutscher Gelehrsamkeit unter die bedeutendsten Literarhistoriker gestellt.

Uebersicht der Briefe Ebert's an Wolf.

1. *27. April 1851.* Dass schon früher Briefe zwischen Ebert und Wolf gewechselt wurden, beweist der Anfang: 'Hochgeehrter Herr! Es ist jetzt gerade ein Jahr fast, als ich Ihr letztes Schreiben empfangen habe. Meine hiesigen Verhältnisse haben mich leider den mir so lieb gewordnen spanischen Studien fast ganz entfremdet und dies ist allein der Grund, warum ich die mir so sehr interessante Correspondenz unterbrochen habe, denn ich hatte Ihnen nichts darzubieten.' Der Briefwechsel wurde jedenfalls dadurch eröffnet, dass Ebert seine Quellenstudien (vgl. S. 78 Anm. 2) an Wolf geschickt hatte. Nun wandte Ebert sich mehr der Deutschen und Italienischen Literatur zu (vgl. die Vorlesungen 1, 4, 5). Das Studium des Romanischen wird in Marburg sehr erschwert, weil die dortige Bibliothek so mangelhaft ist, und Ebert sich daher stets Bücher aus Göttingen, Giessen, Kassel schicken lassen muss.

---

1) Die fünf Abhandlungen, die Ebert in den Abhandlungen und den Berichten der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichte, sind alles Vorstudien zu diesem Werke.

2) Ins Französische wurde es übersetzt von Aymeric und Condamin (3 Bde., Paris 1883—1889).

2. *28. September 1851.* Ebert will die politische Geschichte in seinen Vorlesungen und Studien in Zukunft vollständig liegen lassen und sich der Literaturgeschichte und dem Unterricht der neuern Sprachen ganz zuwenden. Plan zu einem Hand- und Lesebuch der italienischen Literatur. Klassische Stücke aus der Dichtung und der schönen Prosa (doch die dramatische Dichtung soll ausgeschlossen sein). Kurze literarische Einleitungen, worin die Eigentümlichkeiten jeder Periode bestimmt und kurz hervorgehoben werden sollen. 3 Abschnitte: 1. Aelteste Zeit bis auf Lorenz von Medici. 2. Zeitalter der Medicäer bis Tasso einschl. 3. Von da bis zur Jetztzeit. Kurze erklärende Anmerkungen. Im ganzen etwa 30 Bogen, doppelspaltig. Soll mit den provençalischen Dichtern beginnen.

3. *18. März 1852.* Druck des Buches gesichert. Nächste Woche beginnt der Druck. 35 Bogen sollen es werden. Bis Michaelis spätestens beendet. Dank für Wolf's Ratschläge für das Buch. Spanische Studien noch fortgesetzt.

4. *22. Oktober 1852.* Ueber Ebert's akademische Tätigkeit auf ganz unkultiviertem Gebiet. Sie findet Anerkennung an der Universität, doch die Regierung ist gegen ihn und er hat keine Aussicht auf Beförderung, weil er in Kassel als „Demokrat“ verschrieen ist. Mangel an literarischen Hilfsmitteln machen grosse wissenschaftliche Forschungen in Marburg fast unmöglich; daher wird auch die Herausgabe des Italienischen Handbuches verzögert. Doch schon ist ein neuer Plan gefasst: 'eine Geschichte des Theaters im Mittelalter' (vgl. Vorlesung 12) zu schreiben, die sich nicht auf *eine* Nation beschränkt, sondern die Entwicklung des geistlichen und weltlichen Dramas im Mittelalter bei den germanischen und romanischen Völkern zeigen soll. Ausarbeitungen der Einleitungen zum italienischen Lesebuch (vgl. Brief 2). Im Wintersemester 1852/53 will Ebert Geschichte der französischen Literatur lesen (vgl. Vorlesung 10).

Zwischen dem 4. und 5. Brief ist eine lange Zeit verstrichen, doch fehlt wol kein Brief, vgl. Inhalt von Brief 5.

5. *2. September 1853.* Entschuldigung wegen langen Schweigens. Ebert kommt noch auf Wolf's Neujahrschreiben zurück. Er war krank und verstimmt: die Aussichten auf eine einigermassen gesicherte Zukunft sind zerronnen. Nächste Winter bringt Entscheidung, denn da wolle ihn der Senat zum Professor vorschlagen. Die Regierung aber werde ihn nicht bestätigen, ob-

gleich Ebert niemals eine politische Tätigkeit entwickelt habe, wenn er aus seiner liberalen Gesinnung auch nie Hehl gemacht hätte. An andrer Universität aber sei kaum Aussicht, weil Literatur ein Fach, das wenig beachtet werde. Am liebsten würde Ebert Bibliothekbeamter oder verliesse Deutschland für immer, um im Auslande sich anstellen zu lassen. — Uebersendung des Italienischen Handbuches, das ihm aber besonders der vielen Druckfehler wegen auch 'keine reine Freude mache'. Die Studien über das Mittelalterliche Theater werden vielfach durch die Mangelhaftigkeit der Marburger Bibliothek gehindert.

6. *6. Dezember 1853.* Dank an Wolf für den freundlichen Brief und die schmeichelhafte Beurteilung des Handbuches im Literarischen Centralblatt (S. 784 f.), die sehr ausführlich. Der erste Teil des Buches scheint Ebert selbst zu kurz gefasst zu sein. (Er umfasst S. 3—128 einschl. des zweispaltig gedruckten Buches, 2. Teil 129—400 einschl., 3. Teil S. 401—564 einschl.) Ueber Marburger Verhältnisse: ein Ordinariat für abendländische Literatur[1]) schon lange nicht wieder besetzt, Prof. Hinkel, der die neueren Sprachen vertritt, ist nur ausserordentlicher Professor, der nur praktisch, nicht wissenschaftlich gebildet. — Ebert will das altfranzösische Rolandslied übersetzen und mit ausführlicher Einleitung über die Karlsage im Abendlande versehen. *Empfindet sehr den Mangel eines Centralorgans für Romanisch. Dieses soll Wolf gründen.* Dadurch werde die Wissenschaft sehr gefördert werden.

7. *15. August 1854.* Ebert zögerte ein halbes Jahr mit Antwort, da er Wolf nicht immer ein Klagelied vorsingen will. Trotz günstiger Chancen (Prof. Hinkel, vgl. Brief 6, war von Marburg Ostern 1854 weggegangen). Ende des Jahres 1853 wurde Ebert in günstigster Weise als ausserordentlicher Professor mit 400 Thlr. Gehalt vorgeschlagen. Es erfolgte keine Antwort vom Ministerium. Nach Hinkel's Weggang wurde Ostern 1854 der Antrag wiederholt. Auch darauf erfolgte keine Antwort. Ebert leidet tagelang an tiefer Melancholie. — Ebert studierte Wolf's Schrift über 'Lais und Sequenzen', Wolf soll eine Metrik seit Anfang der christlichen Literatur schreiben. Ausführungen dazu. Ebert arbeitet an einer Geschichte der klassischen

---

1) Diesen eigentümlichen Titel führte auch noch Prof. ten Brink in Marburg.

Tragödie der Franzosen. Plan dazu. Um aber auch Unterhalt zu gewinnen, will er Uebersetzungen aus romanischen Literaturen, z. B. Spanischer Novellen machen. Nicht fabrikmässig, sondern mit wissenschaftlichen Anmerkungen und Einleitungen. Kritiken über das Italienische Handbuch, meist anerkennend, doch teilweise recht seicht und flüchtig.

8. *25. März 1855.* Ueber Hessische Verhältnisse, bes. über Vilmar. — Ebert arbeitet über französische Literatur, die er aber nicht über das 16. Jahrhundert fortsetzen will, weil er für die neuere Zeit Studien in Paris machen müsste. Eine Reise dorthin kann er aber jetzt nicht unternehmen. Daher will er besonders die alte Zeit ausarbeiten. Wiederum über ein 'Jahrbuch für Geschichte der romanischen Literatur'. Wolf soll darüber die Oberaufsicht führen und seinen Namen auf den Titel setzen. Alles Geschäftliche will Ebert übernehmen. Ob auch Englisch dazu soll, wolle Wolf entscheiden.

9. *18. April 1855.* Wolf, der früher den Gedanken, eine Zeitschrift für Romanisch zu gründen, als verfrüht betrachtete, will nun in der von Ebert angedeuteten Weise sich an der Herausgabe einer solchen beteiligen. Als Verlag schlägt er die Asher'sche Buchhandlung in Berlin vor. Ausgeschlossen sollen sein rein ästhetische und rein philologische (d. h. grammatische) Arbeiten. Nach Ebert's Plan soll die Zeitschrift in vier Abteilungen zerfallen: 1. Literargeschichtliche Aufsätze; 2. Kritiken; 3. Mitteilungen aus Handschriften; 4. Bibliographie. Ausserdem soll womöglich noch kurz in vier kleineren Aufsätzen (jeder etwa einen Bogen) der Fortschritt in der Literatur der vier Länder (Frankreich, Italien, Spanien mit Portugal, England) vom vergangnen Jahr dargestellt werden. — Weiteres betrifft Wolf's Verhältnis zur Redaktion. — Der Schluss des Briefes enthält interessante Bemerkungen über den mittelalterlichen und modernen Kunststil. Grösserer Individualismus scheint Ebert besonders durch die Reformation und den Humanismus hervorgerufen worden zu sein. Daher war auch das Mittelalter das Zeitalter der Volksdichtungen.

10. *22. Mai 1855.* Verhandlungen wegen des Jahrbuchs mit dem Verleger Cohn in Berlin. Ebert schlägt vor: statt 30—40 nur 25 Bogen, und zwar für 1. und 2. (15 Bogen) 15 Thlr. Honorar für den Bogen, für 3. und 4. (10 Bogen) 10 Thlr. für den Bogen. Es kommen dann noch 50 Thlr. Redaktion und 300 Kosten für Papier und Druck, so dass 675 Thlr. der Band

kosten würde. Da der Verleger nicht mehr als zwei Thaler für den Jahrgang rechnen will, würde er 338 Abonnenten brauchen, um auf seine Kosten zu kommen. Eine Berechnung, die Wolf aufstellte, betrug 730 Thlr. Ausser mit Cohn wurde noch mit Fleischer in Leipzig und mit Kuntze in Hamburg verhandelt.

11. *16. Juli 1855.* Cohn schickt einen Entwurf zu einem Vertrag, der aber Ebert so wenig gefällt, dass er abbrechen will. Besonders widerstrebt ihm, dass Cohn noch mit einem andren Verleger gemeinsam das Jahrbuch verlegen will. — Die Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie wird so umfangreich, dass sie nicht im Jahrbuch erscheinen kann, sondern selbstständig herausgegeben werden muss. Ebert hofft durch dieses Werk bekannt zu werden, daher will er auch weitere Verhandlungen über das Jahrbuch noch aufschieben.

12. *24. September 1855.* Ebert hat dem Verleger Cohn abgeschrieben, doch auf Wolf's Wunsch in einer Form, dass nicht ganz abgebrochen wird, da die Hoffnung, einen andren Verleger zu finden, gering ist. Ebert soll in Zukunft allein die Verhandlungen führen. — Die Entwicklungsgeschichte der Tragödie naht ihrem Ende.

13. *20. Januar 1856.* Pause im Briefwechsel durch allerlei Persönliches. November 1855 ernannte Hassenpflug als letzten Regierungsakt einen frühern Realschullehrer mit 700 Thlr. Gehalt zum Professor der neuern Sprachen, während Ebert vom Senat vorgeschlagen war, doch dieser nahm die Stellung gar nicht an. Neues Ministerium. Bessere Aussichten? Ebert war durch alle diese Aufregungen erkrankt. — Ende Dezember schickt er das Manuskript der Entwicklungsgeschichte an zwei berühmte Leipziger Firmen, die beide ablehnen, weil für 'solch wissenschaftliche Gegenstände zu wenig Interesse in Deutschland sei'. Ebert bittet Wolf um Rat. Ueber das Jahrbuch nächstens ausführlicher!

14. *28. Januar 1856.* Die Entwicklungsgeschichte der Tragödie soll im Verlag von Perthes in Gotha erscheinen, der auch das Jahrbuch in Betracht zieht. Wichtige Aenderung: das Jahrbuch soll nicht als Jahrbuch, sondern als Vierteljahrschrift erscheinen, jedes der vier Hefte von 10 Bogen.

15. *18. März 1856.* Friedr. Andreas Perthes schliesst den Vertrag wegen der 'Entwicklungsgeschichte' ab und gibt auch Ratschläge wegen des Jahrbuchs. Vor allem solle man sich

erst der Mitarbeiterschaft des Auslandes versichern, ehe das Unternehmen ins Leben tritt. — Ebert wird nochmals energisch vom Senat zum ausserordentlichen Professor vorgeschlagen.

16. *8. April 1856.* Perthes selbst will das Jahrbuch nicht in Verlag nehmen. Er schlägt eine bekannte Firma in Leipzig vor. Ebert will noch etwas warten und dann in Stuttgart sein Glück versuchen.

17. *6. Juni 1856.* Die Entwicklungsgeschichte ist bis auf den Titel fertig. Letzterer soll sein: 'Entwicklungsgeschichte der französischen Tragoedie'. Ebert setzt alle Hoffnung auf dieses Buch, um von Marburg fortzukommen. Obgleich der Senat in günstigster Weise sich über Ebert äusserte und nun ein andres Ministerium da ist, so glaubt dieser doch nicht, dass er zum Professor ernannt würde. Er zählt nun die andern bedeutenderen deutschen Universitäten auf, wo aber auch nicht viel Aussicht. Er nähme auch gerne eine Bibliothekstelle an. — Dann verbreitet sich Ebert über Wolf's Primavera. Cohn, wie Wolf mitteilte, hat noch immer Lust, aufs Jahrbuch einzugehen.

18. *16. Juni 1856.* Begleitschreiben zur Uebersendung der Entwicklungsgeschichte an Wolf. 'So empfehle ich mich und mein jüngstes Kind, das etwas zagend zum ersten Male in die grosse Welt tritt, Ihrer freundschaftlichen Teilnahme bestens.'

19. *6. Juli 1856.* Am 5. Juli wurde Ebert endlich zum ausserordentlichen Professor ernannt. Da der Kurfürst sofort die Ernennung vollzog und nichts dagegen einzuwenden hatte, fällt die bisherige Verzögerung desto mehr Vilmar zur Schuld. Doch trotz der endlichen Beförderung sehnt Ebert sich von Marburg weg. Hofft vielleicht auf Göttingen, das ihn besonders seiner reichen Bibliothek wegen sehr anziehen würde. Auf München darf er wol, trotz persönlicher Bekanntschaft mit Geibel, kaum rechnen. — Verbindung mit dem Centralblatt, um Wolf's Primavera anzuzeigen (vgl. S. 248 fg. 1857).

20. *11. August 1856.* Dank für Wolf's Lob über die Entwicklungsgeschichte. Der Absatz des Buches ist zufriedenstellend, doch fürs Bekanntwerden wäre ein eigenes Organ für Romanisch wünschenswert. Ebert beabsichtigt eine Reise nach Gotha, Leipzig und Dresden. — Der Gedanke, aus dem Spanischen zu übersetzen, wird wieder aufgegriffen.

21. *26. September 1856.* Ebert dankt Wolf, dass dieser sein Buch in der Allgemeinen Zeitung angezeigt hat. Die beab-

sichtigte Reise musste wegen Unwolseins aufgeschoben werden. Ein Aufsatz über Romanzenpoesie ist fertig. — Das Jahrbuch will Ebert nicht aus dem Auge lassen. — Ebert kommt auf Leipzig zu sprechen, wo Romanisch gar nicht vertreten sei und ausser altdeutscher und griechischer Literatur keine literargeschichtliche Vorlesung gehalten werde. — Anerkennender Brief du Méril's über Ebert's Buch.

22. *18. November 1856.* Ebert wird dauernd Mitarbeiter am Literarischen Centralblatt (vgl. Brief 19). Der Versuch, einen Verleger für das Jahrbuch zn finden, bleibt ohne Erfolg. — Im Anschluss an Wolf's Primavera schreibt Ebert einen Aufsatz 'Literarische Wechselwirkung zwischen Spanien und Deutschland'.

23. *Silvester 1856.* Die Versuche in Dresden und Leipzig, einen Verleger für das Jahrbuch zu finden, schlagen fehl. Ebert will nun eine Reihe von Aufsätzen von bekannten Fachgenossen sammeln und dann einen Verleger suchen. Wolf's Aufforderung, eine Geschichte der altfranzösischen Literatur zu schreiben, weist Ebert zwar nicht zurück, doch schiebt er die Ausführung hinaus.

24. *2. Februar 1857.* Aufsatz über die Literarische Wechselwirkung zwischen Spanien und Deutschland wurde an Cotta's Vierteljahrschrift geschickt. — Ebert gibt einer jungen Dame Unterricht im Italienischen, und da diese gerne etwas über Metrik wissen möchte, so will er in Briefform eine romanische Metrik mit vielen Uebersetzungsproben verfassen.

25. *15. Februar 1857.* Der Aufsatz in der Vierteljahrschrift ist angenommen. — Ebert fühlt sich körperlich sehr angegriffen, daher will er in Zukunft etwas mehr für seinen Körper tun. Auch will er den Jahrbuchsplan zunächst etwas 'pausieren' lassen.

26. *25. April 1857.* Tiefverstimmter Brief über die Marburger Verhältnisse. — Ein Plan zu einem umfangreichen Aufsatze: 'Die deutschen Universitäten und das Studium der romanischen Sprachen' wird genauer auseinander gesetzt.

27. *1. Mai 1857.* Kurzes Begleitschreiben zur Uebersendung des gedruckten Aufsatzes in der Vierteljahrschrift (vgl. Brief 24, 25) an Wolf.

28. *6. Juli 1857.* Trübe Stimmung. Mit Cotta wieder auseinander. Impertinente Antwort der Buchhandlung. Den Aufsatz über das Studium der romanischen Sprachen will Ebert nun als selbständige Broschüre drucken lassen, doch erbittet er Wolf's Rat. — Streit über eine Kritik von Ebert's 'Ent-

wicklungsgeschichte' in Herrig's Archiv. — Ebert treibt eifrig Provençalisch (vgl. Vorlesung 18) und studiert die Englischen Misterien, bes. die Towneley-Sammlung.

29. *18. September 1857.* Ebert besucht das Seebad in Kiel. Freundlicher Brief von Herrig, der Ebert's Buch von einem andern Recensenten will besprechen lassen. Das Deutsche Museum von Prutz bietet sich zur Aufnahme des Aufsatzes über das englische Misterienspiel an (worin hauptsächlich die Meinung bekämpft wird, als ob das englische Misterienspiel aus Frankreich stamme). Aufsatz über das Verhältnis der historischen Volksromanzen zur Geschichte (dieser Aufsatz war speziell für Prutz bestimmt).

30. *7. Dezember 1857.* Prutz sagt die Aufnahme des Aufsatzes über die englischen Misterien zu. Ebert erklärt, dass bei der Arbeit sehr viel Neues und Interessantes heraus komme, überhaupt für die Geschichte des mittelalterlichen Theaters mannigfache Erläuterungen bringe. Doch ob der Aufsatz nicht zu umfangreich für Prutz wird?

Wolf machte dem König Max von Baiern Vorschläge zur Herausgabe einer vierteljährigen Zeitschrift nach Art des Wiener Jahrbuches. Ebert ist sehr damit einverstanden. Vielleicht könne er dabei ankommen, um so mehr als seine akademische Tätigkeit gar nicht zunimmt. Im Sommersemester 1857 waren an der Marburger Landeshochschule nur fünf Studenten der neuern Sprachen.

31. *5. Februar 1858.* Der Aufsatz über 'Deutschland und Spanien' soll von Millan y Caro übersetzt werden. Der Aufsatz über das Englische Misterienspiel ist zu umfangreich für das Deutsche Museum von Prutz. Wohin nun damit?

32. *20. April 1858.* Nachdem sich Ebert mit dieser Abhandlung auch an Raumer gewendet hatte, der aber keinen Platz dafür hatte, schrieb er an Cohn in Berlin. Dieser erklärt im Antwortschreiben, er habe mit der andern Buchhandlung noch immer den Wunsch, das Jahrbuch zu übernehmen, und fordert Ebert zu neuen Vorschlägen auf. Geschäftlich wäre nur mit *einer* Buchhandlung, und zwar mit der von Dümmler, zu verhandeln. Weitere Vorschläge. Liste der voraussichtlichen Mitarbeiter aufzustellen ist wünschenswert.

33. *15. Mai 1858.* Am 14. Mai wurde der Kontrakt unterzeichnet. Voraussetzung ist, dass Wolf's Name auf dem Titel

steht. Plan, worin sonst Wolf's Tätigkeit bestehen soll. Entwurf eines Programms für die Mitarbeiter.

34. *7. Juni 1858.* Ein Programm in deutscher Sprache wird an Wolf geschickt (auch Wolf's Sohn beteiligte sich als Mitarbeiter), eines in französischer soll demnächst an die auswärtigen Mitarbeiter versendet werden.

35. *24. Juni 1858.* Französischer Prospekt ins Ausland verschickt. Du Méril und andere französische Gelehrte schicken sogar gleich Beiträge. Namen der deutschen Gelehrten angegeben.

36. *27. Juni 1858.* Wolf's Brief ging statt nach Marburg in Hessen erst nach Marburg in Steiermark. Du Méril's Aufsatz (über Wace) soll das erste Heft beginnen. Ueber die Sendung der Korrekturen etc. ins Ausland.

37. *21. Juli 1858.* Wolf's Brief wieder über Steiermark nach Hessen gegangen. Nachdem nach Frankreich Programme geschickt worden sind, sollen auch nach Belgien (Liebrecht), Holland, England, Italien, Spanien und Portugal, wie auch nach Nordamerika (Prescott, Ticknor) und nach Brasilien gesendet werden.

38. *9. August 1858.* Das erste Heft, von du Méril eröffnet, ist unter der Presse. Auch Prospekte für das grössere Publikum verschickt. Beiträge aus Deutschland, z. B. von Dr. Sachs in Berlin.

39. *23. August 1858.* Ungefähr 40 Mitarbeiter haben sich aus den verschiednen Ländern angemeldet.

40. *2. September 1858.* Du Méril's Arbeit (3 Bogen) ist fertig gedruckt und der Anfang von Ebert's Aufsatz über die Misterienspiele. Zu Recensionen kommen noch immer neue Angebote (so von Grein).

41. *16. September 1858.* Ebert bittet Wolf noch um Beiträge (z. B. über den Cid). Der kritische Teil soll auch etwas von ihm enthalten. Auf den Titel wird Wolf's Name gesetzt. Die Verlagsbuchhandlung drängt jetzt.

42. *8. Oktober 1858.* Das erste Heft ist von der Redaktion aus fertig, Wolf hat auch noch einen Beitrag dazu geliefert. Der übrige Teil des Briefes handelt vom neuen Hefte und den Bibliographien, die womöglich von Gelehrten aus dem betreffenden Land geschrieben werden sollen.

43. *19. Oktober 1858.* Klagen über manche Versehen des Verlags.

44. *23. November 1858.* Not um Beiträge für Heft 2, da die deutschen Mitarbeiter zwar Beiträge versprochen, aber nicht geliefert haben.

45. *16. Dezember 1858.* Das 2. Heft ist fertig redigiert. Neue Mitarbeiter melden sich, so Paul Heyse mit einer Abhandlung über Gozzi und Goldoni, Reinhold Köhler u. a. Anerbieten genug, aber ob auch Wort gehalten wird?

46. *10. Januar 1859.* Klage über Marburg. — 3. Heft begonnen. Julius Rodenberg, Schüler von Ebert, arbeitet über das Englische Drama und hat ein interessantes Werk über Wales verfasst. Vorschläge für einen Bearbeiter der englischen Bibliographie.

47. *15. Januar 1859.* Liebrecht bietet eine besondere belgische Bibliographie an. Frage an Wolf, ob eine solche wünschenswert?

48. *6. Februar 1859.* Der Vorschlag für die englische Bibliographie erweist sich als ungeeignet. Es wird nun mit Turnbull verhandelt. Dieser äussert sich sehr günstig über das erste Heft und verspricht eine Besprechung. Lobende Anzeige des Jahrbuches im Magazin für die Literatur des Auslandes. — Ebert's 'Entwicklungsgeschichte' aufs neu, und zwar günstig in Herrig's Archiv angezeigt.

49. *12. Februar 1859.* Die spanisch-portugiesische Bibliographie wird von Millan y Caro unternommen. 3. Heft beginnt.

50. *20. Februar 1859.* Ebert hat Wolf's Aufsatz erhalten, der ganz im 3. Heft erscheinen soll. Aufsatz von Th. Müller über die Romanzen.

51. *9. März 1859.* Ebert leidet an einer Augenkrankheit, dies hindert ihn auch beim Redigieren. Delius (Anzeige der Grammatik von Diez), Wolf's Sohn, Tycho Mommsen (Anzeige der Shakespeare-Ausgabe von Dyce), Halm (v. Münch-Bellinghausen) melden sich als Mitarbeiter. — Der 'leidige drohende Krieg' macht Ebert wegen des Verhältnisses von Deutschland zu Italien und Frankreich Sorgen.

52. *1. April 1859.* Immer noch augenleidend. — Beitrag von Diez. Viele Beiträge sind eingegangen. Der Band muss von dreissig auf vierzig Bogen erhöht werden. Während bisher 16 Bogen für Aufsätze, 4 für Bibliographische Uebersicht, 10 für Inedita und Anzeigen bestimmt waren, soll in Zukunft jedes Heft 10 Bogen umfassen. Der Preis des Bandes soll dann von 3 Thlr. auf 4 Thlr. erhöht werden. Anordnung der Bibliographie.

53. *30. April 1859.* Das Heft ist endlich fertig. Besorgnisse: 'Mag bei dem ausbrechenden Weltkriege der Himmel auch das Jahrbuch in seine Obhut nehmen, das die Brüderlichkeit der Nationen zur geistigen Basis hat. Es verträgt sich schlecht mit diesem wahrhaft miserablen Kriege!'

54. *3. Mai 1859.* Ebert schreibt an Wolf wegen der französischen Bibliographie für das vierte Heft, die Wolf durchsehen soll. Angabe, was alles in einem am 30. April geschickten Päckchen war. Ueber die erste Anzeige von Wolf junior, die im nächsten Hefte erscheinen soll. Ebert fragt um Wolf's Meinung über einen Teil seines Misterienaufsatzes an.

55. *13. Mai 1859.* Anfrage, ob das Päckchen angekommen?

56. *18. Mai 1859.* Ebert bestätigt den Empfang von Wolf's Brief vom 15. Mai, dagegen hat er den vom 10. noch immer nicht. Im späteren Brief sprach Wolf von einem 'grossen Leid', das ihn betroffen habe. Ebert weiss durch den Verlust des frühern Briefes nicht, worauf sich dies bezieht. — Der kurze Brief enthält nur noch Redaktionelles, bes. über Grion's französische Bibliographie. — 'Sein Sie meiner innigsten Teilnahme versichert, was Sie auch betroffen haben mag.'

57. *29. Mai 1859.* Wolf's Schreiben vom 25. Mai wie auch sein Päckchen sind Ebert richtig zugegangen. Beileidbezeugung Ebert's an Wolf, weil dessen Schwiegertochter im Wochenbett starb. — Dank für die Durchsicht der französischen Bibliographie. Ein Nachtrag Cornet's zu der italienischen Bibliographie ging mit Wolf's Brief verloren. Weiteres über die Bibliographien. — Der Krieg schadet dem Jahrbuch. 'Eine gewisse Franzosenfresserei droht ja leider schon wieder einzureissen. Ueberhaupt, es ist eine erbärmliche Welt, wohin man die Blicke richtet.'

58. *8. Juni 1859.* Der englische Jahresbericht (von Turnbull), der wenig dem Zwecke des Jahrbuches entspricht, wird an Wolf geschickt. — Dümmler teilte mit, dass der Ertrag des Jahrbuches noch nicht die Hälfte der Kosten decke. Trotzdem und trotz des Krieges will Ebert, dass jedes Heft um einen Bogen vermehrt werde. — Wieder ein Passus über den Krieg. — Beileidsbezeugung an den jungen Wolf. Als Trost möge ihm dienen: 'dass er doch ein Herz besessen habe, das ihn liebte, welches Glück nicht jedem zu Teil wird.'

59. *22. Juni 1859.* Ueber die verschiednen Bibliographien, deren Herbeibringung und Durchsicht Ebert grosse Mühe machen. Das

Schlussheft muss wol ohne die spanische und englische Bibliographie erscheinen. — Auf Erweiterung der Hefte ging der Verleger nicht ein, in Anbetracht der Zeitverhältnisse ist Wolf auch nicht dafür. Absatz des Jahrbuches ist nicht so übel. Nur der Versand ins Ausland wird genau angegeben. Nach England 13 Exemplare, nach Moskau 12, nach Petersburg 2, nach New-York 6, nach Paris 10, nach Strassburg 2, Brüssel 2, Lüttich 3, Amsterdam 2, Stockholm 4, nach Kopenhagen 1 Exemplar. — Von Deutschland wird nur angegeben: Berlin (10), Hamburg (3) und Bonn (2). — Aus Frankreich kommen viele Anerbieten von Mitarbeitern. — 'Ich trage mich mit der Idee zu einem grössern literarischen Werke über die Geschichte des Dramas. Es ist mir ein wahres Bedürfnis, in dieser tristen Zeit mir eine ideale Welt zu schaffen. Wenn mir dies gelingt, so mag auch der hochfliegende Plan nur eine kleine Maus gebären, die Arbeit verlohnte sich doch!'

60. *13. Juli 1859.* Dank für eine Sendung Wolf's, worin auch dessen 'Studien' sind, die Ebert's freundlich gedenken. Ebert will sie in den Göttinger Gelehrten Anzeigen besprechen. Ebert's Uebersetzung von de los Rio's Aufsatz soll, nachdem Wolf ihn durchgesehen hat, ins nächste Heft kommen. Aufsatz von Halm (von Münch-Bellinghausen), der 'ebenso bedeutend als anziehend' ist, soll möglichst bald veröffentlicht werden. Für den englischen Jahresbericht ist ein andrer Verfasser gefunden. — 'Der durch den so ganz unerwartet eingetretenen Waffenstillstand in Aussicht gestellte Friede lässt für das Jahrbuch bessere Hoffnungen von neuem fassen'.

61. *7. und 8. August 1859.* Der italienische Jahresbericht, der mangelhaft ausgefallen, wird zur Vervollständigung nach Wien geschickt. Der neue englische ist eingetroffen und befriedigend abgefasst. Da viel Manuskript vorliegt, schlägt Ebert vor, dem Jahrbuch ein Supplementheft beizugeben. Klagen über Unordnung in der Druckerei. — Plan Ebert's, eine 'Geschichte des Dramas und Theaters in Europa bis zur Entwicklung der neuen Bühne' zu schreiben (vgl. Brief 59). Schon Vorarbeiten dazu gemacht, bes. über das Verhältnis der Moralitäten zu den andern Gattungen des Schauspiels.

62. *8. September 1859.* Das letzte Heft des ersten Bandes ist durch Trödelei in Berlin noch immer nicht ausgegeben, während bereits an II, 1 gedruckt wird. — Die Besprechung, die ein

Engländer eingeschickt hat, soll in englischer Sprache gedruckt werden, um Engländer anzuziehen.

63. *19. Oktober 1859.* Ueber Frei-Exemplare und solche für Kritik. Aufsatz eines der Verleger eingesendet.

64. *10.—14. November 1859.* Die Abonnentenzahl erreicht im Ganzen 160. In München aber ist nur ein Abonnent, in Dresden, in Frankfurt a/M. keiner, ebenso in ganz Baden keiner. Auch in der französischen Schweiz, in Italien und Spanien hat Niemand abonniert.[1]) Vorschläge zur Erhöhung des Ertrages der Zeitschrift. Wäre nicht der König von Baiern als Protektor für das Jahrbuch zu gewinnen, da er Protektor der historischen Wissenschaften ist? Oder würde er nicht wenigstens 30—40 Exemplare jährlich abnehmen? — Inhalt von II, 2. Allerlei Redaktionsfragen.

65. *2. Dezember 1859.* Freiherr von Schack in München soll für das Jahrbuch interessiert werden, damit er womöglich auf König Max wirkt. Vielleicht auch Heyse. — Weitere Vorstudien über die Moralitäten.

66. *14. Dezember 1859.* Endlich wurde Heft II, 1, das längst fertig, von Berlin ausgegeben. Redaktionsangelegenheiten und Meinungsverschiedenheiten mit den Verlegern.

67. *4. Januar 1860.* Redaktionsangelegenheiten. Herr Cohn sehr gerühmt. Besprechung von Wolf's Studien in den Göttinger Gelehrten Anzeigen von Ebert. Du Méril's Kritik der Studien.

68. *25. Januar 1860.* Die Entscheidung steht bevor, ob die Verleger das Jahrbuch noch fortsetzen wollen oder nicht. Hippeau liefert einen Beitrag, der schon anderswo veröffentlicht wird; prinzipielle Frage daran angeknüpft.

69. *8. Februar 1860.* Grosse Ebbe in Beiträgen zu Heft II, 3, daher hat Ebert selbst einen Aufsatz 'Zur Geschichte der catalanischen Literatur' geschrieben und an Wolf zur Begutachtung geschickt. Seine Besprechung der Studien hat er bereits am 31. Januar nach Wien geschickt. — Ebert's Mutter sehr krank.

70. *18. Februar 1860.* Genügend viele Beiträge für das 3. Heft da, das 2. ist ausgegeben. Ebert's Besprechung der Studien gefiel Wolf sehr gut. Streitigkeiten zwischen Mitarbeitern.

71. *4. März 1860.* Aussicht auf einen amerikanischen Jahresbericht. Schwanken der Abonnentenzahl des Jahrbuches.

---

1) Ein neues Verzeichnis des Absatzes des Jahrbuches in und ausserhalb Deutschlands ist in diesem Briefe enthalten.

72. *21. März 1860.* Redaktionsangelegenheiten.

73. *8. Mai 1860.* Das 3. Heft des 2. Bandes herausgegeben. Reiches Material an kleineren Artikeln vorhanden, von Hippeau, Du Méril, von Th. Müller (Anzeige von Tycho Mommsen's Romeo-Ausgabe), von Diez (Gachet's Wörterbuch), Liebrecht u. A. Doch all dies wird erst in III, 1 erscheinen, da II, 4 für Bibliographien und Jahresberichte bestimmt ist. Ueber die eingesendete spanische Bibliographie wird geschrieben. Der Verf. der englischen Bibliographie macht höhere Honoraransprüche. — Ob das Jahrbuch über den 3. Band hinausbestehen soll, darüber müssen sich die Verleger beim Erscheinen vom III, 2 entscheiden (Anfang des Jahres 1861 voraussichtlich).

74. *23. Mai 1860.* Der spanische Jahresbericht an Wolf geschickt mit Ebert's deutscher Uebersetzung. Dank für Wolf's günstige Beurtheilung von Ebert's Aufsatz über die catalanische Literatur. Glückwunsch zu Wolf's Ernennung zum correspondierenden Mitglied der Berliner Akademie. Gedanke von Ebert ausgesprochen: alle deutschen Akademien sollten in *eine* verschmolzen werden, deren Mitglieder dann *nur* Akademiker ohne weiteren Beruf wären. — Wiederum die Angelegenheit mit Hippeau (vgl. Brief 68).

75. *13. Juni 1860.* Ebert ist ohrenleidend. — Spanische Bibliographie wurde von Wolf, mit wertvollen Bemerkungen versehen, zurückgeschickt. Ebert lobt Wolf als Uebersetzer. Paul Meyer Mitarbeiter am Jahrbuch mit ein paar 'brauchbaren Anzeigen'. Tobler reist nach Italien und will dort auch für das Jahrbuch wirken. March sendet aus Nordamerika einen 'ganz guten' Jahresbericht. Nun sechs Jahresberichte im ganzen vorhanden.

76. *29. Juni 1860.* Ebert ist noch immer leidend. — Ueber die verschiedenen Bibliographien.

77. *20. Juli 1860.* Dank an Mussafia für dessen Besserungen in der italienischen Bibliographie. — Ebert ohr- und magenleidend. — Eine Brasilianische Bibliographie wird in Aussicht gestellt, während die Portugiesische noch immer fehlt. — Von Jahresberichten fehlt noch der festversprochene französische.

78. *26. August 1860.* Der wertvolle belgische und der französische Jahresbericht soll in III, 1 folgen. Dadurch entsteht Platzmangel im Bande 3. Ebert wollte darum eine Bogenvermehrung des Jahrbuches, allein die Verleger gehen nicht darauf

ein. Die Zeitschrift hat 180 Abonnenten, der Verleger braucht, um herauszukommen, 360 Abnehmer. Und doch ist es geradezu unmöglich auf 30 Bogen für alle Literaturen das Nötige zu bieten. Die Mitarbeiter aber werden abgeschreckt, weil die Beiträge gar zu lange liegen, ehe sie gedruckt werden. Sieben Abhandlungen und 14 Anzeigen liegen augenblicklich ungedruckt da. Bei diesem Sachverhalt ist eine hohe Protektion sehr wünschenswert, allein weder Fürsten noch Regierung scheinen sich für das Unternehmen zu interessieren. — Neuer Vorschlag: Ein anderes einträgliches Unternehmen in denselben Verlag zu geben, z. B. eine Bibliothek der Literatur des Auslandes (gute Uebersetzungen von Romanen, Dramen u. s. w.) unter Wolf's, Lemcke's, Liebrecht's, Münch-Bellinghausen's, Paul Heyse's Leitung. Wolf soll seine Ansicht darüber äussern. — Du Méril's Urteil über Ebert's Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie ist 'ungerecht, wenig freundlich, nicht einmal höflich'.

79. *30. September 1860.* Das letzte Heft des 2. Bandes wurde verschickt. Der Fortbestand des Jahrbuches kann allein durch die Unterstützung eines Fürsten gesichert werden. Ebert will sich an König Max von Baiern wenden. Er verspricht sich zwar wenig davon, doch will er alles Mögliche für die Erhaltung der Zeitschrift tun. Jedoch wenn das Fortbestehen des Blattes gesichert ist, dann will Ebert von der Redaktion zurücktreten, höchstens noch als nomineller Redakteur dastehen. Doch auch dann nur, wenn ein passender Redakteur gefunden ist. 'Jetzt zurückzutreten wäre Desertion.' Wie hier Ebert wenig Hoffnung hat, so auch sonst. 'Ich erwarte in keiner Sache mehr etwas von der Zukunft. Um dahin zu gelangen, muss man allerdings in Hessen geboren sein. 40 Jahre mit 300 Thlr. Gehalt (noch unter Abzug von 20 Thlrn. jährlich für die Wittwenkasse!). Vor drei Jahren wurde in ehrenvollster Weise eine Zulage von 100 Thlrn. vorgeschlagen und noch keine Antwort darauf ist da.' — Von Paul Heyse wurden Uebersetzungen spanischer Romanzen für das Jahrbuch eingeschickt.

80. *23. Oktober 1860.* Streit zwischen Ebert und Du Méril beigelegt. — Wolf will das Gesuch an König Max auch unterschreiben, Ebert spricht ihm dafür seinen Dank aus.

81. *23. Dezember 1860.* III, 1 wird übersendet, das endlich fertig geworden ist. Die Verleger wollen das Gesuch an den König von Baiern nicht unterschreiben, dann will es Ebert aber

auch nicht, da alsdann zu fürchten ist, dass auch bei gewährter Geldunterstützung die Verleger sich damit nicht zufrieden geben und das Fortbestehen des Jahrbuches garantieren. Der Preis des Jahrbuches sollte auch erhöht werden und andere Pläne zur vorteilhafteren Einrichtung gefasst werden. Vielleicht auch auf die Germanistik ausgedehnt werden als 'Jahrbuch für germanische und romanische Philologie'. Unter der Hand könnte man sich vielleicht nach einem andern Verlag umsehen. 'Ich gebe ganz und gar *nicht* die Hoffnung auf, in irgend welcher Gestalt das Jahrbuch zu erhalten.'

82. *7. Januar 1861.* Wolf schlug vor, wegen der bei König Max vorzunehmenden Schritte, sich zuerst an Freiherrn von Schack zu wenden. Ebert stimmt bei. — Grosse Anschaffungen in spanischer Literatur werden auf der Münchener Bibliothek gemacht.

83. *15.—19. Januar 1861.* Redaktionelles.

84. *6. März 1861.* Das 'Jahrbuch' ist von den Verlegern für den Schluss des 3. Bandes gekündigt worden in einem ganz kurzen Brief. Ebert bedauert sehr in seinem Brief nach Berlin, dass vom Verlag vorher gar keine Verständigung mit dem Herausgeber versucht worden sei. — Versuch, Unterstützungen vom König von Baiern zu erlangen. Wie Wolf schrieb, bemühten sich Schack und Heyse schon darum, doch für 1861 ist kein Geld mehr zur Disposition. Allerdings wäre Unterstützung auch erst für 1862 nötig. Wäre diese erlangt, auch nur auf zwei Jahre, so würde sich viel leichter ein Verleger finden. Ebert denkt an Brockhaus. Er will nochmals an Heyse schreiben und ihn bitten, sich dem Herrn von Schack gegenüber für die Sache des Jahrbuchs zu verwenden.

85. *12. April 1861.* Heyse hat mit Schack verhandelt. Ebert schrieb am 7. März nochmals an ihn. Nach dem gewöhnlichen Geschäftsgang ist zwar vor Herbst nichts zu machen, doch vielleicht gelingt es, 'auf einem direkteren Wege dafür zu wirken'. Bald will Heyse Näheres darüber nach Marburg schreiben. Brockhaus als Verleger soll im Auge behalten werden. Lemcke in Braunschweig interessiert sich sehr für die Erhaltung des Jahrbuches. — Dümmler hat noch einen ausführlichern Brief an Ebert geschrieben. Vielleicht wäre die Firma, wenn in Zukunft das Unternehmen unterstützt würde, nicht abgeneigt, es noch im Verlag zu behalten, allein, für das Jahrbuch wäre es möglicher-

weise gut, wenn es in andere Hände überginge. Brockhaus gäbe vielleicht dem Ganzen einen neuen Aufschwung. — Allerlei Redaktionelles.

86. *11. Mai 1861.* Ebert sendet an Wolf einen Entwurf zu einem Brief an Brockhaus wegen des Verlages. Diesen soll Wolf, wenn er ihm zusagt, unterzeichnen, sonst nach Gutdünken daran ändern. Der Unterstützung des Königs von Baiern wird darin nicht mehr gedacht, weil nach Heyse's Brief (Ende April) die Hoffnungen darauf geschwunden sind. Während ein Werk wie das von Gätschenberger unterstützt wird, will man nichts für das Jahrbuch thun. Etwa weil es in Berlin erscheint? Aber der Literaturgeschichte, der die Zeitschrift besonders gewidmet ist, wird in der 'Geschichte der Wissenschaften', die König Max ins Leben rufen will, gar nicht gedacht. Soll sie dort am Ende nur Anhängsel der Aesthetik werden?? — Redaktionelles.

87. *20. Mai 1861.* Sehr günstiger Brief von Brockhaus. Ebert will nun die Vertragsbedingungen genau formulieren und nach Leipzig schicken. Sobald der Vertragsentwurf dann aus Leipzig kommt, will ihn Ebert an Wolf senden.

88. *2. Juni 1861.* Redaktionelles.

89. *12. Juni 1861.* Brockhaus erklärt sich bereit, den Verlag des Jahrbuches zu übernehmen und nimmt die Ebert'schen Vorschläge alle an. — Das Jahrbuch hatte während des 2. Jahrganges 211 Abonnenten. Ueber ihre Zahl während des 3. Bandes lässt sich noch nichts feststellen. Hoffnung ist vorhanden, dass das Unternehmen neuen Schwung bekommt. Für den neuen Band, den ersten bei Brockhaus, will Ebert besonders gute Artikel haben. Daher bittet er Wolf, über den 'südamerikanischen Roman' zu schreiben. Pey liefert hoffentlich seinen Aufsatz über die deutschen und französischen Fassungen der Haimonskinder. Wünschenswert wäre ein recht interessanter Artikel auf englischem Gebiet.

90. *12. Juli 1861.* Vor einigen Tagen wurde der Kontrakt mit Brockhaus vollzogen. Dümmler sprach seine Freude aus, dass ihm eine so angesehene Firma nachfolgt. Brockhaus erfüllte alle Bedingungen Ebert's. Vorschläge für das 1. Heft des 4. Bandes.

91. *29. Juli 1861.* Wolf schickt einen Beitrag für IV, 1. Ebert dankt ihm dafür. Klage, dass III, 3 immer nicht erscheint durch Zögern der Verlagsbuchhandlung. Dadurch glauben manche Mitarbeiter, das Jahrbuch erscheine nicht weiter und

werden lässig. — Besuch des Verlegers Brockhaus in Marburg. Es soll ein besonderer Geschäftsführer für das Jahrbuch, Trömel, bei Brockhaus eingesetzt werden. Ebert setzt grosse Hoffnungen auf die Zukunft des Jahrbuches.

92. *31. August 1861.* Endlich wurde III, 3 ausgegeben. Vorbereitung zur Bibliographie III, 4.

93. *6. Oktober 1861.* Redaktionelles. Obgleich jetzt Herbst, auf den sie seinerzeit wegen Unterstützung Baierns vertröstet wurden (vgl. Brief 85), macht sich jetzt Ebert wenig Hoffnung, um so weniger, als Heyse sich gerade seiner kranken Frau wegen auf Wochen in Meran befindet.

94. *6. Dezember 1861.* Der Vorlesungen wegen und aus anderen Ursachen kam Ebert lange nicht zum Briefschreiben. III, 4 ist schon seit drei Wochen fertig, allein die Verleger geben es nicht aus. — Ebert nimmt hier Gelegenheit, sein politisches Bekenntnis an Wolf zu schreiben. Er sei 'Austrophile'. 'Ich schätze überhaupt die Süddeutschen höher als die Norddeutschen, und nichts ist mir mehr zuwider als das wahrhaft sterile Preussentum. Einen Wunsch habe ich nur: dass es Oesterreich gelingt, von dem Concordat sich zu befreien, dann wird das deutsche Element mit Leichtigkeit alle anderen niederhalten, und, wenn sie es nicht anders wollen, seine Herrschaft fühlen lassen.' — Ebert bittet Wolf, da Manuskriptmangel sei, wenigstens eine Buchanzeige einzuschicken, denn 'Ihre Anzeigen wiegen Aufsätze von andern auf'.

95. *17. Dezember 1861.* Heft IV, 1 an Wolf geschickt. Geschäftliches.

96. *15. Januar 1862.* Redaktionelles. — Das letzte Heft, das in Berlin erscheint, die Bibliographien u. s. w. enthaltend, wurde endlich ausgegeben.

97. *4. Februar 1862.* Klagen über Unregelmässigkeiten im Geschäftsbetrieb bei Brockhaus. — Ebert will, um sich wieder einmal in der französischen Konversation zu üben, in den nächsten Ferien nach der französischen Schweiz gehen. Da Wolf's Schwiegertochter dort geboren war, fragt er diesen um nähere Auskunft über die dortigen Verhältnisse.

98. *3. April 1862.* Grosser Mangel an MS. zu IV, 2, da verschiedene versprochne Aufsätze nicht eingelaufen. Doch traf die spanische Bibliographie ein, die nun abgedruckt werden soll. Ueberhaupt sollen in Zukunft nicht alle Bibliographien im 4. Hefte abgedruckt werden, weil sie zu umfangreich sind.

99. *7. Mai 1862.* Weitere Erkundigungen über den Aufenthalt in der französischen Schweiz. — Ebert arbeitet ein neues Kolleg aus „Einleitung in das Studium der romanischen Sprachen“ (vgl. Vorlesungen Nr. 24). Fragt bei Wolf über einiges, bes. über spanische Mundarten, an. — In Wien fand ein Briefdiebstahl statt, darunter auch einige Schreiben, die sich auf das Jahrbuch bezogen. — 'Noch zum Schlusse, aber im strengsten und engsten Vertrauen; in Leipzig hat man beschlossen, einen Lehrstuhl für romanische Literatur zu gründen, und mich unico loco vorgeschlagen. Wird etwas daraus, so freut es mich sehr in grössere Nähe zu Ihnen zu kommen, und meine erste Ferienreise von dort würde nach Wien sein.'

100. *15. Juni 1862.* Ebert teilt Wolf mit, dass er den Ruf nach Leipzig erhalten und angenommen habe. Gegen Ende September will er dahin übersiedeln. Wenn auch dort nicht alles nach Wunsch, so hofft er doch dort in eine für seine wissenschaftliche Tätigkeit vorteilhaftere und bequemere Lage zu kommen. Programm für die Vorlesungen in Leipzig. — Das Erscheinen des 2. Heftes wird verzögert durch Brockhaus. Hoffentlich werde sich dies ändern, wenn Ebert in Leipzig.

101. *25. Juni 1862.* Abrechnung zur Geldsendung an Wolf und dessen Sohn.

102. *24. Juli 1862.* Die Besorgung der Hefte bei Brockhaus geht auch nicht schneller als bei Dümmler. — Ueber die Wohnung in Leipzig, die Zarncke für Ebert mietete. Vor der Reise nach Leipzig will Ebert womöglich noch in die französische Schweiz. — Berufungsgeschichte Heppe's nach Wien, die in Marburg viel Aufsehen macht.

103. *4. August 1862.* Als Nachfolger Ebert's in Marburg wurde Lemcke vorgeschlagen. Allerdings soll er nur Extraordinarius (wenigstens zunächst) werden, aber mit 400—500 Thlrn. Gehalt. Lemcke privatisierte bisher in Braunschweig, doch vielleicht lockt ihn die akademische Stellung. Erkundigungen über ihn bei Wolf.

104. *26. Oktober 1862.* Dies ist der erste in Leipzig geschriebne Brief, nachdem Ebert schon 14 Tage in Leipzig ist. Die Schweizer Reise musste wegen Unwolsein von Ebert unterbleiben, dann wurde seine Mutter schwer krank. — Ueber seinen Leipziger Aufenthalt. Vorlesungen und Antrittsvorlesung. — Das 3. Heft kommt nun in den nächsten Tagen heraus. — Für Lemcke wurde vom Senat ein Ordinariat vorgeschlagen.

105. *22. November 1862.* Durch schwere Krankheit des Herrn Trömel, des Geschäftsführers für das Jahrbuch bei Brockhaus (vgl. Brief 91), wird die Ausgabe der Hefte stark verzögert. — Dank, dass Wolf seine Photographie an Ebert schickte. Ebert verspricht seine dagegen.[1]) — Ebert erwartet Wolf's Werk: 'Brésil litéraire', das er im Literarischen Centralblatt anzeigen will. — Redaktionsangelegenheiten. — Klagen über die Leipziger Universitätsbibliothek, die 'in unserm Fach gar schwach' ist. — Vor vierzehn Tagen hielt E. seine Antrittsvorlesung: 'sie scheint nicht missfallen zu haben'. Zum Druck wäre sie aber erst sehr stark umzuarbeiten. Auch hat E. jetzt eine andre Arbeit über die Italienischen Misterien unter der Feder, die er für Heft V, 1 des Jahrbuches fertig zu stellen gedenkt. — Das Leipziger Leben erscheint ihm nach Marburg sehr angenehm, bes. auch die vielen Kunstgenüsse, die dort geboten werden. 'An Zarncke habe ich einen wahren Freund gefunden.'

106. *24. Dezember 1862.* Ebert schickt seine Photographie an Wolf.[2]) — Lemcke wurde nun definitiv als Ebert's Nachfolger als ausserordentlicher Professor mit 600 Thlr. Gehalt vorgeschlagen. Ebert hofft, dass Lemcke annimmt. — Ebert ist sehr angestrengt mit seinen Vorlesungen, so dass auch der Misterienaufsatz (vgl. Brief 105) nicht vorwärts geht. Er will sich bald dem Kultusminister in Dresden vorstellen und bei dieser Gelegenheit sich die Dresdener Bibliothek ansehen.

107. *14. Februar 1863.* E. hat Wolf's Brésil erhalten (Brief 105), aber wegen vieler Arbeiten noch kaum angesehen. — Redaktionelles. Trömel (Brief 105) starb am Neujahrstag.

108. *28. Februar 1863.* Empfang von Wolf's Aufsatz angezeigt. Ebert hat sehr viel für seine Kollegien zu tun.

109. *28. März 1863.* Ebert ist krank und hat mancherlei Unannehmlichkeiten mit der Redaktion. — V, 1 ist schon seit vierzehn Tagen ausgegeben, aber Ebert hat es selbst noch nicht zu sehen bekommen! — Ueber einen neuen Mitarbeiter, Dr. Knust, schon ein Vierziger, der Lehrer und Pfarrer in der französischen Schweiz

---

1) Persönlich lernten sich beide Freunde nie kennen, da die (Brief 100) angekündigte Reise nicht zu stande kam (vgl. Brief 104) und später sich auch keine Gelegenheit zu einer Begegnung fand.

2) Es war die in ganzer Figur (Ebert hätte lieber Brustbild gehabt), die in der Sammlung von Bildern der Professoren in der Hinrichs'schen Sammlung erschien.

war und sich jetzt bes. dem Studium des Spanischen zugewendet hat. Er reist nun nach Italien, um sich dort längere Zeit aufzuhalten.[1]) — Bartsch übernimmt die Herausgabe eines Altfranzösischen Lesebuches, im ganzen nach Ebert's Entwurf, den dieser früher gemacht hatte. Ebert's Urteil über Bartsch. Wolf soll zu dem Lesebuch auch noch seine Ratschläge erteilen. — Ebert macht Studien zu einer 'Allgemeinen Geschichte der Literatur des Abendlandes'. Diese schreiten langsam, aber stetig fort. Zunächst wird Prudentius behandelt.

110. *11. Juli 1863.* Es liegt hier eine lange Zeit zwischen diesem und dem vorigen Briefe. Aber da Ebert wieder in niedergedrückter Stimmung war, so braucht kein Brief zu fehlen. 'Ich gestehe Ihnen, dass mein Interesse am Jahrbuch auf den Gefrierpunkt gefallen ist, und hätte ich bloss meiner Neigung zu folgen, so würde ich meinerseits das Unternehmen, das fast nur noch Aergerlichkeiten mit sich bringt, auf der Stelle aufgeben.' — Da des Leipziger Turnfestes wegen die Vorlesungen diesmal schon Ende Juli geschlossen werden, so will Ebert dann gleich Wolf's Brésil genau durchlesen und für die Allgemeine Zeitung anzeigen. Lemcke wird es für das Centralblatt und ausführlicher für das Jahrbuch anzeigen. — Lemcke gefällt es gut in Marburg, doch seine akademische Tätigkeit ist unbedeutend. — Dr. Lampe (Inhaber der Vogel'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig) möchte eine französische und eine englische Litteraturgeschichte, jede von 100 Bogen, verlegen. Den ältern Teil des französischen Bandes soll Micheland, den neuern Morel machen, den englischen will Lemcke übernehmen. Lemcke plant ein Handbuch der ganzen französischen Literatur als Seitenstück zu dem von Ebert über die italienische, also ganz angelegt wie dieses, nur soll es noch ein Wörterbuch enthalten. — Ueber Gosche's 'Jahrbuch', zu dessen Mitarbeiterschaft der Herausgeber Ebert persönlich aufforderte. Ebert's Ansicht darüber. — Brockhaus hat sich wegen seiner Biblioteca (Sammlung von italienischen und spanischen Autoren) an Ebert gewendet, dieser bittet Wolf um Ratschläge.

111. *21. Juli 1863.* Hoffmann hat wegen eines Altfranzösischen Lesebuches an Wolf und dieser an Ebert geschrieben. Dr. Lampe

---

1) Es ist derselbe Dr. Knust, der testamentarisch der Philosophischen Fakultät zu Leipzig die reiche Schenkuug vermacht hat, die bes. Förderung der spanischen Studien bezweckt.

ist bereit, neben seiner französischen Literaturgeschichte ein solches Werk auch in Verlag zu nehmen, wenn es als Ergänzung zur Literaturgeschichte bearbeitet wird. Hoffmann soll deshalb an Lampe schreiben. Die einzelnen Stücke sollen literargeschichtliche Einleitungen haben, vielleicht mit Hinweis auf Micheland, aber Hoffmann müsste dann bald mit seinem Werke beginnen. — Ueber die Besetzung einer Professur für neuere Sprachen in Münster.

112. *7. September 1863.* Ebert's Urteil über die Schrift 'Brésil littéraire' von Wolf. Lemcke will zu Studien für seine englische Literaturgeschichte in den nächsten Tagen nach London reisen. Dr. Lampe besuchte ihn in Marburg. Hoffmann wandte sich an Dr. Lampe wegen des Altfranzösischen Lesebuches. Plan des Buches gut, doch zu breit angelegt: 60 Bogen Text und etwa 20 Bogen Wörterbuch. Auch sonst spricht Ebert noch einige Bedenken aus.

113. *15. Oktober 1863.* 2. Heft des 5. Bandes vom Jahrbuch fast fertig gedruckt, darin unter anderen Zarncke's Aufsatz über Brut y Tysilio, ein Abdruck des Antichrist von Rich. Morris und Ebert's Anzeige von Wolf's Brésil. — Ebert bereitet ein neues Kolleg für den Winter vor: Chrestiens Löwenritter (vgl. Vorl. 25). Viel ist darin zu erklären, da Holland wenig für die Erklärung in seiner Ausgabe getan hat; wegen Aufklärung über einige Stellen fragt Ebert bei Wolf an. Auch arbeitet Ebert ein andres Kolleg aus: 'Altfranzösische Literaturgeschichte, mit Berücksichtigung der französisch-lateinischen, und von der Kulturgeschichte aus betrachtet.' — Weiteres über Hoffmann's Lesebuch.

114. *8. November 1863.* Ebert's Mutter war bedenklich erkrankt, doch befindet sie sich etwas besser. — Ebert dankt Wolf für die Beantwortung seiner Anfragen.

115. *23. November 1863.* Geschäftliches und Redaktionelles.

116. *19. Dezember 1863.* Wichtige Verhandlungen über das Jahrbuch mit Brockhaus. Ebert hat 'Lust und Liebe zur Redaktion verloren'. Für sein grösseres Werk will er frei sein. Doch soll das Jahrbuch, womöglich, gehalten werden, Wolf soll daher einen andern Redakteur vorschlagen. — Es ist wieder von einem ältern Herrn die Rede, der auf spanischem Gebiete eine Dissertation schreiben will.[1])

---

1) Selbstverständlich ist hierunter nicht Dr. Knust zu verstehen, der, als er mit Ebert bekannt wurde, bereits Doktor war (vgl. Brief 109).

117. *27. Januar 1864.* Am 16. Januar starb Ebert's Mutter in Leipzig. — Verhandlungen mit Brockhaus, der sich nur auf *ein* Jahr für das Jahrbuch noch verpflichten will. Ebert schreibt ihm daher ab und verharrt auch auf nochmalige Anfrage dabei. Er hat einen Plan für ein andres Unternehmen, das 'alles Wichtige im Jahrbuch ersetzen' werde. Nächstens will Ebert ausführlicher darüber schreiben. Augenblicklich ist er durch die letzte Krankheit und den Tod seiner Mutter sehr angegriffen und halbkrank. Ebert bittet, Wolf möge seinen Aufsatz über die neuesten Leistungen in der Spanischen Literatur für das neue Unternehmen noch zurück behalten.

118. *15. Februar 1864.* Vorschlag Mussafia's, das Jahrbuch an einen Wiener Verleger mit Unterstützung der Wiener Akademie zu bringen. Mussafia will dann unter Ebert's Leitung das Blatt redigieren. Ebert will dagegen ganz von der Redaktion zurücktreten, Ferdinand Wolf soll die Oberleitung übernehmen, sein Sohn und Mussafia sollen in Wirklichkeit redigieren. Dadurch wird das Unternehmen ganz nach Oesterreich gelegt und erhält leichter eine Staatsunterstützung. Ebert will nicht mehr redigieren, weil ihm in Leipzig gar keine Mithelfer zur Seite stehen; auch fühlt er sich durch den Tod seiner Mutter noch immer sehr angegriffen. Die Oesterreichische Regierung könnte schon durch regelmässige Entnahme von 50 Abzügen viel nützen. Dann fände sich auch leicht ein Verleger.

119. *16. März 1864.* Da Brockhaus gerade mit Wolf über ein andres Unternehmen unterhandelt, so bittet Ebert seinen Freund, dies benutzend doch von dem Verleger die genaue Zahl der Abonnenten zu erfahren, damit man mit einem andern Verleger verhandeln könne. Er will noch immer das Jahrbuch nach Wien bringen.

120. *5. April 1864.* Ueber österreichische Verhältnisse. Wolf schrieb, dass keine Hoffnung vorhanden sei, dass das Jahrbuch nach Wien kommen könne, ohne weitere Gründe anzugeben. Ebert ist nicht abgeneigt, weitere Schritte wegen Verleger und Redakteur zu tun, er selbst aber will, wenn irgend möglich, die Leitung niederlegen. Anfrage, ob Wolf bereit sei, wenn ein neuer Verleger gefunden, mit seinem Sohne und Mussafia das Jahrbuch zu redigieren? Im bisherigen Verlag könne das Jahrbuch nicht mehr bleiben, damit stimmten auch Ebert's Leipziger Freunde überein.

121. *16. Juni 1864.* Es ist noch keine bestimmte Antwort da, weder von Lemcke, ob er Redakteur werden will, noch von Brockhaus, ob er unter neuer Redaktion das Blatt behalten will. Ein neuer Redakteur ist auf alle Fälle notwendig. Dr. Lampe lehnte aus persönlichen, aber triftigen Gründen den Verlag ab. 'Lehnt Lemcke als Redakteur ab, dann ist es mit dem Jahrbuch zu Ende.' Ebert fühlt sich seit dem Tod seiner Mutter vereinsamt, er will sich daher an einer grossen Arbeit aufrichten. Nachdem er den Kreis seiner Vorlesungen abgeschlossen hat, hindert ihn nur noch die Redaktion daran. Vom fünften Bande ist nur noch das letzte Heft zu bringen, dann kann er abschliessen.

122. *Marburg, d. 3. September 1864.* Auf einer Ferienreise hält sich Ebert einige Wochen in Marburg auf und macht dort die Bibliographie für Band 5 Heft 4 fertig. Verschiedne geschäftliche Anfragen. Wenn Lemcke die Redaktion des Jahrbuches übernimmt, so ist doch Aussicht vorhanden, dass die Zeitschrift bei Brockhaus bleibt, in diesem Fall hat Ebert nichts dagegen einzuwenden.

123. *Marburg, d. 5. September 1864.* Redaktionelles. Ueber Lemcke, den event. neuen Redakteur. — Ebert will noch nach Kassel und Hannoverisch Münden. Ende September will er wieder in Leipzig sein, weil er dann umzieht (Mittelstrasse 2). Dort hat er sich eine geräumige bequeme Etage gemietet und eine Wirtschafterin angenommen, und will sich nun ganz in seine Studien vergraben. 'Das lang beabsichtigte grosse Werk soll den ganzen Rest meines Lebens beschäftigen: eine Allgemeine Geschichte der Literatur seit dem Christentum.'

124. *Leipzig, d. 5. Oktober 1864.* In Folge eines Briefes von Wolf spricht sich Ebert über Heiraten aus. — Lemcke hat die Leitung des Jahrbuches übernommen und scheint dafür 'wahrhaft enthusiasmirt zu sein'; Brockhaus wird nun das Jahrbuch behalten. Uebersendung der Besprechung Ebert's von Wolf's akademischer Schrift über die altfranzösische Minne-Doctrinen (schon Brief 122 erwähnt).

125. *27. November 1864* (der letzte Brief). Das Jahrbuch besteht nun unter Lemcke's Leitung im Verlag von Brockhaus fort. Ebert zieht sich von der Redaktion ganz zurück (damit hört denn auch der umfangreiche Verkehr mit Wolf auf). 'Lemcke zeigt grossen Eifer und grosse Tätigkeit und so hoffe ich, dass er dem Unternehmen einen neuen Impuls giebt'. Conrad Hofmann

verzichtet auf die Herausgabe eines 'Altfranzösischen Lesebuches'. In kleinerm Maassstabe ausgeführt, würde Dr. Lampe gern den Verlag übernehmen. Plan dazu. Mussafia würde vielleicht mit Unterstützung von Wolf und Ebert gerne die Ausführung unternehmen? — 'Ich habe schon mit den Vorarbeiten zu meiner projektierten Allgemeinen Literaturgeschichte des Abendlandes seit dem Christentum begonnen; ich studiere zunächst die römische Geschichte und Literaturgeschichte der Kaiserzeit. Ueber den Plan, den ich mir zu dem ganzen Werke entworfen, ein ander Mal. Ob ich zur Vollendung des Ganzen je gelange, ist freilich zweifelhaft. Der erste Band allein kann mich mehrere Jahre beschäftigen. Doch wie ich schon einmal schrieb, die Ausarbeitung geschieht zunächst in meinem eigenen Interesse; und so ist die Frage der Publikation für mich sehr untergeordneter Art.'

I.

Brief 4.

Sehr geehrter Herr,

wie lange hatte ich mir schon vorgenommen an Sie zu schreiben, und Ihnen zugleich meinen besten Dank für die interessanten literarischen Geschenke, die Sie mir gemacht haben, auszusprechen. Aber eine nur zu wol begründete Verstimmung, die mich fast zum Einsiedler machte, hat mich auch allem literarischen Verkehr untreu werden lassen. Nachdem ich nun drei Jahre hier an der Urbarmachung eines ganz unkultivirten wissenschaftlichen Bodens meine Kräfte, und mit Erfolg verwendet habe, da ich den Beifall der Universität selbst erworben, sehe ich, dass ich von Seiten der Regierung befördert zu werden, doch so gut als gar keine Aussicht habe. Dabei müssen Sie in Betracht ziehen, dass ich in der geringsten Beziehung nicht je politisch tätig gewesen bin, und dass die 'Gesinnung', die ich habe, doch auf meine literarische und gelehrte Tätigkeit von keinem Einfluss ist: wie ich denn der Ueberzeugung bin, dass ich in meiner Arbeit über die spanische Geschichte doch den Beweis wissenschaftlichen objectiven Strebens geliefert habe. Das Kläglichste in meiner hiesigen Lage ist der Mangel literarischer Hülfsmittel, der bedeutendere wissenschaftliche Forschungen kaum möglich macht, wenigstens ausserordentlich erschwert. Diese Schwierigkeiten

8*

haben auch das Erscheinen meines Buches (vgl. S. 88) verzögert, das schwerlich vor Anfang des nächsten Jahres herauskommen wird. Auf dasselbe setze ich noch einige, freilich geringe Hoffnung für mein Fortkommen: der grösste Uebelstand ist, dass auf das Fach der modernen Literatur ein zu geringes Gewicht an den meisten Universitäten gelegt wird, und Stellen an Bibliotheken, welche bei solcher wissenschaftlichen Tätigkeit am meisten zusagen, zu selten sind.

Trotz all dieser trüben Aussichten habe ich einen neuen wissenschaftlichen Gegenstand, der zugleich den Forschungstrieb in hohem Grade befriedigen kann, für meine nächste literarische Tätigkeit ins Auge gefasst: nämlich eine Geschichte des Theaters im Mittelalter zu verfassen. Hierzu verdanke ich zum Teil Ihnen die Anregung durch Ihre gütige Mitteilung des interessanten spanischen Frohnleichnamspiels, dessen Lektüre mich ungemein angeregt hat. Was halten Sie von dem Stoffe? Natürlich soll und darf es nicht auf *eine* Nation beschränkt werden, sondern ich will das geistliche und weltliche Schauspiel des Mittelalters, wie es bei den verschiednen germanischen und romanischen Nationen zur Entwicklung gekommen ist, im Zusammenhang darstellen. Der Stoff fordert an sich eine universelle Behandlung. Denn wenn überhaupt schon im Mittelalter die Kunst bei den einzelnen Nationen einen mehr generellen Charakter trägt, nicht die bedeutende individuelle Verschiedenheit, als in der modernen Zeit, da einzelne der wichtigsten Faktoren der ästhetischen Bildung gleich waren, so offenbart sich dies, mir dünkt, zumal auf dem Gebiete des Dramas, insbesondere des geistlichen Schauspiels. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass sich keine nationalen Unterschiede, wenn sie auch nur in feinern Zügen bestehen, finden. Diese vielmehr zugleich aufzusuchen und darzulegen, wird der Behandlung des Gegenstandes einen besondern Reiz verleihen. Ferner welche Ausbeute für die Sittengeschichte bietet sich dar! Wie interessant die zum Teil noch unerforschten Ursprünge dieser Dramen aufzusuchen, die sich auf der einen Seite in das römische Heidentum, auf der andern in die Anfänge der christlichen Kirche verlieren. — So viel ich weiss, gibt es nicht *einen* bedeutenden Versuch einer *umfassenden* Behandlung dieses Stoffes. Können Sie mich vielleicht, bei Ihren umfassenden literarischen Kenntnissen, durch Angabe von Werken, die vorzugsweise zunächst ins Auge zu fassen sind, unterstützen, so werden Sie mich sehr

verpflichten: wie es mich nicht minder erfreuen wird Ihre Ansicht über die Wahl des Stoffes und die einzuschlagende Behandlung zu vernehmen. Wenn ich erst selbst die Skizze der Composition des Werkes entworfen habe, werde ich Ihnen ausführlichere Mitteilung machen und Sie um Ihr Urteil bitten.

Ich habe mich in diesen Ferien neben der Ausarbeitung der literaturgeschichtlichen Uebersicht für meine Italienische Anthologie, hauptsächlich mit der ältern französischen Literatur beschäftigt, die mich ausserordentlich angezogen hat: da ich in diesem Semester wahrscheinlich Geschichte der französischen Literatur lesen werde. Welche von den neuern allgemeinen französischen Literaturgeschichten halten Sie für am empfehlenswertesten?

Ich pflichte Ihnen ganz bei, dass eine Geschichte des italienischen Epos mit Rücksicht auf seine französischen Quellen (zumal bei dem Gegensatz der modernen italienischen und der mittelalterlichen französischen Behandlung, ein Gegensatz, der in nuce den Unterschied des Kunststils des christlichen Mittelalters und des auf der antik klassischen Bildung entwickelten modernen Kunststils enthält) ein sehr interessanter Vorwurf ist, wenn ich auch für den Augenblick, dem mittelalterlichen Drama zu Gefallen, ihn zu ergreifen, entsagen muss.

Die Darstellung (in der Uebersicht der italienischen Literaturgeschichte im Handbuch) hat mir manche Mühe gemacht, da die Begründung der Urteile in so knapper Form grosse Schwierigkeit hat, und die Darstellung für ein grösseres Publikum berechnet in einem eleganten Stile gehalten werden sollte.

II.

Brief 5.

Sehr geehrter Herr,

was mögen Sie von mir gedacht haben, dass ich so lange nichts von mir hören liess! In der Tat, ich fühle mich Ihnen gegenüber sehr schuldig, und muss Sie für mein langes Stillschweigen um Verzeihung bitten, zumal Sie mich durch Uebersendung des Quellenverzeichnisses für die Geschichte des Theaters des Mittelalters so sehr verpflichtet hatten. Ich habe dieses Jahr, bei dessen Beginn Sie mir so freundlich Glück wünschten, nicht gerade von äusserm Glück begünstigt bis dahin verlebt. Ich bin

mannigfach unwol gewesen und in einer Art, die mich für die Zukunft nicht ohne Sorge lässt: viele innere und äussere Stürme haben meine körperliche Kraft sehr darniedergebeugt, obwol ich eine gewisse Elasticität und Tenacität in meiner Constitution habe. Dazu kommt, dass so manche Pläne eine nur einigermassen gesicherte Existenz zu gewinnen, zerronnen sind. Diesen Winter wird sich mein Schicksal an der hiesigen Universität entscheiden: höchst wahrscheinlich, wie man mir von den verschiedensten Seiten versichert, wird der Senat mich zu einer Professur vorschlagen — aber ebenso gewiss, ja weit gewisser bin ich überzeugt, dass die Regierung mich nicht bestätigt: obwol ich niemals irgend welche politische Tätigkeit entwickelt habe, bloss deshalb weil ich aus meiner liberalen Gesinnung kein Geheimnis gemacht habe. Schwerlich wird mir von einer andern Universität ein Ruf zu Teil, denn Literaturgeschichte und Aesthetik sind Fächer, die wenig beachtet werden, zumal die romanischen Literaturen, und zu einem 'Sprachmeister, Lektor pp.', der die Sprachen praktisch lehrt, der sie geläufig spricht, pass ich ganz und gar nicht, obwol ich hier, um nur etwas zu verdienen, nebenher solchen Unterricht erteilt habe. Am besten würde ich mich für eine Bibliheksstelle qualifiziren; wenn mir im Augenblick auch noch manche Kenntnisse abgingen, so besitz ich doch eine ziemlich genaue Kenntnis der italienischen, spanischen und deutschen Literatur, und bin in der englischen und französischen nicht unbewandert. Aber es ist ein blosser Glückszufall an einer grössern Bibliothek selbst bei den bescheidensten Forderungen anzukommen! — Sollte ich im Laufe dieses Winters weder hier angestellt, noch an eine andre deutsche Universität berufen werden, so will ich Deutschland verlassen, um in Frankreich, der Schweiz oder England Instituts- oder Privatlehrer, oder Gott weiss was zu werden; für diesen Fall bitt ich, da Sie gewiss mannigfache Beziehungen mit auswärtigen Gelehrten haben, um Ihre gütige Empfehlung.

Anbei empfangen Sie mein Buch (das Italienische Handbuch), das nun endlich, endlich vollendet ist — leider empfind ich bei der Vollendung desselben nicht eine volle Befriedigung, vielmehr bin ich mit der Ausführung des Planes in vielen Beziehungen nicht zufrieden: vor allem dass der Druck trotz der unendlichen Mühe, die ich auf die Correctur verwandt, durchaus nicht so correct als zu wünschen ist, zumal sich auch in den literar-

geschichtlichen Abriss einige hässliche Druck-, resp. Schreibfehler eingeschlichen haben; so dass ich Sie auch dringend bitte, vor Beginn der Lectüre in dieser Rücksicht wenigstens das am Schluss mitgeteilte Druckfehlerverzeichnis zu berücksichtigen. Dann ennuyirt mich eine Ungleichheit in der Orthographie, die grossenteils die Schuld eines Copisten ist. Und ob die Mühe, die mir diese gedrängten, in die Grenzen weniger Bogen eingepressten literaturgeschichtlichen Entwicklungen gekostet haben, anerkannt wird? oder nur in Anschlag gebracht wird? Wie Vieles musste ich selbst noch unmittelbar vor dem Druck aus dem Manuscripte herausstreichen, bloss weil es zu viel Raum eingenommen hätte. Ich bitte, teilen Sie mir doch Ihr Urteil über das Buch mit, ganz ungeschminkt, ganz ohne Rückhalt. — Könnten Sie sich demnächst irgendwo öffentlich darüber äussern, so würde es mir sehr lieb sein, denn wie selten findet ein Autor, in diesen Zweigen der Literatur wenigstens, einsichtsvolle Beurteiler, deren Tadel wie Lob ihm wertvoll ist. Bei meinen 'Quellenforschungen' habe ich kaum *einen* solchen gefunden, die meisten Rezensenten derselben (obwol sie dieses Buch lobten) verstanden nichts davon, wie die Rezension selbst zur Genüge zeigte. — Sind Sie Mitarbeiter an dem Literarischen Centralblatt? — Unter allen kritischen Instituten fürchte ich nur dieses, weil es gar zu absprechend verfährt: woher es denn auch fast ebenso viele Reclamationen als Kritiken bringt. Freilich ist der Raum daselbst gar beschränkt, aber dafür wird das Urteil nicht genug auf der Goldwage gewogen: was, wo fast alle genauere Begründung fehlt, allerdings sein müsste.

Für die Geschichte des Theaters des Mittelalters habe ich leider noch nicht viel tun können, weil es hier gar zu sehr an Material gebricht. Wie sehr hinderlich ist diese Armut an literarischen Hülfsmitteln meinen hiesigen Studien! Zwei Drittel aller bei meinem Italienischen Handbuch benutzten Werke hab ich von auswärts kommen lassen müssen, von Darmstadt, Frankfurt, Giessen, Göttingen, Kassel, Berlin! Man kann nie aus dem Vollen arbeiten; alles muss aus der Mosaikarbeit weitläufiger Excerpte hervorgehen. — Im Augenblicke beschäftige ich mich nur mit der Literatur des Mittelalters, der altfranzösischen und mittelhochdeutschen, die mir mannigfachen Genuss gewähren. Auch hab ich eine kleine Abhandlung unter der Feder, von deren Vollendung ich Sie bald unterrichten zu können hoffe.

Leben Sie recht wol, und erfreuen Sie mich bald mit einem Brief, der mir zeigt, dass Sie mein langes Schweigen mir vergeben haben.

Marburg, d. 2. Sept. 53.

Ihr aufrichtig ergebner
A. Ebert.

III.

Brief 8.

Sehr verehrter Herr und Freund,

für Ihr letztes Schreiben vom November vorigen Jahres sag ich Ihnen, obwol etwas spät, meinen besten Dank. Ich hoffe, dass Sie das neue Jahr unter glücklichen Auspicien angetreten, und diesen verzweifelt harten und langen Winter ohne zu starke Anfechtungen von Grippe und andrer Krankheiten, die überall in seinem Gefolge hier zu Lande wenigstens aufgetreten sind, zurückgelegt haben.

In meiner Lage ist leider bis dahin noch keine günstige Wendung eingetreten; hier in Hessen hab ich so lange Herr Vilmar die Unterrichtsangelegenheiten autokratisch verwaltet, keinerlei Aussichten, Hassenpflug hat nichts gegen mich, und andere höhere Beamte haben sich sogar in meinem Interesse lebhaft verwandt. Vilmar kenne ich persönlich ganz und gar nicht; aber er ist ein Feind jeder freien wissenschaftlichen Forschung, als solcher geht er sogar soweit die grössten wissenschaftlichen Mittelmässigkeiten zu protegiren, und es gereicht leider bei ihm fast zur Empfehlung, wenn man in einem gewissen Grade bornirt ist. Marburg weiss davon zu erzählen und wird es leider noch in Jahren wissen.

Die Versuche, die ich nach allen Weltgegenden angestellt habe, um irgend eine mit meinen Studien einigermassen verträgliche Stellung zu finden, sind leider ohne Resultat geblieben, und haben mich eine Zeitlang nur von meinen wissenschaftlichen Forschungen abgehalten. Kürzlich ist mir zwar eine entfernte Aussicht auf eine Professur geworden, die weil für Geschichte und Literaturgeschichte, meine höchsten Wünsche befriedigen würde — da die Philologie der neuern Sprachen, obwol ich hier auch dieses Fach vertrete, weder meinen Talenten, noch meinen Neigungen besonders zusagt — aber eben weil die Stelle so ganz für mich geschaffen wäre, werd ich sie schwerlich be-

kommen. Nach den von mir gemachten Erfahrungen ist mir Fortuna abhold, und sie würde sehr inconsequent handeln, wenn sie mir jetzt das grosse Loos bescherte.

Erst seit Neujahr hab ich meine Arbeiten über die französische Tragoedie wieder aufnehmen können, ich bin mit derselben bis auf Hardi exclusive gediehen, und da die Fortsetzung notwendig eine Reise nach Paris und dortiges Studium voraussetzte, dergleichen aber unter meinen jetzigen Verhältnissen nicht möglich, vielleicht auf längere Zeit nicht möglich ist, so will ich den bis dahin gesammelten Stoff, und zumal die Ideen, die mir daraus erwachsen sind, in einer längern Abhandlung zunächst bearbeiten, mit der ich bereits den Anfang gemacht habe. Ich denke manches Neue wird die Arbeit enthalten, ob es freilich Beifall finden wird, steht dahin. So hab ich sogleich in der Einleitung versucht, einen wesentlichen, bedeutenden aesthetischen Unterschied zwischen der mittelalterlichen und einer neueren Poesie nachzuweisen, indem ich die hergebrachte Ansicht die ganze Poesie der germanischen und romanischen Nationen seit Einführung des Christentums unter dem Namen der romantischen der antiken gegenüber zu stellen, verwerfe. Unter der neuern oder modernen Poesie begreif ich aber keineswegs, was man gewöhnlich heutzutage darunter begreift; die neuere Poesie fängt meiner Ansicht nach in Italien schon mit Petrarca an (obwol nach ihm noch einige Dichtungen im mittelalterlichen Kunststil vorkommen, und seine eignen Triumphe teilweis in demselben geschrieben sind), in Spanien mit Boscan, um eben auch einen Namen zu nennen, in Frankreich mit Ronsard, bei uns mit Opitz. Diese neuere Poesie unterscheidet sich ebenso sehr von der mittelalterlichen, als letztere sich von der antiken unterscheidet, in der Form im weitern und höhern Sinn nämlich im Kunststil — der Unterschied unserer allgemeinen Bildung wie sie sich seit dem 16. Jahrh. entwickelt hat, von der des Mittelalters ist zu gross, als dass man nicht von vornherein präsumiren müsste, dieser wesentliche Unterschied müsste sich auch auf dem Gebiete der Dichtkunst zeigen, um so mehr als er ein rein idealer ist. Und zwar nicht etwa bloss dem Inhalt nach zeigen, — was ja Niemand läugnen wird, sondern in der Art und Weise der Produktion, im Stil im höhern Sinne des Wortes. Da im Auszug meine Ansichten über das von dem mittelalterlichen ganz verschiedne Wesen des modernen Kunststils zu geben, nicht wol angeht, weil

es notwendig auf Kosten der Deutlichkeit geschehen müsste, so will ich in meinem nächsten Schreiben die betreffenden Stellen aus meiner Arbeit Ihnen abschriftlich mitteilen, um dann Ihr mir so wertes Urteil darüber zu vernehmen.

Ich hatte ursprünglich die Absicht diese Abhandlung, wenn auch in einzelnen Raten, in die wissenschaftliche Monatsschrift, die bei Schwetschke erschien, zu geben — leider ist dieselbe nun auch eingegangen, und für solche Arbeiten in der Tat nun gar kein publicistisches Organ mehr vorhanden, da das Archiv für neuere Sprachen, im Allgemeinen doch auf einem gar niedern Standpunkte steht. Sie erinnern sich vielleicht, dass ich schon einmal bei Ihnen die Idee anregte, ein Journal für neuere Literatur zu gründen: Sie glaubten damals, dass ein solches Unternehmen noch nicht an der Zeit sei. Was hielten Sie nun wol davon, wenn ich die Kühnheit hätte das Wagstück zu unternehmen ein *Jahrbuch* für die Geschichte der romanischen und englischen Literatur herauszugeben, in der Art als das Henneberger'sche Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte, nur in der Hoffnung wertvollere Arbeiten zu bringen, als die meisten in dem ersten Jahrgange des Henneberger'schen Unternehmens sind? Ich sollte denken ein solches Jahrbuch, wie ich es beabsichtigte, müsste sich rentiren. Aber ich würde nur den Mut zu dem Unternehmen haben, wenn ich mich Ihrer speziellen Unterstützung versichert halten könnte. Noch vorteilhafter wäre es, wenn dieser speziellen Unterstützung auf dem Titel erwähnt werden dürfte: denn Ihr Name würde der gelehrten Welt eine Bürgschaft sein, dass sie nichts Mittelmässiges zu erwarten habe. Ich würde für diesen Fall von allen Einsendungen Sie unterrichten, und wenn sie nicht von anerkannten Gelehrten wären, sie Ihnen selbst vorlegen, in jenem Falle aber den Inhalt kurz skizziren. Ueber die ganze Leitung des Unternehmens müssten wir uns natürlich noch genauer verständigen, mit der Besorgung der rein praktischen Geschäfte würde ich Sie natürlich nicht belästigen. Sie würden nur sozusagen die Oberaufsicht über das Ganze zu übernehmen brauchen. — Meiner Ansicht nach aber müsste ein wesentlicher Bestandteil dieses Jahrbuches, das jährlich einmal in Gestalt eines starken Oktavbandes zu erscheinen hätte, ein wolgeordnetes Verzeichnis aller im Laufe des Jahres erschienenen für die romanische und englische Literatur wichtigen Werke sein, in welchem Verzeichnis dem Titel jedes einzelnen

Werkes wo möglich eine kurze Kritik beizufügen wäre; könnten wir diese kritischen Notizen nicht von eignen Mitarbeitern erhalten, so dürften dieselben auch aus kritischen Journalen des In- und Auslands — natürlich mit Angabe der Quelle — entlehnt werden, natürlich mit der Vorsicht nicht aus parteiischen und wissenschaftlich wertlosen Beurteilungen zu schöpfen. Schon dieses Verzeichnis, wenn es wol angelegt und redigirt würde, müsste, dünkt mich, von dem grössten Nutzen sein. Das Henneberger'sche Jahrbuch hat auch etwas ähnliches versucht.

Eine Frage wäre, ob es zweckmässig sei, die englische Literatur mit der romanischen in einem solchen Jahrbuch zu verbinden? Von praktischem Nutzen wäre es gewiss, da es das Publikum des Buchs sehr vermehren würde.

Ich bitte lassen Sie mich doch in Bälde Ihre Ansicht über dieses Project wissen: auch für den Fall, dass Sie es ablehnen müssten, an der Leitung des Ganzen irgend welchen Anteil zu nehmen, ob Sie wenigstens geneigt und im Stande wären, wenn es mir dennoch gelänge innerhalb einer gewissen Zeit das Projekt auszuführen, mir eine Abhandlung zusagen zu können. Natürlich würde ich mit einem Buchhändler nur unter der Bedingung abschliessen, dass er ein bedeutenderes Honorar den Mitarbeitern zahlte, wenigstens 16 Rthlr. pro Bogen (was die wissenschaftliche Monatsschrift zahlte). Wenn der Verleger in dieser Beziehung knickert, ist jedes solches Unternehmen von Haus aus gelähmt, todtgeboren. — Freilich ohne Ihre Mitwirkung wird der Plan nur schwerlich gelingen, andrerseits kann ich mir denken, wie sehr Ihre Zeit schon durch Ihre Stellung in der Academie und an der Bibliothek in Anspruch genommen ist. Jedenfalls werden Sie es mir nicht übel nehmen, dass ich Ihnen diese Vorschläge gemacht habe.

In der Hoffnung also einer baldigen Antwort
Ihr freundschaftlichst ergebner
A. Ebert.

IV.

Brief 17.

Lieber verehrter Freund!

Für Ihren Brief vom 12. v. M. meinen besten Dank. Mein Buch ist nunmehr, Gottlob! fertig, d. h. vorgestern ist die Revi-

sion von Inhalt und Vorrede nach Gotha gegangen; der Abdruck der letzten Bogen, die Buchbinderarbeit, Verpackung u. s. w. wird allerdings noch ein Paar Wochen in Anspruch nehmen, doch denk ich, dass Sie *spätestens* in drei Wochen im Besitz eines Exemplares meiner 'Entwicklungsgeschichte der französischen Tragoedie' sein sollen. Diesen Titel habe ich der Kürze halber schliesslich gewählt; ist er etwas originell, so hoffe ich, dass der Inhalt dieser Originalität auch entspreche; übrigens habe ich den Titel in der Vorrede erklärt . . .

Da ich nun einmal unhöflicherweise mit mir und meinem Buche diesen Brief begonnen habe, — statt zuerst von dem Ihrigen zu reden — will ich erst dieses Kapitel ganz abmachen. Ich habe eine grosse Bitte an Ihre schon so oft bewährte freundschaftliche Teilnahme. Ich setze alle, vielleicht die letzte Hoffnung auf dies neue Buch um mich aus den hiesigen jämmerlichen Verhältnissen, die meine geistige Fähigkeit lähmen, meine körperliche Gesundheit untergraben haben, los zu machen; wenn Sie mir dabei helfen können, so bitte ich Sie sehr, tun Sie es, es ist so zu sagen, periculum in mora; noch ein, zwei Jahre hier und ich liege auf dem Kirchhof. Obwol ich über meine Verhältnisse hier schon öfters an Sie geschrieben habe, will ich doch das Nötige noch einmal recapituliren und bis auf heute die Leidensgeschichte fortsetzen. In einigen Monaten sind es drei Jahre, dass ich zu einer ausserordentlichen Professur vorgeschlagen wurde; seit jener ganzen Zeit habe ich hier die Stelle eines nicht ausserordentlichen, sondern ordentlichen Professors der romanischen Literaturen versehen, d. h. ich ganz allein habe die Vorlesungen gehalten; habe alle Examina geleitet etc. Das Ministerium Hassenpflug gab auf jenen Vorschlag ein Jahr lang gar keine, dann eine ausweichende Antwort, nicht ein Heller Gratification wurde mir für alle Bemühungen, die man fortdauernd anzunehmen keinen Anstand nahm. Während des Hassenpflug'schen Régimes wiederholte die Universität den mich betreffenden Vorschlag mehrmals. Nach Abgang Hassenpflug's und Vilmar's, der unter Hassenpflug die Unterrichtsangelegenheiten leitete, ist nun Ende des vorigen Semesters bei der neuen Regierung abermals ein Vorschlag erfolgt, und wie ich höre in der entschiedensten Weise. Die neue Regierung scheint nun an und für sich gar nicht abgeneigt mich anzustellen. Aber Herr Vilmar hat mir eine politische Macula angeheftet, indem er mir *ohne*

irgend welchen thatsächlichen Grund destructive Gesinnungen zuschreibt. Dies hat er wahrscheinlich auch zu Protokoll gegeben, obwol er sich wol gehütet hat, öffentlich, der Universität z. B. gegenüber, es zu erklären; jene Macula glaubt nun die *neue* Regierung erst tilgen zu müssen, sie hat deshalb, nachdem ich von Neuem vorgeschlagen, die Universität aufgefordert, sich amtlich zu erklären, ob in politischer Beziehung etwas gegen mich vorliege, oder einzuwenden sei. Die Sache ist nun an die philosophische Fakultät gegangen, und diese, die aus Leuten aller politischen Nuancen besteht, hat, wie mir im Vertrauen mitgeteilt worden ist, *einstimmig* erklärt, dass auch *ganz und gar Nichts* gegen mich zu sagen wäre. (Dabei muss ich nachträglich noch daran erinnern, dass auch bei dem letzten Vorschlag des Senats Herr Vilmar, der als Theologe hier Professor, ausdrücklich *für* mich selbst gestimmt hat!) Nun liegt aller Wahrscheinlichkeit nach die Sache so, dass das *Ministerium* mich zu der ausserordentlichen Professur vorschlagen wird, da jene Macula ausgetilgt — aber ob man nicht in noch höhern Regionen gegen mich eingenommen ist, auf jene Anschwärzungen hin, lässt sich gar nicht berechnen, und da werden die offiziellen Erklärungen vom Gegenteil vielleicht nicht viel helfen — wenigstens nach analogen Verhältnissen zu schliessen. Es ist also immer noch wahrscheinlicher, dass aus meiner Anstellung *nichts* wird, als das Gegenteil. *Wenn* nun aber auch etwas daraus wird — was habe ich erreicht, erreicht im 36. Jahre? 300 Thlr. Gehalt! und genötigt, das ganze grosse Fach, bis aufs englische Buchstabieren herunter zu vertreten. Dabei kann ich in diesem Krähwinkellande jeden Tag riskiren, dass man irgendwie, wenn es einmal eine Gehaltszulage, oder eine Beförderung gilt, mich wieder hinten herum anschwärzt. Welche Aussichten überhaupt hier, wo für die Wissenschaft als solche niemals etwas geschehen ist. Denken Sie an Grimm — man braucht nur seine Selbstbiographie zu lesen in Justi's hessischen Gelehrten, um zu wissen, welche Hoffnungen man hier hegen darf. Sie können sich zugleich leicht denken, dass man, wo man solchen Dank für das redlichste Bemühen — denn wie viele Vorlesungen habe ich unentgeltlich gehalten — geerntet hat, sich nie mehr wol fühlen wird. Eine Stelle im Ausland[1]) von 400 Thlr. würde ich einer *hier* vom

1) D. h. in Deutschland ausserhalb Kurhessens.

doppelten Gehalt ohne irgend welches Bedenken, vorziehen. Mag ich also hier ernannt werden oder nicht, mein entschiednes Streben wird es sein, ausserhalb Hessen eine Stelle zu suchen. Nach diesem Ziel werde ich mit all der Entschiedenheit streben, welche die Liebe zum Leben einem gibt; denn ich fühle es mit Sicherheit, dass ich keine zwei Jahre in der hiesigen Atmosphäre mehr ausdauere.

Nun weiss ich recht gut, dass ich in den beiden grössten deutschen Staaten, in Oesterreich und Preussen keinerlei Aussichten habe, in Oesterreich schon deshalb, weil ich nicht katholisch bin, von anderen Gründen abgesehen; in Preussen, weil man dort eine der jedesmaligen Regierung entsprechende Gesinnung und Weltanschauung, zumal bei den Männern der Wissenschaft, fordert, einer solchen Forderung kann ich nicht entsprechen, und man wird sie sicher von jedem Ausländer, der dort eine Stelle wünscht, wenn man nicht von selbst auf die Idee käme, ihn zu berufen, stellen. Zwei andere Staaten sind es, auf die ich mein Auge richte: Hannover und Bayern. In Göttingen ist für mein Fach nur eine ausserordentliche Professur (von einem nichts bedeutenden Lektor abgesehen), Müller ein Verwandter des Germanisten Müller; Müller, den ich persönlich von früher etwas kenne, ist als Philologe ganz tüchtig, Englisch ist sein Hauptfach; hat er auch im Altfranzösischen Kenntnisse, so ist ihm das Italienische und Spanische, soviel ich weiss, ziemlich eine terra incognita, auch trägt er es nicht vor. Literaturgeschichte der romanischen Sprachen überhaupt scheint er gar nicht zu treiben, wenigstens hat er nie darüber gelesen. Dass er als Schriftsteller etwas geleistet, davon wüsste ich ganz und gar nichts. Neben Müller war früher noch ein Franzose Namens César als ausserordentlicher Professor des Französischen, ein Mann ohne alle wissenschaftliche Bedeutung, der aber doch einen Gehalt zog, er ist vor ungefähr 1 oder 1½ Jahr gestorben, und seine Stelle nicht besetzt. Dass es in Göttingen in meinem Fache sehr mangelt, habe ich Gelegenheit gehabt, daran zu erkennen, mit welchem Eifer man mein Anerbieten, für die Göttinger Gelehrten Anzeigen zu schreiben, angenommen hat, indem man die seltensten und wertvollsten Sachen mir franco hierher sendet um sie zu beurteilen, wie denn der Redakteur auch erklärte, dass in Göttingen selbst gar keine Anzeigen der Art zu erhalten wären. Ich selbst kann leider, obwohl einige Professoren mir seit der Zeit

wo ich dort Privatdozent war befreundet sind, nicht gut auf mich hinweisen, weil ich im Trouble des Jahres 49, wo man mir hier goldene Berge versprach, ohne bei den einzelnen Professoren mich persönlich zu verabschieden, da ich vorher mich erst noch einige Zeit in Kassel aufhielt, gleich von Kassel hierher übersiedelte, ich habe dadurch manchem auf den Fuss getreten. Doch wäre es vielleicht nicht unmöglich, dass man dort, wenn mein neuestes Buch (die franz. Tragoedie) Beifall fände, und ich von irgend einer wissenschaftlichen Autorität empfohlen würde, auf mich reflektirte . . .

Nun Bayern! Dort sind mir freilich im Speziellen die Verhältnisse ganz und gar nicht bekannt, aber soviel steht mir vor, dass in Würzburg und Erlangen meine Fächer gar nicht vertreten sind, und ich wüsste nicht, wer ausser Ihrem Freunde Hofmann in München wäre, dazu kommt, dass der König sich speziell für die Wissenschaft interessirt und soviel für sie tut; dort könnte man doch eine ganz andre Laufbahn vor sich haben, als hier zu Lande. Am liebsten möchte ich für Literaturgeschichte und Geschichte eine Stellung an einer Universität haben, da die moderne Philologie mir nicht so als das historische Studium zusagt; allerdings aber hat man in ihr mehr Chancen. Auch an einer Bibliothek würde ich gern eine Stelle annehmen. Meine Anforderungen würden unendlich bescheiden sein, soviel nur, um eben als einzelner Mann auszukommen. — Worum ich Sie nun in dieser Rücksicht bitten will, ist zunächst nur, diesen Punkt bei der Lektüre meines Buches, wenn Sie dasselbe empfangen haben, ins Auge zu fassen, ob dasselbe von der Art ist, dass es im Verein mit meinen früheren Schriften in Bayern mir zur Empfehlung gereichen kann, denn allerdings können auch in Bayern ausserwissenschaftliche, z. B. religiöse Interessen ins Spiel kommen, und ich kann nicht wissen, ob mein Buch dieserhalb nicht anstiesse, was ich allerdings nicht befürchte. Sind Sie dann vielleicht in der Lage, als Mitglied der Münchener Akademie und des wissenschaftlichen Ordens auf mich dort aufmerksam zu machen, so würden Sie mir einen rechten Freundschaftsdienst tun; Sie könnten mir dann vielleicht auch sagen, an welche Männer von Einfluss in München es zweckmässig wäre — wenn es zweckmässig ist — ein Exemplar meiner Schrift zu übersenden. Ich kenne in München persönlich nur Geibel aus früherer Zeit, als er noch ein unbekannter Dichter und ich noch Student war;

er erinnert sich indessen meiner noch, wie ich kürzlich erfahren. . . .

Wie gesagt, verehrter Freund, meine Bitte ist nur die, dass, nachdem Sie mein Buch gelesen haben, Sie einmal überdenken, ob mir nicht in Bayern irgend eine meinen Studien entsprechende Stellung zu teil werden könnte, und ob Sie dazu nicht einen Weg eröffnen oder weisen können. In München selbst möchte ich vor allem am liebsten sein; welche Hilfsmittel, die ich hier entbehre, würden sich mir dort darbieten: die vortreffliche Bibliothek, die Manuskripte derselben, ein vielseitiger geistreicher Umgang, Kunstanstalten aller Art; ach, Sie wissen nicht, was es heisst, in einem solchen armseligen Landstädtchen zu existiren, wo man aller Kunstgenüsse, aller geistigen Anregungen einer grossen Stadt ermangelt; wo die Kleinlichkeit der Anschauung der meisten Menschen so unendlich deprimirend ist. Eine Stellung in München mit 400 Thlr. hätte ich lieber als eine hier mit 1000. —

Entschuldigen Sie, lieber Freund, dass ich Sie so lange mit diesem so unendlich unerquicklichen Gegenstand unterhalten habe, aber das Interesse, das sie meiner wissenschaftlichen Tätigkeit schenken, gab mir den Mut dazu, da die letztere nur zu sehr von meiner äusseren Lage bedingt ist. Ich fühle, dass ich weit mehr leisten könnte, wenn diese anders wäre. . . .

V.

Brief 26.

. . . In der Tat, was ich Ihnen vorigen Sommer schon schrieb, kann ich nur wiederholen. Wenn ich nicht bald aus diesem elenden Neste erlöst werde, gehe ich in Folge fortwährender Gemütsverstimmung körperlich wenigstens zu Grunde. So gab ich, um nur einer der hiesigen Kläglichkeiten zu gedenken, einer jungen, geistreichen Dame, mit deren Familie ich schon lange befreundet, Unterricht, wovon ich Ihnen auch schrieb (vgl. Brief 24), die erbärmliche kleinstädtische Klatschsucht hat nicht eher geruht, als bis man den Unterricht aufgeben musste. Und unter solchen Schildbürgern zu existiren!! Eine ganz entfernte Aussicht einer Wegberufung ist allerdings in den letzten Tagen wieder aufgetaucht, und ich hoffe in einigen Wochen Ihnen Genaueres mitteilen zu können. Freilich ist es auch eine *kleine*

Universität. — Mit Geibel will ich in jedem Fall meine Verbindung zu erneuern suchen (vgl. Brief 17), indem ich ihm ein Exemplar meines Aufsatzes in der Vierteljahrschrift (vgl. Brief 24. 25) zusenden und dabei schreiben will. Es wird zunächst darauf ankommen, in welcher Art, auf welcher Stufe freundschaftlichen Stiles er mir antworten wird. Ich werde Ihnen auch hiervon das Resultat mitteilen, da Sie mir vielleicht dann auch einen Rat oder Unterstützung geben könnten. Ja, was vermöchte man auszuführen, wenn man an einem Orte wie München oder Wien wäre! wo man sich doch der erbärmlichsten Misère des Philistertums entziehen kann. Und nun denken Sie z. B. hier auch absolut kein Kunstgenuss, kein Theater, kein Conzert, kein Gemälde u. s. w. Ach, man könnte ein gar langes, aber entsetzlich langweiliges Lied singen; und ich muss so schon um Entschuldigung bitten, Sie mit diesen Trivialitäten behelligt zu haben. . . .

An der Arbeit über die Metrik (vgl. Brief 24) habe ich bei der inneren Disharmonie nur wenig thun können, indessen ist sie keineswegs aufgegeben. Dagegen habe ich die Zurüstungen zu einem neuen Aufsatz für die Vierteljahrschrift gemacht und zwar über ein Thema, das einmal behandeln zu wollen, ich Ihnen schon früher anzeigte; es ist *die deutschen Universitäten und das Studium der neuern, insonderheit der romanischen Sprachen und der Literaturgeschichte.*[1]) Der Gang des Aufsatzes wird im Allgemeinen der folgende sein: ich werde anheben mit dem Aufschwung, welchen das Sprachstudium überhaupt in unserm Jahrhundert genommen hat, wie auf Grund der Bekanntschaft mit dem Sanskrit die allgemeine vergleichende Grammatik sich entwickelt. — Bopp's erste Leistungen — wie vom selben Geiste beseelt und fast unabhängig von Bopp Grimm die deutsche Grammatik schuf, wie dieses doppelte Studium wechselseitig sich anregend und fördernd auf das Sprachstudium überhaupt wirkt, und insbesondere die vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen unter uns hervorruft (Diefenbach-Diez). Wie auf der andern Seite das Interesse für die mittelalterliche Literatur erwacht (Herder, Einfluss der Aesthetik und der poetischen Tätigkeit der deutschen Romantischen Schule, Tiek, Bouterwek) und die Geschichte der deutschen wie der ausländischen Litera-

---

1) Dies Thema benutzte Ebert später für seine Antrittsvorlesung in Leipzig (vgl. Brief 104).

turen sich entwickelt, wie das Studium von einer der mittelalterlichen Literaturen das der andern wieder erfordert — da sie eine eng verbundene Familie bilden — also das der deutschen auffordert zum Studium der französischen. Uhland (Altfranz. Epos), Sie selbst, Schmidt, Diez — wie das literargeschichtliche Interesse und das sprachliche gegenseitig sich fördern — Herausgabe altfranzösischer und provenzalischer Poesieen in Deutschland: Immanuel Bekker. So wird meine Darstellung zunächst bis zum Ende der 30er Jahre gehen. Durch Diez nun das Studium der romanischen Sprachen ein selbständiges: die Leistungen der Deutschen auf diesem Gebiete seit 1840; Vergleich mit denen des Auslandes. Andrerseits entwickelt sich jetzt die Literaturgeschichte mehr und mehr zu einer selbständigen Disciplin der Geschichtswissenschaft. Die Richtung der allgemeinen Geschichte strebt nach einer Darlegung der Entwicklung der *Kultur* überhaupt. Die politische Geschichte zieht die schöne Literatur überhaupt in ihr Gebiet: Schlosser (Gervinus umgekehrt trägt den politischen Geist in die Literaturgeschichte). Literaturgeschichtliche Leistungen der Deutschen auf dem Gebiete der ausländischen Literaturen seit 1840. Vergleich mit den Leistungen des Auslandes selbst. *Neuer Abschnitt*: Wichtigkeit der Studien der neueren Philologie und der Literaturgeschichte als akademischer. Dies ist leicht darzulegen. *Dritter Abschnitt*: Frage, wie sind auf unseren Universitäten die beiden Disciplinen vertreten? Jämmerliche Vertretung im Allgemeinen, die Universitäten sind mit den Wissenschaften nicht fortgeschritten. Statistische Ausweise; neueste Lektionskataloge, und verglichen mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Vergleich der Vertretung der orientalischen mit den romanischen Sprachen! — Endlich Frage: Lässt sich die Professur der Philologie (d. h. der Grammatik) der neuern Sprachen mit der der Literaturgeschichten in *einer* Person wohl vereinigen? Wird verneint. Errichtung von Professuren für fremde Literaturen in Frankreich für Deutschland beschämend.

Dies soll ungefähr der Inhalt des Aufsatzes sein, den ich bei dieser Gelegenheit zuerst zu Papier bringe. Daher müssen Sie auch mit dem Stile meiner Auseinandersetzung sehr fürlieb nehmen. Was halten Sie von dem Gegenstand und der Disposition? . . .

VI.

Brief 32.

Lieber Freund!

Ich kann meinen Brief mit einer Nachricht beginnen, die Sie sehr überraschen und hoffentlich auch erfreuen wird. Das von uns vor drei Jahren beabsichtigte Jahrbuch tritt nun doch ganz unerwarteter Weise ins Leben. Vor etwa 7 Wochen schrieb ich an Herrn Cohn, ihm den Verlag meiner Abhandlung über die englichen Misterien — welche Abhandlung weder das Museum noch das Raumer'sche Taschenbuch, das letztere weil bereits besetzt, aufnehmen konnte — anzubieten. In seinem Antwortschreiben teilte Herr Cohn mit, dass es noch immer sein und der andren Buchhandlung Wunsch wäre, das Jahrbuch ins Leben zu rufen, dass dieser Wunsch mit der Zeit nur noch lebhafter geworden sei, und forderte mich zu neuen Propositionen auf. Darauf machte ich ihm meine Vorschläge (für die Redaktion statt fünfzig hundert Thaler fordernd); vor einigen Tagen erhielt ich nun von der Ferd. Dümmler'schen Verlagsbuchhandlung (welches wie ich jetzt erst erfuhr die andere Buchhandlung, die sich beteiligen wollte, ist) eine Antwort oder Verlagsentwurf, worin alle meine pekuniären Forderungen ohne weiteres acceptirt worden sind. Auch die Schwierigkeiten es mit *zwei* Buchhandlungen zu tun zu haben, ist aufgehoben, insofern als ich als Redacteur sowol rücksichtlich der Honorare als der Correspondenz nur mit der einen Firma, der Dümmler'schen zu verkehren, und an dieselbe mich zu halten habe. Dass die uns bisher unbekannte Buchhandlung eine so angesehene ist, ist mir ungemein viel wert. Der ganze Verlagsentwurf ist sehr anständig: jeder Mitarbeiter erhält von seinem Aufsatze 10 Abzüge; die Redaktion 10 Freiexemplare. Und dieser § ist von freien Stücken von den Verlegern beigefügt. Das Honorar für die Abhandlungen, sowie für die Jahresberichte ist per Bogen 10 Thlr.; für die Kritiken und Inedita 1 Louisd'or oder 5,20 Thlr. — Das letztere ist freilich nicht viel, aber doch im Verhältnis zu den Honoraren andrer Zeitschriften keineswegs zu gering. Das Format und der Druck wird dasselbe sein als in der Kuhn'schen Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Rücksichtlich der Einrichtung des Journals haben die Verleger nun einen neuen Vorschlag gemacht, den ich auch acceptiren will: nämlich das Journal statt

in zwei Heften, in vier Heften, also als Vierteljahrschrift erscheinen zu lassen. Die Bogenzahl im Ganzen, sowie die Verteilung des Stoffes bleibt aber dieselbe. Die ersten drei Hefte werden, ein jedes 5 Bogen Abhandlung, das letzte statt dessen die Jahresberichte und Bibliographie, alle vier ein jedes 2½ Bogen Kritik und Inedita enthalten. Freilich werden wir in einem Hefte nicht mehr als zwei Abhandlungen bringen können; grössere Abhandlungen auch auf zwei Hefte zu verteilen genötigt sein: aber die Vorteile des vierteljährigen Erscheinens für den Betrieb sind doch zu gross, um nicht darauf einzugehen. Nur muss man sich vor der Klippe hüten, kleine bloss einen Bogen lange Artikel statt wirklicher Abhandlungen zu bringen, der Sinnspruch von 'multa sed multum' muss den Verlegern von Anfang an eingeprägt werden. Dasselbe Prinzip muss auch bei den Kritikern walten. Mit *einem* Worte unsere literarischen Tendenzen dürfen unter der neuen Einrichtung auf keinen Fall leiden.

Meine Absicht ist, dass das erste Heft des Jahrgangs allemal im October erscheint, und das Juliheft den Jahrgang schliesst; so können wir noch in diesem Jahre den Anfang machen. Die einzige Schwierigkeit wird sein recht tüchtige Beiträge schon im Anfange aufzutreiben. Meine Abhandlung über die englischen Misterien — die sich gut in zwei Abteilungen zerlegen lässt — gedenke ich hineinzugeben; so unangenehm mir die Verzögerung ihres Erscheinens auch ist. Können Sie mir wol für das erste Heft wenn auch keine Abhandlung — denn aus Ihrem letzten Brief ersehe ich, dass Sie mit Herausgabe Ihrer Sammlung literargeschichtlicher Aufsätze den Sommer über noch genug beschäftigt sind — doch eine Kritik, womöglich eine ausführlichere, zusagen, z. B. über die Werke von Dumas-Hinard und Malo de Molina, deren Sie in Ihrem Briefe gedenken. Auf einen kleinen Beitrag wenigstens von Ihnen hoffe ich schon für das erste Heft rechnen zu dürfen; vor August brauchte ich ihn ja keinenfalls in Händen zu haben.

Ein kurzes Programm für die Mitarbeiter werde ich alsbald nach Schluss des Contracts, welcher Abschluss wol in 14 Tagen erfolgt sein wird, aufsetzen; und Sie erlauben mir wol es Ihnen mitzuteilen, ehe ich es vom Stapel lasse. In aller Eile habe ich diesen Morgen eine Liste der Gelehrten, von denen eine Teilnahme erwartet werden könnte, aufgesetzt; ich sage in Eile, daher kann möglicher Weise auch ein bekannter Name mir ent-

gangen sein, ich schliesse diese Liste hier bei, und bitte Sie, diejenigen mir mitzuteilen, die Sie als geeignete Mitarbeiter betrachten und von mir nicht notirt sind.

Ist Ihnen von einzelnen Fachgenossen, mit welchen Sie correspondiren, bekannt, dass sie etwas unter der Feder hätten, was sich für die Zeitschrift eignete? Ich würde mich dann brieflich an solche zunächst wenden. Sie schrieben mir z. B. vor ein paar Jahren schon, dass Herr Du Méril mit Studien zu einer Geschichte der französischen Komödie beschäftigt wäre; würde derselbe uns wol irgend einen interessant abgerundeten Abschnitt daraus für das Jahrbuch, vielleicht für das erste Heft schon geben können? Es wäre recht von Nutzen, wenn ein so tüchtiger ausländischer Gelehrte gleich im Anfang debutirte. — Ich bitte vergessen Sie nicht über diesen Punkt mich gütigst zu benachrichtigen.

Nun die Jahresberichte. Ist für den italienischen noch Herr Cornet bereit; und halten Sie denselben dafür recht qualificirt? Ich kenne ihn als Gelehrten zu wenig. Würde für den spanischen Millan y Caro wol anzuwerben sein? Rücksichtlich des französischen könnte Herr Du Méril, an den ich jedenfalls bald schreibe, wol einen Rat geben? Ist Ihr Freund, Prof. Hofmann in Paris jetzt, und wie lange verweilt er noch dort? Haben Sie seine Adresse, so bitte ich Sie darum. Auch er könnte vielleicht dort werben. Er gäbe wol auch für die ersten Hefte ein paar interessante Inedita. Würden Sie selbst in letzter Branche von der Wiener Bibliothek oder sonst etwas verschaffen können? — — — — — — — — — — — — — — —

Vor einiger Zeit kam mir zufällig ein älterer Jahrgang der Leipziger Illustrirten in die Hände[1]), den ich noch nicht, oder wenigstens nicht ganz kannte, und ich fand darin ein Porträt von Ihnen. Es war mir dies sehr interessant, da ich noch kein Bild von Ihnen gesehen hatte. Gleicht das Porträt, und in wie weit aber nicht? — — — — — — — — — — — — —

freundschaftlichst grüsst Sie
Ihr treu ergebner
Ebert.

1) Es ist dies im Jahrgang 1854, (23. Band, Juli—December) S. 100, die Beschreibung dazu S. 99 f.

Noch eins in Betreff des Jahrbuchs und zwar seines Titels; wäre es nicht zweckmässig ihm noch einen besondern Eigennamen zu geben z. B. wie die Zeitschrift Minerva es etwa Klio, Jahrbuch f. roman. und engl. Lit. zu nennen: das Citiren würde erleichtert und es böte sich noch ein andrer grösserer Nutzen, wenn man nämlich die Zeitschrift später auch auf deutsche Literatur ausdehnen wollte, bliebe der Hauptname unverändert. Wissen Sie einen geeigneteren Namen? Bitte, machen Sie einen Vorschlag, wenn Sie meine Ansicht überhaupt billigen. Klio will mir doch nicht recht gefallen!

Bartsch in Rostock, provenzal.
Behnsch, englisch.
Blanc in Halle italienisch.
Bodenstedt in München, englisch.
Clarus spanisch, (lebt doch noch?).[1])
Diez in Bonn.
Delius in Bonn englisch, provenzalisch.
Fiedler, englisch.[2])
Grässe in Dresden.
Hettner in Dresden, englisch.
P. Heyse in München.
C. Hofmann in München, französ., spanisch.
Holland in Tübingen, französ.
Julius, spanisch.
Huber.
Keller in Tübingen.
Lemcke spanisch, ital.[3])
Liebrecht.

---

1) Wolf bemerkte dazu am Rande: mir unbekannt.

2) Ebert fügte noch hinzu: Verfasser einer Geschichte der schottischen Liederdichtung. Wolf schrieb daneben: todt. — Eduard Fiedler schrieb 1850 die erste in Deutschland verfasste „Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache" (Zerbst). Doch konnte er nur den ersten Band (Geschichte der englischen Sprache. Lautlehre. Wortbildung. Formenlehre) vollenden. Den zweiten Band (Syntax und Verslehre) verfasste Karl Sachs (Leipzig 1861). Fiedler starb 1850. Neu herausgegeben wurde der erste Teil der Grammatik 1877 Leipzig von Prof. Kölbing.

3) Lemcke lebte damals in Braunschweig als Privatlehrer (vgl. Brief 103).

Mommsen in Oldenburg, engl.[1])
Mahn in Berlin, französ.
Mätzner in Berlin, französ.
Th. Müller in Göttingen, französ.[2])
Pauli in Rostock, englisch.[3])
Peschier in Tübingen.[4])
Reumont, ital.
Ruth, ital.
Leopold Schmidt in Bonn, span.
Schade.
Burguy (in Berlin?).

Welche ausländische Gelehrte ausser Du Méril und Michel?[5])

VII.

Brief 79.

Lieber Freund!

Anbei erhalten Sie endlich das 4. Heft des 2. Bds. des Jahrbuchs (30. Sept. 1860) und zugleich das Manuscript des spanischen Jahresberichtes, welches Sie früher wünschten.

Ihr lieber Brief vom 12. Sept. ist mir richtig zugegangen. Für die Mitteilung aus dem Cohn'schen Brief bin ich Ihnen sehr verbunden. Die Sorge hab ich ja doch und schon längere Zeit gehabt. Wenn Herr Cohn aber schreibt, dass selbst von einem langsamen Fortschritt in der Vermehrung der Abonnenten nicht die Rede sein könne, da ihre Zahl seit dem 2. Hefte nicht mehr zugenommen habe, so ist dieser Satz unrichtig, mindestens die Schlussfolge. Aus mir früher gemachten Mitteilungen von Dümmler ersah ich, dass die Abonnentenzahl nach Ausgabe des 2. Heftes des *zweiten* Bandes sich noch gemehrt hat. Hat sie sich seit der Ausgabe des letzten Heftes (also des 3ten des 2. Bandes) nicht auch wieder vergrössert, — worüber mir die Mitteilungen fehlen — so berechtigt diese Tatsache der frühern

1) Es ist hier Tycho (nicht August) Mommsen gemeint.

2) Es ist eigentümlich, dass hier als Fach von Müller französisch angegeben ist (vgl. S. 122 Zeile 22f.).

3) Reinhold Pauli war 1857—59 Professor in Rostock.

4) Neben Peschier machte Wolf ein Fragezeichen.

5) Wolf fügte hier noch hinzu: Guessard, Bamberger, Laboulaye, Circourt, Mila y Font. — Ebert trug noch mit? nach Gervinus, Ranke.

fortwährenden Zunahme gegenüber nicht zu jenem Schlusse. Jener Schluss wäre nur richtig, wenn Herr Cohn das 2. Heft des 1. Bandes gemeint hätte; aber eine solche Meinung wäre wie bemerkt, eine falsche. Ich muss Ihnen offen gestehen, dass ich fast glaube, Herr Cohn hat noch weniger Lust als Dümmlers, das Jahrbuch zu erhalten. Dass letztere so gar wenig Lust dazu hätten bezweifele ich vielmehr. Hierfür scheint mir ein an sich unbedeutender Umstand zu sprechen. Sie haben nämlich die Gewohnheit auf dem von ihnen gebrauchten Briefpapier am Rande die von ihnen publicirten Journale anzuzeigen. Erst ganz *vor kurzem*, wo sie neues Briefpapier wahrscheinlich beschafft haben, haben Sie auch das Jahrbuch neben den andern Journalen dort aufgenommen. Dazu kommt ferner, dass vor 6 Wochen etwa der eine der Verleger mich einlud doch meiner Gesundheit halber nach Berlin zu kommen, indem er dabei zugleich mich kennen zu lernen wünschte. Das sind denn doch keine Zeichen, dass sie bereits die Absicht hätten das Jahrbuch aufzugeben. Denn wozu diese Einladung, die durch nichts meinerseits angeregt war? Trotz alledem aber glauben Sie ja nicht, dass ich mir Illusionen mache. Vielmehr bin ich entschieden der Meinung, dass wenn es nicht gelingt, einen Zuschuss zu den Kosten zu erlangen, von Seiten eines Gönners der Wissenschaft oder einer Regirung, das Jahrbuch so wenig fortbestehen kann und noch weniger zu dem, was es sein sollte, entwickeln kann, als die Germania und die Haupt'sche Zeitschrift ohne eine solche Unterstützung bestehen würden. Allerdings wird die Zahl der Abonnenten immer noch etwas zunehmen, aber die Zunahme wird auch nur eine geringe sein und sein können. Und die Summe müsste sich fast verdoppeln um die Existenz wahrhaft zu sichern. Der Weg ist zu weit, und die Kosten sind zu gross, die Ersparnisse aber, die vielleicht gemacht werden könnten, würden doch nur sehr unbedeutende sein können. — Unter diesen Umständen halte ich es im Interesse der Wissenschaft für notwendig wenigstens den Versuch zu machen das einzige Rettungsmittel zu ergreifen. Ich werde daher demnächst den Verlegern den Vorschlag machen im Verein mit der Redaction, d. h. zunächst mir selbst, ein Gesuch zu einer solchen Unterstützung an den König von Bayern abgehen zu lassen. Dem Gesuch müssen über die Verhältnisse des Jahrbuchs in einer Beilage genauere Mitteilungen beigelegt werden. Es muss zugleich in dem Gesuch selbst oder in einem besondern

kleinen Memoire die wissenschaftliche Bedeutung und das vaterländische Interesse des Jahrbuchs dargelegt werden. Sobald sich die Verleger bereit erklärt haben, den Schritt zu tun, werde ich die nötigen Documente abfassen, und mir erlauben sie Ihnen zur Durchsicht mit der Bitte um Ihren gütigen Rat mitzuteilen. Ich gebe Ihnen dann ganz anheim, ob Sie Lust haben werden oder auch in der Lage sind, Ihre Unterschrift später hinzu zu fügen. So wertvoll Ihre Beteiligung dabei auch wäre, so will ich doch deshalb keine Bitte wagen; das Jahrbuch ist Ihnen soviel Dank schuldig, dass es unverschämt geradezu wäre eine Bitte noch zu wagen, deren Erfüllung Ihnen irgendwie unbequem sein könnte: zumal unter allen Umständen ein günstiges Resultat des Gesuchs an den König äusserst zweifelhaft erscheint. Auch in dieser Beziehung mache ich mir nicht die geringste Illusion. Indem ich diesen Schritt tue, salvire ich nur gewissermassen mein Gewissen. Ich kann dann später zu mir sagen, ich habe nichts unversucht gelassen. Denn wenn das Jahrbuch eingeht, wird ein solches Organ unserer Wissenschaft mindestens vor Dezennien nicht wieder ins Leben treten. Wir müssen uns erinnern, wie viele Anstrengungen wir haben machen müssen, um es hervorzurufen. Und wann wird irgendeiner zu solchen den Mut wieder haben, nachdem das Jahrbuch gescheitert ist, trotz der grossen und stets noch wachsenden Teilnahme der tüchtigsten Kräfte unserer Wissenschaft!

Uebrigens habe ich an dem Fortbestand kein andres persönliches Interesse, als ein begonnenes Werk zu Ende zu führen. Der materielle Gewinn steht in gar keinem Verhältnisse zu den Opfern, die ich an Zeit bringe (wobei die mit der Redaction stets verbundne fortwährende Zersteuung sehr mitveranschlagt werden muss). Auch gestehe ich Ihnen; doch *im engsten Vertrauen*, dass sobald die Existenz des Jahrbuches gesichert ist, ich gesonnen bin mich von der redactionellen Oberleitung ganz zurückzuziehen, und vielmehr in eine Stellung, als Sie zur Redaction einnahmen, einzutreten. Und zwar aus dem Grunde um für meine wissenschaftlichen Forschungen die nötige Ruhe wieder zu gewinnen. Es versteht sich, wenn eine geeignete Persönlichkeit zur Redactionsübernahme sich gefunden haben wird. Denn ein jeder passt nicht dazu. Ich dachte schon an Lemcke. Doch wie gesagt all dies im engsten Vertrauen. Denn ich werde nicht eher zurücktreten, als bis wenigstens auf eine Reihe von Jahren der Fortbestand des Jahrbuchs sicher ist. Sonst wäre ein Zurücktreten

Desertion. — Sollten die Verleger es ablehnen an den König von Bayern oder an irgend eine Regirung sich zu wenden, und später den Contract kündigen, so werde ich wenigstens versuchen eine andre Verlagsbuchhandlung zu finden. Sie sehen, lieber Freund, ich bin entschlossen, bis zum äussersten auszuharren, obwol freilich mit sehr, sehr weniger Hoffnung. Denn es gibt wenig Leute, und zum Glück, die so sehr aller und aller Illusionen baar sind. Ich habe zuviel Unglück schon gehabt, und bin leider auf dem Punkte schon angelangt, in irgend einer Sache kaum etwas von der Zukunft zu erwarten. Um dahin zu gelangen muss man freilich auch in Hessen geboren sein. Bedenken Sie, dass ich im vierzigsten Jahre noch den elenden Gehalt von 300 Thlr. jährlich habe, die durch Abzug für Wittwenkassen etc. (und trotzdem dass ich gar nicht verheiratet bin) noch auf 280 Thlr. sich vermindern. Bald sind es drei Jahre, dass ich mit einem Kollegen unter ehrenvollster Anerkennung meiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu einer Zulage von 100 Thlr. vorgeschlagen wurde, und bis heute hat die Regierung auch noch nicht zu einer Antwort sich herabgelassen. Man kann sagen, dass bei uns die Wissenschaft proscribirt ist. Geht ein bedeutender Mann weg, wie kürzlich Gildemeister, so klatscht man in den gouvernementalen Kreisen Beifall, und besetzt die Stelle gar nicht wieder! In unsrem Fache nun leider hat man zu einer Berufung fast gar keine Aussicht, und so ist man für alle Zeit zur kümmerlichsten Existenz verurteilt. (Trotzdem kommen die 100 Thlr. Redactionshonorar bei mir nicht in grossen Anschlag, da ich in derselben Zeit dieselbe Summe auch anders erwerben kann, und bequemer ohne meinen wissenschaftlichen Forschungen solchen Abbruch zu tun).

In dem neuesten Heft des Herrig'schen Archivs steht eine überaus günstige Anzeige des Jahrbuchs, und die keinen Mitarbeiter zum Verfasser hat. Derselbe ist mir auch persönlich ganz unbekannt.

Paul Heyse hat die Gefälligkeit gehabt die von Herrn Millan eingesandten Romanzen (Inedita) recht hübsch in Verse zu übersetzen. Doch wird leider es nicht möglich sein, den Artikel dem nächsten Hefte schon einzuverleiben. . . .

Unter herzlichen Grüssen Ihr treu ergebner

A. Ebert.

VIII.

Brief 100.

Lieber Freund!

Besten Dank für Ihr Schreiben v. 9. und die darin gütig erteilten Auskünfte. Heute beeile ich mich nur Ihnen mitzuteilen, dass ich den Ruf nach Leipzig als Ordinarius für romanische Sprachen und Literaturen erhalten und angenommen habe, und gegen Ende September dorthin übersiedeln werde, indem ich meine akademische Tätigkeit dort mit nächstem Wintersemester beginne. Der Gehalt ist zwar für Leipzig nicht hoch, doch gegen meinen hiesigen eine bedeutende Verbesserung; ich bekomme 1000 Thlr. dort. Ich werde also endlich einmal in eine, auch für meine wissenschaftliche Tätigkeit vorteilhaftere bequemere Lage kommen. Dass ich auch die philologische Parthie des Faches übernehmen muss, ist mir freilich nicht sehr lieb, lässt sich aber nicht ändern; hier habe ich meine akademische Tätigkeit ja fast ganz darauf beschränken müssen. Ich habe mir das folgende Programm für einen Cursus von Vorlesungen — der sich in dem kleinen Marburg nicht hatte ausführen lassen — entworfen: nächsten Winter lese ich 1. Einleitung in das vergleichende Studium der romanischen Sprachen (ich behandle darin die Sprachgebiete, die Dialekte, die Entstehung der romanischen Sprachen; die Epochen ihrer Entwicklung etc.); 2. Geschichte der italienischen Literatur; 3. Provenzalische Grammatik, sammt Erklärung provenz. Gedichte; im folgenden Sommersemester will ich Dante erklären und damit eine kurze Geschichte der allegorischen Poesie des Mittelalters verbinden, und Altfranzösische Grammatik; im Winter darauf ausser der Einleitung, die ich jedes Jahr lesen will, Erklärung eines altfranzösischen Gedichtes z. B. des Rolandsliedes und Geschichte der französischen Literatur; im Sommer darnach Geschichte der spanischen Literatur und noch eine oder die andere Vorlesung. So glaube ich in zwei Jahren das Wichtigste geben zu können. Was halten Sie davon? Einer allein für ein so grosses Fach wird seine schwere Arbeit haben. Man sollte in diesen Fächern immer zwei anstellen, einen für die Sprachen, einen für die Literaturen. . . .

Unter den herzlichsten Grüssen

Ihr treu ergebner

A. Ebert.

IX.

Brief 104.

Leipzig, d. 26. Okt. 1862.

Lieber Freund!

Nach einer langen Pause, wie sie selten in unserer Correspondenz in den letzten Jahren vorgekommen, schreib ich Ihnen wieder; und wie Sie sehen von der neuen Heimat, wo ich seit 14 Tagen mich befinde. Es ging mir die letzten Monate sehr bunt, und grossenteils nicht zum besten. Im August und Anfang September war ich fortwährend unwol und teilweise zum Arbeiten ganz unfähig; dies verstimmte mich doppelt in Hinblick auf die neue Stellung. Dann kam der Versuch einer Reise, die mich aber nur bis Frankfurt führte, da mancherlei Umstände mich nötigten die grössere Expedition nach der Schweiz aufzugeben. Darauf die Vorbereitungen der Uebersiedlung mit all der Unruhe, die sie im Gefolge hatten. Mitten in der Packerei erkrankte meine Mutter, die mich hierher begleitet hat, und so musste der Umzug eine Woche aufgeschoben werden, die ich in verzweifelter Stimmung verlebte; denn man konnte ja nicht wissen, ob das Unwolsein so bald sich bessern würde. Doch dies war glücklicher Weise der Fall. Und die Reise hierher ging gut von statten. Die beiden ersten Wochen hatte ich hier unendlich viel zu tun, um nur einigermassen mich einzurichten. Erschwert wurde dies Geschäft dadurch, dass die Wohnung vom Centrum der Stadt etwas entfernt ist. Ich wohne in der Blumengasse (Nr. 7); durch einen merkwürdigen glücklichen Zufall in demselben Hause, wo Prof. Zarncke, der sich besonders für meine Berufung interessirt hat. Er ist ein sehr liebenswürdiger Mann und hat eine noch junge angenehme Frau. Wir stehen mit ihnen bereits auf dem freundschaftlichsten Fusse. Zarncke war diesen Sommer wieder schwer erkrankt, ist aber Gottlob leidlich hergestellt wieder. — Von den andren Collegen habe ich noch nicht viele kennen gelernt, da ich bei meinen Besuchen die meisten nicht zu Hause traf. Prof. Curtius hat mir recht gefallen. — Diese Woche beginne ich meine Vorlesungen, nächsten Mittwoch. Die Antrittsvorlesung in der Aula werde ich erst eine Woche später halten, sie ist übrigens schon so gut als

fertig ausgearbeitet. Zum Thema habe ich erwählt: den Gang der Entwicklungsgeschichte der romanischen Sprachwissenschaft und der Wissenschaft der Literaturgeschichte zu zeichnen (vgl. Brief 26). Das Thema war freilich ein wenig trocken, aber da das Fach selbst erst eingeführt wird, wol das schicklichste. Ich freue mich dabei Ihrer namentlich zu gedenken. Erweitert möchte die Vorlesung sich vielleicht zum Druck eignen, aber sie bedarf der Erweiterung, denn in $^3/_4$ Stunde lässt sich, wenn man langsam sprechen muss, wenig abhandeln; so habe ich auf das allgemeinste mich beschränken müssen.

Das 3. Heft des Jahrbuchs wird nun endlich in den nächsten Tagen herauskommen; wenigstens wird der Umschlag schon gedruckt. Bin ich erst etwas hier im Gange, soll es mit dem Jahrbuche auch rascher fortgehen. Brockhaus (der Dr., Sohn) war sehr artig — der alte Brockhaus ist verreist — mit dem Absatz des Jahrbuches scheinen sie zufrieden; soviel habe ich wenigstens erfahren, dass er trotz der Preiserhöhung nicht abgenommen und dies allein ist eine Zunahme. Genaueres hoffe ich Ihnen nächstens mitzuteilen. Offenbar betrachtet Brockhaus das Unternehmen als ein für die Zukunft ganz feststehendes. Der Herr, welcher die Jahrbuchsangelegenheiten besorgt, und jetzt auch Teilhaber von Brockhaus' Verlag ist, Paul Trömel ist ein recht gebildeter liebenswürdiger Mann; leider hat er, wie es scheint, die Schwindsucht. Es wäre schade, auch um das Jahrbuch, wenn er nicht lange mehr lebte.

Lemcke wird aller Wahrscheinlichkeit mein Nachfolger in Marburg werden — *unter uns gesagt!* Ich schlug ihn vor. Und bei meiner Abreise waren alle gewichtigen Stimmen für ihn. Ich habe beantragt ihn als Ordinarius zu berufen. Hoffen wir, dass auch dies gelingt. Die Erkundigungen, die man über ihn in Braunschweig einzog, lauteten äusserst günstig. Er scheint ein Mann von vortrefflichem Charakter zu sein. — Ich freue mich, dass Sie de los Rios' Werk für das Jahrbuch anzeigen wollen.

In der Hoffnung *recht bald* von Ihnen einen Brief zu erhalten, grüsst Sie herzlichst

Ihr A. Ebert.

X.

Brief 116.

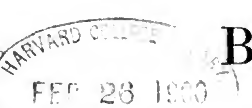
...... Vor ein paar Wochen teilte mir die Brockhaus'sche Buchhandlung bei Gelegenheit der Uebersendung des Honorars mit, dass, da das Jahrbuch noch immer nicht die Kosten einbrächte und ein besonderes Opfer verlange, Brockhaus im Zweifel sei, ob er dasselbe nach *Beendigung des laufenden Jahrganges* noch fortsetzen werde; er bitte sich aber Bedenkzeit bis zu Ostern aus, erst dann wolle er sich definitiv entscheiden — ohnehin werde ja der laufende Jahrgang schwerlich vor Ostern in Druck vollendet sein! ...... Ich antwortete ziemlich brüsk, indem ich bemerkte, dass ich beim Abschluss des Contracts nicht erwartet hätte, dass eine Firma, wie die Brockhaus'sche, wenn sie ein bereits bestehendes Journal übernehme, dessen Aussichten leicht zu berechnen wären, schon nachdem kaum der zweite Jahrgang begonnen, dasselbe wieder fallen liesse. Ich deutete dann die Verletzung des Contractes an; zeigte, dass die Forderung den Termin der Entscheidung soweit hinauszuschieben unsinnig sei, da die Mitarbeiter bei Zeiten unterrichtet werden müssten etc. Kurz, ohne unhöflich zu werden, sagte ich Herrn Brockhaus die volle Wahrheit. Ich setzte dann als Termin definitiver Entscheidung den 15. Januar 1864 an. Denn kraft contractlichen Rechtes Brockhaus zu *nötigen*, noch einen Jahrgang jedenfalls herauszugeben, hielt ich nicht für ratsam. Und ich glaube, dass Sie mir darin beipflichten. Auf diesen Brief von mir habe ich nun vor ein paar Tagen die Antwort von Brockhaus erhalten, dass er den von mir angesetzten Termin acceptire, und er fügt hinzu: *„ich hoffe, dass wir dann vielleicht unter geringer Abänderung der Bedingungen zu weiterer Verständigung gelangen."* ......

Ob unser Journal fortbestehen wird, ist trotz alledem sehr zweifelhaft. Ich kann nämlich nicht läugnen, dass ich alle Lust und Liebe zu der Redaction verloren habe; und ich so fast nur die Lasten derselben empfinde. Und diese sind um so grösser je weniger ich hier am Orte irgendwelche Unterstützung habe. Was die litterarischen Hülfsmittel angeht, bin ich hier viel übler als in Marburg daran ...... Auch jede persönliche Hülfe fehlt, da kein Mitarbeiter hier in Leipzig ist. Zarncke, an den allein zu denken wäre, hat mit seinem Centralblatt selbst vollauf zu tun. Dazu kommt, dass meine akademische Stellung mir

hier viel mehr Arbeiten auferlegt. Ich bekomme hier alle Vorlesungen zustande, muss für einen grössern Cyklus sorgen, habe deshalb noch längere Zeit neue auszuarbeiten etc. Nun hege ich doch den Wunsch endlich auch einmal an die Abfassung eines grössern Werkes zu denken. Wie kann ich aber auch nur die Zeit zu den Vorstudien finden, wenn selbst die von den Arbeiten für die Vorlesungen mir übrig gelassenen kärglichen Mussestunden die Tätigkeit für die Redaction des Jahrbuches mir raubt? — Andrerseits freilich würde ich das Aufhören des Jahrbuches für einen wahren Verlust für unsere Wissenschaft halten. Vor allem fragt sich natürlich ob die Modificationen des Contractes, die Brockhaus stellen wird, die Fortexistenz möglich machen. Ferner muss er sich, wenn man sie acceptiren könnte, auf ein paar Jahre verpflichten. Ob ich selber aber eine solche Verpflichtung übernehmen kann, das ist die Frage. Ich bin freilich noch unentschlossen. Aber es wäre mir sehr lieb und sehr im Interesse unseres Unternehmens, wenn Sie einmal überlegen wollten, wer wol die Redaction übernehmen könnte und möchte, für den Fall, dass ich selbst mich für die Dauer nicht dazu entschliessen könnte. Es würde mir sehr angenehm sein, wenn Sie mir Ihre Ansicht möglichst bald mitteilten. Es versteht sich, dass ich in jenem Falle sehr gern in eine solche Stellung zu der Redaction wie Sie dieselbe bisher einnahmen, treten würde, d. h. mit Rat und Tat das Unternehmen unterstützen . . . . .

INHALT.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

EINUNDFÜNFZIGSTER BAND.

1899.

IV.

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER.
1899.

Einzelpreis 1 Mark.



GESAMMTSITZUNG BEIDER CLASSEN AM 14. NOVEMBER 1899.

Nach der Eröffnungsrede des Secretärs folgten die Nekrologe auf die verstorbenen Mitglieder G. Ebers, A. Socin, W. Pertsch, A. Fleckeisen von den Herren Erman, Windisch und Goetz.

Herr Brugmann legte eine Abhandlung vor „Der Ursprung der Barytona auf -σος. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der sogenannten Kurzformen des Griechischen" (für die „Berichte").

Herr Hirzel hatte ein Manuscript eingeschickt betitelt *Ἄγραφος νόμος*, das in den „Abhandlungen" gedruckt werden soll.

K. Brugmann: *Der Ursprung der Barytona auf -σος. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der sogenannten Kurzformen des Griechischen.*

I.

Die griechische Sprache bietet eine grosse Zahl von Eigennamen, besonders von Personennamen, auf -σος, wie *Ἔρασος*, *Ὄνησος*, *Λῦσος*, daneben einige Dutzend Appellativa, wie *κόμπασος* 'Prahlhans', *καῦσος* 'Brand, brennendes Fieber'. Die ersteren sind ohne Zweifel und nach allgemeiner Annahme Kurznamen, z. B. *Ἔρασος* zu den Vollnamen wie *Ἐράσ-ιππος* *Ἐρασι-κλῆς*. Was ist aber der Ursprung des σ-Elementes dieser Namen? Und sind die Appellativa auf -σος mit diesen Kurznamen bildungsgleich? Auf diese Fragen gibt die sprachwissenschaftliche Literatur bis jetzt keine befriedigende Antwort.

Ohne etwas von Belang zur Ursprungsfrage beizubringen, hat die Wörter auf -σος, die Appellativa und die Propria, Lobeck in den Prolegg. p. 405 sqq. behandelt.[1]) Dankenswert ist vor

1) Kurz sind sie von ihm auch schon Phryn. p. 436 besprochen. Dort heisst es: „Sic *κραύγασος* dicitur Nicet. Ann. XV. 8. 308. A. et *γνύπεσος*, qui alia forma *γνυπών* (non *γνυπῶν*) appellatus est, et *πολλαγόρασος*, quod quum Pollux VII. 15. abjectum esse declarat, de hoc universo genere plebejorum conviciorum judicium ferre censendus est."

allem seine Zusammenstellung der Appellativa[1]); ich vermag zu ihr nur wenige Beispiele hinzuzufügen. Was dann Curtius Verbum II² 416 zur Entwicklungsgeschichte der Eigennamen sagt, ist irrig: er lässt *Δάμασος*, *Ἔλασος*, *Ἔρασος*, *Σῶσος*, die nach Fick's Theorie als Kurznamen für *Δαμάσιππος* usw. zu betrachten seien, nach den Adjektiva wie *κομψός*, *τιθασός*, *πυρσός* gebildet sein, die vielleicht den altindischen Adjektiven auf *-sa-* entsprächen. Die barytonen Appellativa, die zunächst mit den Eigennamen hätten konfrontirt werden müssen, erwähnt Curtius überhaupt nicht. C. A. Müller De Σ litera in lingua Graeca inter vocales posita (Lipsiae 1880) p. 46 sqq. bespricht eine Anzahl von unsern Appellativa, z. B. *πίσος*, *καῦσος*, *θίασος*, deren *σ* ihm aus *σσ* hervorgegangen zu sein scheint, und weist (p. 48 Fussnote) Identität mit den Personennamen wie *Ἔλασος* ab, weil diese aus Komposita gekürzt seien. Endlich hat noch Lagercrantz in seiner kürzlich erschienenen Abhandlung 'Zur griechischen Lautgeschichte' (Upsala universitets årsskrift 1898) S. 16 ff. einen Teil der Appellativwörter behandelt. Auch er leugnet Zusammenhang mit den Kurznamen. Diesem sollen 'nicht unerhebliche Bedenken' entgegenstehen; welcher Art diese Bedenken sind, wird nicht näher angegeben. Den Ausgang der Appellativa erklärt er dann teils aus *-δσος* (*-τσος*), teils aus *-τιος*.

Im Gegensatz zu den beiden letztgenannten Gelehrten hoffe ich zeigen zu können, dass es nicht nur keine berechtigten Bedenken gegen die Bildungsgleichheit von *Ἔρασος* und *κόμπασος* gibt, sondern dass eine Reihe von Thatsachen laut für diese Identität spricht, dass demnach auch die Appellativa wie *κόμπασος* für nichts anderes als für Kurzformen zu halten sind. Damit wird aber, wie wir sehen werden, die Annahme hinfällig, dass *-σος* aus *-σσος* oder *-δσος* oder *-τιος* entstanden sei. Denn sie ist auf *Ἔρασος* und alle Eigennamen gleicher Art nicht anwendbar. Es wird sich uns eine andre Herkunft des Ausgangs *-σος* — dessen *σ*, zwischen Vokalen stehend, ja nicht erhaltenes ursprüngliches *s* sein kann — als wahrscheinlich ergeben.

---

1) Freilich läuft hier allerlei morphologisch Verschiedenes durcheinander. Dies gilt auch von dem, was Pape in seinem Etymolog. Wörterb. der griech. Sprache, zur Uebersicht der Wortbildung nach den Endsylben geordnet (Berl. 1836), S. 180 ff. unter der Ueberschrift „Wörter auf *-σος*“ zusammenstellt.

2.

Ich führe zunächst Beispiele vor. Für die Eigennamen beschränke ich mich auf eine Auswahl: es seien ihrer so viele gegeben, als dienlich sind, um die bei den Nomina auf -σος überhaupt vorkommenden morphologischen Verschiedenheiten und ihre Bildungsregeln ans Licht zu stellen. Dagegen erstrebe ich Vollständigkeit der Aufzählung bei denjenigen Wörtern, die entweder als echte Appellativa erscheinen, wie z. B. πέτασος 'breitkrempiger Hut', oder als solche Substantiva, die so zu sagen auf der Grenze zwischen Name und Nichtname liegen, wie z. B. das mit 'Prahlhans' wiedergegebene κόμπασος. Da jedoch die appellativischen Barytona auf -σο- nicht alle desselben Ursprungs sind und die Zugehörigkeit zu unserer Kategorie der Kurzformen in manchen Fällen nicht ohne weiteres klar ist, von manchen Wörtern auch überhaupt zweifelhaft bleibt, ob sie dieser Kategorie zuzurechnen sind, so führe ich zunächst in diesem Paragraphen nur diejenigen Appellativa auf, deren morphologisches Gepräge sich ohne weiteres als ein und dasselbe darstellt und zwar als dasjenige der in Rede stehenden Kurzformen. Denn nur diese klaren Fälle dürfen die Grundlage abgeben für die Behandlung der Frage, welchen Ursprung unser σο-Suffix hat. Auf die übrigen Fälle werde ich erst nach Erledigung dieser Frage in § 5 eingehen.

Bei jedem Beispiel ist gleich hier die Wortsippe anzugeben, zu der es gehört. Insbesondere sind hierbei auch Komposita zu nennen, deren erstes Glied ein gleichlautender oder ähnlicher Stamm mit einem σ-Element bildet.

I) Bei den Eigennamen, die seit Homer in den verschiedensten Mundarten begegnen, beschränke ich mich aus nahe liegenden Gründen im wesentlichen auf die Personennamen. Teils sind es mythische und epische Namen, teils Namen historischer Persönlichkeiten. Oefters erscheint — was für die Personennamen überhaupt gilt (Fick-Bechtel Personennamen[2] 304 ff.) — dieselbe Form zugleich als mythischer und als historischer Name.

a) Ἔρασος mythisch. Zu ἔρα-μαι 'ich liebe', ἐρα-τός Ἔρατος und zu ἐράσσασθαι ἤρασμαι, ἐραστός Ἔραστος, ἐραστής, Ἔρασμος, ἐράσμιος. Ἐράσ-ιππος, Ἐρασι-κλῆς.

Ἔλασος ein Troer bei Homer. Zu ἐλα-τήρ 'Treiber', argiv. ποτ-ελάτω (Verf., Griech. Gramm.[3] S. 278), hom. ἐλήλα-ται, Ἔλατος

und zu *ἐλάσσαι ἠλάσθην*, *Ἐλάστωρ*. *Ἐλάσ-ιππος*. Vgl. auch *ἐλασᾶς* erdichteter Vogelname bei Aristophanes Av. 886.

Κέρασος mythisch (Name dessen, der zuerst Wasser dem Wein beimischte, s. Usener Götternamen 255 f.). Zu *κέρα-μαι* 'ich mische mir etwas' (*κέρωνται*), *κέρα-μος* und zu *κεράσσαι ἐκεράσθην*, *κεραστής*, *κέρασμα*.

Δάμασος ein Troer bei Homer und historischer Name. Zu *ἀ-δάματος* 'indomitus', *παν-δαμάτωρ*, *δάμαλις* und zu *δαμάσσαι ἐδαμάσθην*, *Δαμάστης* (seit Hesiod Präsens *δαμάζομαι*). *Δαμάσ-ιππος*, *Δαμασι-κλῆς*.

Ἅρπασος mythisch. Zu *ἁρπά-μενος* 'geraubt', *Ἅρπαλος*, *ἁρπαλέος* und zu *ἁρπάσομαι ἥρπασμαι ἁρπάζω*, *ἁρπαστός*, *ἅρπασμα*.

Πίασος mythisch. Zu *πῖαρ* 'Fett', *πίαλος*, *πιαίνω* und zu *πεπίασμαι*, *πίασμα*.

Ἴασος nebst *Ἰάσιος*, *Ἰασίων*, alle drei mit ῑ im Anlaut, mythische Namen, bei Homer. Zu dem auf einem medialen Partizipium beruhenden *Ἰα-μενός* (ῑ) *M* 193 und zu *Ἴαμος* (ῑ). Das Etymon dieser Namen ist unklar, vgl. Pape-Benseler Wtb. der griech. Eigenn. s. v., Preller-Robert Griech. Myth. I[4] S. 775 f., Usener Göttern. 156, Schulze Quaest. ep. 383, Fick-Bechtel Personennamen [2] 427. Keinen Aufschluss gewährt *Ἴασον* (ῑ), das Beiwort der Landschaft Argos in σ 246 (*εἰ πάντές σε ἴδοιεν ἀν' Ἴασον Ἄργος Ἀχαιοί*), da es selber dunkel ist. Vielleicht ist dieses Wort als Appellativum zu schreiben (vgl. *πολυδίψιον Ἄργος*); es erinnert an das von Nikander (fr. 74, 2 Schn.) im Sinne von *ἴοις* 'violis' gebrauchte *ἴασι*.

Σκέδασος historisch. Zu *σκεδάσαι* 'zerstreuen' *ἐσκέδασμαι*, *σκεδαστής*, *σκεδασμός*.

Ἵππασος mythisch und historisch. Zu *ἱππάζομαι* 'ich lenke Rosse', *ἱππαστής*, *ἵππασμα*. *Ἱππασι-κράτης*.

Πείρασος mythisch. Zu *πειράζω* 'ich versuche', *πειραστής*, *πειρασμός*.

Ὄκλασος mythisch. Zu *ὀκλάζω* 'ich sinke in die Kniee', *ὄκλασμα*.

Ὅλκασος Sohn des Kyräerfürsten *Τάρβηρος* Nonnus 26, 181. Zu *ὁλκάζω* 'ich ziehe' (*ὁλκάς*). Vgl. *Ὁλκίᾱς*.

Φάντασος *Phantasus* Ovid Met. 9, 642, Sohn des Schlafes. Zu *φαντάζω* 'ich stelle vor Augen', *φανταστός*, *φάντασμα*.

Der Ausgang -ᾰσος ist bei den Eigennamen, ebenso wie bei den Appellativa, der häufigste. Er ist offenbar frühzeitig als

einheitliches Suffix produktiv geworden, und viele Kurznamen auf -ᾰσος wurden geschaffen, ohne dass sie vorher als Anfangsglied in Vollnamen vorhanden waren. Ich führe hierfür noch folgende Beispiele an. *Πύρασος* ein Troer bei Homer. Zu *Πύραμος*, *πῡρός* 'Weizen'. Verfehlt ist die Meinung von J. Baunack Studia Nicolaitana p. 24, *Πύρασος* als Stadtname sei ein Kompositum, *Πύρ-ασος*, *-ασος* ein Wort für Wasser, das ganze Wort etwa 'Weizenau'. *Ἰμβρασίδης* mythischer Personenname und *Ἴμβρασος* Fluss und Flussgott in Samos. Zu *Ἴμβραμος*, *Ἴμβρος*. *Περγασίδης* ein Troer bei Homer. Zu *Πέργαμος*. *Γόργασος* mythisch. Zu *Γοργάδες*, *Γοργώ*, *Γοργίᾱς*, *γοργός* 'drohend, furchtbar'. *Μάργασος* ein Karier, der am Fluss *Ἅρπασος* wohnt, bei Quint. Smyrn. 10, 143 ff. Vgl. *μάργος* 'rasend, gierig' und *μαργάς* (*-άδος*)· *δεσμός* bei Hesych s. v. *μαργαίνων*. *Πήγασος* (bei Pindar *Πάγασος*), Name des mythischen Pferdes. Wird im Anschluss an Döderlein mit *πηγός* 'dick, stark, kräftig' und mit dem auf attischen Vasen vorfindlichen Pferdenamen *Πηγάδᾱς* (vgl. *πηγάς -άδος*) zusammengebracht. Vgl. Pape-Benseler Wtb. s. v., Preller-Plew Griech. Myth. II³ S. 79, Kretschmer Griech. Vaseninschr. 210. *Πήδασος* Name eines Pferdes des Achill und Männername. Vermutlich zu *πηδάω* 'ich springe'. Vgl. *Πήδαιος*. *Κρίασος* mythisch, Sohn des Argos, bei Nonnus 32, 187 ein Begleiter des Dionysos, Sohn des Argasos (*Ἀργασίδης*). Zu *κριός* 'Widder'. *Τράγασος* mythisch. Zu *τράγος* 'Bock'? Vgl. *πατὴρ Τραγασαῖος* Aristophanes Ach. 853. *Κορύμβασος* ein Inder bei Nonnus (28, 51 und sonst). Zu *κόρυμβος* 'Haarbüschel, Haarwulst'.

b) *Ἄρκεσος* historisch, nebst *Ἀρκέσων*, *Ἀρκεσῴ*. Zu *ἀρκε-τός* 'hinreichend' *Ἄρκετος*, *Ἀρκέτων*, *ἄρκεσις* und zu *ἤρκεσται ἤρκεσα*. *Ἀρκεσί-λᾱος*.

Τελεσίδης historisch, nebst *Τελέσων*, *Τελεσώ*. Zu *τελε-τή* 'Weihe', *Τελέ-τῑμος* und zu *τελέσσαι τετέλεσμαι*, *Τελέστης*. *Τελέσ-ανδρος*, *Τελεσι-γένης*.

Κόρεσος mythisch. Zu *κορέσσασθαι* 'sich sättigen' *κεκόρεσμαι*, *ἀ-κόρεστος*.

Ἀκεσίδᾱς mythisch, nebst *Ἀκέσων*, *Ἀκεσῴ*, *Ἀκεσεύς*. Zu *ἀκέσσασθαι* 'heilen' *ἀκεστός* *Ἄκεστος*, *ἄκεσμα*. *Ἀκέσ-ανδρος*, *Ἀκεσί-μβροτος*.

Erwähnt sei auch der Stadtname *Ἔρεσος*. Zu *ἐρέ-της* 'Ruderer', *ἐρετμός*, *ἐρέσσω δι-ήρεσσα*.

c) *Χάρισος* historisch. Zu *χάρι-ς χάρι-ν* 'Anmut', *Χαρί-*

τῖμος und zu *κεχάρισμαι χαρίζομαι*, *Εὐχάριστος*, *χαριστήριος*. *Χαρίσ-ανδρος*.

Θέμισος historisch, nebst *Θεμίσων*. Zu *θέμις* 'fas', dessen Stamm *θεμισ-* war (vgl. Verf. Griech. Gramm.[3] S. 198), *θεμισ-κρέων*, *θεμισσάμενοι*, *Θέμιστος*.

d) *Κέλευσος* historisch. Zu *κελεύω* 'ich befehle', *κελευτιάω*, *Κελεύτωρ*, *κέλευμα* und zu *ἐκελεύσθην κεκέλευσμαι*, *κελευστής*, *κελευσμός*.

e) *Νίκᾱσος* historisch (Megarer), nebst *Νῑκησώ*. Zu *ἐνίκησα* 'ich siegte', *νῑκητός*, *Νῑκήτης*. *Νῑκησ-αρέτη*, *Νῑκᾱσι-κράτης Νῑκησί-δικος*.

Σῶσος historisch, nebst *Σωσίδᾱς*, *Σωσώ*. Zu *σαόω -ῶσαι* 'retten', *σωτήρ*, *Σώτων*, *Σώτᾱς*. *Σώσ-ιππος*, *Σωσι-κλῆς*.

f) *Χάραξος* mythisch und historisch, nebst *Χαράξης*. Zu *χαράσσω* 'ich ritze, kerbe' *χαράξαι*, *χάραξις*.

Λύξος (*Λύξης*), Vater des Herodot (vgl. Crusius Jahrbb. f. class. Philol. 1891 S. 392). Doch wohl zu *ἤλυξα* 'ich entwich', *ἀλυκτάζω*, *ἄλυξις*, also mit der von Meister (Bezz. Beitr. 5, 213f.) entdeckten Aphärese, wie sie viele Personennamen aufweisen, z. B. *Γασίᾱς* = *Ἀγασίᾱς* (vgl. zuletzt über diese Erscheinung Kretschmer KZ. 36, 270ff.).

Möglicherweise hierher auch *Ἕλιξος*, historisch, vgl. böot. *ϝελιξίων*. Jedenfalls zu *ἑλίσσω* 'ich drehe, winde' *ἑλίξαι*, *ἑλικτός*, *ἕλιξις*; *Ἕλιξος* als Flussname (auf Keos) vergleicht sich mit *Καμπύλος* u. dgl. Es ist jedoch nicht klar, ob nicht *Ἕλιξος* das zum Eigennamen gewordene Adj. **ἑλιξός* war, wovon in § 5 unter 12 zu handeln sein wird.

Λάμψος mythisch. Zu *ἔλαμψα* 'ich erglänzte', *λάμψις*. *Λαμψ-αγόρης*.

Πεῖσος mythisch, nebst *Πείσων*. Zu *ἔπεισα* 'ich überredete' *πέπεισμαι*, *πειστέον*, *πεῖσις*. *Πείσ-ανδρος*, *Πεισί-στρατος*.

g) *Ἔκ-βασος* mythisch, *Ὀρεί-βασος* *Orībasus* Ovid Met. 3, 210, nebst *Ἐκβάσιος*, *Ὀρειβάσιος*, *περιβασώ* Beiwort der Aphrodite in Argos. Zu *βάσις* 'Gang', *βατός*, *Ἀρχε-βάτης*.

h) *Μνῆσος* ein Paione bei Homer, nebst *Μνήσων*. Zu *μνᾱ-* 'gedenken' *μνήσασθαι μέμνημαι* und zu *μνησθῆναι*, *ἄ-μνᾱστος*. *Μνησ-αγόρᾱς*, *Μνησι-κράτης*.

Δρῆσος ein Troer bei Homer. Entweder zu *δρᾱ-* 'handeln' att. *ἔδρᾱσα δέδρᾱμαι* und *ἐδράσθην*, *δρᾱστέος*, hom. *δρηστήρ*, *δρησμοσύνη*, oder zu *δρᾱ-* 'laufen' att. *-έδρᾱν -δράσομαι* ion. *-δρήσομαι*.

Ὄνησος, thessalisch und anderwärts *Ὄνᾱσος*, historisch. Zu *ὀνῆ-σαι* 'nützen' *ὠνήθην*, *ἀν-όνητος*. *Ὀνᾱσ-αγόρᾱς*, *Ὀνησι-κλῆς*.

Λῦσος historisch, nebst *Λύσων*, *Λῡσώ*. Zu *ἔλῡσα* 'ich löste', *λῡσι-μελής*. *Λύσ-ανδρος*, *Λῡσί-μαχος*.

II) Den Uebergang zu den Appellativa mögen einige von nachhomerischen Schriftstellern ersonnene Namen machen.

Κύβδασος, ein erdichteter Dämon bei dem Komiker Plato, Fragm. Com. 2, 675. Zu *κύβδα* 'mit vorwärts gesenktem Kopf', vgl. *κρύφασος* zu *κρύφα* (unter III, c S. 186).

Alkiphron bietet in den Briefüberschriften folgende vier Parasitennamen:

Λαχανο-θαύμασος 3, 47. Zu *θαυμα-τός* 'wunderbar' und zu *θαυμάζω*, *θαυμαστός*.

Ῥαφανο-χόρτασος 3, 72. Zu *χορτάζω* 'ich füttere', *χορτασμός*. Vgl. den Männernamen *Χόρτασος* Schol. in Dionys. Thr. gramm. Bekker's Anecd. II 655.

Χιδρο-λέπισος 3, 62. Zu *λεπίζω* 'ich schäle', *λεπιστός*, *λέπισμα*.

Ῥᾱγο-στράγγισος 3, 42 (dies, nicht *Ῥαγηστράγγισος*, ist die richtige Lesart, s. Seiler zu der Stelle). Zu *στραγγίζω* 'ich drücke, quetsche, presse' *στραγγίσαι*. Also 'Beerenquetscher'.

III) Es folgen nun solche Appellativa, die ihrem Bildungstypus nach sich den angeführten Kurznamen an die Seite stellen. Da für den unten zu erbringenden Beweis, dass sie mit den Eigennamen ein und dieselbe Wortklasse ausmachen, nicht ohne Wichtigkeit ist, welche Bedeutungskategorien unter ihnen vertreten sind, so mag hier die Einteilung nach begrifflichen Gesichtspunkten geschehen.

a) Wörter für Personen und für Lebewesen überhaupt.

κόμπασος 'Prahlhans' Herodian I 209, 4, wozu der Scherzname *Κομπασεύς* bei Aristophanes Av. 1126 (*Προξενίδης ὁ Κομπασεύς*). Zu *κομπάζω*, *κομπαστής*, *κόμπασμα*.

κραύγασος 'Schreihals', bei Hesych Erklärung von *βαβάκτης* und von *βάβαλος* (vgl. Lobeck Phryn. 338. 436); daneben der Froschname *Κραυγασίδης* Batrachom. 246. Zu *κραυγάζω*, *κραυγαστής*, *κραυγασμός*.

πολλ-αγόρασος 'viel kaufend, emax': *πολλαγόρασον παιδίον* Pherekrates Fragm. Com. 2, 320. Zu *ἀγοράζω*, *ἀγοραστής*, *ἀγορασμός*.

ὕβρισος, vermutlich 'übermütiger Mensch', ist nur aus der Aufzählung von Nomina propria und appellativa auf -*ισος* bei Theognost. Cramer's Anecd. Gr. Oxon. II 73, 17 bekannt, wo es hinter dem Appellativum *ἄϊσος* genannt wird. Zu *ὑβρίζω*, *ὑβριστής* thess. *Ὑβρίσταˉς*, Chios *Ὕβριστος*, *ὕβρισμα*. Vgl. auch *Ὕβριμος*, zu dem sich *ὕβρισος* verhält wie *Πύρασος* zu *Πύραμος* u. dgl. (S. 181).

μέθυσος 'Trunkenbold' und adjektivisch 'trunken'. Bei Aristophanes Nub. 555 *γραῦν μεθύσην* (vgl. Vesp. 1402). Das Mask. tritt zufällig erst seit Menander hervor (Fragm. Com. 4, 88), in der späteren Prosa aber begegnet *μέθυσος* auch als Femininum. Vgl. Lobeck Phryn. 151 sq. Zu *ἐμέθυσα ἐμεθύσθην*, *μεθυστής*, *μέθυσμα*, deren Stamm *μεθυσ*- mit ai. *mádhuš*- 'Süssigkeit', einer Erweiterung von *mádhu* = *μέθυ*, identisch war. Vgl. auch *μεθυσο-κότταβος* 'beim K. sich berauschend' Aristophanes Ach. 525 und die komische Bildung *μεθυσο-χάρυβδις*, von einem betrunkenen Weib, Fragm. Com. 4, 666.

γόγγυσος 'einer, der murrt' Herodian I 213, 19. Zu *γογγύζω*, *γογγυσμός*.

γονύ-κρουσος = *ὁ τὰ γόνατα συγκρούων* Photius unter *πλαισός*. Zu *κρούω* -*εκρούσθην* -*κέκρουσμαι*, *κρουστέον*, *κρουσματικός*.

γονύ-πεσος so viel als *γνύπετος*, Beiname eines Grammatikers Demetrius (La Roche Homer. Textkritik 117). Zu *ἔπεσον* (*ἔπετον*), *πέσος*, *πέσημα πέσωμα*, *βαρυ-πεσής*, von deren *σ* in § 4 zu handeln sein wird.

πολύ-χεσος 'viel scheissend'. Das Wort ist bei einem unbekannten Komiker (Fragm. Com. 4, 696) attributiv auf *νόσημα* übertragen: *ἀπηλλάγημεν πολυχέσου νοσήματος*. Zu *χέζω χέσαι κεχεσμένος*. Von ähnlicher Bildung ist *χεσᾶς* 'Scheisser', vgl. *ἐλασᾶς* neben *Ἔλασος* (S. 180), *τρεσᾶς* 'Ausreisser, Feigling', *Ἐλευσᾶς* u. dgl.[1])

Tierbenennungen (vgl. *Πήγασος*, *Πήδασος* S. 181) sind folgende Wörter:

γέλασος ('Lacher') wird bei Hesych s. v. *μακεσίκρανος* als eine Bezeichnung des Wiedehopfs angeführt. Zu *γελᾰ*- in arg. *δι-εγέλα* (Verf. Griech. Gramm.[3] S. 278) und zu *γελάσσαι γεγέλασμαι*, *γελαστής*, dor. *γελᾱνής* aus **γελασνης*. Von ähnlicher Art war *γελασῖνος* 'Lacher', im Plural 'die vorderen Schneidezähne' und 'die Grübchen, die das Lachen auf den Wangen bildet', vgl. *Μνᾱσῖνος* (neben *Μνῆσος*), *Ἀρεσῖνος*, *Δεξῖνος* u. a.

---

1) Vgl. zu diesen Wörtern auf -*σος* noch *παλίνορσος* in § 5

ταύτασος· *ὄρνις ποιός* Hesych. Zu *ταυτάζω* so viel als *τὰ αὐτὰ λέγω.*[1])

b) Von den Gewächsbenennungen stellt sich zunächst ohne Zweifel hierher

πίσος eine Art Erbsen, Adj. *πίσινος*, seit Aristophanes. Zu *περι-πίσματα* 'ausgepresste Weintrauben, Trester', *πτισάνη* 'enthülste Gerste'[2]), *πτίσαι ἔπτισμαι, πτισμός πτίσμα*, W. *π(τ)ισ-* = ai. *piṣ-*. Auch

κέρασος 'Kirschbaum', das sich im nachklassischen Attischen neben den älteren, mit lat. *cornus, cornum* auf **kr̥n-* zurückgehenden *κράνος, κράνον, κράνεια* einstellt, hierher zu ziehen braucht man kein Bedenken zu tragen, da die Bildung aus dem Griechischen selbst leicht erklärbar und Entlehnung aus einer fremden Sprache nicht erweislich ist. Gleichwie lat. *cornus* zum Neutrum *cornu* engere Beziehung hat, so hat sich *κέρασος* an *κέρας* 'Horn', *κεράστης* 'gehörntes Wesen', speziell 'Hornschlange', auch Name eines Käfers[3]), *κερασ-φόρος, κεράσ-χειλος* usw. angeschlossen. Die dem Horn ähnliche Härte des Holzes der *κράνεια* wird von Theophrast Hist. plant. III 12, 1 hervorgehoben. Vgl. Hehn Kulturpfl.[6] 390ff. In morphologischer Hinsicht vergleiche man *Θέμισος* neben *θέμις* (ursprünglich Neutrum, **τὸ θέμις*), *Θέμιστος, θεμισ-κρέων* (S. 182). Weiterhin wäre

κάρπασος ein Gewächs mit giftigem Saft (*ὀποκάρπασον, ὀποκάλπασον*), im nachklassischen Attischen, zu nennen, falls es, wie wahrscheinlich ist, etymologisch zu trennen ist von *κάρπασος* 'Flachs', welches das entlehnte ai. *karpāsa-* 'Baumwollenstaude, Gossypium herbaceum' ist (s. A. Müller Bezzenb. Beitr. I, 280f.). Es wäre von *καρπός* aus gebildet, mit dem volksetymologisch von den Griechen jedenfalls auch das indische Wort zusammengebracht worden ist. Endlich ist hier, falls wir es wiederum mit einem echt griechischen Wort zu thun haben,

κύτισος, Name des Schneckenklees, im nachklassischen Attischen und bei Theokrit 5, 128. 10, 30, zu nennen: zu *κυτίς*

---

1) Vgl. überdies die Fischbezeichnung *μύξος* in § 5.

2) Vgl. *ἀρυσάνη* 'Becher' zu *ἄρυσος* S. 187. Von derselben Art sind die von Lagercrantz a. a. O. 13ff. besprochenen, aber falsch beurteilten *λάσανα, θύσανος*, ferner *λείψανον, τρώξανον, ὄψανον*.

3) Dies Wort war zunächst Substantiv, wurde aber oft attributiv mit andern Substantiven verbunden, wodurch es den Wert eines Adjektivs bekam, z. B. Soph. El. 568 *κεράστην ἔλαφον*.

'kleiner Kasten, Kiste', *κύτος* 'Haut, Schale'. Vgl. Hehn a. a. O. 399 ff.[1])

c) Benennungen von Würfen beim Würfelspiel. Die hier anzuführenden vier Substantiva auf -*ασος* gehören alle der späteren Gräzität an.

κάγχασος ('Lacher') bei Pollux 7, 204. Zu *καγχάζω*, *καγχαστής*, *καγχασμός*.

κρύφασος ('Verstecker') ebendaselbst. Zu *κρύφα* 'heimlich', vgl. *Κύβδασος* zu *κύβδα* S. 183.

κίγκασος· κυβευτικός τις βόλος Hesych. Vermutlich 'Wipper', zu *κίγκαλος κίγκλος* 'mit dem Schwanz wippender Vogel'. *κίγκασος* : *κίγκαλος* = *πέτασος* : *πέταλος* (d) u. dgl.

κίκκασος wird bei Hesych als *βόλου ὄνομα* aufgeführt, wonach man bei Photius p. 341 Nab., wo *κίκκασος· ὀβολοῦ ὄνομα* überliefert ist, *βόλου* schreibt. Der engere Sinn von *κίκκασος* ergibt sich aus der von Hesych an erster Stelle gegebenen Erklärung *ὁ ἐκ τῶν παραμηρίων ἱδρὼς ῥέων*; man vergleiche auch *κίκκη· ἡ ἀπὸ τῶν αἰδοίων δυσοσμία* und *κικκός· διαχώρησις*.

Dass man diese Würfe benannt hat als seien sie Lebewesen, zeigt nicht nur der Ausgang -*ασος*, sondern ist auch darum wahrscheinlich, weil bei Pollux a. a. O. unter den dort aufgeführten Wurfnamen die Wörter *Μίδας*, *Μάνης*, *Ἀργεῖος*, *Λάκωνες*, *Κύκλωπες*, *ἐπακοντιστής*, *πυαλίτης*, *ἀγύρτης*, *δορεύς* u. dgl. vorkommen. Vgl. auch *ξανθ[ιμ]ίας· βόλου ὄνομα* (Hesych) = *Ξανθίας* Mein. Fragm. Com. 3, 234.

d) Namen für Utensilien, Geräte u. dgl.

πέτασος ein breitkrempiger Hut, auch Schirmblatt einiger Pflanzen und Theaterdach, im nachklassischen Attischen. Als Personenname auf einer jungen Inschrift von Smyrna CIG. n. 3369, 1: *Γάιος Ἀσίνιος Πέτασος*. Zu *πέταλος* 'ausgebreitet, breit' *πέπταμαι* und zu *πετάσσαι ἐπετάσθην*, *πέτασμα*.

λώγασος· ταυρεία μάστιξ Hesych. Zu *λωγάνιον* 'Wamme von feistem Rindvieh', *λωγάς* 'Hure' (Lobeck Paralipp. 81, Prolegg. 406), die mit *λαγαρός* von Wurzel *slēg-* 'schlaff werden' ausgegangen sind. Eine Variante des *λώγασος* ist die *βοὸς κέρκος* bei Herodas 3, 68. Daneben *Λωγασίδης* bei Nonnus 36, 282.

μάδισος· δίκελλα Hesych. Zu *μαδίζω* 'ich mache kahl' *μαδίσαι*, *μαδιστήριον*.

---

1) Vgl. ausserdem *πύξος* 'Buchsbaum' in § 5.

*λοίβασος wird durch das überlieferte Deminutivum λοιβάσιον, ein Geschirr für die Ölspende (Epicharm), vorausgesetzt: vgl. πετάσιον Deminutivum zu πέτασος.

ἄφυσος, ἄρυσος ἀγγεῖον πλεκτὸν σπυριδῶδες Herodian I 213, 20. Das erste Wort zu ἀφύω 'ich schöpfe' ἀφύσσαι ἀφύσαι, das zweite zu ἀρύω 'ich schöpfe' ἀπ-αρυθείς, ἀρυτήρ, ἀρύταινα und zu ἠρύσθην, ἀρυστής. Vgl. ἀρυσάνη S. 185 Fussn. 2.

κράδισος wird als Benennung eines Weingefässes von Pollux 6, 14 aus Xenophon zitiert. Mit κραδαίνω 'ich schwinge, schwenke, schüttle' zusammenzubringen?

Hier mag noch, als eine nahe verwandte Formation,

σείσων genannt sein: ἀγγεῖον ᾧ κυάμους ἢ ἄλλο τι τοιοῦτον ἐνέφρυγον Pollux 10, 100, ἄγγος κεραμεικόν, ἐν ᾧ τοὺς κυάμους φρύγουσιν Hesych. Pollux belegt das Wort a. a. O. aus Alexis und p. 122 aus Axionikos. Es ist mit 'Rüttler' wiederzugeben: zu σείω σεῖσαι σέσεισμαι, σειστός, σειστής, σεισμός von Wurzel *tu̯eis-* (ai. *tviṣ-* 'in heftiger Bewegung sein'); vgl. auch σεισο-πυγίς, σεισό-λοφος, von denen unten noch die Rede sein wird. σείσων trug den Ausgang von κύφων, κώδων u. dgl. (§ 3) und verhielt sich zu einem nach dem in Rede stehenden Bildungstypus geschaffenen *σεῖσος, wie καύσων zu καῦσος (e), Λύσων zu Λῦσος, Πείσων zu Πεῖσος u. dgl. (s. o.).[1]

e) Sonstiges.

καῦσος 'Brand, brennendes Fieber' bei Aristoteles und den Medizinern (davon καυσόομαι, καύσωμα), woneben καύσων in gleicher Bedeutung und überdies in der Bedeutung 'dörrender, sengender Wind'. Zu καίω (aus *καϝ-ι̯ω) ἔκαυσα, ἐπί-καυτος, ἐγ-καυτής und zu καύστειρα, πυρί-καυστος, καυστικός.[2]

Aus φιλο-τώθασος 'Spott liebend, gern spottend' in einem der gefälschten Hippokratesbriefe p. 1285, 29 Foes. (IX p. 378, 8 L.)[3] ergibt sich ein *τώθασος 'spöttische Aeusserung'. Zu τωθάζω, τωθαστής, τωθασμός.

---

1) Vgl. ausser den unter d) aufgeführten Wörtern noch ἄλεισος (ἄλεισον), ἴψον, τύρσος in § 5.

2) Nur erwähnen möchte ich im Anschluss an καῦσος die Hesychglosse κραῦσον· τὸ πῦρ. Daneben steht κραῦρος 'trocken, spröde' und κραῦρα eine hitzige Krankheit des Rindviehs und der Schweine.

3) Die Stelle lautet: οὐκ ἀπείρῳ σοι τῶν τοιούτων λεσχηνεύω ταῦτα, σαφέως δὲ εἰδὼς ἐν ἀναξιοπαθείῃσί σε πολλάκις γενηθέντα καὶ οὐ δι'

θίασος, eine Versammlung, die zu Ehren eines Gottes Opfer u. dgl. veranstaltet. Zu *ἐπεθίαζεν· ἐχόρευεν*, *ἐξεθίαζε· χορείας ἐπετέλει* und *θιάσαι· χορεῦσαι* bei Hesych, ein abgeleitetes Verbum, dessen Stammnomen in *σιάδες· θυσία παρὰ Λάκωσιν* bei Hesych erhalten ist. Verwandt ist ai. *dhiṣaṇyánt-* 'aufmerksam, andächtig'. Diesem würde im Griechischen ein **θιαίνω* entsprechen, **θιαίνω* aber verhält sich zu *θιάζω* wie *θαυμαίνω* zu *θαυμάζω* u. dgl. Die genaue Grundbedeutung von *θίασος* wage ich nicht zu bestimmen, so viel aber scheint mir sicher zu sein, dass *θίασος* zu seiner historischen Bedeutung dadurch gekommen ist, dass es den Sinn von *χορός*, dessen Attribut es ursprünglich war, in sich aufnahm. S. Lagercrantz a. a. O. 16f. In die Irre sind gegangen P. Rheden, der ein **dhiu̯elu̯os* als Grundform konstruiert, die mit *θύω* zusammenhängen soll (Etymolog. Versuche auf dem Gebiete der Idg. Sprachen, Brixen 1896, S. 33), und Prellwitz, der ein Kompositum **θια-θο-* = ai. *dhiya̜-dhā́-* ansetzt und von diesem ein **θιαθι̯ο-* = *θίασος* abgeleitet sein lässt (Bezzenb. Beitr. 22, 128ff.).

τάμισος 'Lab, coagulum' bei Theokrit 7, 16 und 11, 66 wird ansprechend mit ai. *táma-ti* 'er erstickt, stockt, wird unbeweglich, wird hart', *támiṣīcī* (Fem.) 'beklemmend, betäubend' verbunden. S. Prellwitz Etym. Wtb. s. v. Es kann ein neutrales Substantivum **ταμισ-* zu Grunde gelegen haben. Schliesslich sei noch der Ortsname (auf Kreta) *Καλλιόρᾱσον* erwähnt, der 'Bellevue' bedeutet und ein zu *ὁράω ὅρᾱσις* gehöriges **ὅρᾱσος* 'Blick, Schau' zu enthalten scheint.[1]) —

Dies dürften diejenigen Appellativa sein, welche für die Frage des Ursprungs des Suffixes *-σος* bei den Appellativa und für die Frage seines Verhältnisses zu dem gleichlautenden Suffix der Eigennamen zunächst in Betracht kommen. Die Ueberlieferung weist darauf hin, dass wir es mit einem echt volkstümlichen, der Alltagssprache angehörigen Bildungstypus zu thun haben, wie denn *πολλαγόρασος* (S. 183) von Pollux 7, 15 ausdrück-

---

οὐσίην ἢ βασκανίην (wie die *ὁμοτεχνεῦντες*) *φιλονταθάσοντα*. So der Paris. C, eine Abschrift des (für die Briefe noch nicht verglichenen) guten Vatic. 276; *φιλοτώθασον στχψωb*; *φιλοτωθάσσοντα* vulgo. Johannes Ilberg, an den ich mich wegen der Ueberlieferung der Stelle wandte, vermutet ansprechend, dass *φιλοτώθασον ὄντα* das Richtige sei.

1) Ueber *γράσος*, *νῆσος*, *χέρσος*, *Ἄραξος*, *δρόσος* siehe § 5.

lich als *φαῦλον ὄνομα* bezeichnet wird (vgl. Lobeck Phryn. 436). Wahrscheinlich war manches von diesen Wörtern schon längst in den niederen Schichten der Bevölkerung im Gebrauch gewesen, ehe es die auf uns gelangte Aufzeichnung fand.

3.

Ist nun das -σος der Appellativa und das der Propria wirklich dasselbe Suffix? Ich glaube, die oben vorgeführten Thatsachen sprechen laut genug dafür, dass dies der Fall ist. Freilich stossen sich C. A. Müller und Lagercrantz an der Thatsache, dass die Eigennamen auf -σος Kurznamen sind. Der letztere Gelehrte sagt: „Vielleicht könnte man versucht sein, z. B. für *κραύγασος* und *Δάμασος* denselben Bildungstypus anzunehmen. Aber die Kurznamen sind ja aus Vollnamen von zwei Gliedern entstanden: *Δάμασος* aus *Δαμάσ-ιππος* vgl. Fick-Bechtel Gr. Personenn. 23.“ Inwiefern soll und kann dies aber für die fragliche Verknüpfung einen berechtigten Hinderungsgrund abgeben? Ein etwas näheres Eingehen auf diesen Punkt dürfte am Platze sein.

Wenn auch die Personennamen- und überhaupt die Eigennamenprägung oft gewisse Besonderheiten gegenüber der Bildung der sogenannten Appellativa aufweist, so sind doch diese beiden nominalen Wortklassen nirgends heute scharf geschiedene Gebiete und sind es niemals gewesen. Es war ja nicht etwa seit uridg. Zeiten fester Brauch, jedem Menschen nach seiner Geburt ein Wort als Namen beizulegen, das in der betreffenden Sprachgenossenschaft etwa so wie heute *Friedrich, Otto, Hedwig* nur als Nomen proprium lebte, und ihn sein Leben lang nur bei diesem Namen zu nennen. Und Wörter, die irgendwo die Rolle von Eigennamen übernommen hatten, waren damit nicht für alle Zeiten in appellativischer Benennung unbrauchbar geworden. Z. B. konnte überall ein Name, der eine charakteristische Eigenschaft hervorhob, diesem oder jenem Menschen sich als Spitzname auf kürzere oder auf längere Zeit anheften. Er konnte neben dem eigentlichen Namen — neben dem bürgerlichen Namen, wie wir bei Angehörigen geordneter Staatswesen sagen — eine Zeit lang hergehen und ihn allmählich verdrängen. Damit verlor das betreffende Wort nicht notwendig die Fähigkeit, ausserdem noch für irgendwieviele andere Individuen, die alle die durch das Wort

dargestellte Eigenschaft an sich tragen, d. h. als Appellativum benutzt zu werden. Beispiele hierfür anzuführen ist unnöthig.[1]) Und anderseits kann ein Eigenname auch wieder appellativisch werden. Z. B. auf dem Wege solcher metaphorischer Anwendung, wie wenn bei den Griechen starke Männer *Ἡρακλῆς*, bei den Römern hervorragende Künstler *Roscius*[2]), bei uns gegen ihre Schwestern zurückgesetzte Mädchen oder überhaupt irgendwie ungebürlich zurückgesetzte Personen *Aschenbrödel* genannt werden, vgl. noch die gleichartige Verwendung von *Nimrod*, *Krösus*, *Xanthippe*, *Nabob*, *Don Juan*, *Hans Wurst*. Oder so, dass sich ein Personenname in Verbindung mit einem Attribut zu einem ganz allgemeinen Begriff wie 'Mann', 'Frau' oder 'Mensch' erweitert, wobei der Eigenname oft geradezu die Natur eines Suffixes annimmt, z. B. im Nhd. *Dümmerjahn* (bei Seb. Franck noch *ein rechter dummer junge Jan*), *Lüderjahn*, *Fluderjahn*, *Schmutzerjahn*, *Dreckerjahn* u. a., *dumme Lotte*, *faule Lotte* usw., *Lügenfritze*, *Bummelfritze*, *Trödelfritze* usw., *Angstmeier*, *Heulmeier*, *Schlaumeier*, *Vereinsmeier*, *Opportunitätsmeier*[3]) usw. (wozu *Angstmeierei*, *Vereinsmeierei* usw.). Auch werden Personennamen auf verschiedenen Wegen zu appellativen Sachbenennungen (gleichwie dies auch appellativen Wörtern für persönliche Wesen überall häufig widerfährt, z. B. nhd. *der träger* für tragende Balken, die Hosen tragende Bänder und dgl.), z. B. *Μαίσων*, Name eines Schauspielers aus Sizilien, der für die von ihm erfundene Bedienten- und Kochmaske verwendet worden ist, nhd. *Dietrich*, früher als Knechtsname beliebt und im 14. Jahrhundert von den Gaunern auf den Nachschlüssel übertragen. Vgl. unter anderm Fick in Curtius' Stud. 9, 168f. und A. Förstemann 'Über appellativen Gebrauch der Eigennamen' in den Blättern für Handel usw. (Beiblatt zur Magdeburg. Zeitung) 1899, S. 284ff., wo man noch andre Arten von appellativischer Verwendung von No-

---

1) Für das Griechische verweise ich auf F. Bechtel Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griechischen, die aus Spitznamen hervorgegangen sind (Berlin 1898).

2) Cicero De or. I 28, 130 *itaque hoc iam diu est consecutus, ut, in quo quisque artificio excelleret, is in suo genere Roscius diceretur.*

3) Leipz. Neueste Nachrichten 1899 n. 300 S. 1: *Warum soll der Deutsche dauernd den Maulkorb der Opportunitätsmeier tragen, warum soll er nicht berechtigt sein, frischweg seine Meinung auszusprechen?*

mina própria angeführt findet. So gibt es überall und immer Uebergänge und Zwischenstufen zwischen den Appellativa und den Eigennamen, und zwar verfliessen die Grenzen um so mehr, je weiter wir in der Sprachgeschichte zurückschauen. Diesem Umstand wird heutzutage lange nicht genug Rechnung getragen, was seinen Grund in dem hat, was R. M. Meyer Zeitschr. für deutsch. Altert. 43, 158 bemerkt: „Unsere polizeilichen Meldeämter, Tabellen und Listen haben uns mit der Zeit daran gewöhnt, die natürliche Eingliederung der Eigennamen in das übrige Sprachmaterial ganz aufzugeben und diese ganz als Worte sui generis zu behandeln."

So finden sich denn Stammbildungssuffixe, die zur Prägung von Eigennamen dienen, in der Regel hierüber hinaus auch im Kreis der Appellativwörter. Z. B. war bei den Germanen von ältester Zeit her *-inga- -unga-* in Menschennamen, besonders in Geschlechtsnamen, im Schwang, und daneben erscheint dieses Suffix, und zwar im Verlauf der historischen Entwicklung der altgermanischen Mundarten an Häufigkeit der Verwendung zunehmend, in Appellativwörtern, wie z. B. ahd. *arming* 'homo pauper', *ediling* 'Edelmann', *scilling* (got. *skilliggs*, aisl. *skillingr*) 'Schilling'[1]), *fiordung* 'quadrans, der vierte Teil'. Im Griechischen erscheinen neben den Personennamen wie *Πύῤῥακος*, *Φίλλακος*, *Στρόφακος*, *Γύλαξ*, *Λάβαξ* die Appellativa wie *φύλακος φύλαξ* 'Wächter', *δέλφαξ* 'Ferkel', *ὄστακος ἄστακος* 'Meerkrebs' (zu *ὀστέον* ai. *asthán-* 'Knochen'), *θύλακος θῦλαξ* 'Beutel', *λεῖμαξ* 'Wiese'; *αἴσακος· ὁ τῆς δάφνης κλάδος, ὃν κατέχοντες ὕμνουν τοὺς θεούς* = *Αἴσακος* (zu *Αἰσιγένης*, *Αἴσων* usw., s. Fick-Bechtel Personenn. ²49). *-ακ(ο)-* und jenes germ. *-unga-* decken sich, die gemeinsame Grundform war **-n̥qo-*, das durch Erweiterung von Nasalstämmen mittels *-qo-* entsprungen war. Vgl. Verf. Grundriss II 249f. 251f., v. Bahder Die Verbalabstracta in den german. Sprachen 163ff., Sütterlin Geschichte der Nomina agentis im German. 18ff., Wilmanns Deutsche Gramm. II 367ff., Lobeck Prolegg. 307ff., Fick Curtius' Stud. 9, 192f.

In allen Sprachen ist die Benennung des Leblosen nach der Analogie von Belebtem, insbesondere die Verpersönlichung des

1) Nach Pott, Schade und Kluge zu ahd. *scellan* 'schallen, klingen, tönen', nach Persson (Kuhn's Zeitschr. 33, 286 f.) zu aisl. *skilia* 'spalten, scheiden'.

Leblosen ausserordentlich häufig. Ein Beispiel bot sich schon S. 186 bei Besprechung der Bezeichnung von Würfen im Würfelspiel. Ausserdem sei an unsere Werkzeugbenennungen wie *bohrer*, *gasmesser*, *fernsprecher*[1]) und an Wörter für Schiffsgattungen wie *dampfer*, *kreuzer*, *schnellsegler* erinnert; hier sind Gegenstände als lebendige Vollbringer einer Handlung angeschaut worden. Es ist daher natürlich, dass da, wo Suffixe für Personennamen und für Appellativa zugleich üblich sind, die Appellativa nicht ausschliesslich auf Menschen gehen, sondern oft auch auf andere Concreta. Hierfür noch einige Beispiele. Zunächst seien zu den oben für german. *-inga-* gegebenen Beispielen hinzugefügt ahd. *scerning sceriling* 'Schierling', mhd. *helsinc* 'Strick um den Hals', ahd. *fūstiling* 'Fäustling, Fausthandschuh', aisl. *espingr* 'Boot aus Espenholz', *byrđingr* 'Lastschiff', ahd. *keisuring* 'Kaisermünze'. Weiter erscheinen im Griechischen neben den Eigennamen auf *-ων*, Gen. *-ωνος*, wie *Στράβων*, *Φείδων*, *Δρόμων*, *Φίλων*, *Τίμων* und den appellativen Personenbezeichnungen wie *στράβων* 'Schieler', *φείδων* 'Sparer', *ψώλων* 'Wollüstling', *γνίφων* 'Geizhals', *φάγων* 'Fresser', *τρήρων* 'Fürchtling, Flüchtling'[2]), *οὐρανίων* 'Himmelsbewohner' Wörter mit Sachbedeutung wie *βλήχων* (ion. *γλήχων*) 'Polei', *κύφων* 'Werkzeug, worin Missethäter krumm geschlossen werden', *κώδων* 'Glocke', *τρίβων* 'abgetragener Mantel', *πάρων* (*μυοπάρων*) eine Art leichter Schiffe, *λάμπων* ein Würfelwurf, und *φείδων* bedeutete auch ein Ölgefäss, aus dessen engem Hals das Öl sparsam auslief (vgl. nhd. *lichtsparer*, ein Gerät zum Verbrennen von Kerzenstümpfen), *δρόμων* ('Läufer') auch ein schnellsegelndes Fahrzeug. Vgl. Kühner-Blass Ausführl. Gramm. I³ 476, Osthoff Forschungen im Gebiete der idg. Stammbild. II 46 f., Fick Curtius' Stud. 9, 187 ff. Natürlich ist auch die Tierwelt nicht ausgeschlossen: z. B. ahd. *friscing* 'Frischling', *engiring* mhd. *engerinc engerlinc* 'Engerling', mhd. *stichelinc* 'Stichling'; gr. *κνάκων* dor. 'Bock' (der 'Fahle', zu *κνηκός* 'fahl'), *δρόμων* auch 'Seekrebs'; *ἐλεᾶς* eine Eulenart, *ἀτταγᾶς* ein Wiesenvogel, *κηλᾶς* 'Kropfvogel' (neben *φαγᾶς* 'Fresser', *χειλᾶς* 'homo

1) Vgl. gr. *ῥαιστήρ* 'Zerschmetterer, Hammer', *ἀρυτήρ* 'Schöpfer, Schöpfgefäss', *λαμπτήρ* 'Leuchter' u. dgl.

2) Hom. *τρήρων* ist nicht eigentlich Adjektivum, als das es gewöhnlich bezeichnet wird. *τρήρων πέλεια* war eine Verbindung wie *ἀνὴρ στρατηγός*.

labrosus', Μητρᾶς, 'Αλεξᾶς usw.[1]). Warum sollen sich nun unsere Appellativa auf -σος zu den Personennamen auf -σος nicht ebenso verhalten haben, wie etwa φείδων, wenn es von irgend einem sparsamen Menschen oder wenn es von einem seinen Inhalt sparsam herauslassenden Gefäss verwendet wurde, zum Eigennamen Φείδων? Die Bedeutung der einzelnen Appellativwörter auf -σος kann, wie die andere Suffixe aufweisenden Wortklassen zeigen, mit denen ich sie in Parallele gestellt habe, keine Bedenken hervorrufen, vielmehr ist sie unserer Ansicht von vorn herein nur günstig. Wer vielleicht an der Bedeutung von καῦσος, *τώϑασος in φιλοτώϑασος und von *ὄρᾱσος in Καλλιόρᾱσον Anstoss nehmen sollte, wäre an Wörter mit namenartigem Suffix wie mhd. *haling* 'Geheimniss' und an solche mit einem für Nomina agentis geltenden Suffix wie mhd. *fehler, treffer* zu erinnern.

Lagercrantz sagt a. a. O.: „Will man den Zusammenhang unter ihnen [zwischen den Bildungstypen κραύγασος und Δάμασος] indessen nicht aufgeben, würde freilich der Ausweg offen bleiben, dass die Appellativa auf -σος nach dem Vorbild der Kurznamen ins Leben getreten sind. Aber, wie ich glaube, stehen nicht unerhebliche Bedenken einer solchen Meinung entgegen.“ Hier scheint übersehen zu sein, dass Einschränkung auf ihren ersten Teil nicht allein die komponierten Eigennamen, die sogenannten Vollnamen, erfahren, sondern auch die komponierten Appellativwörter. Im Griechischen zeigt sich dieser Zug der Sparsamkeit in den sprachlichen Ausdrucksmitteln z. B. bei πίτυς 'Fichte', welches Kurzform aus einer mit ai. *pītu-dāru-* 'Fichte', eigentlich 'Saftbaum, Harzbaum', identischen Zusammensetzung war (Kretschmer Kuhn's Zeitschr. 31, 328, Hirt Idg. Forsch. 1, 478), bei hom. ἕκατος = ἑκατη-βόλος ἑκατη-βελέτης 'fern-treffend', äschyl. κάσις = κασί-γνητος (αὐτοκασί-γνητος) 'Bruder' (vgl. Wackernagel Kuhn's Zeitschr. 33, 13ff.), jünger σπανός = σπανο-πώγων 'mit spärlichem Bartwuchs', βίαιος = βιαιο-ϑάνατος 'gewaltsamen Todes sterbend', um von appellativischen Kurzformen mit namenartigen Suffixen wie ὑψᾶς = ὑψ-αγόρᾱς 'der Grosssprecherische' zu schweigen. Aus andern idg. Sprachen

1) Ueber die Formationen mit -ᾶς s. Fick Curtius' Stud. 9, 184 f., Fick-Bechtel Personenn.[2] 29, Kühner-Blass Ausführl. Gramm. I 493 f., Hatzidakis Einleit. in die neugr. Gramm. 182 f., Schulze Kuhn's Zeitschr. 33, 229 ff., Jannaris Histor. Greek Grammar p. 295, Dieterich Byzant. Archiv 1, 166 f.

mögen genannt sein ai. *paśu* = *paśu-karman- paśv-ijyā-* 'Tieropfer', *ūrva-* = *ūrvāgni-* 'Höllenfeuer', *asta-* = *asta-giri-* 'Berg im Westen', air. *dobran* = *dobor-chū* Bezeichnung der Fischotter ('Wasserhund'), nhd. *bock*, *lager* = *bockbier*, *lagerbier*, *gross* (*die*), *grosschen* = *grossmutter*, *grossmütterchen*, engl. *rail* = *rail-road*, *pig* = *pig-iron*.[1]) Durch diese Kürzung, die in allen Sprachen ganz vorzugsweise der gewöhnlichen Alltagssprache eigen ist, und die jeder in seinem Sprachgebiet Gelegenheit hat neu aufkommen und sich ausbreiten zu sehen[2]), können auch Appellativa auf -σος aus appellativischen Komposita hervorgegangen sein, z. B. *καῦσος* 'Brennfieber'; nicht minder natürlich die nahe verwandten auf -σων.[3])

Es wäre nun freilich verkehrt, bei jedem einzelnen Appellativum auf -σος den Nachweis zu verlangen, dass ihm ein Kompositum mit gleicher Bedeutung vorausgegangen sei, dessen erstes Glied es gebildet hatte. Nachdem überhaupt einmal Appellativa auf -σος ins Leben getreten waren, konnten nach deren Muster, ohne Ansehung des Ursprungs des Ausgangs -σος, immer neue geschaffen werden. Auf diese Weise sehen wir ja zahlreiche Appellativa mit den Kurzformsuffixen -ων (-ωνος), -ᾶς, germ. *-inga- -unga-* u. a. nur nach älteren einstämmigen Wörtern mit gleichem Ausgang aufkommen. Das Gleiche gilt, wie wir S. 180 f. gesehen haben, von den Eigennamen. So ist denn auch von hier aus kein Argument gegen unsere Auffassung zu entnehmen.

Schliesslich noch etwas, was die formale Analyse der Nomina auf -σος betrifft. *Φείδων φείδων* neben *Φείδ-ιππος Φειδι-κράτης Φειδε-κράτης Φειδο-κράτης* und *Λάβαξ φύλαξ* neben *Λάβ-ιππος*

---

1) Vgl. Curtius in seinen Stud. 9, 112 und Zur Kritik der neuesten Sprachforschung 85, Fick Curtius' Stud. 9, 170 ff., Bezzenberger in seinen Beitr. 1, 167, Schulze Kuhn's Zeitschr. 33, 401 f., O. Franke Wiener Zeitschr. für die Kunde des Morgenl. 8, 239 ff., Zachariae Gött. gel. Anz. 1889 S. 999, Geldner Ved. Stud. 2, 274 f., Zimmer Kuhn's Zeitschr. 32, 163 ff.

2) In gewissen Gegenden von Nord- und Mitteldeutschland hat seit etwa zwei Jahren die Bezeichnung *ober* für *oberkellner* stark um sich gegriffen. Handlungsreisende und Studenten werden für weitere Verbreitung dieser bequemen Kurzform sorgen. Scherzweise wird auch *herr ober* für *herr oberregierungsrat* u. dgl. gesagt.

3) Zu *σείσων* 'Bohnenrüttler' (**σεισι-κύαμος *σεισο-κύαμος*) vergleiche man *σεισί-χθων* 'die Erde rüttelnd, erschütternd', *σεισό-λοφος* 'den Helmbusch schüttelnd'.

(*Λαβ-ίππᾱ*) zeigen Suffixe, die der Kurzform als solcher eigen sind. Der wesentlichste Bestandteil des Ausgangs von *Ἔρασος*, das *σ*, ist dagegen auch schon in den Vollformen *Ἐράσ-ιππος* *Ἐρασι-κλῆς* usw. vorhanden. Als eigentliches Kurzformsuffix darf demnach bei den Wörtern auf *-σο-ς* nur das Element *-ο-* betrachtet werden, eine Auffassung, mit der auch Fick-Bechtel Personenn. [2] 23 rechnen. Eine genaue Parallele zu *Φείδ-ων*: *Φείδ-ιππος* usw. geben nur die Fälle wie *Μνήσ-ων* : *Μνησ-αγόρᾱς*, *σείσ-ων* : *σεισί-χθων* ab, und in derselben Art stellt sich *ἐλασ-ᾶς* (*τρεσᾶς*, *χεσᾶς*, *Ἐλευσᾶς*) : *Ἐλάσ-ιππος* gegenüber von *Μητρ-ᾶς* : *Μητρ-ικέτης* u. dgl. Wenn man nun *-ο-* als ein besonderes Kurzformsuffix neben *-ων-* u. a. ansetzt, so wäre ebensowohl z. B. *Ἔλασ-ο-ς* *Μνῆσ-ο-ς* zu teilen, wie etwa *Μῆτρ-ο-ς* (neben *Μητρᾶς* *Μήτρων* *Μητρώ*). Doch kommt darauf, ob man *-ο-* ein sekundäres Kurzformsuffix nennt, wenig an, da mit dieser Benennung durchaus nichts darüber bestimmt sein kann, auf welche Weise die in Rede stehenden Formen auf *-ος* zu ihrem *-ο-* gekommen sind. Jedenfalls ist aber auch von dieser Seite her kein Anlass gegeben, unsere Appellativa auf *-σος* von den Eigennamen auf *-σος* zu trennen.

Und so sehe ich zu dieser Trennung überhaupt nirgends einen stichhaltigen Grund.

4.

Hiermit wäre die eine der beiden im Eingang von uns aufgeworfenen Fragen erledigt, und es folgt die andre Frage, welches der Ursprung und die Entwicklungsgeschichte unseres *σ*-Suffixes war.

Namentlich auf Grund der eingehenden Erörterungen von Osthoff Das Verbum in der Nominalcomposition S. 169 ff. ist man heute ziemlich allgemein der Ansicht, dass z. B. *τερψί-μβροτος* 'die Menschen ergötzend', *τανυσί-πτερος* 'die Flügel ausspannend', *ἀρκεσί-γυιος* 'die Glieder stärkend', *Ἀρκεσί-λᾱος*, *δαμασί-μβροτος* 'Sterbliche überwältigend', *Δαμασί-στρατος* als erstes Glied die Substantiva *τέρψις*, *τάνυσις*, *ἄρκεσις*, *δάμασις* enthielten. Das Suffix dieser Nomina lautete ursprünglich *-ti-*, dessen *t* unverändert noch z. B. in *ἄμ-πωτις*, *φάτις*, *βωτι-άνειρα*, *ἀρτι-επής* (Schulze Quaest. ep. 159), *Ὀρτί-λοχος* vorliegt.[1]) Gleichartige

1) Das von Christ Sitzungsber. d. bayer. Akademie 1890 S. 200 hierher gestellte *Ἀντιέρσᾶς*, hdschr. Variante bei Theokrit 10, 41, war volksetymologische Umgestaltung von *Λιτυέρσᾶς*.

Komposita des Altindischen sind *dáti-vāra-* 'Gaben spendend' (vgl. *Δωσί-φρων*), *Ranti-dēva-* Name eines sagenhaften Königs ('die Götter erfreuend') u. a. Man hat diesen Kompositionstypus der idg. Urzeit zuzuschreiben.

Dass Nomina mit Suffix *-ti-* den ersten Teil der Zusammensetzung ausmachen, halte ich trotz Jacobi Compositum und Nebensatz S. 61 ff., der in dem Anfangsglied Formen der 3. Sing. Ind. Präs. sieht, für richtig. Nur nehme ich an, dass in der Zeit, als diese Komposita aufkamen, der *ti*-Stamm nicht in der Funktion eines Nomen actionis, sondern in der eines Nomen agentis gesetzt wurde, woran auch schon Osthoff a. a. O. 172 f. gedacht hat. Dass diese Nominalbildungen bereits in urindogermanischer Zeit auch als Nomina agentis verwendet wurden, ist ja unzweifelhaft, vgl. z. B. ai. *dhúti-ṣ* 'Schütteler', av. *rāⁱti-š* 'Spender', gr. *μάρπτις* 'Wegraffer, Räuber', air. *tāⁱd* aksl. *tatь* 'wer heimlich entzieht, Dieb', adjektivisch ai. *váṣṭi-ṣ* 'begehrend', *dabhíti-ṣ* 'beschädigend' u. a. (vgl. Verf. Grundriss II, 276. 431). Die Komposita wie *τερψί-μβροτος* ai. *dāti-vāra-s* waren demnach von vorn herein nicht anders gedacht und empfunden als solche wie *ἀρχέ-κακος* 'Unheil stiftend', *δακέ-θυμος* 'das Herz fressend, kränkend', *ταλα-πενθής* 'Leiden ertragend', *φυγο-πτόλεμος* 'den Krieg fliehend', av. *vinda-xᵛarᵊna-* 'Glanz erlangend', *niδā-snaⁱϑiš-* 'die Waffen niederlegend'. Denn dass das vordere Glied dieser letzteren Bildungen von Haus aus ein Nomen agentis oder, was auf dasselbe hinauskommt, ein partizipiales Nomen gewesen ist, steht mir ebenfalls auch heute noch fest; für die *o*-Stämme, wie *ἀρχε-*, *φυγο-*, av. *vinda-*, ist an die arischen Participia praesentis mit Suffix *-o-* (Bartholomae Kuhn's Zeitschr. 29, 537 ff.) zu erinnern.[1])

Wie es in jenen weit vor aller Geschichte liegenden Zeiten gekommen ist, dass in allen diesen Komposita das regierende Glied die erste Stelle erhielt, ist eine Frage für sich, eine Frage, zu deren Lösung, wie mir scheint, die Mittel fehlen; wir müssen

1) Das *ε* von *ἀρχέ-κακος* usw. darf uns, wie ich wegen Jacobi a. a. O. 52 f. bemerke, nicht daran hindern, *ἀρχε-* für einen nominalen Stamm zu erklären. Denn wie will man beweisen, dass *-e-* bei den nominalen *o*-Stämmen, wenn sie sich mit einem zweiten Nomen zu einem Kompositum verbanden, von uridg. Zeit her ausgeschlossen war? Scheint doch gerade die partizipiale d. h. zugleich verbale Natur des ersten Gliedes infolge einer nahe gelegenen Assoziation das *-e-* vor dem Ersatz durch das sonst verallgemeinerte *-o-* geschützt zu haben.

die Thatsache, wie sie ist, einfach hinnehmen.[1]) Für das Arische wird die Existenz dieser Komposita bestätigt durch die Klasse von Nominalkomposita, deren erstes Glied, das Regens, ein gewöhnliches Part. Praes. Akt. ist, wie ai. *vidád-vasu-ṣ* 'Güter gewinnend', *dhārayát-kavi-ṣ* 'Weise enthaltend', av. *frādat-gaēϑa-* 'die Welt fördernd'. Dass auch die Griechen das erste Glied unserer σ-Komposita wirklich im Sinne eines Part. Akt. empfanden, zeigt vielleicht am besten der Umstand, dass bei Sophokles O. R. 316 φεῦ φεῦ, φρονεῖν ὡς δεινὸν ἔνθα μὴ τέλη λύῃ φρονοῦντι („wo es einem nicht frommt, dass er einsichtig ist") mit den Worten τέλη λύῃ dasselbe gesagt ist, was man sonst durch λυσιτελὲς ᾖ auszudrücken pflegte.

Die femininen Abstrakta auf -σις bekamen, als verbale Nomina, zum Teil den Wurzelvokalismus von Formen des zugehörigen Verbum finitum, z. B. stellten sich neben τίσις, ῥύσις, φύξις, λάξις die Formen ἔσ-τεισις (im Arkadischen für att. ἔκ-τισις), ῥεῦσις, φεῦξις, λῆξις. Dieselbe Uebertragung, aber in weiterem Umfang, zeigt sich im ersten Glied der σι-Komposita. Da z. B. τερψί-μβροτος mit τέρψαι τέρψειν, παυσί-πονος mit παῦσαι παύσειν, ὀνησί-πολις mit ὀνῆσαι ὀνήσειν, τανυσί-πτερος mit τανύσαι τανύσειν assoziiert war, so schuf man Τεισι-φόνη böot. Πισί-δικος nach τεῖσαι τείσειν (daneben τίσις), φθεισί-μβροτος nach φθεῖσαι φθείσειν (daneben φθίσις), Ἀναβησί-νεως nach βῆσαι βήσεσθαι (neben βάσις), Στησίχορος nach στῆσαι στήσειν (daneben στάσις), λῡσί-πονος nach λῦσαι λύσειν (daneben λύσις) u. dgl. mehr. Die Funktion als Partizip hatte das *ti*-Nomen in dieser Klasse von Komposita in eine innigere Beziehung zum eigentlichen Verbum gebracht als in dem Fall, dass es Nomen actionis war.

Ein anderer formaler Unterschied, der mit dieser funktionellen Verschiedenheit der *ti*-Stämme im Zusammenhang stand, ist der, dass in der Komposition bei vokalisch beginnendem Schlussglied das ι von -σι-, wenn das σι-Nomen Nomen agentis war, ebenso regelmässig fehlte, als es vorhanden war, wenn es diese Funktion nicht hatte. Im letzteren Falle gehen die σι-Stämme mit den anderen Stämmen auf ι. Für die erstere Regel, die durch sehr viele Beispiele zu belegen ist, vgl. ἐρυσ-άρματες, Τελέσ-ανδρος, Μνησ-αγόρᾱς, Λῡ́σ-αρχος, Πείσ-ανδρος, φθεισ-ήνωρ, Ἀνάξ-ερμος Ἁγήσ-ερμος (vgl. Ἄρχ-ερμος

1) Vgl. G. Meyer Curtius' Stud. 5, 26 ff.

u. a. Fick-Bechtel a. a. O. 113), *πλησ-ίστιος*, *Κτήσ-ιππος* *Ἐλάσ-ιππος*[1]); bei *ἀνυσί-εργος* *Μνησί-εργος* *κωλυσι-εργεῖν*, *ἡσι-επής* *εὑρησι-επής*, *ὠλεσί-οικος*, *Σωσι-άναξ* *Τιμησι-άναξ* u. dgl. kommt *ϝ* als ursprünglicher Anlaut des Schlussteils in Anschlag. Auf der andern Seite stehen *στασί-αρχος* 'Anstifter, Anführer eines Aufruhrs', *ταξί-αρχος* 'Anführer einer grösseren Heeresabteilung', *ληξί-αρχος* 'Beamter, welcher der *λῆξις* vorsteht', *Κτησί-αρχος* auf Tenos (daneben *Κτήσ-αρχος*, das als *κτώμενος ἀρχήν* zu denken ist, vgl. *Κτήσ-ιππος* *Κτησ-αρέτη*), die mit *πολί-αρχος*, *Χαρι-άνθης*, *κῡδι-άνειρα*, *ἀργι-όδους*[2]), *Ἰφι-άνειρα* u. dgl. harmonieren. Hierzu *Φρασι-ηρίδης* (auch *Φρασιηλίδης* durch Dissimilation, Schulze a. a. O. 521), das doch wohl eher als *τὴν φράσιν ἀρτύων* zu fassen ist denn mit Fick-Bechtel a. a. O. 282 als den Dat. Plur. *φρασί* enthaltend. Auf *Μνασιαρέτου* auf der phthiot. Inschrift SGDI. n. 1461, 65 ist wenig zu geben, da auf derselben Inschrift wenige Zeilen weiter die auch aus Lebadeia (n. 426, 5) bekannte Form *Μνᾱσάρετος* (vgl. *Σωσ-αρέτᾱ*, *Νικησ-αρέτη*, *Ἡγησ-άρετος*) erscheint: *ἀρετή* bildete sowohl in Komposita mit verbalem als auch in Komposita mit nominalem Anfangsglied den Schlussteil, und da es sich um einen Eigennamen handelt — Eigennamen darf man ja nicht immer um ihren etymologischen Sinn befragen —, so konnte leicht eine Entgleisung geschehen. Dagegen sind wiederum *βωτι-άνειρα*, Beiwort von Phthia (*Α* 155), und *Καστι-άνειρα*, Name einer Frau des Priamus (*Θ* 305), sichere Beispiele für unsere zweite Regel. Zwar meint Osthoff a. a. O. 179, in *βωτιάνειρα* 'Männer ernährend' sei *ι* vor dem folgenden Vokal erhalten geblieben, weil dies Kompositum wegen des *τ* vor der aoristischen Umdeutung bewahrt gewesen sei. Aber da fragt man doch: warum ist hier nicht *τ* in *σ* verwandelt worden, wenn der erste Teil der Zusammensetzung, wie in so vielen andern Fällen, verbal, als Partizip, empfunden war? Vielmehr enthielt *βωτιάνειρα*, wie schon *Τσερέπης* in der in Fussn. 1 angeführten Schrift S. 191. 233 mit Recht behauptet hat, dasjenige *βῶτις*,

---

1) S. die Beispielsammlungen von *Τσερέπης* *Τὰ σύνθετα τῆς ἑλλ. γλώσσης* S. 162 ff. und von Christ Sitzungsber. der bayer. Akad. 1890 S. 201 ff., speziell für die Personennamen Fick-Bechtel a. a. O.

2) *κῡδι-άνειρα*, eigentlich 'sich auszeichnende Männer habend' (Beiwort von *μάχη* bei Homer) und *ἀργι-όδους* 'blinkende Zähne habend' enthielten die Adjektivstämme *κῡδι-* und *ἀργι-*, über die Wackernagel Vermischte Beitr. (Basel 1897) S. 8 ff. zu vergleichen ist.

welches das Femininum zu *βώτης* (*συ-βώτης*) war. Wie *ἀντι-άνειρα* 'männergleich' (homerisches Beiwort der Amazonen) zum Kompositum zusammengezogenes *ἀντὶ ἀνδρὸς οὖσα* war, so lag dem *βωτιάνειρα* thatsächlich oder ideell *βῶτις ἀνδρῶν* 'Nährerin der Menschen' oder *βῶτις ἀνδράσι* 'Nährerin für die Menschen' zu Grunde. Zur Stellung der beiden Worte in der kompositionellen Vereinheitlichung vergleiche man Fälle wie *ἱππο-ποτάμιος ἱππο-πόταμος* von *ἵππος ποτάμιος* aus (Wackernagel Kuhn's Zeitschr. 33, 44). Ingleichen *Καστιάνειρα* auf Grund von **κάστις ἀνδρός* oder *ἀνδρί* 'eine Zierde, ein Schmuck für den Mann' (zu *κέκασμαι*, *Ἄ-καστος*, *Ἐπι-κάστη*); diese Bildung lag besonders nahe, falls *κῦδι-άνειρα* älter war und als 'den Ruhm der Männer bildend, zur Verherrlichung den M. gereichend' aufgefasst wurde. Eine späte Nachbildung nach den genannten Feminina auf *-ανειρα* war *σωσιάνειρα* 'Rettung für die Menschen seiend, bietend' bei Theodorus Prodromus in dem Lobgedicht auf den heiligen Nikolaos bei Migne Patrol. Graec. 133 p. 1228 *χαῖρ', ἐλέοιο θάλασσα γλυκύῤῥοε, σωσιάνειρα.* Ob dieser Verskünstler freilich noch die richtige Empfindung für die wahre Natur der uns beschäftigenden Komposita hatte, ist um so mehr zu bezweifeln, als durch den Schwund des *Ϝ* in *Σωσι-άναξ*, *εὑρησι-επής* u.dgl. (S. 198) die Grenze zwischen den beiden Kategorien sich teilweise verwischt hatte.

Woher nun die in Rede stehende Bildungsregel?[1]) Nach

---

1) Sie ist, beiläufig bemerkt, bei der Deutung des schwierigen Namens ion. dor. *Ἡσίοδος* lesb. *Αἰσίοδος* (vgl. *Ἥσ-ανδρος*, *Ἡσ-αγόρη*) in Betracht zu ziehen. Dass hier noch der ursprüngliche Anlaut *σ* von *ὁδός* nachwirkte, ist schwerlich anzunehmen. Vgl. Fick-Bechtel a. a. O. 4. 49. 138, Hoffmann Griech. Dial. II 420 f., Schulze Gött. gel. Anz. 1897 S. 904 f. Ferner sei hier noch erwähnt, dass *βητ-άρμων* 'Tänzer' (*θ* 250. 383) nicht einen Stamm *βητι-* enthalten kann, den G. Meyer Curtius' Stud. 5, 113, Schaper Kuhn's Zeitschr. 22, 525, Christ Sitzungsber. der bayer. Akad. 1890 S. 188, Kretschmer Kuhn's Zeitschr. 30, 572 in diesem Kompositum suchen. Das erste Glied war entweder ein Substantivum **βητο-ς*, beziehungsweise **βητη*, 'das Aufsetzen des Fusses' (zu dieser Bedeutung vgl. Delbrück Vergl. Syntax II, 77 über *βῆναι*), eine Formation wie *κοῖτος κοίτη*, *βλαστός βλάστη* u. dgl. (Verf. Griech. Gramm.[3] S. 201); dann war der Sinn der Zusammensetzung 'im Schreiten Ebenmass, Ordnung, Takt haltend' — oder ein Substantivum **βητρο-* mit der Bedeutung 'Fuss' oder 'Glied, Gliedmass' (ai. *gắtra-m* 'Glied, Gliedmass, Körper'); dann hatte ursprüngliches **βητρ-αρμων* das erste *ρ* durch Dissimilation eingebüsst, der Sinn aber war 'die Füsse' oder 'die Glieder harmonisch bewegend'.

Osthoff wäre der Verlust von ι in ἐρυσ-άρματες usw. die Folge der Anlehnung unserer Komposita an die σ-Tempora der zugehörigen Verba. Er sagt a. a. O. 178: „Bildete man fortan diese ersten Kompositionsglieder nach der Analogie sigmatischer Aoriste, so musste natürlich das -ι- von -σι- vor nachfolgendem Vokale ebenso überflüssig erscheinen, wie das -ο- von φυγο- in φυγ-αίχμης, das -ε- von φερε- in φέρ-ασπις.“ Dies ist wenig wahrscheinlich. Bei den o-Stämmen findet sich die Vokalelision, ohne dass ein Unterschied gemacht ist zwischen nominaler oder verbaler Geltung des Stammes: z. B. ἱππ-αγωγός ebenso wie φυγ-αίχμης. Warum soll also, wenn ἐρυσ-άρματες durch Vokalelision für *ἐρυσι-αρματες (vgl. ai. *rītyàp- rītí-ap-* 'Wasser strömend') eingetreten ist, nicht auch πολί-αρχος zu *πόλ-αρχος geworden sein? Oder, wenn man πολί-αρχος ertrug, warum soll man sich dann nicht auch *ἐρυσι-άρματες haben gefallen lassen, da doch das ι, wie die Formen φθεισί-μβροτος, Στησί-χορος, Λῦσί-μαχος u. dgl. zeigen, bei dem näheren formalen Anschluss an die σ-Tempora des zugehörigen Verbums keine Rolle gespielt, sondern nur — um alter Terminologie zu folgen — als 'Kompositionsvokal' fungiert hat?

Ich gebe eine andere Erklärung, die zugleich zum Verständnis des Ausgangs -σος der Kurzformen den Schlüssel bietet. Sowohl in Nomina actionis als auch in Nomina agentis wurde seit uridg. Zeiten Suffix *-t-* neben *-ti-* gebraucht. Z. B. *sravát-* 'Fluss', *vāghát-* 'Beter, betend', *stút-* 'Preis, Lied', *dēva-stút-* 'die Götter preisend' av. *stūt-* 'Lobpreiser', F. 'Preis', ai. *hrút-* 'Schädiger, Feind', *śrút-karṇa-* 'hörende Ohren habend', av. *ϑraotō-stāt-* 'in Flüssen stehend, befindlich', gr. κέλης -ητος 'Renner', ἀργής -ῆτος und ἀργέτι ἀργέτα 'strahlend, glänzend', πλώς -ωτός 'Schwimmer', σιδηρο-βρώς -ῶτος 'Eisen fressend', lat. *seges -etis, teges -etis, sacerdōs -ōtis,* got. *mitaþs,* Stamm *mitad-*, 'Mass' (neben andd. *metod* aisl. *miǫtuðr* 'Messer, Ordner, Bildner, Schöpfer', ahd. *sceffid* 'Schöpfer'). Vgl. de Saussure Mém. de la Soc. de ling. 3, 202 ff., Verf. Grundr. II 365 ff., Idg. Forsch. 9, 368, Bartholomae Grundr. der iran. Phil. I 99, Streitberg Idg. Forsch. 3, 340 f.[1]) Solche

---

1) Mit Recht betrachtet man *-ti-* als Erweiterung von *-t-* mittels *i*. Besonders einleuchtend ist diese Auffassung bei dem Wort für die Nacht, das teils als **nokt-* erscheint (ai *nákt-*, Nom. Sg. *nák,* gr. *νύξ -κτός,* air. *in-nocht* 'hac nocte', got. Gen. Sg. *nahts,* lit. Gen. Pl. *naktū*), teils als **nokti-* (ai. *nákti-ṣ,* lat. Gen. Pl. *noctium,* got. Nom. Sg. *nahts,* ahd. *nahti-gala,* lit. *nakti-s,* aksl. *noštь*).

t-Stämme waren neben den *ti*-Stämmen als Nomina agentis auch im ersten Glied von Komposita im Gebrauch. Im Arischen ist diese Bildung als lebendige Kategorie nicht mehr vorhanden. Sie hat aber die Grundlage für die oben S. 197 berührte im Vedischen und im Altiranischen auftretende Klasse von Komposita gebildet, deren erstes Glied ein das zweite Glied regierendes Part. Praes. Akt. war, wie z. B. ai. *vidád-vasu-ṣ* 'Güter gewinnend'. Ich stimme Jacobi a. a. O. 70ff. darin bei, dass diese Wortklasse eine Neuerung des arischen Sprachzweigs war. Aber seine Ansicht, dass in älteren Komposita mit Präsens- oder Aoriststamm als erstem Gliede, wie av. *vinda-x*ᵛ*arᵊna-*, dieser verbale Stamm zur Verdeutlichung seiner Funktion durch Anhängung eines *t* in den schwachen Partizipialstamm verwandelt worden sei, ist zu weit hergeholt. Die ersten Glieder in ai. *tarad-dvēṣas-* 'Feindschaft überwindend', *Bharád-vāja-*, eigentlich 'Labung bringend', av. *tačaṯ-vōhu-* 'Blut fliessen lassend' u. dgl. waren vielmehr Formen auf uridg. **-et-*, also Formen wie ai. *sravát-*, und nächst verwandt mit den Nomina agentis auf *-ati-* = uridg. **-eti-* wie *rámati-* 'Liebhaber, gern habend', *vr̥káti-* 'Räuber, Mörder'. Nach dem Uebergang von *e* in *a* in urarischer Zeit war es unausbleiblich, dass diese Zusammensetzungen morphologisch identifiziert wurden mit den zahlreichen Zusammensetzungen, die einen wirklichen Partizipialstamm mit Suffix *-nt-* in der schwachen Gestalt enthielten, wie *svanád-ratha-* 'rasselnden Wagen habend', *bhrājad-r̥ṣṭi-* 'glänzende Speere habend'. Die Folge dieser Assoziation war dann, dass man von beliebigen *nt*-Partizipien aus Komposita schuf, in denen diese Partizipia das zweite Glied regierten, z. B. ai. *dhārayát-kavi-* 'Weise enthaltend'.[1]) Ein anderes war das Schicksal der Komposita mit einem *t*-Stamm im Griechischen. Bekanntlich waren die Griechen sehr empfindlich gegen Verundeutlichung konsonantischen Stammauslauts in der Kompositionsfuge, die so häufig eintreten musste, wenn das Schlussglied selbst konsonantisch begann. Daher hielt sich von den beiden Stammauslauten *-ti-* und *-t-* der letztere nur vor vokalisch anlautendem Endglied. Es entsprechen also morphologisch einander z. B. *Ἀκέσ-ανδρος*, *Τελέσ-αρχος* und ai. *vidad-aśva-* 'Rosse ge-

1) Ob die in Rede stehende uridg. Kompositionsklasse im Altindischen ausserdem noch durch gewisse Eigennamen, z. B. *Śrut-árya-*, *Śrut-árvan-*, vertreten ist, ist eine schwierige Frage, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

winnend' (in dem Patronymicum *Vāidadaśvi-* enthalten), av. *Arʼjat-aspa-* eigentlich 'Rosse gewinnend' (vgl. mit dem ersten Teil dieser Zusammensetzung gr. *ἀλφεσί-βοιος* 'Rinder einbringend'). Nachdem nun in urgriechischer Zeit die Elision von kurzen *e-*, *o-* und *a*-Vokalen aus dem Satzsandhi auf die Kompositionsfuge übergegangen war und z. B. *φυγ'-αίχμης* neben *φυγο-πτόλεμος*, *φέρ'-ασπις Φερ'-άνθης* neben *φερέ-πονος Φερέ-νικος* aufgekommen war (vgl. Wackernagel Dehnungsgesetz 23ff., Verf. Griech. Gramm.[3] S. 139. 164f.), regelte man bei unsern der innern Sprachform nach gleichartigen Zusammensetzungen die formale Doppelheit so, dass bei konsonantisch anfangendem Schlussteil nur *-σι-*, bei vokalisch anfangendem nur *-σ-* gesetzt wurde. Auch sind jene asigmatischen Komposita für unsere sigmatischen noch in der Weise vorbildlich geworden, dass z. B. nach *ἀγήνωρ* *'Αγήνωρ* mit Vokallänge in der Fuge (zu *ἀνήρ*) die Formen *δεισ-ήνωρ Δεισ-ήνωρ*, *ῥηξ-ήνωρ*, *λιπεσ-άνωρ* gebildet wurden, entsprechend *ἀκεσ-ώδυνος* (zu *ὀδύνη*) u. a.

Das *σ* des Typus *ἐρυσ-άρματες* kann nicht lautgesetzlich aus *τ* entstanden sein. Zunächst stellte sich *σ* in den Formen mit *-τι-* ein. Wie das urgriechische Lautgesetz, das hier in Betracht kommt, zu formulieren ist, ist bekanntlich strittig, s. darüber Verf. Griech. Gramm.[3] S. 66. Fand der Uebergang von *-τι-* in *-σι-* nur vor Vokalen statt, so waren alle Formen wie *τανυσί-πτερος τερψί-μβροτος* ebenso Analogiebildungen wie Nom. Akk. Sg. *τάνυσις τάνυσιν*, *τέρψις τέρψιν* und wie die Ableitungen auf *-σιμος* wie *βάσιμος* neben *βάσις βάσιν*. Ob dann aber *σ* nur vom Simplex her eingedrungen wäre, wo es in gewissen Kasus lautmechanisch aufgekommen war, oder ob man in die Zeit zurückzugehen hätte, wo noch Formen wie **Ϝερυτι-αρματες* (neben **Ϝερυτ-αρματες*) bestanden, in denen der Lautwandel stattfinden konnte, und die ebenso wie die Simplicia den Komposita mit konsonantisch anhebendem Schlussteil das *σ* analogisch zuführen konnten, bleibt zweifelhaft. Zur Verschleppung des *σ* in Formen, in denen auf diesen Konsonanten kein palataler Vokal folgte, vergleiche man die im Anschluss an *πεσέομαι* (*πεσοῦμαι*) und vielleicht auch an *ἔπεσε* (vor vokalischem Anlaut) erfolgten Neubildungen: *ἔπεσον* für *ἔπετον*, *πέσημα*, *πέσωμα* (Kretschmer Vaseninschr. 83. 122); auch der Nom. Akk. Sg. Neutr. *πέσος* war Neuschöpfung, vermutlich im Anschluss an *πέσεος* (*πέσους*), falls es einst **πετος πετεος* gegeben hatte (vgl. Wackernagel Kuhn's Zeitschr. 30, 315,

Verf. Griech. Gramm.[3] S. 570). In den Formen des Typus *ἐρυσ-άρματες* ist σ schon in vorhistorischer Zeit ganz durchgedrungen.

Nach dem Gesagten ist es verlockend, das in den homerischen Hymnen und bei Hesiod auftretende vielbesprochene *φερέσβιος* 'Lebensunterhalt hervorbringend, Nahrung gewährend' mit Justi Ueber die Zusammensetzung der Nomina (Gött. 1861) S. 45 auf **φερεδ-βιος* (**φερετ-βιος*) zurückzuführen: dies entspräche genau den ai. *Bharád-vāja-*, eigentlich 'Labung bringend', *ābharád-vasu-* 'Güter herbeibringend', wenn wir *bharat-* nach seiner älteren morphologischen Konstitution, als Fortsetzung von uridg. **bheret-*, verstehen. Indessen bieten sich auch andere Möglichkeiten. Osthoff a. a. O. 195 (vgl. Christ a. a. O. 197) nimmt an, dass das Nebeneinander von *ὀρεσ-κῷος* und *ὀρεσί-κοιτος*, *ἐγχέσ-παλος* und *ἐγχεσί-παλος* u. dgl. die Form *φερέσ-βιος* statt **φερεσί-βιος* erzeugt habe. Schulze dagegen in den Quaest. ep. 20 glaubt, man habe *φερέσβιος* statt **φερέ-βιος* gebildet, da man das aus **φερε-τϝακης* hervorgegangene *φερεσσακής* fälschlich als *φερεσ-σακής* aufgefasst habe.[1]) Mit den von J. Baunack Studia Nicolaitana (Leipz. 1884) 54f. dem *φερέσβιος* an die Seite gestellten Formen *Ἥσ-βουλος*, *Λυσ-θείδης*, *Σώσ-νικος*, die nicht mit diesem Gelehrten durch Synkope von ι hinter σ erklärt werden dürfen, und die den Ansatz von älterem **φερέδ-βιος* stützen würden, ist es leider nichts. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat keine von diesen drei schwach beglaubigten Formen in der lebendigen Sprache existiert.

Und nun zu den Kurzformen auf -σος.

Man hat ihr -σο- in unmittelbaren Zusammenhang gebracht mit dem -σο- der Formen *λειψό-θριξ*, *στρεψό-δικος* (*στρεψοδικέω*), *ῥιψο-κίνδυνος*, *σεισο-πυγίς*, *ὀρσο-τρίαινα*, die ohne Zweifel ebenso verbal empfundenes Anfangsglied hatten wie unsere Komposita mit -σι- und -σ-.[2]) Aber das -ο- dieser Formen erklärt unser -σος nicht. Neben -σο- gibt es auch Komposita mit -σε-. Von

1) Zu der von Schulze zusammengestellten Literatur über *φερέσβιος* füge man hinzu Fick Bezzenb. Beitr. 17, 323, wo dies Wort seltsamerweise als *φερέ-σβιος* analysiert und die Lautgruppe σβ als eine Form des uridg. g^{u} betrachtet wird.

2) *ἑλιξό-κερως*, das man überdies nennt, bleibt besser bei Seite, da denen, die es schufen, der Anfangsteil vermutlich ein Adjektiv **ἑλιξός* war. Wir kommen unten (§ 5 S. 215) hierauf zurück.

diesen erscheint bei Homer erst eins, *ἀ-κερσε-κόμης* (vgl. *ἀκειρε-κόμης* in dem Päan CIA. III, 171, 4). Nachhomerisch sind *περσέ-πολις*, *Ὀρσέ-λᾱος* (Thespiae), *Δεξε-νίκᾱ* (Phokis). Erst nachhomerisch sind aber auch alle jene Zusammensetzungen mit -*σο*-. Der Ursprung dieser -*σε*- und -*σο*- ist klar und bereits von Schönberg, Zacher und Osthoff erkannt: *ε* und *ο* sind aus den Zusammensetzungen mit nichtsigmatischem ersten Glied wie *δακέ-θῡμος ἀρχέ-κακος*, *φυγο-πτόλεμος φαινο-μηρίς* eingedrungen. Dieser analogische Ersatz des -*ι*- durch -*ε*- und -*ο*- betraf, was ein Blick auf die als Vorbilder wirkenden Formen sofort verständlich macht, nur solche Formen, in denen *σ* von der sogenannten Wurzelsilbe nicht durch einen Zwischenvokal getrennt war, nirgends Formen wie *ἀρκεσί-γυιος*, *τανυσί-πτερος*, *Δαμασί-στρατος*. Wären nun die Kurzformen auf -*σος* im Anschluss an die Formen *λειψό-θριξ* usw. entsprungen, wie glaubt man sich dann mit den beiden Thatsachen abfinden zu können, dass -*σος* — wie die Eigennamen beweisen — ein allgemeingriechisches und in der homerischen Zeit längst eingebürgertes Bildungselement gewesen ist (man beachte insbesondere das S. 180 f. über -*ασος* Bemerkte), und dass -*σος* nicht bloss in zweisilbigen Formen wie *Λάμψος* auftritt, sondern auch und viel häufiger mit Zwischenvokal, in den Ausgängen -*εσος* -*ασος* -*υσος* -*ισος*.[1]) Wie demnach dieser Deutungsversuch fehlgeht, so führt auch das nicht zum Ziel, was bei Fick-Bechtel a. a. O. 23 geboten wird: die Namen auf -*σος* seien auf den aus -*σε* abgelauteten Aoriststamm -*σο* zurückzuführen, wie er im Imperativ *λῦσον* zu *λῦσε* erscheine. Ich mag hier nicht die Frage des themavokalischen *σ*-Aorists und die Frage der Imperativform auf -*σον* aufrollen (vgl. Verf. Griech. Gramm.[3] S. 318 f. 345 und die dort angeführte Literatur). Jedenfalls entbehrt diese Hypothese Fick's schon darum alles

---

1) Zu den Formen wie *Λάμψος* würde *Εὔ-αξος* (historischer Name) mit *Εὐ-αξίς*, *Ἄξων* und *Ἀξί-πολις* gehören, wenn diese Namen von Fick-Bechtel Personenn.[2] 63 richtig an homer. Imper. *ἄξετε* Inf. *ἀξέμεναι*, *ἐπ-ακτός*, *ἄγω* angeknüpft wären. Bechtel bezeichnet jetzt im Hermes 34, 401, wo er neu *Ἀξι-γένης* hinzubringt, den Zusammenhang mit *ἄγω* als fraglich. Mit Recht. Ich erinnere an lat. *Axius*, das nach W. Otto Jahrbb. für class. Philol., Suppl. 24 p. 862 zu *axāre axāmenta* zu ziehen ist. Die Wurzel dieser lat. Wörter ist im Griechischen durch *ἦ* = **ἠκ-τ* vertreten. *Εὔ-αξος* scheint also uridg. *s* gehabt zu haben.

festeren Bodens, weil in der Zeit, wo die Kurzformen σ für τ bekamen und Assoziation mit dem σ-Aorist möglich wurde, -σο- in diesem Tempus, vom Konjunktiv abgesehen, nur eine ganz untergeordnete Rolle gespielt haben kann.

Eigentliche Kurzformen zu den Komposita mit -σι- waren, wie die Namen zeigen, die Formen auf -σις: *Μνῆσις* zu *Μνησι-κράτης*, *Σῶσις* zu *Σωσι-κλῆς*, *Λῦσις* zu *Λῦσί-μαχος*, *Ζεῦξις* zu *Ζευξί-μαχος*, *Νίκᾱσις* zu *Νικᾱσί-δᾱμος*, *Τέλεσις* zu *Τελεσι-γένης* usw. Vgl. *Ἄλκις* zu *Ἀλκι-σθένης*, *Κῦδις* zu *Κῦδι-κλῆς*, *Κράτις* zu *Κρατί-δημος* u. dgl. (Fick Personenn.[1] p. XX. XXVIII). Dagegen gehörten *Μνῆσος*, *Σῶσος*, *Λῦσος*, *Νίκᾱσος* usw. morphologisch zunächst nur zu *Μνησ-αγόρᾱς*, *Σώσ-ανδρος*, *Λύσ-ανδρος*, *Νικᾱσ-αγόρᾱς* usw.; vgl. *Πύρος* zu *Πύρ-ιππος* *πυρ-καϊή* *πυρ-πόλος*, *Μῆτρος* zu *Μητρ-ικέτης*, *Ὦτος* zu *Ὦτ-αργος*. In jener vorhistorischen Zeit also, als sich in den Zusammensetzungen der Wechsel zwischen *-ti-* und *-t-* (-σι- und -σ-) noch nicht nach dem Anlaut des zweiten Gliedes geregelt hatte, gab es auch eine doppelte Klasse von Kurzformen, und diese beiden Klassen erhielten sich bis in die historische Zeit hinein. Nicht nur die Kurzformen auf -σις, sondern auch diejenigen auf -σος standen, wie das in -σος analogisch eingedrungene σ zeigt, in urgriechischer Zeit noch in lebendiger Beziehung zu den Vollformen, und -σος verdankte seine Erhaltung und weitere Verbreitung wohl zu einem nicht unwesentlichen Teile dem Umstand, dass das männliche Genus an ihm einen deutlicheren Ausdruck hatte als an -σις. Zu dem Vollformtypus *Μνησ-αγόρᾱς* gehörte aber nicht bloss der Kurzformtypus *Μνῆσος*, sondern gehörten auch die Kurzformen auf -σων, wie *Μνήσων*, *Ἀρκέσων*, *καύσων*, *σείσων*, die auf -σω -σῴ, wie *Σωσώ*, *Ἀρκεσῴ*, und die auf -σᾶς, wie *Μνησᾶς* (als Kosenamen mit Konsonantengemination *Μνᾱσσᾶς* in Kierion), *ἐλασᾶς*, die von gleicher Art wie *Πύρων* *Μήτρων*, *Μητρώ*, *Μητρᾶς* u. dgl. waren. Und auf der andern Seite stellen sich z. B. *Μνήσιος* *Μνησίων* *Μνησίᾱς* mit *Μνῆσις* zu *Μνησι-κράτης*, wie *Πυρίᾱς* zu *Πυρι-λάμπης*, *Ἄλκιος* *Ἀλκίᾱς* mit *Ἄλκις* zu *Ἀλκι-σθένης*, *Κῡδίᾱς* mit *Κῦδις* zu *Κῡδι-γένης* u. dgl. Da das -ο- von -σος in der historischen Gräzität nur in den Kurzformen gebräuchlich war (denn von den Komposita *λειψόθριξ*, *στρεψοδικῶ* usw. ist hier abzusehen), so hatte dieser Vokal vom Standpunkt der Formanalyse dieser Zeit aus den Charakter eines Kurzformsuffixes, wenngleich die Formen auf -σος durch ihn nicht so deutlich und

scharf als Kurzformgebilde gekennzeichnet waren wie die Nomina auf *-ων -σων* (Gen. *-ωνος -σωνος*) usw.[1])

Nachdem *-σος* als produktives Bildungselement über seinen ursprünglichen Bereich hinausgekommen war, konnten mit ihm Formen auch unmittelbar von Nomina aus geschaffen werden. Auf diese Art dürfte das S. 185 besprochene *κέρασος* von *κέρας* aus (vgl. *κεράστης κερασφόρος*) gebildet worden sein.

Zum Schluss bleiben noch zwei das *-σ-* betreffende lautliche Fragen zu erledigen. Nach unseren Ermittelungen brauchen wir uns bei der Meinung von Lagercrantz a. a. O. 19 nicht länger aufzuhalten, der Ausgang *-ασος* von *κόμπασος* enthalte entweder Suffix *-so-* wie ai. *mōkṣa-* 'Befreiung' und sei dann aus **-αδσος* hervorgegangen, oder er sei aus *-ατιος* entstanden wie *νεμεσσάω νεμεσάω* aus **νεμετιαω*. Bei der Unmöglichkeit, die Appellativa auf *-σος* von den Eigennamen auf *-σος* zu trennen, scheitert diese Ansicht schon an der Thatsache, dass die zahlreichen Eigennamen auf *-σος*, *-σων*, *-σῳ -σω* auch in den ausserattischen Mundarten, bei Homer usw., *-σ-*, nicht *-σσ-*, *-ττ-* oder ähnliches aufweisen. Das durchgängig einfache *-σ-* der Eigennamen bei Homer schliesst älteres *-δσ-* (*-τσ-*) oder *-τι̯-* ebenso aus, wie das ausnahmslos einfache *σ* von *ἔπεσον* bei demselben Dichter die Zurückführung dieses Aorists auf die Form **ἔπετσον* widerlegt.[2])

1) *Δάμασος* stellt Walt. Otto Nomina propria latina oriunda a participiis perfecti, Jahrbb. für class. Philol., Suppl. 24 p. 780 mit lat. *Domitus* zusammen. Dieser Name gehört jedoch nebst ai. *Dānta-s*, was hier nicht näher ausgeführt werden kann, zu derjenigen Namenklasse, die im Griechischen u. a. durch *Ἄκεστος* (*Ἀκεστό-δημος*, *Ἐξήκεστος*), *Ἄρατος* (*Ἀρᾱτο-γένης*, *Δημ-άρητος*), *Ἔρατος* (*Ἐρατο-γένης*, *Νικήρατος*), *Κλύτος* (*Κλυτ-αρχίδης*, *Ἀγά-κλυτος*), *Κρίτος* (*Κριτό-βουλος*, *Δημόκριτος*), *Φάντᾱ* (*Φαντο-κλῆς*, *Καλλί-φαντος*), *Θέμιστος* (*Θεμιστο-γένης*), *Αἴνετος* (*Νῑκ-αίνετος*), *Κρῆτος* (*Θεό-κτητος*), *Φίλητος* (*Θεο-φίλητος*), *Χάρτος* (*Δᾱμό-χαρτος*), *Ἄνυτος* vertreten ist. Es liegen diesen Kurznamen, gleichwie den Vollnamen, aus denen sie hervorgegangen sind, Verbaladjektiva auf *-to-* zu Grunde, teils mit passivischer, teils mit intransitiver Bedeutung. (Hiermit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass unter den von Otto behandelten Nomina propria mit partizipialem *t*-Suffix nicht auch solche sich befänden, die an unsere uridg. Namen mit *-ti-* und *-t-* im ersten Glied anzuknüpfen sind. So mag z. B. die Göttin *Domita*, welche Otto ansprechend als *dea quae novam nuptam domat* (*δαμάζει*) deutet, auf einen Vollnamen zurückgehen, der sich in griechischem Gewand als **δαμασίνυμφος* darstellen würde.)

2) Bei dem Standpunkt, den Lagercrantz einnimmt, könnte man fragen, ob nicht *-σος* auf *-τσϝος* zurückzuführen sei. Es wäre das so

Was ist aber 1) von dem σσ in den böot. Ἀγασσί-δᾱμος Ἀγασσι-γίτων, Τελεσσί-στ[ροτος und in den dichterischen Formen Δαμασσ-αγόρᾱ Kaibel Ep. gr. no. 254, 2 und Ἀγασ(σ)ι-κλεῖος (ει = ε) Bull. de corr. hellén. XIII 404 no. 21 (vgl. hierzu Schulze Gött. gel. Anz. 1897 S. 900) zu halten? Und wie kam man 2) zu Formen wie Πείσ-ανδρος Πεῖσος (zu πείθω), Ἵππασος (zu ἱππάζομαι = *ἱππαδιομαι), κόμπασος (zu κομπάζω = *κομπαδιω), Ἀκουσ-αγόρᾱς (zu ἀκουσ-τό-ς, Stamm ἀκουσ-), πίσος (zu ἔπτισται, W. π(τ)ισ-), σείσων (zu σέσεισται, W. σεισ-), da man doch, wenn Suffix -t- zu Grunde lag, *Πειστ-ανδρος, *Πεῖστος, *Ἵππαστος, *κόμπαστος, *Ἀκουστ-αγόρᾱς, *πίστος, *σείστων zu erwarten hätte?

Für das geminierte σ von Ἀγασσί-δᾱμος usw. bietet sich eine zweifache Erklärungsmöglichkeit. Zunächst ist die Annahme sekundärer Uebertragung aus dem Aorist zulässig, also die Annahme von Einwirkung der Formen ἀγάσσασθαι (zu *ἀγαίομαι aus *ἀγασ-ιομαι, ἀγαστός), τελέσσαι (zu τελείω τελῶ aus *τελεσιω, ἐπι-τελεστέος, Τελεστ-αγόρᾱς) und δαμάσσαι (zu ἐδαμάσθην, Δαμάστης). Diese Neuerung konnte um so eher geschehen, als auch die Participia des σ-Aorists selbst als Personennamen verwendet wurden, z. B. Ἀγασσαμενός, Ἀρκέσσᾱς, Φρασσαμενός (vgl. Fick Personenn.[1] p. LV). Weiter fragt es sich aber, ob nicht die Gemination von den Kurznamen herübergekommen ist. In diesen war bekanntlich

denkbar, dass z. B. *κομπαδϝο-ς in *κομπασϝος (woraus lautgesetzlich κόμπασος) umgestaltet worden sei wie κεκαδμένος (Pindar) in κεκασμένος (Homer), ὀδμή in ὀσμή, Πολυφράδμων in Πολυφράσμων, und Formen wie γέλασος, σείσων wären mit solchen wie γέλασμα (γεγέλασμαι), σεισμός (σέσεισμαι) zu vergleichen. Auch bei den Eigennamen wäre auf diese Art das urgriechisch einfache σ lautgesetzlich gerechtfertigt, da -τσϝ- -σσϝ- schon in urgriechischer Zeit zu -σϝ- geworden ist. Aber man kommt damit nicht durch. Denn erstens: wo liessen sich Grundformen wie *Ἱππαδϝι-κρατης, *Ἐρασϝι-κλεϝης, *Ἐρασϝ-ιππος bildungsgeschichtlich anknüpfen und unterbringen? Zweitens haben urgriech. und kret. ϝίσϝος = att. ἴσος und urgriechisch *νοσϝος = att. νόσος bei Homer die erste Silbe lang; überliefert sind die Schreibungen ἶσος und νοῦσος (vgl. Bechtel Philolog. Anzeig. 1886 S. 15, Verf. Grundr. II p. XIII und S. 1022, Ber. der sächs. Ges. der Wissensch. 1897 S. 29, Griech. Gramm.[3] S. 45). So müsste man erwarten, dass in den homerischen Namen Ἔλασος, Δάμασος, Ἴασος usw. die dem Ausgang -σος vorausgehende Silbe metrisch lang aufträte. Davon ist aber keine Spur. Dass die Eigennamen bezüglich der Digammawirkung prinzipiell keine Ausnahmestellung hatten, lehrt z. B. Πολύϊδος E 148. N 663. 666 d. i. Πολύϝιδϝος = att. Πολύϊδος.

Konsonantengemination allgemeingriechisch ein beliebtes Bildungselement geworden, vgl. *'Αγασσᾶς*, *Δάμασσις* u. a., deren *σσ* auf gleicher Linie mit der Geminata in *Κλέομμις*, *'Αγαθθώ*, *Φίλλιος* usw. steht. Ueber diese Alternative kommen wir vorläufig, so viel ich sehe, nicht hinaus. Einfluss des Aorists wäre auszuschliessen, wenn Komposita wie *Φρασί-δημος*, *'Ιππασι-κράτης* (Verbalstämme *φραδ-*, *ἱππαδ-*) im Böotischen mit *σσ* zum Vorschein kämen. Denn während in diesem Dialekt die Gemination des *σ* der Kurznamen als *σσ* erscheint (Beispiele bei Schulze a. a. O. Fussn. 1),[1]) wie auch uridg. *ss* in dieser Mundart als *σσ* geblieben ist, hatte der *s*-Aorist auf dentale Explosiva auslautender Stämme *ττ* als lautgesetzliche Fortsetzung von *τσ*, z. B. *κατασκευάττη*, *κομιττάμενοι* (Kretschmer Kuhn's Zeitschr. 31, 458, Verf. Griech. Gramm.[3] 101). Müssten hiernach böotische Vollnamen mit *Φρασσ(ι)-*, *'Ιππασσ(ι)-* als Anfangsglied ihre Geminata aus den Koseformen bezogen haben, so müsste man natürlich auch das *σσ* von *Τελεσσί-στ[ροτος* nicht von *ἐπι-τελέσσωντι* mit uridg. *ss*, sondern von Kurznamen mit *σσ* herübergekommen sein lassen.

Was die andere Frage anlangt, so nötigt das einfache *σ*, welches den Komposita mit *-σι-* und *-σ-* (*'Ερασι-κλῆς* *'Εράσ-ιππος*) und den Kurzformen auf *-σος* (*Ἔρασος*) usw. von Haus aus eigen war, zu der Annahme, dass für die auf einen dentalen Verschlusslaut oder auf *σ* ausgehenden Basen der Bildungstypus der vokalisch auslautenden Basen maassgebend geworden ist. Dies konnte leicht in Folge davon geschehen, dass bei einer Anzahl von unseren Voll- und Kurzformen, die eine vokalisch auslautende Basis hatten, im System des zugehörigen Verbums und im Gebiete der dem Verbum nahe stehenden Nomina auch Formen mit *σ* vor der Endung lagen. Neben *'Ερα-σι-κλῆς* *'Ερά-σ-ιππος* *Ἔρα-σο-ς* (zu *ἔρα-μαι* *ἐρα-τός*) gab es *ἠράσθην* *ἤρασται* *ἐραστός* *Ἔραστος* *Ἔρασμος* *ἐράσμιος* u. dgl., ebenso *ἤρκεσται* u. dgl. neben *Ἄρκε-σος*

1) Den Schulze'schen Beispielen *Δάμασσις* (*Δαμασσίς*), *Κᾱφίσσιος*, *Φρασσ-* fügt Meister hinzu: *Μέλισσος* IGSept. I 1752. 2428. 2716. 2718. 2720. 2822. 4162 [Bullet. de corresp. hellén. XXIII (1899) S. 92 Z. 17] und *Μύσσος* 1742, 19. Das durch *Μέλισσος* vorausgesetzte *Μέλισος* scheint mit *Μέλις -ιτος*, *Μελίτη* (böot. *Μελίτᾱ*), *Μελίτων*, *Μελιτώ* zu *μέλι -ιτος* zu gehören, wozu auch *Μελιστώ* *Μελιστίων*: vgl. *Χάρισος* neben *Χάριτο-ς*, *Χαρίτων*, *Χαριτώ* und *Χαρίστιος* (S. 181 f.). *Μέλισσος* gehört hiernach zu unseren Kurznamen. Dagegen lässt *Μύσσος* verschiedene Auffassungen zu und kann ein ursprünglich einstämmiger Name sein.

Ἀρκέ-σων (zu ἀρκε-τός), ἐμνήσθην ἄ-μνᾱστος u. dgl. neben Μνη-σ-αγόρᾱς Μνη-σι-κράτης Μνῆ-σος Μνή-σων (zu μέμνη-ται), πυρί-καυστος u. dgl. neben καῦ-σος καύ-σων (zu ἐπί-καυ-τος) und so in andern Fällen. Daher stellten sich durch proportionale Analogiebildung z. B. Ἵππασος zu ἱππαστής ἵππασμα u. dgl. (ἱππάζομαι aus *ἱππαδ-ιομαι), Πεισί-στρατος Πείσ-ανδρος Πεῖσος Πείσων zu πέπεισται πειστέον u. dgl. (πείθω, Wurzel πειθ-), πολύχεσος zu κεχεσμένος u. dgl. (χέζω, Wurzel χεδ-), μέθυσος zu μεμέθυσται ἐμεθύσθην μεθυστής (μεθυσ- = ai. *madhuṣ-*), σείσων zu σέσεισται σειστής σεισμός (σείω, Wurzel σεισ- uridg. *tu̯eis-*), πίσος zu ἔπτισται περι-πίσματα u. dgl. (Wurzel π(τ)ισ-, uridg. *peis-*). Ein Analogon zu diesem Vorgang bietet die Geschichte des κ-Perfekts. Dies war von Haus aus nur bei vokalischen Stämmen vorhanden, z. B. τέθηκα, βέβᾱκα. Da nun z. B. -τέτεισται -ετείσθην -τειστέον τείσω ἔτεισα neben τέτει-κα (Basis τει-), ἐδρᾱ́σθην δρᾱστέος δρᾱ́σω ἔδρᾱσα neben δέδρᾱ-κα (Basis δρᾱ-), ὀμώμοσται ὀμοσθήσομαι ὤμοσα neben ὀμώμο-κα (Basis ὀμο-), ὤλεσα neben ὀλώλε-κα (Basis ὀλε-) standen, so kam man zu πέπεικα neben πέπεισται πείσω ἔπεισα (πείθω), zu ἥρμοκα neben ἥρμοσται ἁρμόσω ἥρμοσα (ἁρμόζω), γεγύμνακα neben γυμνάσω ἐγύμνασα (γυμνάζω), πέφρακα neben πέφρασται φράσω ἔφρασα (φράζω), ἔσπεικα neben ἔσπεισται σπείσω ἔσπεισα (σπένδω), σέσεικα neben σέσεισται σείσω ἔσεισα (vgl. oben), ἔσπακα neben ἔσπασται σπάσω ἔσπασα (σπασ-), ion. ἀκήκουκα dor. ἄκουκα neben ἤκουσται ἀκούσομαι ἤκουσα (ἀκουσ-), τετέλεκα neben τετέλεσται ἐτέλεσα (τελεσ-). Vgl. überdies die Futurformen wie δικάω δικῶ statt δικάσω (*δικατσω), τελέω τελῶ statt τελέσσω τελέσω, welche auf Grund einer gleichartigen Analogiewirkung nach dem Muster von Formen wie κρεμάω κρεμῶ geschaffen worden sind.[1])

1) Zu beiden unsere Voll- und Kurzformen betreffenden Neuerungen zugleich lassen sich vielleicht gewisse Vorgänge in der Entwicklungsgeschichte der mit Suffix *-ti-* gebildeten femininen Abstrakta vergleichen, die ja mit den in ταννσί-πτερος, τερψί-μβροτος usw. enthaltenen Nomina agentis formal identisch waren. Eine bei beiden Formationen übereinstimmend erfolgte Neuerung begegnete uns schon S. 197, die Herübernahme des Vokalismus aus Formen des zugehörigen Verbums, z. B. Τεισι-φόνη wie ark. ἔσ-τεισις nach τείσω ἔτεισα. Eine andere Art der Abhängigkeit von der Gestaltung des Verbum finitum bekundet sich in dem Gegensatz von πίστις, πύστις, λῆστις und σχίσις, φράσις, σκεύασις, ὅπλισις. Die letztere Bildung war durch σχίσαι, φράσαι u. dgl. bedingt. Im Argiv. nun erscheinen mit σσ die Formen

5.

Mit den S. 183 ff. aufgeführten Formen ist die Zahl der appellativischen substantivischen Barytona auf -σος mit urgriechisch einfachem -σ- nicht erschöpft. Es sind unter diesen noch einige, bezüglich deren die Frage aufgeworfen werden muss, ob sie der mit den Kurznamen auf -σος identischen Klasse von Appellativa anzuschliessen sind. Um der Darstellung des Ursprungs dieser Formation nur möglichst gesichertes Material zu Grunde zu legen, habe ich oben von ihrer Erörterung abgesehen und lasse sie hier folgen[1]):

1) *ἄλεισος*, ὁ, Aristophanes fragm. 521 D. und Neutr. *ἄλεισον* bei Homer, 'Weingefäss, Becher', wird ansprechend mit lit. *lë-ti* 'giessen', got. *leiþus* 'Obstwein' ahd. *līd* 'latex, poculum' verbunden.[2]) Während nun Schrader bei Hehn Kulturpfl.[6] 157 **ἄλειτιον* als Grundform ansetzt, was morphologisch nicht wahrscheinlich ist, geht Schulze Kuhn's Zeitschr. 29, 255 von **ἀλειτϝον* aus, was an dem *tu*-Stamm des Germanischen einen gewissen Anhalt hat, wenn auch unerwiesen ist, dass das aus -τϝ- entsprungene -σσ- (vgl. τέσσερες) hinter Vokallänge der Ver-

ἁλιάσσιος, ἀποστεγάσσιος, ἑρμάσσιος, alle drei zu Verba auf -ζω gehörig, und da die Bronzeinschrift der Sammlung Tyskiewicz nebeneinander ἁλιάσσιος und καταθέσιος bietet, so liegt keine Gemination von σ unter dem Einfluss der folgenden Lautgruppe ι + Vokal vor, sondern entweder war -σσι- lautgesetzliche Entwicklung aus -στι- und att. ἡλίασις ist dann zunächst aus *ἡλίασσις hervorgegangen (vgl. Danielsson Eranos 1, 4, Verf. Griech. Gramm.[3] S. 66), oder es gab seit urgriechischer Zeit nur den Ausgang -σις, nicht -σσις, und ἁλίασσις und Genossen haben ihr σσ vom Aorist und Futurum bezogen. Ich sehe nichts, was entscheidend gegen das eine oder das andere spräche. Ist aber die zweite Auffassung die richtige, so hat man σχίσις, φράσις, σκεύασις, ὅπλισις, πεῖσις (zu πένθος, πείσομαι) ebenso für Neubildungen nach solchen Formen auf -σις, die von vokalischer Basis ausgegangen sind, anzusehen, wie Ἵππασος, πέπεικα, δικῶ u. dgl. Analogieschöpfungen nach Ἔρασος, τέτεικα, κρεμῶ u. dgl. gewesen sind. [Vgl. Nachtrag.]

1) Das von Lobeck Prolegg. 419 zusammen mit γονύ-κρουσος, φιλοτώθασος u. dgl. aufgeführte εὔ-εξος· εὐφυής (Hesych) ist ferne zu halten. Wie εὔ-δοξος (εὐδοξίᾱ) zu δόξα, ὠμό-βυρσος zu βύρσα geschaffen worden ist, so schloss sich εὔεξος (εὐεξίᾱ) an ein Fem. *ἕξα an, das, wie Schulze Quaest. ep. 293 gesehen hat, durch die adverbialen ἕξαν und ἑξῆς vertreten ist.

2) Nicht einleuchtend ist die Anknüpfung an λῖτός λισσός bei C. A. Müller De Σ litera p. 52.

einfachung unterlag. Da aber gerade die Gerätschaftsbenennungen unter den 'Wörtern mit Namenklang' eine hervorragende Rolle spielen, so wäre auch Zugehörigkeit zu unserer Wortklasse sehr wohl möglich. Das Neutrum wäre nach Analogie von *δέπας* und *κύπελλον* an die Stelle des Maskulinums getreten.

2) *ἴψον* (Akk. Sg. Mask.?)· *δεσμωτήριον* bei Hesychius bedeutete wohl ursprünglich 'vinculum' und stellt sich zu *ἴμψας· ζεύξας. Θετταλοί*, *Ἴμψιος· Ποσειδῶν ὁ ζύγιος*, *ἰψόν· τὸν κισσόν. Θούριοι*, die man teils an lat. *vinciō*, teils an lat. *vibrō* got. *biwaibjan* 'umwinden, umhüllen' anschliesst (s. Thurneysen Ueber die Herkunft und Bildung der lat. Verba auf *-io* S. 33, Lagercrantz a. a. O. 153f., Persson Zur Lehre von der Wurzelerweit. 175). Ueber die blosse Möglichkeit der Zugehörigkeit von *ἴψον* zu unserer Wortklasse kommt man nicht hinaus. Wegen *ἰψόν* vgl. S. 216.

3) *παλίν-ορσος* 'sich rückwärts bewegend, zurückeilend, zurückfahrend' (*Γ* 33 *ὡς δ' ὅτε τίς τε δράκοντα ἰδὼν παλίνορσος ἀπέστη*) scheint, wie *παλιν-όρμενος*, zu *ὄρνῡμι ὄρσαι*, *Ὀρτί-λοχος*, *Ὀρσί-λοχος ὀρσί-κτυπος ὀρσι-νεφής*, *Ὄρσ-ιππος*, *Ὀρσέ-λᾱος*, *ὀρσο-τρίαινα*[1]) zu ziehen. Dann wird man das Wort aber nicht, wegen seines -σ-, mit ai. *árša-ti* 'er fliesst, gleitet' in unmittelbaren Zusammenhang bringen dürfen, zu dem es J. Schmidt Vocal. II 459, Osthoff Das Verb. in der Nominalcomp. 180 und Persson a. a. O. 84 stellen, mag das ai. Wort immerhin dieselbe Wurzel haben wie *ὄρνῡμι*. Eher mag es eine unsrer Kurzformen sein.

Zuzufügen ist, dass man ein *ὄρσος* 'Trieb, Keim, junger Schoss', als Bildung aus *ὄρνῡμι ὄρσαι*, in *ὀρσο-δάκνη*, eine Art Erdfloh (der die Keime der Pflanzen abbeisst) bei Aristoteles h. a. 5, 19, annimmt.

4) *πύξος* 'Buchsbaum'; das Adjektivum *πύξινος* schon *Ω* 269. Das Wort scheint hierher zu fallen, wenn es zu *πυκνός* 'dicht, fest' gehört. „Das Holz des *buxus*[2]) wurde seit dem frühen Alterthum wegen seiner Härte, Dichtigkeit, Schwere, unvergänglichen Dauer . . . hochgeschätzt" (Hehn a. a. O. 224, vgl. daselbst auch S. 231. 573).

5) *μύξος*, ein glatter, schlüpfriger Meerfisch, woneben in gleicher Bedeutung *μύξων σμύξων -ωνος* mit deutlichem Kurz-

1) Den Anfangsteil von *ὀρσο-θύρη* verbinde ich mit ai. *várṣīyas-* 'höher' *várṣman-* 'Höhe'.

2) Das lat. Wort ist aus dem Griechischen entlehnt.

formsuffix. Zugehörigkeit zu *ἀπο-μύσσω σμύσσεται, μυκτήρ σμυκτήρ*, lat. *mūcus ē-mungō*, lit. *smukti* 'gleiten' aksl. *smykati sę* 'kriechen' ist namentlich wegen *mūgil* evident. Der Kurzformcharakter von *μύξος* bleibt aber etwas zweifelhaft wegen *μύξα* 'Schleim', dessen morphologische Konstitution strittig ist (vgl. Johansson Kuhn's Zeitschr. 30, 421, Paul-Braune-Sievers Beitr. 15, 234 f., Persson Bezzenb. Beitr. 19, 270).

6) *γράσος* 'alter übelriechender Schmutz, Gestank nach altem Schweiss', im Attischen seit Eupolis, wozu *γράσων* 'nach altem Schweiss riechend'. Dürfte mit *γέρων, γῆρας, γραῦς, γραῖα*, ai. *jára-ti jurá-ti jírya-ti jū́rya-ti* 'er wird morsch, löst sich auf' zur Basis *ĝerə-* zu stellen sein. Es enthielte demnach die Ablautform **ĝrə- = γρᾰ-*. Zur Bedeutung vgl. *κίκκασος* S. 186.

7) *νῆσος* dor. *νᾶσος, ἡ*, 'Insel', auch 'Halbinsel'. Nach einer aus dem Altertum stammenden und seit Lobeck Paralipp. 124 und Pott Wurzelwörterb. I 1, 372 oft wiederholten Etymologie hätte das Wort, zu *νήχω* 'ich schwimme' (lat. *nāre*, ai. *snā́-ti* 'er schwemmt, badet', air. *snām* 'das Schwimmen') gehörend, ursprünglich ein im Wasser schwimmendes Stück Land bedeutet.[1]) Wenn nun auch dieser Herleitung nicht gerade zur Stütze gereicht, dass Aiolos *κ* 3 *πλωτῇ ἐνὶ νήσῳ* wohnt — dies ist ein märchenhafter Zug —, und dass auch anderwärts von schwimmenden Inseln die Rede ist (Herodot 2, 156), so kann man sie sich immerhin gefallen lassen. Kleinere Inseln, besonders aus der Ferne gesehen, machen ja leicht den Eindruck von etwas auf dem Wasser Liegenden. Dem Anlaut **σν-* (vgl. *ἔ-ννεον Φ* 11) ist die genannte Odysseestelle günstig (vgl. Hartel Hom. Stud. I² 18), nicht aber darf für ihn *Πελοπόννησος* u. dgl. verwendet werden (vgl. Christ Sitzungsber. der bayer. Akad. 1890 S. 175): denn der Umstand, dass die attischen Inschriften ebenso regelmässig *Χερρόνησος* mit éinem *ν* als *Πελοπόννησος, Ἀλωπεκόννησος, Πρακόννησος* mit zweien aufweisen (Meisterhans Gramm.² S. 74), erhebt es über jeden Zweifel, dass die Formen mit *νν* einen Gen. Sg. auf *-ος* enthalten, dessen *-ς* dem *ν-* assimiliert worden ist (Verf. Kuhn's Zeitschr. 27, 591 f., Wackernagel ebend. 29, 126).

---

1) Man hat *νῆσος* überdies mit lat. *insula* zusammengebracht. S. Stolz Idg. Forsch. 4, 238. Doch ist diese Vereinigung lautlich bedenklich, und die Herleitung von *insula* aus *in salō* (vgl. auch lit. *salà* 'Insel') ist vorzuziehen.

Dass *νῆσος*, gleichwie *ἤπειρος*, nach *γαῖα*, *χώρᾱ* feminininisches Genus bekommen hat, ist längst erkannt.

Eine etwas andere Auffassung des wurzelhaften Teiles unseres Wortes scheint mir aber kaum minder berechtigt als die vorgetragene. Neben *snā-* gab es von uridg. Zeit her eine Variante mit *u*-Diphthong mit dem Sinne 'netzen, fliessen, triefen': ai. *snāú-ti* 'er entlässt Flüssigkeit, trieft', *snuta-* 'fliessend' von der Mutterbrust, bei Hesych *ναύει· ῥέει, βλύζει*, hom. *ναῖον* 'sie troffen, waren zum Ueberfliessen voll' (ι 222), bei Hesych *ναέτωρ· ῥέων, πολύρροος*, kontrahiert att. *νᾶτορ* Soph. fragm. 256, 1 D. aus **νᾰϝετορ*, *νᾶμα* und *νᾱσμός* 'Flüssigkeit, Quell, Nass' aus **νᾰϝεμα* und **νᾰϝεσμος*, *Νηρεύς Νηρηΐδες* aus **νᾱϝερο-*, bei Hesych *νόα· πηγή. Λάκωνες.*[1]) Hierzu noch zwei der Bildung wegen beachtenswerte Eigennamen: *Νῆστις*, bei Empedokles die Personifikation des feuchten Elements, *ἣ δακρύοις τέγγει κρούνωμα βρότειον* (35), aus **νᾰϝεστις*, und *Νῦσα*, die Pflegestätte des Dionysoskinds, worunter man sich einen feuchten, saftig fruchtbaren Ort, im besondern ein quellreiches Waldgebirge oder eine feuchte Aue dachte, und dessen Bildung der von *Πῖσα* (Wurzel *pī-*) gleicht (F. Froehde Bezzenb. Beitr. 21, 187 ff.). So lässt sich nun *νῆσος* auch auf **νᾱϝεσος* zurückführen. Dass nirgends ein **νάεσος* oder **νηεσος* als ältere Form von *νᾶσος νῆσος* überliefert ist, würde kein ernstes Hindernis sein. Denn auch *γηθ-* dor. *γᾱθ-* in hom. *γηθέω γήθησα γηθόσυνος* usw. erscheint nirgends mehr in der Ueberlieferung als *γηεθ- γᾱεθ-*, obschon durch lat. *gaudeō*, das wegen *gāvīsus* aus **gāvideō* hergeleitet werden muss, Ursprung aus *γᾱϝεθ-* erwiesen wird (erst auf Grund der kontrahierten Form kam, wie der Sitz des Accents zeigt, die Perfektform *γέγηθα*, dor. *γέγᾱθα* auf). So liesse sich denn *νῆσος* semasiologisch an die Seite von aisl. *ey ϕy* ags. *ēȝ īȝ ēȝlond īȝlond* 'Insel', ahd. *auwia ouwa* mhd. *ouwe* nhd. *aue au* 'Wasserland, wasserreiches Wiesenland, Halbinsel, Insel' stellen, die von ahd. *aha* 'fliessendes Wasser' got. *aƕa* 'Wasser, Wasserguss, Fluss' abgeleitet sind, sowie an die Seite des mit ags. *wǣr* aisl. *ver* 'Meer' zu verbindenden ahd. *warid werid* (N.) mhd. *wert* (M.) 'Halbinsel, Insel' nhd. *werder* meist 'kleine Flussinsel'.

---

1) Vgl. Schulze Quaest. ep. 51. 475, Persson Zur Lehre von der Wurzelerweiterung 142 f., v. Wilamowitz-Moellendorf Eurip. Herakl. II² 139 f.

Zur Bestimmung des Ursprungs des -σ- in unserm Worte fehlt es an festen Anhaltspunkten. *νᾱτι̯ο-ς und *νᾱτσος, beziehungsweise *νᾱϝετι̯ο-ς und *νᾱϝετσο-ς wären lautgesetzlich zu rechtfertigen, zur Not auch morphologisch.[1]) Daneben muss aber jedenfalls auch mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass *νῆσος* eine Kurzform auf -σος war. νῆσος : Νηρεύς = Πίασος : πῑαρός πίαλος, φοβεσι-στράτη : φοβερός, Ἅρπασος : Ἅρπαλος ἁρπαλέος u. dgl. Ziehen wir νῆσος als 'Schwimmling' zu *snā-*, so erschiene die Kurzformbildung besonders angemessen.

8) χέρσος χέρσον 'fest, trocken' und ἡ χέρσος 'Festland', im Gegensatz zum Feuchten, zum Meere, dürfte ursprünglich nur Substantiv gewesen sein. Wenn es nun richtig mit χέραδος, χεράς verbunden wird, deren Grundbegriff der des Massigen, der festen Masse gewesen zu sein scheint (Ahrens Beitr. zur griech. und lat. Etymologie I 182), so mag es hierher gehören. Ebenso

9) τύρσος· τὸ ἐν ὕψει οἰκοδόμημα Hesych, das neben τύρσις steht und mit diesem von Wurzel *tu̯er-* 'fassen' lit. *tvérti* (Fick, Bezzenb. Beitr. 1, 335) herstammt. Eine andre Möglichkeit ist, dass τύρσις durch Angleichung an πύργος zu τύρσος umgebildet worden ist.

10) Ἄραξος, Name eines Kaps in Elis, das ins Meer vorspringt, dürfte ursprünglich appellativisch 'Wellenbrecher' bedeutet haben, da es augenscheinlich zu ἀράσσειν (Fut. ἀράξειν) 'mit Geräusch schlagen, klatschen, schmettern' (Herodot 6, 44 διεφθείροντο πρὸς τὰς πέτρας ἀρασσόμενοι) gehört. Vgl. ἀραξί-χειρος. Die flexivische Variante Ἀράξης war Flussname, vgl. Χάραξος : Χαράξης, Λύξος : Λύξης u. a.

11) Eine etwas kühne Vermutung sei über das etymologisch noch völlig unaufgeklärte δρόσος 'Thau, Nass' vorgelegt, dessen femininisches Geschlecht durch das gleichbedeutende ἔρση ἐέρση hervorgerufen worden ist. Eine Anzahl von Wurzeln tritt teils mit éinem Konsonanten teils mit diesem Konsonanten + *r* im Anlaut auf, eine Variation, deren Ursprung noch unaufgeklärt ist. So z. B. gr. (ϝ)ρήγνῡμι : (ϝ)άγνῡμι; lat. *frangō* got. *brikan*: ai. *bhanájmi*; lat. *frūgēs* got. *brūkjan* : ai. *bhunájmi*; ahd. *sprehhan* : *spehhan* 'sprechen'; mndd. *wrase* 'Rasen': ahd. *waso* 'Wasen'.

---

1) Wer νῆσος mit νήχω in engeren Zusammenhang bringt, darf nicht, wie manche thun, *νᾱχι̯ος als ältere Form ansetzen. Hieraus wäre *νῆσσος, att. *νῆττος entstanden.

S. Noreen Abriss der urgerm. Lautl. 219 ff., Verf. Grundr. I[2] 426 f. So lässt sich δρόσος, als lautgesetzliche Fortsetzung von *νροσος, mit νότιος νοτερός 'nass', as. *nat* ahd. *naʒ* 'nass' (Wurzel *not- nod-*) zusammenbringen (vgl. ir. *drucht* 'Thau, Thautropfen', ahd. *tropfo* as. *dropo* zu ahd. *triofan* 'triefen', Wurzel *dhrub-*). Das -σ- von δρόσος lässt dann freilich, da das Wort mit seinen Ableitungen fast nur im Ionisch-Attischen (noch nicht bei Homer) überliefert ist, verschiedene Auffassungen zu: neben unserm Kurzformsuffix -σο- kommt Entstehung aus -τσ-, -τσϜ- (vgl. ἴσος aus *ϜιτσϜο-ς, νόσος aus *νοτσϜο-ς) und -τι̯- in Frage.

12) Schliesslich ist ein Blick auf die Adjektiva auf -σός zu werfen, da unter ihnen wenigstens eines ist, das wahrscheinlich ursprünglich barytone Kurzform auf -σος gewesen war: τιθασός 'zahm, kultiviert'. Curtius Verbum II[2] 416 hat zwar unrichtig diese Adjektivklasse mit unsern Substantiva auf -σος identifiziert, aber richtig, wie ich glaube, als ihr Suffix uridg. *-so-* bestimmt. Ich muss in Kürze hierauf eingehen.

Sicher steht altes *-so-* für λοξός 'seitwärts gebogen', da es mit lat. *luxus* (*luxāre*) zusammengehört und dessen *s* ursprüngliches *s* gewesen sein muss.[1]) Darnach wird aber altes *s* zunächst auch für folgende Adjektiva wahrscheinlich, die einen ähnlichen Sinn wie λοξός haben. καμψόν· καμπύλον Hesych. γαμψός 'gebogen, gekrümmt' Aristophanes (γαμψ-ῶνυξ Homer), das man mit lit. *gémbė* 'hölzerner Wandnagel, Knaggen' *gum̃bas* 'Erhöhung, Auswuchs, Knorren' vergleicht, und das von γνάμπτω trotz dessen γν- kaum zu trennen ist (vgl. Bugge Kuhn's Zeitschr. 32, 44, Pedersen Idg. Forsch. 3, 314). ῥαμψόν· καμπύλον, βλαισόν Hesych, zu ῥαμφή 'gebogenes Messer', ῥαμφίς 'krummer Haken', ῥάμφος N. 'krummer Schnabel'. *ἑλιξός 'gewunden' in ἑλιξό-κερως. Diese Auffassung dieses Kompositums empfiehlt sich teils wegen der Bedeutung, teils wegen der Dreisilbigkeit von ἑλιξο- mehr als der Anschluss an die S. 203 f. erörterten Zusammensetzungen mit verbalem Anfangsglied λειψό-θριξ usw. Von Ἕλιξος liessen wir es S. 182 dahingestellt sein, ob es mit *ἑλιξός identisch (vgl. ἐρατός Ἔρατος, ἐραστός Ἔραστος u. dgl.) oder Kurzname gewesen sei. ῥυσός 'zusammengezogen, zusammengeschrumpft, runzelig', zu ῥυτός 'gezogen' ῥυτήρ 'Zieher, Spanner', ῥυμός 'Zugholz, Zugriemen'; ῥυσός

---

1) Das zu λοξός gehörige λέχριος 'schräg' führt Walde Kuhn's Zeitschr. 34, 478 vielleicht richtig auf **leks-r-io-* zurück.

auf *ῥῡκιο-ς zurückzuführen und mit nhd. *rauh* und lit. *raũkas* zusammenzubringen (Schrader Kuhn's Zeitschr. 30, 481, Prellwitz Et. Wtb. 277) verbietet sich sowohl aus lautlichen Gründen (aus der angenommenen Grundform wäre *ῥῡσσός *ῥῡττός entstanden) als auch wegen des von ῥῡσός nicht zu trennenden Substantivs ῥυτίς 'Runzel' (vgl. Curtius in seinen Stud. 6, 271 f.). γαυσός 'krumm, schief, verschoben', wovon γαυσάδας · ψευδής (Hesych): zu γύης 'Krummholz' γῦρος 'Rundung', wohl auch mit γαυλός 'gewölbtes Gefäss' γαῦλος 'Kauffahrteischiff' verwandt (vgl. C. A. Müller De Σ litera p. 47). Auch das S. 211 erwähnte ἰψόν· τὸν κισσόν. Θούριοι (Hesych) scheint seinem Sinn und seinem Accent nach hierher zu fallen: es war zunächst Attribut von κισσός gewesen. Von diesen Adjektiva können nun wiederum folgende ihrem Suffix nach nicht wohl getrennt werden. φρῖξός 'emporstarrend', vom Haar, Aristoteles: zu φρίσσω ἔφρῖξα. φοξός 'spitzig': des φ- wegen ist die Zugehörigkeit von ahd. *wahs* 'scharf', welches man verglichen hat, und welches σ = uridg. *s* auch in diesem Wort sichern würde, sehr zweifelhaft, und unhaltbar ist jedenfalls die Vergleichung mit lat. *con-vexus* (vgl. E. Zupitza Die germ. Gutturale 33). τρῡσός 'zerreiblich, schwächlich', zu τέτρῡμαι τρῦσαι, τρῡσί-βιος, τρῦσις· νόσος. πόνος (Hesych). *δρυψός in δρυψο-γέρων 'schäbiger, abgelebter Greis', zu δρύπτω ἔδρυψα. μυσά · μιαρά, μεμιασμένα, μυσαρά (Hesych), zum Neutrum μύσος (aus *μυτσος), vgl. μύδος μυδάω; die Grundform war *μῠτσό-ς. αὐσόν · ξηρόν (Hesych), zu αὔω 'ich trockne' (ἀφαύω), αὖος, αὐστηρός; da *saus-* die Wurzel war, so wäre, falls wir es nicht mit einer jungen Schöpfung zu thun haben, **saus-so-* als Grundform anzusetzen. κομψός 'geziert, geputzt' hat keine sichere Anknüpfung: die Zusammenstellung mit lit. *szvánkus* 'anständig, fein, angemessen' (Bezzenb. Beitr. 6, 237) ist unstatthaft, weil dem lit. *szv-* im Griechischen π- entsprechen würde.

Zwischen zwei Vokalen fiel *-s-* in urgriechischer Zeit aus, und so bedürfen die Formen ῥῡσός, τρῡσός, γαυσός noch einer Erläuterung. Ihr historisches σ erklärt sich daraus, dass ein Teil der Adjektiva, welche Konsonant + σ enthielten, mit σ-Formen gruppiert war, deren σ andern Ursprungs war und in zwischenvokalischer wie in postkonsonantischer Stellung erscheint. So war z. B. καμψός mit ἔκαμψα, καμψί-πους 'den Fuss wendend' (Crusius Idg. Forsch. 4, 169 ff.), φρῖξός mit ἔφρῖξα, φριξ-αύχην eigentlich 'den Hals sträubend' (vgl. στρεψ-αύχην), φρῖξό-θριξ 'das Haar

sträubend'[1]) assoziiert, und neben diesen letzteren σ-Formen standen solche wie ἔτρῡσα, τρῡσ-άνωρ τρῡσί-βιος mit zwischenvokalischem σ. So ergaben sich leicht Neubildungen auf -σός auch bei vokalisch auslautender Basis.

Zu diesen Formen gehört nun scheinbar auch das Adjektiv τιθασός, von dem wir ausgingen. Es ist im Attischen von Aeschylus an überliefert und war, wie τιθήνη τίτθη 'Amme', τίτθος 'Mutterbrust', eine Reduplikationsbildung aus θη- 'saugen' (θήσατο, θηλή usw.). Zu berücksichtigen ist nun erstens, dass das Wort mit seinem Ausgang -ασός unter den Adjektiva auf -σός isoliert steht, zweitens dass es unter diesen Adjektiva das einzige zweier Endungen ist. Erwägt man überdies, dass τιθασός mit seinem α sich zunächst zu dem Fem. τιθάς in der Verbindung τιθὰς ὄρνις 'die zahme Henne, Haushenne' Anth. Pal. IX 95, 1 und zu τιθαίνομαι 'ich säuge' (Lukian Tragodopod. 94 Ἥραν ἐτιθήνατο Τηθύς) stellt, und erinnert man sich der Formengruppen wie θίασος : σιάδες : ai. *dhiṣanyánt-* S. 188, Λαχανο-θαύμασος : θαυμάζω (aus *θαυμαδ-ιω) : θαυμαίνω S. 183, so dürfte ziemlich evident sein, dass τιθασός ursprünglich Substantivum war, die Betonung *τίθασος hatte und 'Säugling, Pflegling' bedeutete. Der Endton wurde ihm erst zugeführt, nachdem es Adjektiv geworden war.

6.

Unser Ergebnis ist in Kürze folgendes. Seit urindogermanischer Zeit gab es Komposita, deren erstes Glied ein Stamm mit Suffix *-t-* oder mit Suffix *-ti-* war, welcher als Nomen agentis fungierte und Regens des zweiten Gliedes war. Der Wechsel zwischen *-t-* und *-ti-* wurde auf griechischem Boden so geregelt, dass sich *-t-* vor vokalisch anlautendem, *-ti-* vor konsonantisch anlautendem Schlussteil festsetzte. Das vordere Kompositionsglied wurde auch für sich, als Kurzform, verwendet: der Doppelheit *-t-*

---

1) Der mythische Name Φρίξος wird gewöhnlich, z. B. bei Preller-Plew Griech. Myth. II² S. 311, zu φρίσσω gezogen. Darnach hätte man die Wahl zwischen einem Kurznamen zu Komposita mit verbalem Anfangsglied wie φρῖξό-θριξ und einem als Namen gebrauchten φρῖξός. Schwierigkeit bereitet aber der Umstand, dass Φρίξος nach der besten Ueberlieferung ῐ gehabt hat. Dass man im späteren Altertum den Namen von φρίσσω herleitete (daher stammt offenbar die Schreibung Φρῖξος bei Diod. Sic.), ist für die Frage des Ursprungs des Namens belanglos.

und *-ti-* in den Komposita entsprachen dabei die Ausgänge *-to-s* und *-ti-s*. In urgriechischer Zeit trat nun σ für *t* zunächst vor *i* ein und verbreitete sich dann analogisch auf *-t-* und *-to-s*. Während der Gebrauch dieser Bildungstypen in weitem Umfang für Eigennamen nachweisbar ist, die Vollformen auch als Appellativa von urgriechischer Zeit her geläufig waren, erscheint die Kurzform auf -σος in appellativem Sinn verhältnismässig nur selten in der Literatur. Sie gehörte ganz vorzugsweise der Sprache des niederen Volks an, und es steht zu vermuten, dass hier weit mehr Wörter dieser Art, zum Teil wohl nur als kurzlebige Modewörter, geschaffen worden sind als die Ueberlieferung uns an die Hand gibt. Dass auch die Kurzformen auf -σις appellativisch verwendet worden seien (vgl. das S. 193 genannte κάσις 'Bruder' aus dem einer andern Kompositionsklasse angehörenden κασί-γνητος), ist nicht nachweisbar.

Nachtrag zu S. 210 Fussn. 1. Gegen die Annahme, dass das σσ von arg. ἁλίασσις aus dem Aor. und dem Fut. übertragen sei, spricht ἐν τὰν ἀγόρασσιν auf der von Th. Reinach Revue des études grecques XI (1899) S. 57 ff. veröffentlichten, erst während des Drucks dieses Aufsatzes mir bekannt gewordenen Inschrift von Tanagra, A 21. Denn der Aorist der Verba auf -ζω hat im Böotischen ττ (auf dieser Inschrift κατασκευάττη, ἀπολογίττασθη).

SITZUNG VOM 16. SEPTEMBER 1899.

Herr **Böhtlingk:** *Zum lateinischen Gerundium und Gerundivum.*

Dass das Gerundium ein Casus obliquus des impersonalen Gerundivum ist und demnach ursprünglich wie dieses passive Bedeutung hatte, wird man wohl nicht in Abrede stellen können. Dass *eundum est* wie *itur* und *itum est* passive Bedeutung hat, wird wohl auch nicht bezweifelt. Ist nun irgend ein Grund vorhanden, *eundi* in *tempus est eundi* anders aufzufassen? Das entsprechende impersonale Participium necessitatis im Sanskrit, das auch in den obliquen Casus verwendet wird und auch hier passive Bedeutung hat, habe ich in diesen Berichten, Bd. 49, S. 135 *Nomen passionis* und das leidende Object *Nomen patientis* zu benennen mir gestattet. Das Gefühl für die passive Bedeutung des Gerundium verloren die Römer schon früh: sie empfanden es als einen obliquen Casus des substantivirten Infinitivs und nahmen keinen Anstand, zu demselben wie zum Infinitiv das Object im Accusativ hinzuzufügen. Diese durchaus unlogische Construction gewahren wir schon beim impersonalen Gerundivum. Aus SPEYERS Vedischer und Sanscrit-Syntax, S. 61 ersehe ich, dass ein Römer *aeternas poenas in morte timendumst* sagte, während der Inder in diesem Falle den Genetiv statt des Accusativs gebraucht hätte, was gewiss logischer ist.

Diese im Sanscrit von mir bemerkte Construction verleitete mich in ZDMG. Bd. 53, S. 203 fg. zu der kühnen Annahme, in den Verbindungen *mei, tui, sui, nostri, vestri videndi est copia*, bei denen ohne Rücksicht auf Genus und Numerus des Pronomens *videndi* unverändert bleibt, sei dieses nicht Gerundivum, sondern Gerundium, d. i. mein Nomen passionis, und das vorangehende Pronomen mein Nomen patientis. Wie ich ebendaselbst bemerke, fand dieser Einfall nicht die Billigung BRUGMANNS. Inzwischen habe ich über jene Construction weiter nachgedacht und verfiel dabei auf zwei andere Erklärungsweisen, die ich hier vorzutragen mir erlaube.

Wenn der Römer eine logische Congruenz des Pronomens mit dem Gerundivum hätte erreichen wollen, würde er in den Fall gekommen sein, *mei, tui, sui videndae* und *nostri, vestri, sui videndorum* und *videndarum est copia* zu bilden, was sein Ohr und Sprachgefühl gewiss verletzt hätte. Da die Pronomina äusserlich weder das Genus noch den Numerus unterscheiden, vielmehr alle der Form nach als Genetive Sg. masc. oder neutr. erscheinen, so konnte man wohl auf den Gedanken kommen, der logischen Congruenz zu entsagen und der lautlichen den Vorzug zu geben.

Der zweite Erklärungsversuch bezweckt auch der logischen Congruenz gerecht zu werden. Auf den Genetiv des persönlichen Pronomens einen zweiten Genetiv als Apposition folgen zu lassen, hat man wohl vermieden, da dieses zu Zweideutigkeiten oder sehr auffallenden Verbindungen Anlass gab, indem die Genetive des persönlichen Pronomens mit den Genetiven masc. und neutr. des possessiven Pronomens zusammenfallen. *Mei, tui, sui patris* oder *miseri* entsprach nicht einem *mihi, tibi, sibi patri* oder *misero,* sondern *meo* u. s. w. *patri* oder *misero.* An eine Apposition *sororis* oder *miserae* nach *mei, tui, sui* oder an eine Apposition *sororum, miserorum* oder *miserarum* nach *nostri, vestri* war gar nicht zu denken. Dieses brachte mich auf den Gedanken, dass auch *videndi* nach *mei* u. s. w. nicht als Gerundivum, sondern als Gerundium, und die vorangehenden Pronomina nicht als persönliche, sondern als possessive aufzufassen seien. *Mei videndi est copia* würde demnach ursprünglich *es ist eine Gelegenheit für mein Gesehenwerdenmüssen* bedeutet haben. Stimmt man dieser Auffassung bei, so zeigen auch Constructionen wie *exemplorum eligendi potestas* nichts Auffälliges. Wie *meus filius* sich zu *fratris filius* verhält, würde sich *mei videndi* zu *exemplorum eligendi* verhalten, und dieses Gerundium würde mein Nomen passionis, und *exemplorum* mein Nomen patientis sein.

Dass ein irre geleitetes Sprachgefühl, worauf alle Analogiebildungen zurückgehen, überaus häufig eine Sprache bereichert, erkenne natürlich auch ich an, und zu einer solchen Bereicherung des Lateinischen gehört auch der Uebergang des Gerundium mit seiner ursprünglich passiven Bedeutung in einen obliquen Casus des Infinitivs mit activer Bedeutung.

INHALT.

Seite

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

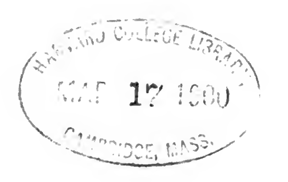
EINUNDFÜNFZIGSTER BAND.

1899.

V.

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER.
1899.

Einzelpreis 60 Pfg.



GESAMMTSITZUNG BEIDER CLASSEN AM 14. NOVEMBER 1899.

A. Erman: *Nekrolog auf Georg Ebers*, vorgelesen von Herrn Sievers.

Georg Ebers, der am 7. Aug. 1898 von uns geschieden ist, gehört nicht zu den Gelehrten, deren Verdienste sich allein durch die Aufzählung ihrer grossen und kleinen Schriften genügend kennzeichnen lassen. Denn wie hoch man auch seine wissenschaftliche Arbeit bewerthen mag, noch grösseres hat er doch gewirkt als Lehrer und als der begeisterte Vorkämpfer seiner Disciplin.

Die kalte kritische Arbeit, die zunächst das Einzelne richtig zu stellen sucht, lag seiner Natur ferner; ihn trieb es vor allem dazu, das alte Aegypten lebendig im Gesammtbilde zu schauen und es sich und anderen zu vergegenwärtigen. Was er damit erreicht hat, wie er Interesse, Liebe, ja Begeisterung für das Land der Pharaonen erweckt hat, in den Kreisen der Gelehrten sowohl als in den weitesten Schichten des Volkes, das ist allbekannt. Und indirekt ist es doch auch der strengen Wissenschaft zu Gute gekommen, und so manches, was wir heute in der Aegyptologie freudig aufgehen sehen, entstammt der Saat, die Ebers gesäet hat, und vermag zu wachsen, weil er den Boden bereitet hat.

Auch mit seiner eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit hat Ebers zunächst bei Gebieten eingesetzt, bei denen er auf eine grössere Zahl wissenschaftlicher Interessenten hoffen konnte, bei der späteren Geschichte Aegyptens und bei den Berührungen zwischen Aegypten und dem alten Testamente. Diese letztere Arbeit — „Aegypten und die Bücher Mosis“ (1868) — erwies sich als ein nützliches Buch und erlebte sogar eine zweite Auflage.

Das hübsche Buch „durch Gosen zum Sinai“ (1872), das seiner ersten aegyptischen Reise entstammte, behandelt in seinem Hauptteile das gleiche Grenzgebiet.

Seine zweite Reise, die er im Winter 1872/1873 unternahm, brachte ihm reichen Ertrag. Zusammen mit Ludwig Stern entdeckte er die grosse biographische Inschrift des Amenemheb, des Feldherrn Thutmosis' III, und bei einem der thebanischen Antikenhändler glückte es ihm, jenes grossen medizinischen Papyrus habhaft zu werden, von dessen Existenz sich schon seit einiger Zeit die Kunde in Europa verbreitet hatte. Dieser Papyrus, der heute Ebers' Namen trägt, und den er 1875 in Gemeinschaft mit Stern in einer monumentalen Publikation herausgegeben hat, wird immer eines der werthvollsten Stücke in der Hinterlassenschaft des alten Aegyptens bleiben; damals, vor einem Vierteljahrhundert wirkte das Bekanntwerden dieses grossen Textes geradezu neu belebend auf die Aegyptologie.

Zum ersten Male gewann die aegyptische Philologie einen umfangreichen, nicht allzu dunkeln Text, der die grammatischen Formen konsequent bezeichnete. Ebers selbst nahm an den grammatischen Untersuchungen, die sich an seinen Papyrus knüpften, keinen direkten Antheil; desto eifriger war er bemüht, dem eigentlichen Inhalt des grossen Buches gerecht zu werden. Das Studium der aegyptischen Medicin hat fortan den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit gebildet. Mochten neue Funde auch vorübergehend seinen lebhaften Geist auf andere Gebiete locken, zu den römischen Mumienbildern oder zu der koptischen Kunst, immer wieder kehrte er doch zu seinem gewohnten Arbeitsfelde zurück. Im Jahre 1889 erschien seine Abhandlung „die Maasse und das Kapitel über die Augenkrankheiten“, 1895 der wichtige Aufsatz „wie Altaegyptisches in die europäische Volksmedicin gelangte“, 1897 die Abhandlung über „die Körperteile, ihre Bedeutung und Namen im Altaegyptischen“.

Wenn es bei diesen Bruchstücken geblieben ist und wenn Ebers nie dazu gekommen ist, seine einschlägigen Studien abzuschliessen, so lag das im Wesentlichen an der schweren Krankheit, die ihn gegen Ende der siebziger Jahre befiel, um ihn nie wieder freizugeben. Wohl hat er mit seltenem Pflichteifer trotz aller Leiden seine wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit fortgesetzt bis an sein Lebensende, aber bei der Mühe, die ihm die Benutzung jedes Buches verursachte, konnte es nicht ausbleiben, dass die Arbeit nur langsam von Statten ging. Und doch durfte er befriedigt auf seine Laufbahn zurückblicken. Als er 1858 seine aegyptischen Studien begonnen hatte, war die Aegyptologie

eine junge Wissenschaft, die in Deutschland überhaupt nur von zwei Gelehrten gepflegt wurde und an der die Wenigsten Antheil nahmen. Als er die Augen schloss, war seine Disciplin innerlich und äusserlich gefestigt, die Zahl der Arbeiter hatte sich fast verzehnfacht, in den weitesten Kreisen war das Interesse für das alte Aegypten erwacht und lange angestrebte wissenschaftliche Pläne begannen sich zu verwirklichen. Er durfte sich sagen, dass das nicht zum kleinsten Theile sein Werk war.

E. Windisch: *Nekrolog auf* ALBERT SOCIN.

Am 24. Juni 1899 entriss uns ein früher Tod den Orientalisten Dr. ALBERT SOCIN, ein thätiges Mitglied unserer Gesellschaft seit dem Jahre 1891. ALBERT SOCIN, geboren am 13. October 1844 zu Basel, entstammte einer alten Familie, die seit der Mitte des 16. Jahrh. in Basel ansässig ist, und über deren Vorgeschichte E. KAUTZSCH in seinem an persönlichen Daten reichen Nekrologe in der Zeitschrift des Palästinavereins, Band XXII S. 1 ff., aus Familienbüchern weitere Auskunft giebt. In seinen ersten zwei Universitätsjahren erwarb er sich in Basel eine mehr allgemeine philologische Bildung — auch RIBBECK war damals sein Lehrer —, den orientalistischen Studien wendete er sich erst von Ostern 1864 ab in Göttingen unter EWALD und BENFEY (ZDMG. XXVIII 153), in Leipzig unter FLEISCHER, KREHL und BROCKHAUS zu. In der Weise der älteren Zeit hatte er seine orientalistischen Studien sehr breit angelegt, so dass er als Docent, abgesehen von den semitischen Sprachen, nicht nur auch Türkisch und Persisch, sondern im Anfang seiner akademischen Laufbahn in Basel auch das Sanskrit gelehrt hat. Promovirt hat SOCIN im Jahre 1867, aber weder in Göttingen noch in Leipzig, sondern in Halle unter GOSCHE, und zwar auf dem Gebiete des Altarabischen mit einer Bearbeitung der schwierigen, in die Zeit vor Mohammed zurückgehenden Gedichte des ʿAlḳama al-Faḥl. Er verbrachte dann noch das Wintersemester und das Sommersemester der Jahre 1867 und 1868 in Berlin und rüstete sich dort, wohl namentlich von WETZSTEIN (s. Ber. d. K. S. Ges. d. W. 1895 S. 202) maassgebenden Rat empfangend, zu der grossen Reise in den Orient, die er zusammen mit seinem Fachgenossen EUGEN PRYM im November 1868 antrat, und von der er erst nach zwei Jahren, im December 1870 zurückkehrte. Von dieser hochwichtigen Reise hat er gezehrt sein ganzes Leben lang, sie ist bestimmend gewesen für seine wissenschaftliche Individualität und Bedeutung. An diesem Gelehrtenleben kann man besonders schön beobachten, wie die späteren Jahre

vorwiegend doch nur das zur Entfaltung bringen, was die wissenschaftliche Begeisterung und die wissenschaftlichen Impulse der jungen Jahre in Angriff genommen haben. Und das persönliche Verdienst Socin's schon in diesen Anfängen liegt darin, dass ihn nicht ein glücklicher Zufall in den Orient entführte, sondern dass es sein eigenster Wille und Entschluss gewesen ist, der ihn auf diese Forschungsreise hinaustrieb, angeregt vielleicht schon durch Fleischer's, hauptsächlich aber durch Wetzstein's Vorlesungen über das Vulgärarabische. Einen zusammenhängenden Bericht über diese an Beobachtungen, Forschungen, Aufzeichnungen, aber auch an Gefahren und Mühsalen reichen zwei Jahre hat er nicht veröffentlicht. In der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erschienen damals Auszüge aus Briefen von ihm, die Vorreden zu seinen Textpublicationen berichten über einzelne Theile seiner Reise, aber erst Kautzsch hat in dem erwähnten Nekrolog eine kurze Uebersicht über die ganze Reise gegeben, gestützt auf die im handschriftlichen Nachlass gefundene Beschreibung derselben, die er noch vollständig zu veröffentlichen gedenkt. Kairo, Syrien und Mesopotamien waren das geographische Gebiet seiner Forschungen. Von Beirut aus zogen Socin und Prym zusammen über den Libanon nach Damaskus, wo sie längeren Aufenthalt nahmen, von da südlich über Tiberias nach Jerusalem und über Djerash durch den Hauran zurück, von Damaskus aus nochmals nordwärts nach Maʿlūla. Dann trennten sich die beiden Forscher, und unternahm Socin allein die grosse Reise von Damaskus quer durch die syrische Wüste nach Bagdad. Von hier aus kam er in grösseren und kleineren Ausflügen nach Kerbela, nach Moṣul und Nineve, und bis nach Erzerum.

Nach dieser ersten Reise habilitirte sich Socin 1871 in Basel, trat aber Anfang des Jahres 1873 (Januar bis Juli) im Auftrag der Firma Baedeker eine zweite Orientreise an, die ihn abermals nach Aegypten, Palästina und Syrien, bis nach Palmyra führte. Damit waren seine Wanderjahre zu Ende. Die Frucht dieser zweiten Reise war das zuerst 1877 erschienene Handbuch für Reisende der Firma Baedeker „Palaestina und Syrien“.

Nachdem Socin im October 1873 in Basel eine ausserordentliche Professur erhalten hatte, wurde er für Ostern 1876 als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen nach Tübingen und von da für Ostern 1890 als Nachfolger Fleischer's zu uns nach Leipzig berufen.

In Socin war eine zielbewusste, sich geltend machende Energie und eine allen Lagen gewachsene praktische Klugheit in seltener Weise verbunden mit der Freude auch an der stillen Arbeit des Gelehrten, und über alle dem lagerte ein mittheilsames, fröhliches Gemüth, das ihm überall Freunde erwarb. So steht er vor uns zugleich ein kühner Forschungsreisender und ein hervorragender, bedeutender Gelehrter. Den grössten Erfolg hat er als Forschungsreisender gehabt, aber auch als Gelehrter ist er seine eigenen Wege gegangen, die der orientalischen Wissenschaft wichtige Erkenntnisse und Anregungen gebracht haben.

Socin kannte den Orient aus eigener lebendiger Anschauung. Im Gespräch und wohl auch im akademischen Unterricht erzählte er gern mit einnehmender Lebendigkeit interessante Einzelheiten aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Erlebnisse. Doch nur einmal hat er in längerem Zusammenhang ein Urtheil über die Zustände des heutigen Orients abgegeben, in seiner Leipziger Antrittsrede, die er auch erst im Jahr 1896 in den „Grenzboten“ drucken liess, unter dem Titel: „Die socialen Zustände der Türkei und der Islam“.

Socin's wissenschaftliche Richtung hatte einen praktischen, auf das Thatsächliche der Gegenwart gerichteten Charakter. Dazu kam ein ausgeprägt-kritischer, manchmal fast skeptisch zu nennender Grundzug seines Wesens. In dieser Beziehung ist wohl sein verstorbener Tübinger Freund A. v. Gutschmidt, der scharfe Kritiker der alten Geschichte, nicht ohne Einfluss auf ihn gewesen. Socin war eine gesellige Natur und er war auch wissenschaftlich nicht gern allein. Wie er sich freute, wenn man ihn zum Vertrauten machte oder ihn um Rath fragte, so liebte er es auch, sich bei jeder Arbeit, die er vorhatte, mit den besten Sachkennern in Verbindung zu setzen. Aus diesem geselligen und praktischen Zuge seines Wesens erklärt sich, dass er seine Arbeiten zu einem grossen Theil im Verein mit einem ihm dazu besonders geeignet erscheinenden Fachgenossen ausgeführt hat, die eine mit diesem, die andere mit jenem, wie es der Sache entsprach. Es war dies bei ihm kein Zeichen von Schwäche, denn er war jedem seiner Mitarbeiter mindestens ebenbürtig an Kenntnissen und Begabung, sondern dies Zusammenarbeiten behagte ihm und verbürgte ihm eine grössere Zuverlässigkeit der Resultate, da er überall möglichst sicher gehen wollte. Nirgends aber war Vorsicht mehr geboten, als wo es sich darum handelte, den Orientalen ihre Sprache

und ihre Ueberlieferungen vom Munde abzulauschen: indem zwei sich zu diesem Zwecke verbanden, diente der Eine zur Controle des Andern, und dieses Verfahren hat den Publicationen von Socin und Prym, von Socin und Stumme eine besonders grosse Zuverlässigkeit verliehen.

In seiner akademischen Thätigkeit hat Socin immer das Altarabische in den Vordergrund gestellt, auch hat er, ausser einer kleineren Arbeit in Band XXXI (1877) der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, im Jahre 1885 eine vielbenutzte, die alte Sprache darstellende Arabische Elementargrammatik veröffentlicht, die in diesem Jahre in 4. Auflage erschienen ist, aber auf dem altarabischen Gebiete liegt nicht sein Hauptverdienst. Dieses besteht vielmehr darin, dass er theils allein, theils zusammen mit Prym und später Stumme verschiedene moderne Dialekte orientalischer Sprachen aus dem Munde von Eingeborenen in grösseren Textstücken litterarisch fixirte, übersetzte, grammatisch und lexikalisch verwerthete oder der weiteren Verwerthung von Seiten Anderer zugänglich machte. Socin schliesst sich daher in dieser durch seine Reisen bedingten Richtung seiner Studien den modernen Linguisten an, die ihr Hauptaugenmerk auf die modernen jetzt gesprochenen Dialekte richten, deren Laute mit fast physiologischer Genauigkeit zu bestimmen suchen, um die Ergebnisse dieser Bestrebungen in letzter Instanz doch wieder für die ältere Sprachform der Litteratur und für die Sprachgeschichte nutzbar zu machen. Für seine lautphysiologischen und metrischen Zwecke holte er sich gern Rath bei einem zweiten Freunde aus der Tübinger Zeit, bei E. Sievers. Wenn auch die alte orientalische Philologie noch ganz andere Aufgaben hat, für die nur wenig aus dem heutigen Orient zu gewinnen sein dürfte, so muss doch die Kenntniss der modernen Dialekte und die Messung der alten Sprache an den modernen Dialekten als eine wichtige Bereicherung der orientalischen Wissenschaft bezeichnet werden.

Dem Inhalt nach stehen diese von Socin und seinen Mitarbeitern der Wissenschaft zugeführten Texte nicht sehr hoch, es sind Märchen, Gedichte, Sprichwörter, Redensarten, aber sie spiegeln die Denkweise des Volkes wieder, bieten der vergleichenden Märchenkunde mancherlei werthvollen Stoff und enthalten auch beachtenswerthe Nachklänge der älteren Litteratur.

Ein erster Vorläufer seiner Publicationen war das Tübinger Universitätsprogramm vom Jahre 1878 „Arabische Sprichwörter

und Redensarten". Aber die erste bedeutende Frucht der grossen Reise war das von E. PRYM und A. SOCIN gemeinsam herausgegebene Buch „Der neu-aramäische Dialekt des Ṭūr 'Abdīn", Göttingen 1881. Die beiden Gelehrten lernten diesen Dialekt in Damaskus kennen aus dem Munde eines aus dem Ṭūr 'Abdīn, einer an Kurdistan angrenzenden Gebirgslandschaft, stammenden Syrers. Diesem Werke folgte bald, von SOCIN allein bearbeitet, ein zweites „Die neuaramäischen Dialekte von Urmia bis Mosul", Tübingen 1882, das aber zum Theil auf s. Z. in Berlin gemeinschaftlich mit GEORG HOFFMANN aus dem Munde eines Nestorianers aufgenommenen Aufzeichnungen beruht. Daneben veröffentlichte er in demselben Jahre, gleichfalls allein, in Band XXXVI der Zeitschrift der DMG. seine Sammlungen im arabischen Dialekte von Moṣul und Mārdīn. Nach einer längeren Pause, die mit anderen Studien ausgefüllt war, erschien als weitere Frucht der Reise wieder ein gemeinsames Werk von PRYM und SOCIN, das sich auf iranischem Sprachgebiete bewegte und eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntniss des Kurdischen brachte: „Kurdische Sammlungen, Erzählungen und Lieder in den Dialekten des Ṭūr 'Abdīn und von Bohtan", St. Petersburg 1890, gedruckt auf Kosten der Kais. Akademie. Er kam später noch einmal auf diese Studien zurück, indem er für GEIGER und KUHN's Grundriss der Iranischen Philologie den Ueberblick über die Sprache der Kurden übernahm (1898).

Seine Uebersiedlung nach Leipzig brachte ihm neue Anregung. Er war emsig beschäftigt, die Materialien, die er aus dem Orient mitgebracht hatte, vollständig aufzuarbeiten, und es ist ihm dies auch gelungen, so dass man doch in gewissem Sinne von ihm sagen kann, dass er sein Tagewerk vollbracht hat, wenn ihm auch nicht die Freude zu Theil geworden ist, Alles sauber gedruckt vor sich liegen zu sehen. Das Manuscript seines Antheils an der Bearbeitung der im neuaramäischen Dialekte von Maʿlūla gesammelten Erzählungen liegt in der Hauptsache fertig vor und harrt mit der ergänzenden Arbeit PRYM's der Veröffentlichung.

Aber SOCIN hat auch das vollendet, was er selbst als sein Hauptwerk bezeichnete, die Bearbeitung einer Sammlung neuerer Gedichte aus Centralarabien, über die er in unseren Berichten vom Jahre 1895 S. 202 ff. eine vorläufige Mittheilung gemacht hat. Das ganze Werk, ausser den Texten und deren Uebersetzung auch

eine Grammatik und ein Wörterbuch enthaltend, wird mit Hülfe einer von Seiner Excellenz Herrn Minister Dr. v. Seydewitz freundlichst zugesagten Unterstützung in unseren Abhandlungen erscheinen. Die ersten Druckbogen hat er noch selbst gesehen und die äussere Einrichtung des Ganzen noch selbst nach seinen Wünschen bestimmen können; der weiteren Durchführung durch die Presse wird sich in der dankenswerthesten Weise sein von ihm hochgeschätzter Schüler Dr. H. Stumme unterziehen.

Auch seine geographischen Studien, die sich auf den heutigen Orient und dessen Namen beziehen, stehen mehr oder minder mit der grossen Reise in Zusammenhang. So vor Allem seine in der Zeitschrift der DMG. Band XXXV (1881) S. 237—269 erschienene Abhandlung Zur Geographie des Ṭūr ʿAbdīn, ferner seine Artikel Lebanon, Mesopotamia, Palaestina, Phoenicia, Syria in der Encyclopaedia Britannica. Selbst auf diesem Gebiete ist es ihm vergönnt gewesen, das was er zu sagen hatte, bis zu einem gewissen Grade abzuschliessen: die „Liste arabischer Ortsappellativa“, die er in Band IV der Zeitschrift des deutschen Palästinavereins veröffentlichte, erscheint jetzt nach seinem Tode in Band XXII in einer von ihm selbst revidirten und bedeutend erweiterten Gestalt, und ebenso bringt das 3. Heft von Band LIII (1899) der Zeitschrift der DMG. S. 471—500 eine noch während seiner Krankheit von ihm eingereichte Abhandlung über die arabischen Eigennamen in Algier, in Form einer eingehenden Kritik des officiellen Vocabulaire destiné à fixer la transcription en français des noms des indigènes.

Die letzten grösseren Arbeiten, die er noch bei seinen Lebzeiten herausgegeben hat, bewegen sich ganz in der Richtung seiner hauptsächlichen Dialektstudien, verdankten aber ihre Entstehung einer durch einen Zufall gegebenen neuen Anregung. Als in den Jahren 1892 und 1894 eine marokkanische Truppe von Akrobaten in Leipzig und Dresden Vorstellungen gab, nahm er, wesentlich von Dr. Stumme unterstützt, die Gelegenheit wahr, auch für zwei Dialekte des Neuarabischen von Marokko Sprachproben zu gewinnen. Sie sind veröffentlicht in Band XIV (1893) und XV (1894) unserer „Abhandlungen“, die erste Abhandlung „Zum arabischen Dialekt von Marokko“ von ihm allein, die zweite „Der arabische Dialekt der Houwāra des Wad Sus in Marokko“ von ihm in Verbindung mit Dr. Stumme verfasst. Mehr nebensächlich hatte er schon zuvor im Jahre 1892 in Band XLVI der Zeit-

schrift der DMG. eine Abhandlung „Bemerkungen zum neuarabischen Tartuffe“ veröffentlicht, und an diese schloss sich dann sein Leipziger Decanatsprogramm vom Jahre 1897 an „Zur Metrik einiger ins Arabische übersetzter Dramen Molière's“.

Selbst die von seinen Hauptinteressen scheinbar abliegenden Nebenarbeiten zeigen, in wie seltener Weise seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit gleichsam aus einem Gusse war. Mit seiner Kenntniss des heiligen Landes steht sein Interesse an den Fragen des Alten Testamentes in Zusammenhang. Hier war ein dritter alter Tübinger, sein treuer Freund, der Theologe E. Kautzsch, sein Hauptarbeitsgenosse. Mit ihm zusammen gab er zuerst Freiburg i. B. 1888, in 2. Auflage 1891 heraus „Die Genesis mit äusserer Unterscheidung der Quellenschriften“, nachdem er schon zuvor mit ihm zusammen in der Schrift „Die Echtheit der moabitischen Alterthümer“, Strassburg 1876, gegen die Echtheit derselben aufgetreten war. Mit R. Smend zusammen behandelte er die berühmte Inschrift des Königs Mesa von Moab, Freiburg i. B. 1886, auf Grund einer genauesten Untersuchung der Fragmente des in Paris befindlichen Steines. Noch vor kurzem konnte er in unseren „Berichten“ vom Jahre 1897, S. 171—184, auf Grund einer im Verein mit H. Holzinger unternommenen Revision der früheren Arbeit constatiren, dass die von ihm mitvertretenen Angaben immer noch am genauesten den Thatbestand wiedergeben. Auch seine kleine Abhandlung über die Siloahinschrift in Band XXII (1899) der Zeitschrift des Palästinavereins sei noch erwähnt.

Seine grossen Verdienste als Mitbegründer und reger Förderer des deutschen Palästinavereins sind in Kautzsch's Nekrolog gebührend gewürdigt. Ebenso war er ein hochgeschätztes Mitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. In den Jahren 1876—1878 war er für den Wissenschaftlichen Jahresbericht der letzteren, und länger noch, bis 1882, in ähnlicher Weise bibliographisch-berichterstattend für den Palästinaverein thätig, abgesehen von den zahlreichen Anzeigen und Kritiken, die er über viele Jahre vertheilt im Literarischen Centralblatt, im Literatur-Blatt für Orientalische Philologie und in anderen Zeitschriften veröffentlicht hat.

Neben den litterarischen Arbeiten ging nicht minder erfolgreich die akademische Thätigkeit Socin's einher. Als Docent wirkte er nicht durch glänzende Beredtsamkeit, nicht durch zusammenfassende Ueberblicke über grosse Gebiete, über geschicht-

liche oder literarhistorische Fragen, sondern was an ihm fesselte, das war seine in raschen Worten aus dem Innersten quellende Begeisterung für die Gegenstände seiner Studien, sein kritisches Urtheil gegen alles Bedenkliche, sein von selbst gegebener praktischer Rath, mit dem er die Jüngeren anzuleiten verstand. Und auch insofern war er ein echter Lehrer, als es ihm nie langweilig wurde, immer wieder von Neuem die jüngeren Generationen in die Elemente der orientalischen Sprachen einzuführen, die Schüler immer von Neuem auf die Feinheiten der Sprache aufmerksam zu machen, und ihnen geduldig zu helfen, die ersten Schwierigkeiten zu überwinden. Er sprach gern von seinen Schülern, und diese haben ihm ihre Dankbarkeit an seinem Grabe bezeugt.

Auch darin zeigte er seine Liebe zur Wissenschaft, dass er keine Kosten für seine Bücher scheute. Eine herrliche Bibliothek stand ihm für seine Studien zu Gebote, aber ihr Reichthum ist auch vielen Andern zu Gute gekommen, denn er war gern bereit auszuleihen, was er besass. In hochherziger Weise sorgte er noch in seinem letzten Willen für die orientalischen Studien, indem er der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft seine kostbare Handschriftensammlung und von seinen Büchern alle die, die sie noch nicht besass, wohl über zweitausend, vermachte, sowie dem Orientalischen Institut an unserer Universität seine Lexika der orientalischen Sprachen und ein vollständiges Exemplar der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

Der Bibliothek der letzteren ist auch sein noch nicht für den Druck vollendeter litterarischer Nachlass zugeführt worden, in dem eine Grammatik des Vulgärarabischen und Massen von Zetteln zu einem Wörterbuch des Neusyrischen besonders wichtig sind. Auch dieser unvollendete Theil seiner Lebensarbeit wird nicht verloren sein.

Zum Schluss mögen hier die Worte eine Stelle finden, mit denen ein hervorragender Fachgenosse, Professor Praetorius von Halle, Socin's Bedeutung an seinem Sarge zusammenfasste: „In der Studirstube, auf der Lehrkanzel hat er vielleicht seines Gleichen gehabt. Gross aber war Socin als Reisender, Sammler, Beschreiber. Wohl hatten schon andere vor ihm aus dem arabischen und syrischen Morgenlande neue, lebendige Kunde gebracht; aber das waren alles mehr Gelegenheitsgaben von solchen, die irgend ein Amt oder anderweitige Reiselust in jene Gegenden

verschlagen hatte. SOCIN aber hat mit bewusster, ausschliesslicher Absicht und mit reichem Erfolge als geschulter Philologe und wohlvorbereiteter Geograph grosse Strecken des syrisch-arabischen Morgenlandes (und noch darüber hinaus) durchforscht, seine eigene Person dabei nicht schonend. Was er von dort mitgebracht, die von ihm gesehene und erlebte Anschauung hat vielfach neues Leben und helles Licht auf bisher Totes, Unverstandenes geworfen. Die zahlreichen Sammlungen seiner Reisen hat er selbst leider nicht alle ausschöpfen können. Und so muss es denn nach seinem Tode anderen überlassen bleiben, das zu ernten, was er gesät."

Ein überaus reichhaltiges wissenschaftliches Leben ist frühzeitig abgeschlossen worden. Erst wenn sein Hauptwerk und was er sonst hinterlassen hat, gedruckt vorliegen wird, werden die engeren Fachgenossen endgültig beurtheilen können, wie weit schon ihm selbst die Verwerthung der durch ihn der Wissenschaft zugeführten Materialien gelungen ist.[1]

---

1) Einige Angaben dieses Nekrologs verdanke ich Herrn PRYM, der die Güte hatte eine Correctur zu lesen.

E. Windisch: *Nekrolog auf* WILHELM PERTSCH.

Am 17. August 1899 starb in Gotha der Orientalist Dr. WILHELM PERTSCH, Oberbibliothekar der durch ihre Sammlungen von orientalischen Handschriften berühmten Herzoglichen Bibliothek zu Gotha, Mitglied unserer Gesellschaft seit dem Jahre 1888.

Er war geboren am 19. April 1832 zu Coburg, besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich dann auf den Universitäten Berlin und Tübingen unter der Leitung von ALBRECHT WEBER[1]) und RUDOLF ROTH dem Studium der indischen und awestischen Philologie. Sein Studiengenosse war vom Winter 1850/51 ab der bedeutende amerikanische Sanskritist und Sprachforscher W. D. WHITNEY. Für den Eifer und die hohe Begabung des jungen Gelehrten spricht, dass er schon im Jahre 1852, kaum 20 Jahre alt, bei F. DÜMMLER in Berlin einen modernen Sanskrittext mit englischer Uebersetzung herausgab: Kṣitīśavaṃśāvalīcarita, the Chronicle of the family of Rāja Kṛṣṇacandra of Navadvīpa, Bengal. Das Jahr darauf veröffentlichte er, gestützt auf Vorarbeiten von ROTH und WHITNEY, im 3. Band von WEBER's Indischen Studien das allen Vedisten bekannte Alphabetische Verzeichniss der Versanfänge der Ṛksaṃhitā, das noch immer neben den in den Vedaausgaben von MAX MÜLLER (1874) und AUFRECHT (1877) gegebenen Indices benutzbar ist. Erst nach diesen Arbeiten promovirte er 1854 in Berlin mit der Herausgabe des Upalekha, de kramapāṭha libellus, eines kleinen Sanskrittextes, der eine künstliche Recitationsweise des Ṛgvedatextes behandelt. Er ging dann nach England in der Absicht, seine vedischen Studien weiter fortzusetzen und eine

1) A. WEBER, mit dem PERTSCH bis an sein Lebensende nahe befreundet war, widmete ihm in der Nationalzeitung vom 22. August 1899 einen Nachruf, den mir Herr WEBER nebst einigen weiteren brieflichen Angaben zur Verfügung stellte. Letzteren entstammt das corrigirte Geburtsdatum. In WEBER's Zuhörerliste hat PERTSCH Nummer 3, vor ihm sind verzeichnet als Nr. 1 KAROW, Nr. 2 SIEGFRIED.

Ausgabe des Taittirīya Araṇyaka vorzubereiten. Aber seine im Jahre 1855 erfolgte Anstellung an der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha wies seiner wissenschaftlichen Thätigkeit andere Wege. Er ist daselbst geblieben bis an sein Lebensende, seit 1879 als Oberbibliothekar, seit 1883 nach Marquardt's Tod auch Director der aus Bibliothek und Münzcabinet bestehenden Friedensteinschen Sammlungen. Als Bibliothekar ist er vorbildlich geworden durch das liberale Entgegenkommen, mit dem er die handschriftlichen Schätze der Gothaer Bibliothek den Gelehrten zugänglich gemacht hat, und als orientalistischer Philologe hat er sich ausgezeichnet durch die seltene Ausdehnung seiner Sprachenkenntniss und durch die Akribie, mit der er nicht nur für die Herzogliche Bibliothek zu Gotha, sondern auch für die Königliche Bibliothek zu Berlin die grossen Kataloge der persischen, türkischen und arabischen Handschriften ausgearbeitet hat. Die orientalischen Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha erschienen 1859 bis 1893 in drei Theilen, von denen der I. Theil die persischen, der II. Theil die türkischen, der III. Theil in 5 Bänden die arabischen Handschriften enthält, mit einem Anhange, der auch die übrigen orientalischen Handschriften mit Ausnahme der persischen, türkischen und arabischen verzeichnet. Dazwischen leistete er dieselbe grosse Arbeit für die officiellen Handschriftenverzeichnisse der Königl. Bibliothek zu Berlin, indem hier der IV. und VI. Band von ihm herrühren, ersterer das Verzeichniss der besonders grossen und schönen Sammlung der persischen Handschriften, Berlin 1888, letzterer das Verzeichniss der türkischen Handschriften der Königl. Bibliothek zu Berlin, Berlin 1889. Auch in seinen kleineren Arbeiten tritt das Interesse, das er an den Handschriften nahm, hervor. An der Gurupūjākaumudī, einer Festschrift zu Ehren seines Lehrers und Freundes A. Weber (1895) betheiligte er sich mit der Beschreibung einer neu erworbenen schönen Pāli-Handschrift der Bibliothek zu Gotha (S. 108—115). Seiner bibliothekarischen Handschriftenkunde entstammte auch die Abhandlung über die arabische Uebersetzung des Amṛtakuṇḍa, die er für eine Festschrift zu Ehren seines andern Lehrers, R. Roth, beigetragen hat (1893), S. 208—212.

Pertsch darf aber noch auf zwei besonderen Gebieten als gründlicher Specialist bezeichnet werden, obwohl er nicht die Zeit gefunden hat, dies durch umfänglichere Arbeiten zu beweisen. Er war auch ein ausgezeichneter Münzkenner. Auf dieses Gebiet

beziehen sich, abgesehen von Besprechungen numismatischer Werke, einige in der Zeitschrift der deutschen Morgenl. Gesellschaft veröffentlichte kleinere Arbeiten: in Band XXII (1868) zwei Merkwürdigkeiten der Herzoglichen Sammlungen in Gotha, 1. eine Gemme mit Pahlawî-Inschrift, 2. die Medaille des Awrangzēb; in Band XXV S. 605—617 (1871) Bericht über eine Sammlung indischer Münzen, die von G. BÜHLER dem Königl. Münzcabinet in Berlin geschenkt worden war; in Band XLV S. 292—294 (1891) Verzeichniss der aus FLEISCHER's Nachlass der DMG überkommenen Münzen.

Ein anderes Specialgebiet, auf dem er mehrere Aufsätze veröffentlicht hat, ist die Fabellitteratur, für die ihm wie für die Münzkunde seine Kenntniss der verschiedenen orientalischen Sprachen besonders zu Statten kam. Schon in Band II der Zeitschrift Orient und Occident S. 261—268 erschien von ihm eine kleine Abhandlung „Ueber NUTI's italienische Bearbeitung von SYMEON SETH's griechischer Uebersetzung der Qalīlah wa Dimnah", letzteres die bekannte arabische Version des indischen Pancatantra. Wichtiger ist in Band XXI der Zeitschrift der DMG S. 505—551 (1867) eine grössere Abhandlung Ueber Nachschabī's Papageienbuch, eine aus dem Jahre 1330 p. Chr. stammende persische Bearbeitung des indischen Fabelwerks Śukasaptati. Er hat diese Studien wenigstens in der Besprechung einschlägiger Werke bis in die späteren Jahre fortgesetzt, so in einer Besprechung von R. SCHMIDT's Ausgabe des Sanskrittextes der Śukasaptati, und in einer Besprechung von PUNTONI's Ausgabe des *Στεφανίτης καὶ Ἰχνηλάτης*, der griechischen Version der arabischen Qalīlah wa Dimnah, in den Jahrgängen 1890 (Nr. 39) und 1892 (Nr. 52) der Deutschen Litteraturzeitung.

PERTSCH war auch correspondirendes Mitglied der Berliner Akademie und der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften.

G. Goetz: *Nekrolog auf* ALFRED FLECKEISEN, vorgelesen von Herrn MEISTER.

Am 7. August dieses Jahres verschied in Dresden einer der ehrwürdigsten Vertreter der classischen Philologie, ALFRED FLECKEISEN, seit 1874 ordentliches Mitglied unserer Gesellschaft. Geboren am 23. September 1820 in Wolfenbüttel besuchte er das Gymnasium in Helmstedt, hierauf die Landesuniversität Göttingen, wo er namentlich zu SCHNEIDEWIN nahe Beziehungen hatte. So mannigfaltig die Anregungen waren, die er hier erhielt, so trat doch schon früh die Vorliebe für das alte Latein hervor, dem der beste Theil seiner Lebensarbeit gewidmet werden sollte. Die erste Probe seines Könnens bilden die im Jahre 1842 erschienenen *Exercitationes Plautinae*, eine durch Methode und wissenschaftliche Energie gleich ausgezeichnete Untersuchung über die Perfectformen von *ire* nebst Compositis, deren Verdienst um so grösser ist, je schwieriger es vor dem Erscheinen des RITSCHLschen Plautus war, das Material kritisch zu sichten. Aehnlichen Werth hat der im Jahre 1847 im 2. Bande des Philologus erschienene Aufsatz über das affirmative *ne* bei Pronominibus. Hatte schon die erste Abhandlung den jungen Forscher in Beziehung zu RITSCHL gebracht, so gestaltete sich diese im Laufe der folgenden Jahre zu einem Freundschaftsbunde aus, der durch das Leben beider Männer hindurch sich als ein kostbares Gut bewährt hat. Die schönsten Früchte dieses Bundes traten bald nach dem Erscheinen der RITSCHLschen Prolegomena zu Tage, erstens in der überaus scharfsinnigen, die Einzelprobleme selbständig fördernden Recension (Jahrbücher 1850. 1851), sodann in der bei Teubner in den Jahren 1850 und 1851 erschienenen Textausgabe von 10 Stücken des Plautus, die anfangs freier gestaltet, später sich enger an RITSCHL anschloss. Mit der lebhaftesten Theilnahme begleitete RITSCHL, der in FLECKEISEN den Fortsetzer seines Plautus sah für den Fall, dass er selber an der Vollendung gehindert sein sollte, das Erscheinen jedes neuen Stückes: fand er doch hier die nämlichen

Principien vertreten, für die er Bahn gebrochen, und denselben freudigen Glauben an den Erfolg kritischer Arbeit und methodischer Fragestellung. Aber auch die Recension der Prolegomena war reich an wissenschaftlichem Ertrag. So findet sich hier im Gegensatz zu Ritschl zum ersten Male das Iambenverkürzungsgesetz, das heute gilt, begründet, wenn auch der consequente Ausbau der Arbeit Anderer vorbehalten blieb. Durch das Stocken der Ritschlschen Ausgabe blieb auch der Fleckeisensche Text unvollständig. Einige kleinere Arbeiten des Jahres 1854 ('*Catonianae poesis reliquiae*' und 'die Dichterfragmente bei Gellius') sind als Gelegenheitsschriften erschienen.

Neben Plautus war es der zweite Hauptvertreter der dramatischen Litteratur, Terenz, dem Fleckeisen besondere Sorgfalt zuwandte. Im Jahre 1857 erschien zunächst eine Ausgabe des Textes, die den von Bentley und Ritschl aufgestellten Forderungen in metrischer und kritischer Weise gerecht zu werden suchte, während daneben eine grössere kritische Ausgabe geplant war. Thatsächlich hat auch Fleckeisen den Terenz nie aus den Augen gelassen; was durch Umpfenbach, Dziatzko und andere geleistet, wurde gewissenhaft benutzt, und so konnte denn im Jahre 1898 zwar nicht eine kritische Ausgabe, wohl aber ein völlig umgestalteter Text mit knapper adnotatio erscheinen, allen Freunden der altlateinischen Poesie ein willkommenes Vermächtniss.

Das Jahr 1861 brachte die kleine aber wichtige Schrift über lateinische Orthographie (50 Artikel aus einem Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung). Angeregt durch Ph. Wagner's *orthographia Vergiliana* und Lachmann's Lucrez, mehr aber noch durch die auf handschriftlicher wie epigraphischer Grundlage ruhenden Forschungen Ritschl's, die sich 'wie ein warmer Hauch' in den Arbeiten zur lateinischen Sprachgeschichte in den 50er und 60er Jahren fühlbar machten, hat Fleckeisen die Notwendigkeit einer Reform an 50 einzelnen Beispielen mit durchschlagendem Erfolge methodisch dargethan. Viele von seinen Aufstellungen sind bald Gemeingut geworden. Auf dem Boden der plautinischen Excurse bewegen sich auch zum grösseren Theile die im Jahre 1864 erschienenen kritischen Miscellen, worin der Versuch gemacht wird, die Länge des nominativischen a in einer Anzahl plautinischer Verse zu erweisen. Um von den zahlreichen kleineren Aufsätzen und Miscellen der Jahrbücher abzusehen, erwähne ich nur noch seine Textausgabe des Cornelius Nepos.

Emendationen zu diesem Autor hatte Fleckeisen schon im Jahre 1849 veröffentlicht, als er noch in Weilburg wirkte und von dort aus zu dem im nahen Hadamar angestellten K. Halm freundschaftliche und fruchtbringende Beziehungen angeknüpft hatte.

Je mehr in den letzten Decennien die selbständige productive Thätigkeit zurück trat, desto mehr rückte seine Wirksamkeit im Dienste der Jahrbücher, an deren Redaktion er seit dem Jahre 1852 betheiligt war, in den Vordergrund. Getragen von der festen Ueberzeugung, dass auch dem Lehrer die beste Kraft aus ernster und hingebender wissenschaftlicher Arbeit zuströme, gab er dieser Zeitschrift sehr bald das wohlbekannte charakteristische Gepräge. Wie er dabei seines Amtes mit feinem Verständniss für die Forderungen der Wissenschaft und die Eigenart der Forscher sowie mit seltener in Grossem wie in Kleinem nie versagender Treue gewaltet hat, wie er die Besten zu wichtigen Beiträgen zu gewinnen wusste, wie er fördernd, helfend, mahnend, warnend in das bunte und mannigfaltige Getriebe eingegriffen hat mit entgegenkommender Freundlichkeit und selbstloser Unterstützung, hat H. Peter in seinem 'Rückblick auf Alfred Fleckeisen's Leitung der Jahrbücher für classische Philologie' in eindrucksvoller Weise dargelegt.

Wer aber die ganze Wirksamkeit Fleckeisen's würdigen will, darf des Einflusses nicht vergessen, den dieser schlichte Mann, der bis zu seiner Emeritierung (1889) Conrector am Vitzthum-schen Gymnasium blieb, auf eine grosse Anzahl hervorragender Vertreter der philologischen Wissenschaft ausgeübt hat. Jahrzehnte hindurch war er der anerkannte Mittelpunkt der Dresdener Philologen; zu seinem 70. Geburtstage hat die allseitige Verehrung in den *Commentationes Fleckeisenianae* auch ihren äusseren Ausdruck gefunden. Aber sein Einfluss erstreckte sich weit über die engere Heimath hinaus. Statt vieler Zeugnisse möge ein einziges genügen, die Worte mit denen kürzlich H. Usener in der Münchener Allgemeinen Zeitung seinen Nachruf geschlossen hat: 'Ihm verdanke ich, dass Philologe zu werden mir schon in den Schuljahren feststand; ihm danke ich die massgebenden Normen für den Betrieb des Studiums, ihm in entscheidenden Wendepunkten des Lebens bestimmenden Rath. In jungen Jahren war es mir eine Seligkeit, in seiner Nähe zu sein; im weiteren Leben war die väterliche Freundschaft, die er mir 51 Jahre lang erwiesen hat, mein und der Meinigen Glück".

Protector der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften

SEINE MAJESTÄT DER KÖNIG.

Ordentliche einheimische Mitglieder der philologisch-historischen Classe.

Geheimer Hofrath *Ernst Windisch* in Leipzig, Secretär der philol.-histor. Classe bis Ende des Jahres 1900.
Geheimer Hofrath *Hermann Lipsius* in Leipzig, stellvertretender Secretär der philol.-histor. Classe bis Ende des Jahres 1900.
Professor *Hugo Berger* in Leipzig.
—— *Adolf Birch-Hirschfeld* in Leipzig.
Geheimer Rath *Otto Böhtlingk* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Friedrich Carl Brugmann* in Leipzig.
Professor *Karl Bücher* in Leipzig.
—— *Berthold Delbrück* in Jena.
Oberbibliothekar Professor *Oscar v. Gebhardt* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Heinrich Gelzer* in Jena.
—— —— *Georg Götz* in Jena.
Geheimer Kirchenrath *Albert Hauck* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Max Heinze* in Leipzig.
Professor *Rudolf Hirzel* in Jena.
Oberschulrath *Friedrich Otto Hultsch* in Dresden-Striesen.
Geheimer Hofrath *Christoph Ludolf Ehrenfried Krehl* in Leipzig.
Professor *Carl Lamprecht* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *August Leskien* in Leipzig.
Professor *Erich Marcks* in Leipzig.
—— *Richard Meister* in Leipzig.
Oberschulrath *Hermann Peter* in Meissen.
Geheimer Hofrath *Friedrich Ratzel* in Leipzig.
Professor *Wilhelm Roscher* in Wurzen.

Professor *Sophus Ruge* in Dresden.
—— *August Schmarsow* in Leipzig.
Hofrath *Theodor Schreiber* in Leipzig.
Professor *Eduard Georg Sievers* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Rudolph Sohm* in Leipzig.
Professor *Georg Steindorff* in Leipzig.
—— *Franz Studniczka* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Georg Treu* in Dresden.
Professor *Moritz Voigt* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Curt Wachsmuth* in Leipzig.
Professor *Richard Paul Wülker* in Leipzig.

Frühere ordentliche einheimische, gegenwärtig auswärtige Mitglieder der philologisch-historischen Classe.

Geheimer Hofrath *Lujo Brentano* in München.
Professor *Friedrich Delitzsch* in Berlin.
—— *Friedrich Kluge* in Freiburg i. B.
—— *Theodor Mommsen* in Berlin.
Geheimer Regierungsrath *Eberhard Schrader* in Berlin.

Ordentliche einheimische Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Geheimer Hofrath *Johannes Wislicenus* in Leipzig, Secretär der mathem.-phys. Classe bis Ende des Jahres 1901.
Professor *Adolph Mayer* in Leipzig, stellvertretender Secretär der mathem.-phys. Classe bis Ende des Jahres 1901.
Professor *Ernst Beckmann* in Leipzig.
Geheimer Medicinalrath *Rudolf Böhm* in Leipzig.
Geheimer Hofrath *Heinrich Bruns* in Leipzig.
Professor *Victor Carus* in Leipzig.
—— *Karl Chun* in Leipzig.
Geheimer Bergrath *Hermann Credner* in Leipzig.
Professor *Friedrich Engel* in Leipzig.
Geheimer Medicinalrath *Paul Flechsig* in Leipzig.
Geheimer Rath *Hans Bruno Geinitz* in Dresden.
Geheimer Medicinalrath *Ewald Hering* in Leipzig.
Geheimer Rath *Wilhelm His* in Leipzig.

Professor *Otto Hölder* in Leipzig.
—— *Ludwig Knorr* in Jena.
Geheimer Hofrath *Martin Krause* in Dresden.
—— —— *Ernst von Meyer* in Dresden.
—— —— *Wilhelm Müller* in Jena.
—— —— *Carl Neumann* in Leipzig.
—— —— *Wilhelm Ostwald* in Leipzig.
—— —— *Wilhelm Pfeffer* in Leipzig.
Professor *Karl Rohn* in Dresden.
Geheimer Hofrath *Wilhelm Scheibner* in Leipzig.
Geheimer Rath *Oscar Schlömilch* in Dresden.
Professor *Ernst Stahl* in Jena.
Geheimer Hofrath *Johannes Thomae* in Jena.
—— —— *August Töpler* in Dresden.
Professor *Otto Wiener* in Leipzig.
Geheimer Rath *Clemens Winkler* in Freiberg.
Geheimer Hofrath *Wilhelm Wundt* in Leipzig.
Geheimer Rath *Gustav Anton Zeuner* in Dresden.
Geheimer Bergrath *Ferdinand Zirkel* in Leipzig.

Ausserordentliche Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Professor *Richard Altmann* in Leipzig.
—— *Paul Drude* in Leipzig.
—— *Alfred Fischer* in Leipzig.
—— *Otto Fischer* in Leipzig.
—— *Emil Schmidt* in Leipzig.

Frühere ordentliche einheimische, gegenwärtig auswärtige Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Geheimer Rath *Carl Gegenbaur* in Heidelberg.
Geheimer Regierungsrath *Felix Klein* in Göttingen.
—— —— *Ferdinand Freiherr von Richthofen* in Berlin.

Archivar:

Ernst Robert Abendroth in Leipzig.

Verstorbene Mitglieder.

Ehrenmitglieder.

Falkenstein, Johann Paul von, 1882.
Gerber, Carl Friedrich von, 1891.
Wietersheim, Karl August Wilhelm Eduard von, 1865.

Philologisch-historische Classe.

Albrecht, Eduard, 1876.
Ammon, Christoph Friedrich von, 1850.
Becker, Wilhelm Adolf, 1846.
Brockhaus, Hermann, 1877.
Bursian, Conrad, 1883.
Curtius, Georg, 1885.
Droysen, Johann Gustav, 1884.
Ebers, Georg, 1898.
Ebert, Adolf, 1890.
Fleckeisen, Alfred, 1899.
Fleischer, Heinr. Leberecht, 1888.
Flügel, Gustav, 1870.
Franke, Friedrich, 1871.
Gabelentz, Hans Conon von der, 1874.
Gabelentz, Hans Georg Conon von der, 1893.
Gersdorf, Ernst Gotthelf, 1874.
Göttling, Carl, 1869.
Gutschmid, Hermann Alfred von, 1887.
Hänel, Gustav, 1878.
Hand, Ferdinand, 1851.
Hartenstein, Gustav, 1890.
Hasse, Friedrich Christian August, 1848.
Haupt, Moritz, 1874.
Hermann, Gottfried, 1848.
Jacobs, Friedrich, 1847.
Jahn, Otto, 1869.
Janitschek, Hubert, 1893.
Köhler, Reinhold, 1892.
Lange, Ludwig, 1885.
Marquardt, Carl Joachim, 1882.
Maurenbrecher, Wilhelm, 1892.
Miaskowski, August von, 1899.
Michelsen, Andreas Ludwig Jacob, 1881.
Nipperdey, Carl, 1875.
Noorden, Carl von, 1883.
Overbeck, Johannes Adolf, 1895.
Pertsch, Wilhelm, 1899.
Peschel, Oscar Ferdinand, 1875.
Preller, Ludwig, 1861.
Ribbeck, Otto, 1898.
Ritschl, Friedrich Wilhelm, 1876.
Rohde, Erwin, 1898.
Roscher, Wilhelm, 1894.
Sauppe, Hermann, 1893.
Schleicher, August, 1868.
Seidler, August, 1851.
Seyffarth, Gustav, 1885.
Socin, Albert, 1899.
Springer, Anton, 1891.
Stark, Carl Bernhard, 1879.
Stobbe, Johann Ernst Otto, 1887.
Tuch, Friedrich, 1867.
Ukert, Friedrich August, 1851.
Voigt, Georg, 1891.
Wachsmuth, Wilhelm, 1866.
Wächter, Carl Georg von, 1880.
Westermann, Anton, 1869.
Zarncke, Friedrich, 1891.

Mathematisch-physische Classe.

d'Arrest, Heinrich, 1875.
Baltzer, Heinrich Richard, 1887.
Bezold, Ludwig Albert Wilhelm von, 1868.
Braune, Christian Wilhelm, 1892.
Bruhns, Carl, 1881.
Carus, Carl Gustav, 1869.
Cohnheim, Julius, 1884.
Döbereiner, Johann Wolfgang, 1849.
Drobisch, Moritz Wilhelm, 1896.
Erdmann, Otto Linné, 1869.
Fechner, Gustav Theodor, 1887.
Funke, Otto, 1879.
Hankel, Wilhelm Gottlieb, 1899.
Hansen, Peter Andreas, 1874.
Harnack, Axel, 1888.
Hofmeister, Wilhelm, 1877.
Huschke, Emil, 1858.
Knop, Johann August Ludwig Wilhelm, 1891.
Kolbe, Hermann, 1884.
Krüger, Adalbert, 1896.
Kunze, Gustav, 1851.
Lehmann, Carl Gotthelf, 1863.
Leuckart, Rudolph, 1898.
Lie, Sophus, 1899.
Lindenau, Bernhard August von, 1854.
Ludwig, Carl, 1895.
Marchand, Richard Felix, 1850.
Mettenius, Georg, 1866.
Möbius, August Ferdinand, 1868.
Naumann, Carl Friedrich, 1873.
Pöppig, Eduard, 1868.
Reich, Ferdinand, 1882.
Scheerer, Theodor, 1875.
Schenk, August, 1891.
Schleiden, Matthias Jacob, 1881.
Schmitt, Rudolf Wilhelm, 1898.
Schwägrichen, Christian Friedrich, 1853.
Seebeck, Ludwig Friedrich Wilhelm August, 1849.
Stein, Samuel Friedrich Nathanael von, 1885.
Stohmann, Friedrich, 1897.
Volkmann, Alfred Wilhelm, 1877.
Weber, Eduard Friedrich, 1871.
Weber, Ernst Heinrich, 1878.
Weber, Wilhelm, 1891.
Wiedemann, Gustav, 1899.
Zöllner, Johann Carl Friedrich, 1882.

Leipzig, am 31. December 1899.

Verzeichniss

der bei der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften im Jahre 1899 eingegangenen Schriften.

1. Von gelehrten Gesellschaften, Universitäten und öffentlichen Behörden herausgegebene und periodische Schriften.

Deutschland.

Abhandlungen der Kgl. Akademie d. Wissensch. zu Berlin. Aus d. J. 1898. Berlin d. J.

Sitzungsberichte der Königl. Preuss. Akad. d. Wissensch. zu Berlin. 1898, No. 40—54. 1899, No. 1—38. Berlin d. J.

Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. Bd. 25. Berlin 1899.

Die Venusdurchgänge 1874 und 1882. Bericht über die deutschen Beobachtungen. Im Auftrage der Commission für die Beobachtung des Venus-Durchganges herausg. von *A. Auwers*. Bd. 1. Berlin 1898.

Winnefeld, Hermann, Altgriechisches Bronzebecken aus Leontini. 59. Programm zum Winckelmannsfeste der Archäologischen Gesellschaft. Berlin 1899.

Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft zu Berlin. Jahrg. 31, No. 18. 19. Jahrg. 32, No. 1—17. Berlin 1898. 99

Die Fortschritte der Physik im J. 1897. Dargestellt von der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin. Jahrg. 53. Abth. 1—3. Braunschweig 1898.

Verhandlungen der physikalischen Gesellschaft zu Berlin i. J. 1898, No. 12. 13.

Verhandlungen der deutschen physikalischen Gesellschaft. Jahrg. 1, No. 1—14. Berlin 1899.

Centralblatt für Physiologie. Unter Mitwirkung der Physiologischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben. Bd. 12 (Jahrg. 1898), No. 21—26. Bd. 13 (Jahrg. 1899), No. 1—20. Berlin d. J.

Verhandlungen der Physiologischen Gesellschaft zu Berlin. Jahrg. 23. (1898/99), No. 1—16. Berlin d. J.

Abhandlungen der Kgl. Preuss. geolog. Landesanstalt N. F. H. 25. 29. Berlin 1898. 99.

Die Thätigkeit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt i. d. Z. vom 1. Febr. 1898 bis 31. Jan. 1899. S.-A. Berlin 1899.

Witt, Otto N., Rede bei der Gedenkfeier für den Fürsten Bismarck in der Aula der Königl. Technischen Hochschule. — *Riedler, A.*, Die technischen Hochschulen und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen. Rectoratsrede. — *Göring, A.*, Ueber die verschiedenen Formen und Zwecke des Eisenbahnwesens. Rede. Berlin 1899.

Chronik der Königl. Technischen Hochschule zu Berlin 1799—1899. — *Lampe, E.*, Die reine Mathematik in den Jahren 1884—1899. Ein Gedenkblatt zur 100-jährigen Jubelfeier der Königl. Technischen Hochschule. Berlin 1899.

Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. H. 104. Bonn 1899.

11. Jahresbericht des Vereins für Naturwissenschaften zu Braunschweig für die Vereinsjahre 1897/98 u. 1898/99. Braunschweig 1899.

Sechsundsiebzigster Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Enthält den Generalbericht über die Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im J. 1898. Breslau 1899.

Jahrbuch des Königl. Sächs. meteorologischen Instituts. Jahrg. 15 (1897). I. II. Chemnitz 1898. 99.

Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. 9. H. 3. 4. Danzig 1898.

Codex diplomaticus Saxoniae Regiae. Im Auftrage d. K. Sächs. Staatsregierung herausg. v. *O. Posse* und *E. Ermisch*. 1. Haupttheil, Abth. B. Bd. 1. — Urkunden der Markgrafen von Meissen und Landgrafen von Thüringen 1381—1395. Hrsg. von *Hubert Ermisch*. Leipzig 1899.

Zeitschrift des k. sächsischen statistischen Bureaus. Redig. v. *V. Böhmert*. Jahrg. 45 (1899), No. 1—4. Dresden 1899.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der naturwissenschaftl. Gesellschaft Isis in Dresden. Jahrg. 1898, Jan.—Dec. Dresden d. J.

Verzeichniss der Vorlesungen und Uebungen an der Kgl. Sächs. Technischen Hochschule f. d. Wintersem. 1899/1900. — Bericht über die Kgl. Sächs. Techn. Hochschule für 1898/99.

Jahresbericht der Pollichia, eines naturwissenschaftlichen Vereins der Rheinpfalz. Mittheilungen. No. 12 = 56. Jahrg. Dürkheim a. d. H. 1898.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt. H. 20. Erfurt 1899.

Sitzungsberichte der physikal.-medicinischen Societät in Erlangen. H. 30 (1898). Erlangen d. J.

Jahresbericht des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M. f. das Rechnungsjahr 1897/98. Frankfurt 1899. — *König, W.*, Goethe's optische Studien. Festrede. Frankfurt a. M. 1899.

Helios. Abhandlungen u. monatliche Mittheilungen aus d. Gesammtgebiete der Naturwissenschaften. Organ des Naturwissensch. Vereins des Reg.-Bezirks Frankfurt. Herausg. von *H. Roedel*. Jahrg. 16. Berlin 1899.

Societatum litterae. Verzeichniss der in d. Publikationen der Akademien und Vereine aller Länder erscheinenden Einzelarbeiten auf d. Gebiete d. Naturwissenschaften. Im Auftrage des Naturwissenschaftl. Vereins für den Reg.-Bezirk Frankfurt herausg. von *M. Klittke*. Jahrg. 12 (1898), No. 5—12.

Jahrbuch f. d. Berg- und Hüttenwesen im Königreich Sachsen auf d. Jahr 1899. Freiberg d. J.

Programm der Kgl. Sächs. Bergakademie zu Freiberg f. d. J. 1899/1900. — Statut und Special-Regulative der Königl. Sächs. Bergakademie. Freiberg 1899.

Verzeichniss der Vorlesungen auf der Grossherzogl. Hessischen Ludwigs-Univers. zu Giessen. Sommer 1899, Winter 1899/1900; Personalbestand W. 1898/99, S. 1899.

Riegel, Franz, Ueber Arhythmie des Herzens (Progr.) — *Spengel, J. W.,* Zweckmässigkeit und Anpassung (Rede). Giessen 1898. — 55 Dissertationen a. d. J. 1898/99.

32. Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Giessen 1897—99.

Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrag d. Oberlausitz. Gesellsch. d. Wissensch. herausg. von *R. Jecht.* Bd. 75, H. 1. — Codex diplomaticus Lusatiae superioris. II. Hft. 4. Görlitz 1899.

Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. N. F. Philologisch-historische Classe. Bd. 2. No. 8. Bd. 3. No 1.

Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Math.-phys. Cl. 1898, No. 4. 1899, No. 1. 2. Philol.-hist. Cl. 1898, No. 4. 1899, No. 1—3. Geschäftliche Mittheilungen. 1898, H. 1. 1899, H. 1. Göttingen d. J.

Jahresbericht der Fürsten- und Landesschule zu Grimma über d. Schuljahr 1898/99. Grimma 1899.

Nova Acta Academiae Caes. Leopoldino-Carolinae germanicae naturae curiosorum. Tom. 72—74. Halis 1899. — Katalog der Bibliothek der Kais. Leop.-Carolin. deutschen Akademie der Naturforscher. Lief. 9. Halle 1899.

Leopoldina. Amtl. Org. d. Kais. Leopoldinisch-Carolinisch deutschen Akad. der Naturforscher. H. 34, No. 12. H. 35, No. 1—11. Halle 1898. 99.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Bd. 21. H. 4. Halle 1899.

Zeitschrift für Naturwissenschaften. Organ des naturwiss. Vereins für Sachsen und Thüringen. Bd. 71. H. 3. 6. Halle 1899.

Mittheilungen der Hamburger Sternwarte. No. 1—5. Hamburg 1894—99.

Neue Heidelberger Jahrbücher. Herausg. vom Histor.-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Jahrg. 8, Heft 2. Heidelberg 1899.

Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereins zu Heidelberg N. F. Bd. 6, H. 1. 2. Heidelberg 1898. 99.

Programm der Grossherzogl. Badnischen Technischen Hochschule zu Karlsruhe für das Studienjahr 1899/1900. — Die Grossherzogl. Technische Hochschule Karlsruhe. Festschrift zur Einweihung der Neubauten. — 3 Habilitationsschriften u. 1 Dissertation a. d. J. 1898.

Chronik d. Universität zu Kiel f. d. J. 1898/99. — Verzeichniss der Vorlesungen. Winter 1898/99, Sommer 1899. — *Brandt, Karl,* Ueber den Stoffwechsel im Meere. (Rede). — *Hoffmann, Georg,* Mahdithum. (Rede). — *Milchhoefer, A.,* Rede zum Winckelmanns-Tage am 9. Dec. 1898. — Ders., Ueber die alten Burgheiligthümer in Athen. (Progr.) Kiel 1898. 99. — 97. Dissertationen a. d. J. 1898/99.

Wissenschaftliche Meeresuntersuchungen. Herausg. von der Commission zur wissenschaftl. Untersuchung der deutschen Meere in Kiel und der Biologischen Anstalt auf Helgoland. Im Auftrage des Königl. Minist. für Landwirthschaft, Domänen u. s. w. N. F. Bd. 3. Abtheilung Helgoland. H. 1. Bd. 4. Abtheilung Kiel. Kiel und Leipzig 1899.

Publication der Königl. Sternwarte in Kiel. 10. Kiel 1899.

Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein. Bd. 11. H. 2. Kiel 1898.

Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Jahrg. 39 (1898). Königsberg 1898.

Jahresbericht des Nikolaigymnasiums in Leipzig. Leipzig 1899.

6. Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache (rumänisches Seminar) zu Leipzig. Herausg. von *Gustav Weigand*. Leipzig 1899.

Weigand, Gustav, Linguistischer Atlas des dacorumänischen Sprachgebietes. Herausg. auf Kosten der rumänischen Akademie. Lief. 2. Leipzig 1899. — Die rumänischen Dialekte der kleinen Walachei, Serbiens und Bulgariens. ebd. 1899.

Jahresbericht der Fürsten- und Landesschule zu Meissen von Juli 1898 bis Juli 1899. Meissen 1899.

Abhandlungen der math.-phys. Cl. der k. bayer. Akad. d. Wiss. Bd. 19, Abth. 3. Bd. 20, Abth. 1. München 1899.

Abhandlungen der philos.-philolog. Cl. d. k. bayer. Akad. d. Wiss. Bd. 21, Abth. 2. München 1899.

Monumenta Tridentina. Begonnen von *August Druffel,* fortgesetzt von *Karl Brandi.* H. 4. 5. München 1897. 99.

Lindemann, Ferdinand, Gedächtnissrede auf Philipp Ludwig von Seidel. — *Göbel, Karl,* Ueber Studium und Auffassung der Anpassungserscheinungen bei Pflanzen. (Festrede). München 1898.

Sitzungsberichte der mathem.-phys. Cl. der k. bayer. Akad. d. Wiss. zu München. 1898, H. 4. 1899, H. 1. 2. München d. J.

Sitzungsberichte der philos.-philol. u. histor. Cl. der k. bayer. Akad. d. Wiss. zu München. 1898, Bd. 2, H. 1—3. 1899, H. 1. 3. Bd. 2, H. 1. München d. J.

Vierzigste Plenarversammlung der histor. Commission bei der k. bayer. Akad. d. Wiss. Bericht des Secretariats. München 1899.

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. Bd. 14. 1898, H. 3. Bd. 15. 1899, H. 1. 2. München d. J.

26. Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins f. Wissenschaft u. Kunst f. 1897/98. Münster 1898.

Abhandlungen d. Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg. Bd. 12. Nürnberg 1899.

Jahresbericht der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg. 1898. Nürnberg 1899.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrg. 1898. — Mittheilungen. Jahrg. 1898. — Katalog der im Germanischen Museum befindlichen Glasgemälde aus älterer Zeit. 2. Aufl. Nürnberg 1898.

Jahresbericht des Direktors des Kgl. Geodätischen Instituts (zu Potsdam) 1898/99. Berlin 1899.

Veröffentlichung des Kgl. Preuss. Geodätischen Instituts und Centralbureaus der internationalen Erdmessung: Bestimmung der Intensität der Schwerkraft auf 55 Stationen von Hadersleben bis Koburg und in der Umgebung von Göttingen. Bearb. von *L. Haasemann*. Berlin 1899.

Publicationen des Astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam. Bd. 13. — Photographische Himmelskarte. Bd. 1. — Feier zur Einweihung des neuen Kuppelbaues und des grossen Refractors des Königl. Astrophysikalischen Observatoriums am 26. August 1899. Potsdam 1899.

Annalen der Kaiserl. Universitätssternwarte in Strassburg. Bd. 2. Karlsruhe 1899.

Württembergische Vierteljahrsschrift für Landesgeschichte. Herausg. von der Württembergischen Kommission f. Landesgeschichte. N. F. Jahrg. 8 (1899). Stuttgart 1899.

Tharander forstliches Jahrbuch. Bd. 48, 2. Bd. 49, 1. 2. Supplbd. 8. Dresden 1898. 99.

Zuwachs der Grossherz. Bibliothek zu Weimar i. d. J. 1896—98. Weimar 1899.

Jahrbücher des Nassauischen Vereins f. Naturkunde. Jahrg. 52. Wiesbaden 1899.

Sitzungsberichte der physikal.-medicin. Gesellschaft zu Würzburg. Jahrg. 1898, No. 4—8. 1899, No. 1—5. Würzburg d. J.

Verhandlungen der physikal.-medicin. Gesellschaft zu Würzburg. N. F. Bd. 32, No. 4—6. Bd. 33, No. 1. Würzburg 1898. 99. — Festschrift zur Feier ihres 50-jährigen Bestehens. Hrsg. von der physikal.-medicin. Gesellschaft zu Würzburg. ebd. 1899.

Oesterreich-Ungarn.

Ljetopis Jugoslavenske Akademije znatosti i umjetnosti (Agram). Svez. 13. 1898. U Zagrebu 1899.

Monumenta historico-juridica slavorum meridionalium. Vol. 6. Zagrebiae 1898.

Rad Jugoslavenske Akademije znatosti i umjetnosti. Knj. 136—39. U Zagrebu 1898. 99.

Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika. Izd. Jugoslav. Akad. znatosti i umjetnosti. Svez. 18. U Zagrebu 1898.

Stari Pisci hrvatski. Knj. 21. U Zagrebu 1899.

Starine na sviet izdaje Jugoslav. Akad. znatosti i umjetnosti. Knj. 29. U Zagrebu 1898.

Viestnik Hrvatskoga arkeologičkoga Družtva. N. S. God. 3. U Zagrebu 1898.

Viestnik kr. hrvatsko-slavonsko-dalmatinskoj zemaljskog arkiva. God. 1, Svez. 1—4. U Zagrebu 1899.

Zbornik za narodni život i običage južnih slavena. Svez 3, II. 4, I. U Zagrebu 1898. 99.

Magyar. tudom. Akadémiai Almanach 1899. Budapest d. J.

Mathematische u. naturwiss. Berichte aus Ungarn. Mit Unterstützung der Ungar. Akad. d. Wissensch. herausg. Bd. 15 (1897). Budapest 1899.

Értekezések a nyelv-és-széptudományok Köréből. Kiadja a Magyar tudom. Akad. Köt. 17, szám. 1. 2. Budapest 1899.

Archaeologiai Értesitö. A Magyar. tudom. Akad. arch. bizottságának és av Orsz. Régészeti s emb. Társulatnak Közlönye. Köt. 18, szám. 5. Köt. 19, szám. 1. 2. 4. Budapest 1898. 99.

Mathematikai és természettudományi Értesitö. Kiadja a Magyar tudom. Akad. Köt. 16, füz. 3—5. Köt. 17, füz. 1. 2. Budapest 1898. 99.

Mathematikai és természettudományi Közlemények. Kiadja a Magyar. tudom. Akad. Köt. 27, sz. 3. Budapest 1899.

Nyelvtudományi Közlemények. Kiadja a Magyar tudom. Akad. Köt. 28, füz. 3. 4. Köt. 29, füz. 1. 2. Budapest 1898. 99.

Monumenta Hungariae historica. Sect. I. Vol. 30. Budapest 1899.

Monumenta comitalia regni Hungariae. Köt. 11. Budapest 1899.

Monumenta comitalia regni Transsylvaniae. Köt. 21. Budapest 1899.

Rapport sur l'activité de l'Académie Hongroise des sciences en 1898. Budapest 1899.

Beschreibender Catalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Biró's aus Deutsch-Neu-Guinea. Auf Kosten der Ung. Akademie der Wissenschaften und des Ung. National-Museums hrsg. durch die ethnographische Abtheilung des Ung. National-Museums. Budapest 1899.

Verzeichniss d. öffentl. Vorlesungen an der k. k. Franz-Josefs-Universität zu Czernowitz im Winter-Sem. 1899/1900. — Uebersicht der akad. Behörden im Studienjahr 1899/1900.

Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. Herausg. von dem historischen Vereine für Steiermark. Jahrg. 29. Graz 1898.

Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark. H. 46. Graz 1898.

Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark. Jahrg. 1899. (H. 35). Graz d. J.

Berichte des naturwissenschaftlich-medicinischen Vereines in Innsbruck. Jahrg. 23. 24. Innsbruck 1898. 99.

Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. 3. Folge. H. 42. 43. Innsbruck 1898. 99.

Anzeiger der Akademie d. Wissenschaften in Krakau. Jahrg. 1898, No. 10. 1899, No. 1—7. Krakau d. J.

Biblioteca pisarzów polskich (Wydanictwa Akad. umięj. w Krakowie). No. 36. W Krakowie 1899.

Atlas geogiczny Galicyi. zes. 9. 10, I. Kraków 1897. 98.

Rocznik akademii umiejetności w Krakowie. Rok 1895/96. 1897/98. W Krakowie 1896. 98.

Rozprawy Akademii umiejetności. Wydziału matemat.-przyrodniczego. T. 34. (Ser. II. T. 14.) W Krakowie 1899.

Sprawozdania komisyi fizograficznéj. T. 33. Kraków 1898.

Sprawozdania komisyi do badánia historyi szuti w Polsce. T. 6. zes. 2. 3. W Krakowie 1898.

Mittheilungen des Musealvereines für Krain. Jahrg. II. Abth. 1—4 u. Beilagehft. Laibach 1898.

Izvestija Muzejskega društva za Kranjsko. Letnik 8. V. Ljubljani 1898.

Lud, Organ towarzystwa ludoznawczego we Lwowie. T. 5, zesz. 1—4. We Lwówie (Lemberg) 1899.

Veröffentlichungen des Hydrographischen Amtes der Kaiserl. u. Königl. Kriegsmarine. Gruppe III. Relative Schwerebestimmungen durch Pendelbeobachtungen. H. 2. Pola 1898.

Almanach České Akademie Císaře Františka Josefa. Ročn. 9. 1899. V Praze d. J.

Historický Archiv. Čisl. 13—15. V Praze 1899.

Bulletin international. Résumés des travaux présentés. V. Classe des scienc. mathémat. et naturelles. Médecine. Prague 1898.

Rozpravy České Akad. Cís. Františka Josefa. Tříd. II (mathemat.-přírodn.) Ročn. 7. — V Praze 1898.

Věstnik České Akad. Cís. Františka Josefa. Ročn. 7, Čisl. 1—9. V Praze 1898.

Sbírka Pramenův ka Poznání literárního života. Skup. 2, Čisl. 4. V Praze 1898.

Spisy Jana Amosa Komenského. Čisl. 1. V Praze 1898.

Soustavný úvod ve studium nového řízení soudníh. Děl 2. V Praze 1898.

Procházka, Vlad. Jos., Repertorium literatury geologické a mineralogické královstvi českého 1528—1896. D. 1. V Praze 1897.

Památnik na oslavu stých narozenin Františka Palackého. V Praze 1898.

Památnik na oslavu padesátiletého panovnického jubilea jeho veličenstva císare a krále Františka Josefa I. V Praze 1898.

Jahresbericht der k. böhm. Gesellsch. d. Wissenschaften für das Jahr 1898. Prag 1899.

Spisův poctěných jubilejní cenou Král. česk Společnosti nauk v Praze. Čisl. 9. Praze 1897.

Sitzungsberichte der k. böhm. Gesellschaft d. Wissenschaften. Math.-naturw. Classe. Jahrg. 1898. — Philos.-histor.-philolog. Classe Jahrg. 1898. Prag 1899.

Norbert Heermann's Rosenberg'sche Chronik. Hrsg. von *Matth. Klimesch.* Prag 1898.

Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Im Auftrag der Gesellschaft zur Förderung deutsch. Wissensch., Kunst u. Literat. in Böhmen geleitet von *A. Hauffen.* Bd. 2, H. 2. Prag 1899.

Beiträge zur paläontologischen Kenntniss des böhmischen Mittelgebirges. Im Auftrag der Gesellsch. zur Förderung deutsch. Wissensch., Kunst u. Literat. in Böhmen hrsg. Prag. 1898. — Geologische Karte des böhmischen Mittelgebirges. Aufgenommen von *J. G. Hibsch.* Bl. 2. Wien 1899.

Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Bd. 8. Deutsche Lieder auf den Winterkönig. Hrsg. von *Rud. Wolkan.* — Bd. 9. *Joh. Mathesius*, Ausgewählte Werke: Bd. 3. Luther's Leben in Predigten. Hrsg. von *Georg Loesche.* Prag 1898.

Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens. Veröffentlicht von der Gesellsch. z. Förd. deutscher Wissensch., Kunst u. Literat. in Böhmen. III. *Jos. Neuwirth.* Die Wandgemälde im Kreuzgange des Emausklosters in Prag. Prag 1898.

Die deutsche Karl-Ferdinands-Universität in Prag unter der Regierung S. M. des Kaisers Franz Josef I. Festschrift zur Feier des 50jährigen Regierungsjubiläums. Hrsg. vom Akademischen Senat. Prag 1899.

Batka, Rich., Altnordische Stoffe und Studien in Deutschland. 2. S.-A. Wien u. Leipzig 1899. — *Lippert, Jul.*, Sociale Geschichte Böhmens in vorhussitischer Zeit. Bd. 2. Prag, Wien u. Leipzig 1898. — *Nestler, A.*, Die Blasenzellen von Antithamnion Plumula und A. cruciatum. Mit Unterstützung der Gesellsch. z. Förd. deutsch. Wissensch. etc. S.-A. Kiel u. Leipzig 1897. — *Schiffner, Victor*, Conspectus Hepaticarum Archipelagi Indici. Hrsg. vom Botanischen Garten in Buitenzorg. Batavia 1898. — *Weinzierl, Rob. v.*, Das La-Tène-Grabfeld von Langugest bei Bilin in Böhmen. Hrsg. mit Unterstützung der Gesellsch. z. Förd. deutsch. Wissensch. etc. Braunschweig 1899.

Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag über d. J. 1898. Prag 1899.

Magnetische und meteorologische Beobachtungen an der k. k. Sternwarte zu Prag im J. 1898. Jahrg. 59. Prag 1899.

Personalstand der k. k. Deutschen Carl-Ferdinands-Universität in Prag zu Anfang d. Studienjahres 1899/1900. — Ordnung d. Vorlesungen im Sommersem. 1899. Wintersem. 1899/1900.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrg. 37, No. 1—4. Prag 1898. 99.

Bullettino di archeologia e storia dalmata. Anno 21 (1898), No. 12. Anno 22 (1899), No. 1—10. Spalato d. J.

Almanach der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 48. Wien 1898.

Archiv f. österreichische Geschichte. Herausg. v. der z. Pflege vaterländ. Geschichte aufgestellten Commission der Kais. Akad. d. Wissensch. Bd. 85. 86. Wien 1898. 99.

Denkschriften der Kaiserl. Akad. d. Wissenschaften. Mathem.-naturw. Classe, Bd. 65—67. Wien 1898. 99.

Fontes rerum Austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen hrsg. v. d. histor. Commission d. Kais. Akademie d. Wissensch. Bd. 50. Wien 1898.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akad. d. Wissensch. Math.-naturw. Classe. Bd. 107 (1898) I, No. 6—10. II^a^, No. 3—10. II^b^, No. 4—10. III, No 1—10. — Philos.-histor. Cl. Bd. 138—140 (1898. 99). Wien d. J.

Mittheilungen der k. u. k. geographischen Gesellschaft in Wien. 1898. Bd. 41. Wien d. J.

Ornithologische Section der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. — Die Schwalbe. Bericht des Comités für ornithologische Beobachtungs-Stationen in Oesterreich. Red. v. *Ludw. Ritter Lorenz von Liburnau.* N. F. I. 1898. 99.

Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Bd. 48, H. 9. 10. Bd. 49, H. 1—8. Wien 1898. 99.

Publicationen für die internationale Erdmessung. Astronomische Arbeiten der k. k. Gradmessungs-Commission. Bd. 10. Wien 1898. — Die astronomisch-geodätischen Arbeiten des k. k. militär-geographischen Institutes in Wien. Bd. 13—16. ebd. 1899. — Verhandlungen der

österreichischen Gradmessungs-Commission. Protokoll über die am 28. Juni 1898 abgehaltene Sitzung. Wien d. J.

Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums Bd. 13, No. 2—4. Bd. 14, No. 1. 2. Wien 1898. 99.

Jahrbuch d. k. k. geologischen Reichsanstalt. Jahrg. 48 (1898), H. 2—4. Jahrg. 49 (1899), H. 1. 2. Wien d. J.

Verhandlungen d. k. k. geologischen Reichsanstalt. Jahrg. 1898, No. 14—18. Jahrg. 1899, No. 1—10. Wien d. J.

Mittheilungen der Section f. Naturkunde des Oesterreichischen Touristen-Club. Jahrg. 10. Wien 1899.

Belgien.

Académie d'archéologie de Belgique. Bulletin. V. Sér. des Annales. 4—6. Anvers 1899.

Annuaire de l'Académie R. des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. 1898. 99. (Année 64. 65.) Bruxelles d. J.

Bulletins de l'Académie R. des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Année 67—68 (1897—98). III. Sér. T. 34—36 et Tables générales. III. Sér. T. 1—30 (1881—95). Bruxelles 1898.

Mémoires de l'Académie R. des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. T. 53 (1895—98) et Tables générales (1772—1897). Bruxelles 1898.

Mémoires couronnés et autres Mémoires publ. p. l'Académie R. des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. T. 55. 57. 58. Bruxelles 1897. 98.

Mémoires couronnés et Mémoires des savants étrangers publ. p. l'Académie R. des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. T. 55. 56. Bruxelles 1896—98.

Analecta Bollandiana. T. 18. Fasc. 1. 2. Bruxelles 1899.

Annales de la Société entomologique de Belgique. T. 42. Bruxelles 1898.

Annales de la Société R. malacologique de Belgique. T. 28—30. 31. Fasc. 1. T. 32. Bruxelles 1896. 97.

Bulletins des séances de la Société R. malacologique de Belgique. T. 39, I. Bruxelles 1899. — Procès-verbaux. Juin 1895—Dec. 1898.

Bulletin mensuel du magnétisme terrestre de l'Observatoire R. de Belgique. Janv.—Mai et Juill. 1899.

La Cellule. Recueil de cytologie et d'histologie générale. T. 15, Fasc. 2. T. 16, Fasc. 1. 2. Bruxelles 1898. 99.

Dänemark.

Oversigt over det Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger i aaret 1898, No. 4—6. 1899, No. 1—5. Kjøbenhavn d. J.

Det Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Skrifter. Hist. og philos. Afd. 6. Række. Bd. 4, No. 5. 6. — Naturv. og math. Afd. 5. Række. Afd. 4, H. 3. 6. Række. T. 9, No. 1—3. T. 10, No. 1. Kjøbenhavn 1898. 99.

Regesta diplomatica historiae Danicae, cura Soc. Reg. scient. Danicae. Ser. II. T. 2, IV. Kjøbenhavn 1898.

England.

The Bristol museum and reference library. Report of the museums Committee for 1896—98. Bristol 1899.

Proceedings of the Cambridge Philosophical Society. Vol. 10, P. 1—3. Cambridge 1899.

Transactions of the Cambridge Philosophical Society. Vol. 17, P. 2. 3. Cambridge 1899.

Proceedings of the R. Irish Academy. Ser. III. Vol. 5, No. 2. 3. Dublin 1899.

Transactions of the R. Irish Academy. Vol. 31, P. 7. Dublin 1899.

Astronomical Observations and Researches made at Dunsink, the Observatory of Trinity College. P. 8. Dublin 1899.

Proceedings of the R. Society of Edinburgh. Vol. 22, No. 3—5. Edinburgh 1897—98.

Proceedings of the R. Physical Society of Edinburgh. Vol. 14, P. 1. (Session 1897/98.) Edinburgh 1899.

Transactions of the Edinburgh Geological Society. Vol. 7, P. 4. Edinburgh 1899.

Otia Merseiana, the Publication of the Arts Faculty of University College Liverpool. Vol. 1. Paris, London, New York 1899.

Proceedings and Transactions of the Liverpool Biological Society. Vol. 13 (1898/99). Liverpool 1899.

Proceedings of the R. Society of London. Vol. 64. 65, No. 406—421. London 1898. 99. — Yearbook of the R. Society 1899. — The Record of the R. Society 1897, No. 1. London d. J.

Transactions of the R. Society of London. Vol. 190. A. B. London 1898.

Proceedings of the London Mathematical Society. Vol. 29. 30. No. 655—690. London 1898. 99.

Journal of the R. Microscopical Society, containing its Transactions and Proceedings. 1899, No. 1—5. London d. J.

Memoirs and Proceedings of the Literary and Philosophical Society of Manchester. Vol. 43, P. 1.—2. 4. Manchester 1898/99.

Report of the Manchester Museum Owens College for 1898/99. — Museum Handbooks: *Melvill, J. C.* and *Standen, R.*, The marine Mollusca of Madras, marine shells from Lively Island, Falklands, and other Papers. — *Hoyle, Will. E.*, General Guide to the Natural History Collections. — *Therborn, D. C. Dav.*, Index to the „Systema naturae“ of Linnaeus. — Notes from the Manchester Museum. No. 5. Manchester 1898. 99.

Frankreich.

Mémoires des sciences physiques et naturelles de Bordeaux. V. Sér. T. 4 et Append. Bordeaux 1898.

Procès-verbaux de la Société des sciences physiques et naturelles de Bordeaux. Année 1897/98. Paris et Bordeaux d. J.

Travaux et Mémoires des Facultés de Lille. T. 4. 5 (No. 15—18). — Atlas No. 1: *F. Tourneux,* Atlas de l'Embryologie. — Travaux et Mémoires de l'Université de Lille. T. 6 (No. 19—21). — Atlas

No. 2: *Flammermont, Jul.*, Album paléographique du Nord de la France. Lille 1892—98.

Mémoires de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Lyon. Classe des sciences et lettres. Sér. III. T. 5. Paris et Lyon 1898.

Annales de la Société Linnéenne de Lyon. N. S. T. 45. (1898.) Lyon et Paris 1899.

Annales de l'Université de Lyon. Fasc. 39. N. S. Sciences. Médecine. Fasc. 1. 2. Paris et Lyon 1898. 99.

Annales de la Faculté des sciences de Marseille. T. 9, No. 1—5. Marseille 1899.

Annales de l'Institut colonial de Marseille. Année 6. Vol. 5 (1898), Fasc. 1. Paris et Macon 1898.

Bulletin du Muséum d'histoire naturelle. Année 1898. No. 6—8. 1899, No. 1. 2. Paris d. J.

Travaux et Mémoires du Bureau international des poids et mesures. T. 9. Paris 1898.

Annales de l'École normale supérieure. III. Sér. T. 15, No. 12. T. 16, No. 1—10. Paris 1898. 99.

Journal de l'École polytechnique. II. Sér. Cah. 4. Paris 1898.

Bulletin de la Société mathématique de France. T. 26, No. 10. T. 27, No. 1—3. Paris 1898. 99.

Annales du midi. Revue de la France méridionale, fondée sous les auspices de l'Université de Toulouse. Ann. 8—11 (No. 33—42). Toulouse 1897—99.

Bibliothèque meridionale, publ. sous les auspices de la Faculté des lettres de Toulouse. Ser. I, T. 4. Ser. II, T. 5. Toulouse 1898. 99.

Annales de la Faculté des sciences de Toulouse pour les sciences mathématiques et les sciences physiques. Ser. II. T. 1, Fasc. 1. Paris et Toulouse 1899.

Griechenland.

École française d'Athènes. Bulletin de correspondance hellénique. Année 22 (1898), No. 11—12. Année 23 (1899), No. 1—6. Athen, Paris d. J.

Mittheilungen des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts. Athenische Abtheilung. Bd. 23, H. 4. Bd. 24, H. 1—3. Athen 1898. 99.

Holland.

Jaarboek van de Kon. Akad. v. Wetenschappen gevestigd te Amsterdam voor 1898. Amsterdam d. J.

Verhandelingen d. Kon. Akad. v. Wetenschappen. Afdeel. Natuurkunde. Sect. I. Deel 6, No. 6/7. Sect. II. Deel 6, No. 3—8. Amsterdam 1897. 98.

Verslagen van de gewone vergaderingen der wis- en natuurkundige afdeeling der Kon. Akad. v. Wetenschappen. Deel 7. Amsterdam 1899.

Programma certaminis poetici ab Acad. Reg. discipl. Neerlandica ex legato Hoeufftiano indicti in annum 1900. — *Hartmann, Jac. Joh.*, Pater ad filium. Carmen in certamine poetico Hoeufftiano praemio aureo ornatum. Acced. 4 poemata laudata. Amstelodami 1899.

Nieuw Archief voor Wiskunde. Uitg. door het Wiskundig Genootschap te Amsterdam. 2. Reeks. Deel 4. St. 1—3. Amsterdam 1898.

Wiskundige opgaven met oplossingen door de leden van het Wiskundig Genootschap. Deel 7, Stuk 6. 7. Amsterdam 1899. — Nieuwe opgaven. Deel 8, No. 24—71.

Verslag van de 120 Algem. Vergadering van het Wiskundig Genootschap gehoud. te Amsterdam 6. April 1899.

Revue semestrelle des publications mathématiques. T. 7, P. 1. 2. Amsterdam 1899.

Archives néerlandaises des sciences exactes et naturelles, publiées par la Société Hollandaise des sciences à Harlem. Ser. II. T. 2, Livr. 2—5. T. 3, Livr. 1. 2. Harlem 1898. 99.

Huygens, Chr., Oeuvres complètes, publ. par la Société Hollandaise des sciences (à Harlem). T. 8. La Haye 1899.

Archives du Musée Teyler. Sér. II. Vol. 6, P. 3. 4. Harlem 1898. 99.

Handelingen en mededeelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden over het jaar 1898/99. — *Hesseling, D. C.*, Het Afrikaansch. Bijdrage tot de geschidenis der Nederlandsche taal en Zuid-Afrika. Uitg. vanwege der Maatsch. d. Nederl. Letterk. Leiden 1899.

Levensberigten der afgestorvene medeleden van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden. Bijlage tot de Handelingen van 1898/99. Leiden 1899.

Tijdschrift voor Nederlandsche taal- en letterkunde, uitgeg. van wege de Maatsch. der Nederl. Letterkunde. Deel 18 (N. F. 10). Afl. 1—3. Leiden 1899.

Nederlandsch kruidkundig Archief. Verslagen en mededeelingen der Nederlandsche Botanische Vereeniging [Leiden]. Ser. III. Deel 1, Stuk 4. Nijmegen 1899.

Aanteekeningen van het verhandelde in de sectië-vergaderingen van het Provinciaal Utrechtsch Genootschap van kunsten en wetensch., ter gelegenheid van de algem. vergad. gehouden den 15. Juni 1898. Utrecht d. J.

Verslag van het verhandelnde in de algem. vergad. van het Provinciaal Utrechtsch Genootschap van kunsten en wetensch., gehouden d. 15. Jun. 1898. Utrecht d. J.

Conquerque, Rob., Het das doms-en schependomsrecht in Holland en Zeeland. 's Gravenhage 1898. — *Stratz, C. H.*, Der geschlechtsreife Säugethiereierstock. Gekr. Preisschrift. Haag 1898.

Bijdragen en Mededeelingen van het Historisch Genootschap gevestigd te Utrecht. Deel 19. 's Gravenhage 1898.

Werken van het Historisch Genootschap gevestigd te Utrecht. Ser. III. No. 12. 's Gravenhage 1898.

Onderzoekingen gedaan in het Physiol. Laboratorium d. Utrechtsche Hoogeschool. 5. Reeks. I, Afl. 1. Utrecht 1899.

Italien.

Bollettino delle pubblicazioni italiane ricevute per diritto di stampa. No. 312—327. 329—335. Firenze 1898. 99.

Atti e Rendiconti dell' Accademia di scienze, lettere ed arti di Acireale. N. S. Vol. 9 (1897/98). Memorie della classe d. lettere. Acireale 1899.

Atti della Fondazione scientifica Cagnola della sua instituzione in poi. Vol. 15. 16. Milano 1898.

Memorie del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Classe di lettere e science morali e polit. Vol. 20 (Ser. III, Vol. 11), Fasc. 7. 8. — Classe di science matematiche e naturali. Vol. 18 (Ser. III, Vol. 9), Fasc. 6. Milano 1898. 99.

R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Rendiconti. Ser. II, Vol. 31. Milano 1898.

Memorie della R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Modena. Ser. III. Vol. 1. Modena 1898.

Miniature sacre e profane dell' anno 1023, illustranti l'Enciclopedia medioevale di Rabano Mauro, riprodotte in 133 tavole cromolitografiche de un Codice di Montecassino. Montecassino 1896.

Società Reale di Napoli. Atti della A. Accad. di archeolog., lettere e belle arti. Vol. 20 (1898/99). Rendiconto delle tornate e dei lavori dell' Accad. di archeologia, lettere e belle arti. N. S. Anno 12 (1898). Giugn.-Dic. Anno 13 (1899) Genn. Febb. — Atti della R. Accad. di scienze morali e politiche. Vol. 30. Napoli 1899. Rendiconto dell' Accademia di scienze morali e politiche. Anno 37. 1898.

Atti e Memorie della R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova. N. S. Vol. 14. Padova 1898.

Rendiconti del Circolo matematico di Palermo. T. 13, Fasc. 1—6. Palermo 1899.

Atti e Rendiconti dell' Accademia medico-chirurgica di Perugia. Vol. 10, Fasc. 2—4. Perugia 1898.

Annali della R. Scuola normale superiore di Pisa. Vol. 20 (Filosofia e Filologia, Vol. 13). Pisa 1899.

Atti della Società Toscana di scienze naturali residente in Pisa. Memorie. Vol. 16. Pisa 1898.

Processi verbali della Società Toscana di scienze naturali residente in Pisa. Vol. 11. Nov. 1898 — Lugl. 1899.

Atti della R. Accademia dei Lincei. Memorie della Classe di scienze morali, storiche e filologiche. Ser. V, P. I. Vol. 6. P. II. (Notizie degli scavi), Vol. 6, Ag.-Diz. 1898. Vol. 7. Genn.-Lugl. 1899. — Rendiconti. Ser. V. Classe di scienze fisiche, matematiche e naturali. Vol. 7 (1898), II. Sem., Fasc. 12. Vol. 8 (1898) [I. Sem.], Fasc. 1—12. II. Sem., Fasc. 1—11. — Classe di scienze morali, storiche e filologiche. Vol. 7 (1898), Fasc. 7—12. Vol. 8 (1898), Fasc. 1—8. — Rendiconto dell' adunanza solenne del 4. Giugno 1899. Roma d. J.

J codice Capponiani della Biblioteca Vaticana, descritti da *Gius. Salvo-Cozzo.* Roma 1897.

Mittheilungen des Kais. Deutschen Archaeologischen Instituts. Römische Abtheilung (Bollettino dell' Imp. Istituto Archeologico Germanico. Sezione Romana). Bd. 13, H. 4. Bd. 14, H. 1. 2. Roma 1898. 99.

Atti della R. Accademia delle scienze di Torino. Vol. 34, Disp. 1—15. Torino 1898/99.

Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino. Ser. II. T. 18. 19. 48. Torino 1859. 61. 99.

Osservazioni meteorologiche fatte nell' anno 1898 all' Osservatorio della R. Università di Torino. Torino 1899.

Rumänien.

Buletinul Societăţii de sciinţe fizice (Fizica, Chimia si Mineralogia) din Bucaresci-România. Anul 7, No. 6. Anul 8, No. 1—5. Bucuresci 1898. 99.

Russland.

Acta Societatis scientiarum Fennicae. T. 24. Helsingforsiae 1899.

Fennia. Bulletin de la Société de géographie de Finlande. 17. — Atlas de Finlande. Helsingfors 1899.

Bulletin de la Société physico-mathématique de Kasan. Ser. II. T. 8, No. 2—4. T. 9, No. 1. 2. Kasan 1898. 99.

Kazanski, M. V., Značenie bakteriologičeskago sposoba paspoznavanija aziatskoj cholery. Vyp. 1—3. Kazan 1897—99.

Učenyja Zapiski Imp. Kasanskago Universiteta. 1898, No. 12. 1899, No. 1—8. Kasan d. J. — 4 Dissertationen a. d. J. 1898. 99.

Universitetskija Izvěstija. God 38, No. 11. 12. God 39, No. 1—8. Kiev 1898. 99.

Bulletin de la Société Impér. des Naturalistes de Moscou. Année 1898. No. 2—4. Moscou d. J.

Nouveaux Mémoires de la Société Impér. des Naturalistes de Moscou. T. 15, Liv. 7. T. 16, Liv. 1. 2. Moscou 1898. 99.

Učenyja Zapiski Imperatorskago Moskovskago Universiteta. Otděl juridičeskij. Vypusk 1—12. 15—17. O. istoriko-filolog. V. 1—4. 6—8. 10. 12—22. 24. 25. O. fisikomatemat. V. 1. 3—12. O. estestvenno-istoričesk. V. 1—7. 9—13. Moskva 1881—99.

Observations faites à l'Observatoire météorologique de l'Université Impér. de Moscou. Juill. 1898—Oct. 1898.

Bulletin de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Ser. V. T. 8, No. 5. T. 9, No. 1—5. T. 10, No. 1—4. St. Pétersbourg 1898. 99.

Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Ser. VIII. Cl. phys.-mathém. Vol. 6, No. 9. 11—13. Vol. 7, No. 1—4. Vol. 8, No. 1—5. Cl. hist.-philol. Vol. 3, No. 2—5. St. Pétersbourg 1898. 99.

Annales de l'Observatoire physique central, publ. par *M. Rykatchew*. Année 1897, P. 1. 2. St. Pétersbourg 1898.

Otčet imp. archeologicesk Kommisii za 1895. — Materialy po Archeologii Rossii No. 21. S. Peterburg 1897.

Comité géologique, St. Pétersbourg. Bulletins. T. 17, No. 6—10. T. 18, No. 1. 2. — Mémoires. Vol. 8, No. 4. Vol. 12, No. 3. St. Pétersbourg 1898. 99.

Acta Horti Petropolitani T. 14, Fasc. 2. S. Peterburg 1898.

Trudy S. Peterburgskago Obščestva estestvoyspytatelej. — Travaux de la Société des naturalistes de St. Pétersbourg. Sect. de zoologie et de physiologie. T. 27, fasc. 4. T. 29, fasc. 2. St. Pétersbourg 1898. — Protokoly zasědanij. Vol. 28, No. 7. 8. Vol. 29, No. 5.

Publications de l'Observatoire central Nicolas. Ser. II. Vol. 5. 11. — Die Odessaer Abtheilung der Nicolai-Hauptsternwarte. St. Petersburg 1898. 99.

Godičnyi Akt Imp. S. Peterburgsk. Universiteta za 8. Februar 1899. S. Peterburg.

Obozrěnie propodavanija nauk v Imp. S. Peterburgsk. Universiteta na osenne i vesenne polugodie 1899/1900. S. Peterburg 1899.

Zapiski istoriko-philolegičeskago Fakulteta Imp. S. Peterburgskago Universiteta. Čast 46—48. S. Peterburg 1898.

Vizantijskij vremennik (*Βυζαντινά Χρονικά*), izdavaemyi pri imp. Akad. nauk. T. 5, Vyp. 3. 4. T. 6, Vyp. 1. 2. S. Peterburg 1898. 99.

Commentationes philologicae. Sbornik statej v čest Ivana Vasilberiča Pomjalovskago. S. Peterburg 1897.

Schweden und Norwegen.

Sveriges offentliga Bibliotek Stockholm, Upsala, Lund, Göteborg. Accessions-Katalog. 13 (1899). Stockholm 1899.

Bergens Museum. Aarbog for 1898. 99. Bergen 1899.

Sars, G. O. An Account of the Crustacea of Norway. Vol. 2, P. 13. 14. Bergen 1899.

Forhandlinger i Videnskabs-Selskabet i Christiania. Aar 1898. 1899, 1. Christiania d. J.

Skrifter udgivne af Videnskabsselskabet i Christiania. Math.-naturvid. Kl. 1898, No. 1—12. 1899, No. 2—4. 6. 7. Hist.-filos. Kl. 1898, No. 1—7. 1899, No. 1—4. Kristiania d. J.

Acta Universitatis Lundensis. Lunds Universitets Års-Skrift. T. 34. (1898) I. II.

Acta mathematica. Hsg. v. *G. Mittag-Leffler*. 22, 3. 4. Stockholm 1898. 99.

Bihang till Kongl. Svenska Vetenskaps-Akademiens Handlingar. Bd. 24. Stockholm 1899.

Kongl. Svenska Vetenskaps-Akademiens Handlingar. Ny Följd. Bd. 31. Stockholm 1898/99.

Öfversigt af Kongl. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar. Årg. 55. (1898.) Stockholm 1899.

Meteorologiska Jakttagelser i Sverige utg. af Kongl. Svenska Vetenskaps-Akademien. Bd. 35 (Ser. II, Bd. 21). Aarg. 1893. Stockholm 1898.

Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademiens Månadsblad. Årg. 24 (1895). Stockholm 1898.

Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, utg. af Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademien. D. 14, H 1. Stockholm o. J.

Entomologisk Tidskrift utg. af Entomologiska Föreningen i Stockholm. Årg. 19 (1898). Stockholm d. J.

Tromsø Museums Aarshefter. 18. 20. — Aarsberetning for 1894. 97. Tromsø 1896—98.

Nova Acta Reg. Societatis scientiarum Upsaliensis. Ser. III Vol. 18, 1. Upsaliae 1899.

Bulletin of the Geological Institution of the University of Upsala. Vol. 4, P. I, No. 7. Upsala 1899.

Bulletin mensuel de l'Observatoire météorologique de l'Université d'Upsal. Vol. 30 (1898). Upsal 1898/99.

Eranos. Acta philologica Suecana. Ed. *Vil. Lundström.* Vol. 2, Fasc. 3. 4. Vol. 3, Fasc. 2/3. Upsaliae 1898/99.

Schweiz.

Jahresverzeichniss der Schweizerischen Universitätsschriften 1898/99. Basel 1899.

Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft zu Engelberg (1897) und Bern (1898). 80. u. 81. Jahresversammlung. — Compte rendu de la Société helvétique des sciences naturelles. Session 80. 81. Genève 1897. 98.

Argovia. Jahresschrift der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau. Bd. 27. Aargau 1898.

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Hrsg. von der Histor. u. Antiquar. Gesellschaft in Basel. N. F. Bd. 5, H. 2. Basel 1899.

23. Jahresbericht der Histor. u. Antiquar. Gesellschaft in Basel. Vereinsj. 1897/98. Basel 1898.

Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern a. d. J. 1897. No. 1436—1450. Bern 1898.

Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens. N. F. Jahrgang 42 (1898/99). Chur 1899.

Index lectionum in univers. Friburgensi per mens. aest. 1899 et per mens. hiem. 1899/1900. Friburgi Helvet.

Collectanea Friburgensia. Fasc. 8. Friburgi 1899. — *Kirsch, Joh. Pet.,* Die christliche Epigraphik und ihre Bedeutung für die kirchengeschichtliche Forschung. Rede. ebd. 1898.

Mémoires de la Société de physique et d'histoire naturelle de Genève. T. 30, P. 1. Genève 1898.

Mittheilungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Winterthur. H. 1. 1897/98. Winterthur 1899.

Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde. Hrsg. vom Schweizerischen Landesmuseum. N. F. 1, No. 1. 2. Zürich 1899.

Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Jahrg. 43, H. 4. Jahrg. 44, H. 1. 2. — Neujahrsblatt a. d. J. 1899 (101. Stück). Zürich 1899.

10. Jahresbericht der Physikalischen Gesellschaft in Zürich. 1898. Uster-Zürich 1899.

Serbien.

Srpska kralj. Akademija. Glas. 55. 56. Godišnjak. 11 (1897). — Dubrovenik i Osmansko Carstvo. Beograd 1897. 98.

Spanien.

Memorias de la R. Academia de ciencias morales y políticas. T. 3. — R. Academia de ciencias mor. y polít. Año de 1899. — Necro-

logias de los Señores Académicos de número, fallecidos desde 1. Jul. 1885. — Programa para el concorso ordinario de 1899 y otros concorsos. Madrid 1898. 99.

Nordamerika.

Annual Report of the American Historical Association for the year 1897. 98. Washington 1898. 99.

Transactions and Proceedings of the American Philological Association. Vol. 29 (1898). Boston d. J.

Journal of the American Oriental Society. Vol. 20, No. 1. New Haven 1899.

Bulletin of the Geological Society of America. Vol. 9. Rochester 1898.

Maryland Geological Survey. Vol. 2. Baltimore 1898.

Johns Hopkins University Circulars. No. 139—141. Baltimore 1897. 98.

American Journal of Mathematics pure and applied. Publ. under the auspices of the Johns Hopkins University. Vol. 20, No. 4. Vol. 21, No. 1. 2. Baltimore 1898. 99.

American Journal of Philology. Vol. 19, No. 1—4. Baltimore 1898.

American chemical Journal. Vol. 20, No. 8—10. Vol. 21, No. 1—5. Baltimore 1898. 99.

Memoirs from the Biological Laboratory of the Johns Hopkins University. 4, 3. Baltimore 1899.

Johns Hopkins University Studies in historical and political science. Ser. XVI, 6—12. Ser. XVII, 1—5. Baltimore 1898. 99.

Proceedings of the American Academy of arts and sciences. Vol. 34, No. 2—23. Vol. 35, No. 1—3. Boston 1898. 99.

Memoirs of the Boston Society of natural history. Vol. 5, No. 4. 5. Boston 1899.

Proceedings of the Boston Society of natural history. Vol. 28, No. 13—16. Boston 1899.

Bulletin of the Museum of comparative Zoology, at Harvard College, Cambridge, Mass. Vol. 32, No. 9. 10. Vol. 33. 34. Vol. 35, No. 1—6. Cambridge, Mass. 1898. 99.

Annual Report of the Curator of the Museum of Comparative Zoology, at Harvard College, Cambidge, for 1897/98. 1898/99. Cambridge Mass. 1898. 99.

The Chicago Academy of science. Bulletin of the Geological and Natural History Survey. No. 2. — Annual Report for 1897. Chicago 1897. 98.

The John Crerar Library. 4. Annual Report for 1898. Chicago 1899.

Field Columbian Museum. Publications. No. 29—39. Chicago 1898. 89. — The birds of eastern North-America P. 1. ib. 1899.

Jowa Geological Survey. Vol. 9. Des Moines 1899.

The Journal of comparative Neurology. Ed. by *C. L. Herrick*. Vol. 8, No. 4. Vol. 9, No. 1. 2. Granville 1899.

The Proceedings and Transactions of the Nova Scotian Institute of science. Ser. II. Vol. 2. P. 4. Halifax 1898.

The Kansas University Quarterly. Ser. A. Vol. 7, No. 4. Vol. 8, No. 1—3. Lawrence 1898. 99.

University of Nebraska. Bulletin of the Agricultural Experiment Station of Nebraska. Vol. 11, No. 55—59. Press Bulletin. No. 11. Lincoln 1899.

Publications of the Washburn Observatory of the University of Wisconsin. Vol. 11. 12, P. 1. Madison 1898.

Wisconsin Geological and Natural History Survey. Bulletin. No. 1. 2. Madison 1898.

Boletin mensual del Observatorio meteorológico de México. Febr. 1899.

Memorias de la Sociedad científica „Antonio Alzate". T. 10, Cuad. 1—10. México 1898. 99.

16. Annual Report of the Board of trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee. Milwaukee 1898.

The Canadian Antiquarian and Numismatic Journal. Ser. III, Vol. 1, No. 4. Vol. 2, No. 1. Montreal 1898. 99.

Transactions of the Connecticut Academy of arts and sciences. Vol. 10, P. 1. New Haven 1899.

Report for the year 1898/99, presented by the Board of Managers of the Observatory of Yale University to the President and Fellows. (New Haven o. J.)

Annals of the New York Academy of sciences. Vol. 11, No. 3. Vol. 12, No. 1. New York 1898. 99.

American Journal of Archaeology. N. S. Vol. 2. 3, No. 1—3. Norwood Mass. 1898. 99.

Annual Report of the American Museum of natural history. 1898. New York 1899.

Bulletin of the American Geographical Society. Vol. 30, No. 5. Vol. 31, No. 1—4. New York 1898. 99.

Proceedings and Transactions of the R. Society of Canada. Ser. II. Vol. 4. Ottawa 1898.

Geological Survey of Canada. Annual Report. N. S. Vol. 9. Ottawa 1898.

Proceedings of the Academy of natural sciences of Philadelphia. 1898, P. 3. 1899, P. 1. 2. Philadelphia d. J.

Transactions of the Wagner Free Institute of science of Philadelphia. Vol. 6, Philadelphia 1899.

Proceedings of the American Philosophical Society, held at Philadelphia. Vol. 37, No. 158. Vol. 38, No. 159. Philadelphia 1898. 99.

Boletin de Estadística del Estado de Puebla. Épоc. 2. No. 2—4. 7—11. 13—17. Puebla 1899.

The Transactions of the Academy of science of St. Louis. Vol. 8, No. 8—12. Vol. 9, No. 1—5. 7. St. Louis 1898. 99.

Bulletin of the Essex Institute. Vol. 28, No. 7—12. Vol. 29, No. 7—12. Vol. 30. Salem 1896—98.

Proceedings of the California Academy of sciences. Ser. III Vol. 1: Botany. No. 1. 3—9. Geology. No. 4—6. Zoolog. No. 6—12. Mathematical-Physical. No. 1—4. San Francisco 1898. 99.

Occasional Papers of the California Academy of sciences. 6. San Francisco 1899.

The University Geological Survey of Kansas. Vol. 8. Topeka 1898.

Proceedings of the Canadian Institute. Vol 5, P. 1. N. S. Vol. 1, P. 2/3. Vol. 2, P. 1. 2. Toronto 1896—99.

University of Toronto Studies. Vol. 3. Toronto 1899.

Memoirs of the National Academy of sciences. Vol. 8. Mem. [2]. 3. Washington 1898. 99.

Bureau of Education. Report of the Commissioner of education for the year 1896/97. Vol. 2. Washington 1898.

U. S. Department of Agriculture. Division of Biological Survey. Bulletin. No. 9—11. North American Fauna. No. 14. 15. — Yearbook of the U. S. Department of Agriculture 1898. Washington 1898. 99.

Smithsonian Miscellaneous Collections. No. 856. 1170. 1172. Washington 1898. 99.

Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution for 1895/96, 1896/97. Washington 1898. — Report of the U. S. National Museum. 1898.

Report of the Superintendent of the U. S. Naval Observatory for 1897/98 Washington 1898.

The Geological Society of Washington. Presidential Adress. 1898. Washington 1899.

U. S. Coast and Geodetic Survey. Bulletin. No. 37—40. Washington 1899.

Report of the Superintendent of the U. S. Coast and Geodetic Survey, showing the progress during the fiscal year ending with June 1897. Washington 1898.

Monographs of the U. S. Geological Survey. Vol. 29. 31. 35. Washington 1898.

Annual Report of the U. S. Geological Survey to the Secretary of the Interior. 18. 1896/97, P. I—V. 19. 1897/98, P. I. IV. VI. Washington 1897. 98.

Fay, Edw. Allen, Marriages of the deaf in America. Publ. by the Volta Bureau. Washington 1898.

Südamerika.

Anales de la Sociedad científica Argentina. T. 46, Entr. 6. T. 47. 48, Entr. 1—5. Buenos Aires 1898. 99.

Boletin de la Academia nacional de ciencias de la Republica Argentina. [Córdoba]. T. 16, Entr. 1. Buenos Aires 1899.

Anales del Museo nacional de Montevideo. Tom. 2, Fasc. 11. Montevideo 1899.

Annuario publicado pelo Observatorio do Rio de Janeiro para o anno de 1899. (Anno 15.) Rio de Janeiro 1899.

Actes de la Société scientifique du Chili. T. 8, Livr. 1—4. Santiago 1898.

Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins zu Santiago. Bd. 3, H. 5. 6. Santiago 1897. 98.

Commissão geographica e geologica de São Paulo. Secção meteorologico. Dados climatológicos do anno de 1893—1897. São Paulo 1895—98.

Asien.

Notulen van de algemeene en bestuurs-vergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van kunsten en wetenschappen. Deel 35, Afl. 3. 4. Deel 36, Afl. 1. 2. 4. Batavia 1897. 98.

Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde, uitgeg. door het Bataviaasch Genootschap van kunsten en wetenschappen. Deel 40, Afl. 3—6. Deel 41, Afl. 1—4. Batavia 1898. 99.

Verhandelingen van het Batav. Genootschap van kunst. en wetensch. Deel 51, St. 1. Batavia, 's Hage 1898.

Dagh-Register, gehouden int Casteel Batavia. Uitgeg. door het Batav. Genootsch. van kunsten en wetensch. Ann. 1631—1634. 1670—1671. 's Gravenhage 1898.

Natuurkundige Tijdschrift voor Nederlandsch-Indie, uitgeg. door de Kon. Natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch-Indie. Deel 58 Ser. X, Deel 2. Batavia 1898.

Observations made at the Magnetical and meteorological Observatory at Batavia. Publ. by order of the Government of Netherlands India. Vol. 20. 1897. Batavia 1898. — Regenwaarnemingen in Nederl. Indie. Jaarg. 19. ib. 1898.

Alcook, A., An Account of the Deep-Sea Madreporaria collected by the R. Indian Marine Survey Ship Investigator. — An Account of the Deep-Sea Brachyura collected etc. — A descriptive catalogue of the Indian Deep-Sea Fishes in the Indian Museum. Calcutta 1898. 99.

Koehler, R., An Account of the Deep-Sea Ophiuroidea collected by the R. Indian Marine Survey Ship Investigator. Calcutta 1899.

Imperial University, Japan. Calendar for the year 2557/58 (1897/98). Tōkyō 1898.

Annotationes Zoologiae japonensis. Vol. 2, P. 4. Vol. 3, P. 1. Tokyo 1898.

The Journal of the College of science, Imp. University, Japan. Vol. 9, 3. 10, 3. 11, 1—3. 12, 1—3. Tōkyō 1898. 99.

Mittheilungen aus der medicinischen Facultät der Kais. Japan. Universität.. Bd. 4, No. 3—5. Tokio 1898. 99.

Australien.

Proceedings of the R. Society of Victoria. Vol. 11, P. 2. Melbourne 1899.

Journal and Proceedings of the R. Society of New South Wales. Vol. 32 (1898). Abstract of Proceedings. Nov. 1898.—Aug. 1899. — Australian Museum. Report for 1898. Sydney d. J.

Report of the 7. Meeting of the Australian Association for the advancement of science. Sydney 1898.

---

2. Einzelne Schriften.

Fritsche, H., Die Elemente des Erdmagnetismus für die Epochen 1600, 1650, 1700, 1780, 1843 u. 1885 und ihre saecularen Aenderungen. St. Petersburg 1899.

Geinitz, H. B., Sur Stereosternum humidum du Musée Roy. de Minéralogie de Dresde. Trad. par *J. Fraipont*. Liège 1899.

Gessmann, W., Die Geheimsymbole der Chemie und Medicin des Mittelalters. Graz 1899.

Mainwaring, G. B., Dictionary of the Lepcha-Language. Revised and completed by *Albert Grünwald.* Printed and publish. by order of Her Majesty's Secretary of State for India in Council. Berlin 1898.

Schur, W., Neue Reduction der von W. Olbers von 1795 bis 1831 auf seiner Privatsternwarte in Bremen angestellten Beobachtungen von Kometen und kleinen Planeten. S.-A.

Schweder, G., Die Bodentemperatur bei Riga. Riga 1899.

Socolow, Serge, Corrélations régulières du système planétaire avec l'indication des orbites des planètes inconnues jusqu'ici. Moscou 1899.

—— ——, Ascensions droites moyennes des étoiles principales pour l'époque 1885, O. S.-A. St. Pétersbourg 1898.

Thomsen, Vilh., Inscriptions de l'Orkhon (Mémoires de la Société finno-ongrienne, 5). Helsingfors 1896.

Wadsworth, E., The origin an mode of occurence of the Lake Superior Copper-Deposits. S.-A. 1897.

—— ——, The elective systeme in engineering Colleges. S.-A. 1896.

—— ——, Some statistics of engineering education. S.-A. 1897.

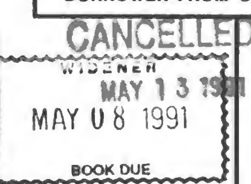
—— ——, The Michigan College of mines. S.-A. 1897.

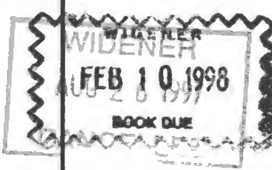
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INHALT.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.


3 2044 012 600 334


WIDENER
MAY 1 3 1991
MAY 08 1991
BOOK DUE


WIDENER
FEB 10 1998
BOOK DUE

